

Municipal Bibliothek
der Stadt Kassel

DEUTSCHE RUNDschau

HERAUSGEBER + RUDOLF PECHEL

1-5

75. JAHRGANG

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART

DEUTSCHE RUNDSCHAU

75. JAHRGANG, HEFT 1

STUTT GART

JANUAR 1949

INHALT

RUDOLF PECHEL

Zum fünfundsiebzigsten Jahrgang 1

HANNS-ERICH HAACK

Kling, Klang und Gloria? 7

HERMANN VON MÜLLER

Im Teufelskreis der Gewalt 15

HELMUT LINDEMANN

Die Schuld der Generale 20

LOTHAR VON STRAUSS UND TORNEY

Weltanschauung und Technik 27

THEO EFFENBERGER

Erziehung zur Qualitätsarbeit 31

KURT PRITZKOLEIT

Pascal oder Wissenschaft des Herzens 35

WERNER BERGENGRUEN

Ballade vom Wind 44

In einer Nacht 48

KARL ROSNER

Es war alles ganz anders 49

HILDEGARD AHENN

Der Diebstahl 57

RUNDSCHAU 65

Das heiße Ruhr-Eisen — Neuer Kurs in Washington? — Revolution der Manager? — Mensch oder Dokument? — Halder, Schuld oder Tragik? — Späte Erkenntnis bei Benesch — Auseinandersetzung mit der Geschichte — Vogel Strauß im deutschen Blätterwald? — Der Herr ohne Heer — Tote Seelen, sehr lebendig — „Alle Völker sind scheußlich“ — Bischof und Diplomat.

Lebendige Vergangenheit 80

Gedanken von Leopold v. Ranke

LITERARISCHE RUNDSCHAU 83

Cordelia — Romane — Drei Breviarien — Graphologie auf dem Wege zur Wissenschaft — Erdachte Briefe — Goethe und die Weltliteratur — Vom Wagnis des Glaubens — Charakter und Schicksal — Von wahrer Ehre — Lebendiger Claudius — Die Kunst des Übersetzens — Französisches Allerlei — Der Mainzer „Genius“ — Wirklichkeit und Roman — „Der große Globus“.

Redaktion: Hanns-Erich Haack / Helmut Lindemann. — Redaktion und Verlag: Stuttgart S, Immenhoferstr. 23. Tel. 771 89. — Druck: Union Druckerei GmbH, Stuttgart. — Die „Deutsche Rundschau“ erscheint monatl. einmal. Bezugspreis: Einzelnummer DM 1,50, viertelj. DM 4,50 zuzügl. der ortsübl. Zustellgebühr. — Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Murhard'sche Bibliothek
der Stadt Kassel

7A 53

DEUTSCHE RUNDSCHAU

75. Jahrgang 1949

INHALTSVERZEICHNIS

Abshagen, Karl-Heinz	
Patriot Canaris	6/510
Ahemm, Hildegard	
Der Diebstahl	1/57
Ahl, Herbert	
Adalbert Stifter als Politiker	2/143
Andres, Stefan	
Konferenz im Atrium	10/913
Bamm, Peter	
Die goldenen Schalen	10/902
Barth, Max	
Mährische Brüder und Mohikaner	9/814
Bäte, Ludwig	
Kirschblüte	5/444
Bauer, Walter	
Dieser Eine	4/347
Behl, C. F. W.	
Alfred Kerr	10/909
Bergengruen, Werner	
Ballade vom Wind	1/44
In einer Nacht	1/48
Herren und Knechte	2/164
Böhmer, Emil	
Die Uhr	6/546
Boehringer, Robert	
An Ernst von Weizsäcker	7/634
Freundschaft	7/636
Cleve, Günther v.	
Im Licht der alten Götter	10/925
Effenberger, Theo	
Erziehung zur Qualitätsarbeit	1/31
Eidlitz, Walter	
Das Fest der Unberührbaren	8/719
Ernst, Fritz	
England nach zehn Jahren	7/607

Faiss, Fritz	
Napoleon aus blauem Glase oder Goethes Farbenlehre	5/429
Fischer, Ruth	
Stalin und der deutsche Kommunismus	10/885
Flügge, Horst	
Zu viel Strategie	5/408
Foster, Michael	
Wissenschaft und Religion	4/319
Grenzer, Kurt F.	
Iran empfindet Unbehagen	6/498
Grözinger, Wolfgang	
Der politische Laie	8/701
Günther, Joachim	
Jaspers und der philosophische Glaube	6/563
Der Dämon und sein Bild	8/759
Haack, Hanns-Erich	
Kling, Klang und Gloria	1/7
Cordelia	1/83
Frankreich — Zerstörer oder Begründer Europas?	2/97
Der tanzende Gott	2/186
Weizsäcker — verurteilt und gerechtfertigt	5/422
Wer wird deutscher Außenminister?	7/577
Französisches	9/854
Deutschlands Außenpolitik und Europa	10/865
Theaterrundschau	10/939
Haag, Inga	
Revolution bei John Bull	4/307
Frankreich — Land der Hoffnung	8/696
Hagelstange, Rudolf	
Und wieder dies	4/343
Heuschele, Otto	
Hugo von Hofmannsthal	7/668
Hocke, Gustav René	
Der europäische Nihilismus	9/807
Holldack, Heinz	
Italiens Rückkehr in die Gemeinschaft des Abendlandes	5/385
„Erstchens Fußtritte“ (Italienisch-britische Kontroversen)	10/873
Jantke, Carl	
„Das Regime der Manager“	4/377
Just, Artur W.	
Amerika und die Weltrevolution	4/301
Kästner, Erich	
Über Erich Kästner	4/354
Knapp, Otto	
Angelsächsische Moralisten	2/135
Koetschau, Karl	
Zum 28. August 1949	8/713

Kordt, Erich	
Nicht jeder Krieg findet statt	2/111
Besichtigung des Atlantikpaktes	5/394
Kordt, Theo	
Grundgesetz und Völkerrecht	7/588
Kraus, Fritz	
Über Arbeit und Muße	7/615
Lindemann, Helmut	
Die Schuld der Generale	1/20
Können Dichter helfen?	2/131
England — Europas Helfer oder Hemmschuh?	3/204
„Irrweg und Umkehr“	3/280
Das Commonwealth — ein politischer Entwicklungsroman	6/481
Außenpolitik ohne Strategie	9/769
Winston Churchill	10/883
Englisches	10/943
Lindscheidt, Friedrich	
Perón und der argentinische Nationalismus	6/493
Spanien, Europa und das „Reich“	9/777
Merschmann, Heinrich	
Vom Umgang mit Siegern	3/217
Umwege zum Nihilismus	10/892
Möller, Knud	
Der einzig-uneinige Norden	4/312
Finnland als Beispiel	8/680
Müller, Hermann v.	
Im Teufelskreis der Gewalt	1/15
Die Katastrophe des Menschen	3/223
Nationalismus — ein Verhängnis?	7/600
Entartung des Krieges	9/800
Mueller-Graaf, Carl F.	
Demokratie ohne Demokraten	8/686
Müller-Freienfels, Richard	
Europäisches Philosophenkonzert	3/237
Nichols, Barbarah	
Amerika fühlt sich verpflichtet... ..	5/416
Patricius, Curt	
Probleme des neuen Indiens	9/795
Pechel, Rudolf	
Zum fünfundsiebzigsten Jahrgang	1/1
Rühmliche Lebenszeit; Katharina Kippenberg zum Gedächtnis ..	5/436
Verantwortung	5/468
Der Deutsche in Europa	8/673
Ein Mann gegen die Unmenschlichkeit	8/727
Pohl, Gerhart	
Gerhart Hauptmanns letzte Tage	6/526
Verrat — Die Erinnerungen des Oskar Giese	9/830

Pritzkoleit, Kurt	
Pascal oder Wissenschaft des Herzens	1/35
Rosner, Karl	
Es war alles ganz anders	1/49
Sabais, Heinz-Winfried	
Freier Mensch	8/732
Salin, Edgar	
Der Dichter Robert Boehringer	7/625
Schmid, Carlo	
Deutschland, Frankreich und Europa	3/193
Schmidt, Paul F.	
Rubens und Rembrandt	2/153
Schnack, Anton	
Kaps der Erde	5/441
Die Erzählung des Bettlers	7/637
Schneider, Reinhold	
Porträt eines Atheisten	3/244
Schnitzler, Werner v.	
Kultur und Eigentum	2/122
Schnurre, Wolfdietrich	
Filmrundschau	5/460, 7/662, 8/752
Wir sind Don Quichotte und Sancho Pansa	8/707
Schroeder, Herbert	
Amerika — der Entdecker Europas	4/289
Sturm um die Inseln unterm Wind	6/504
Wird die gute Erde böse?	10/877
Seckel, Dietrich	
Japan zwischen Tradition und Neubau	9/785
Sellmair, Josef	
Geschichtsunterricht und Politik	2/140
Wort und Wahrheit	4/336
Sinsheimer, Hermann	
Theaterrundschau	6/571
Stahl, Hermann	
Die Wiederkehr der Jugend	3/255
Tröstung im März	3/263
Frühe Minute	3/264
Ogygia (Kalypso und Odysseus)	8/725
Straede, Wolfgang	
Gedanken hinter Stacheldraht	6/522
Strauß und Torney, Lothar v.	
Weltanschauung und Technik	1/27
Vegesack, Siegfried v.	
Der Waldprophet	6/533
Venzmer, Gerhard	
Hormone und Persönlichkeit	3/229
Vietsch, Eberhard v.	
Die Tradition der großen Mächte	4/331

Zum fünfundsiebzigsten Jahrgang

Als im Jahre 1874 das erste Heft der von Julius Rodenberg gegründeten „Deutschen Rundschau“ erschien, stand das junge Kaiserreich in einer fast unvorstellbar fruchtbaren Entwicklung nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet, sondern auch in den Bezirken des Geistes und der Kunst.

Damals fehlte im neuen Deutschen Reich eine Zeitschrift, die als Gegenstück zu den großen ausländischen Revuen — der „Revue des Deux Mondes“, der „Review of Reviews“ und anderer großer Zeitschriften — als ebenbürtiger Repräsentant des deutschen Geisteslebens hätte gelten können. Darum machte Rodenberg seine Zeitschrift ganz bewußt zu dem repräsentativen deutschen Organ. Das Echo, das ihm aus Deutschland und aus der ganzen Welt zurückkam, bestätigte Richtigkeit und Notwendigkeit seines Vorhabens.

Sehr schnell eroberte sich die „Deutsche Rundschau“ drinnen und draußen im Geistesleben einen führenden Platz. Ihr Erfolg beruhte darauf, daß es Rodenberg gelang, mit feinem Spürsinn und behutsamer Hand Deutschlands führende Geister auf allen Gebieten in der „Deutschen Rundschau“ heimisch zu machen und von Anfang an auch geistig bedeutende Ausländer als Mitarbeiter zu gewinnen.

Von den großen Namen der deutschen und ausländischen Literatur, der deutschen Wissenschaft und des deutschen Militärs fehlt in dem ungewöhnlich reichhaltigen Mitarbeiterverzeichnis und den Registerbänden der „Deutschen Rundschau“ kaum einer. Rodenberg unternahm wahre Fischzüge unter der glänzenden Versammlung deutscher Gelehrter, die es damals noch unter ihrer Würde fanden, in andern als rein wissenschaftlichen Blättern zu schreiben. Er brach das Eis — zum Nutzen der deutschen Wissenschaft und der Leser — und hat, was ihm unvergessen bleiben soll, zur Hebung des Ansehens der deutschen Journalisten wesentlich beigetragen. Damals bildete jedes neue Heft den Gegenstand lebhafter Debatten in allen literarisch, künstlerisch und politisch interessierten Kreisen. Manche Aufsätze bedeuteten eine Sensation, so zum Beispiel der Aufsatz des Dänen Georg Brandes über Nietzsche, mit dem zum erstenmal an wichtiger Stelle auf den philosophischen Revolutionär hingewiesen wurde.

Der Dichterruhm von Theodor Fontane, Marie von Ebner-Eschenbach, der

beiden großen Schweizer Dichter Gottfried Keller und C.F. Meyer, von Theodor Storm, Paul Heyse und vielen andern ist nicht zuletzt durch die „Deutsche Rundschau“ verbreitet worden. Auch von den großen russischen Schriftstellern nahm sie gebührend Notiz, und zwischen Turgenjew und Rodenberg knüpften sich persönliche Beziehungen an.

Mit besonderer Liebe pflegte der Herausgeber die Verbindungen zur Schweiz, zu Österreich, Italien, Frankreich und England. Er kannte alle diese Länder von zahlreichen Reisen aus eigenem Augenschein und hatte einen klaren Blick für das Wesentliche, wie seine auch heute noch kulturhistorisch reizvollen Spaziergänge durch Berlin und seine Berliner Romane beweisen. Er fühlte sich als guter Europäer, weil er ein guter Deutscher war.

Was die politische Richtung der Zeitschrift anging, so dürfte sie am treffendsten als ein wohltemperierter Liberalismus zu kennzeichnen sein. Ludwig Bamberger war viele Jahre Rodenbergs politischer Berater.

Die Jahrgänge der „Deutschen Rundschau“ von der Gründung bis zum Tode Julius Rodenbergs im Jahre 1914 sind das geworden, was er angestrebt hatte: eine gültige Chronik deutschen Geisteslebens.

Rodenberg war ein idealer Berater seiner Mitarbeiter. Das zeigen höchst lebendig seine mit Keller und C.F. Meyer gewechselten Briefe. Auch Fontane hat das in einem hübschen Brief anerkannt. Er schreibt am 29. Januar 1878 an Rodenberg:

„Hochgeehrter Herr!

Eben habe ich Mm. über meinen Roman sprechen hören und ich eile, ihm beziehungsweise Ihnen herzlich dafür zu danken. Es ist mild und gerecht mit einem, wie es sein soll, bemerkbaren Vorklingen des ersteren, und damit ist alles gesagt. Nichts Gelungenes, das nicht von Ihrem freundlichen Auge bemerkt worden wäre, nichts Schwaches, das nicht der bekannte Mantel freundlich zugedeckt hätte. Sie lösen die Gentleman-Aufgabe, wohlthuend zu loben und zu tadeln (jenes ebenso schwer wie dieses) und Ihren Ausstellungen Worte zu leihen, vor denen sich auch der Eigensinnigste und Selbstgerechteste jedes Widerspruchs begeben muß. Wie fein die Bemerkung, daß das, was ein Epos sein sollte, hier im wesentlichen eine Aneinanderreihung von Balladen sei! Es trifft nicht nur den schwachen Punkt, es erklärt ihn auch, ja glorifiziert ihn halb. ‚Wir vermissen nicht den äußeren Zusammenhang, wohl aber fehlt zuweilen der organische, der künstlerische‘ — durch diese wenigen Worte haben Sie mich in meinem bisherigen Widerstande besiegt. Denn im Vertrauen gesagt, ich nahm bis dahin das ‚schwach in der Komposition‘ für eine bloße Schablonenbemerkung. Selbst Heyse, auf den ich begreiflicherweise viel gebe, hatte mich nicht bekehren können — Ihnen ist es geglückt.

Was Renate angeht, so haben Sie mir aus der Seele gesprochen, und ich wünschte nur, daß die des Breiteren gezeichnete Figur auf alle meine Leser ähnlich wirkte wie Ihre Skizze des Charakters auf mich. — Auch in dem Schlußpassus stimmen wir zusammen. Es ist ein Unsinn, uns einreden zu wollen, die Welt sei so schofel und erbärmlich, wie unsere Komödien- und Romanschreiber sie darstellen. Ich kenne, Gott sei Dank, bloß leidlich anständige Menschen. Es kann nicht ausbleiben: eine bessere, wahrere Zeit bricht auch in literarischen Dingen an. Viel werd' ich davon nicht mehr sehen; aber es ist schon ein Vorzug, in dem Glauben an sie sein Tagewerk beschließen zu können.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.“

Der Berliner Literaturhistoriker Erich Schmidt hatte recht, als er bei einem Jubiläumssessen der „Deutschen Rundschau“ Rodenbergs Meisterschaft auch in der Form der Ablehnung gepriesen und ihm den Goethe-Vers gewidmet: „Leget Anmut ins Versagen!“

In den letzten Lebensjahren war Rodenberg, der mit seiner Gattin Justina mehr und mehr wie eine neuerliche Verkörperung von Philemon und Baucis auf einer Art Glücklicher Insel in der Margaretenstraße in Berlin lebte, dem unruhigen Geistesleben etwas entrückt. Solche Abgeschlossenheit ist ein Luxus, den sich ein Privatmann leisten kann, der aber dem Herausgeber einer lebendigen Zeitschrift zum Nachteil gelangte. Es wurde eine Fremdheit gegenüber dem in der Literatur machtvoll hervorbrechenden Naturalismus spürbar, die der Zeitschrift nicht gut getan hat. Das war zu verstehen nur aus der Eigenart Rodenbergs, dessen feingestimmte und etwas zaghafte Seele in einer bei seiner abgeklärten Milde erstaunlich heftigen Ablehnung gegen alles das reagierte, was er, ein Jünger Schillers, als roh und unsittlich empfand.

Es war wohl so, daß seine Zeit wie die der Menschen, mit denen er groß geworden, vorüber war und daß neue Kräfte sich zum Worte meldeten, mit denen er eine Verbindung nicht haben konnte noch wollte. Er hat jedoch das unterirdische Grollen in Europa sehr wohl gespürt und mit Sorge die Entwicklung der deutschen Politik, der deutschen Moral und der Kunst verfolgt. Er war auch kein vorbehaltloser Anhänger der Bismarckschen Politik gewesen, wenngleich er der Größe des Staatsmannes stets gerecht geworden ist.

Hier verbirgt sich eine Tragik der Generationen; sie hat seine letzten Jahre überschattet, war aber nicht nur Rodenbergs Schicksal. Sie führt zu der auch heute noch nicht endgültig beantworteten Frage nach den Eigenschaften des idealen Herausgebers und zu der weiteren Frage, wer eigentlich der entscheidende Träger eines Blattes ist: der Herausgeber, wie bei Hardens „Zukunft“, die Mitarbeiter oder die Leser? Ist es nicht vielmehr die Gemeinschaft aller dieser Menschen, die als eine Art guter Hirte zu einer Gemeinde zusammenzuschließen die eigentliche Aufgabe des Herausgebers ist? Was Rodenberg aber durch die Gründung und Leitung der „Deutschen Rundschau“ geleistet hat, gehört längst der deutschen Geistesgeschichte an.

Ich hatte das große Glück, das ich zum bleibenden Gewinn meines Lebens rechne, daß ich meinen guten Freund Bruno Haake, der 1914 Rodenbergs Nachfolger wurde, noch unter dessen Leitung als Redakteur vertreten konnte (1911/12). Was mich die Stunden redaktioneller Zusammenarbeit mit dem seltenen Mann an Verantwortungsgefühl für das deutsche Geistesleben und

dessen Träger und an unbedingter Pflichttreue gegenüber der Zeitschrift gelehrt haben, wiegt noch schwerer als die persönliche Berührung mit so vielen hervorragenden Männern und Frauen aus dem Mitarbeiterkreis der „Deutschen Rundschau“ und der feinsinnigen und feingeistigen Gastlichkeit, die ich in geselligen Stunden im Hause Rodenberg verbringen durfte.

Dem hochbegabten Schriftsteller und untadeligen Menschen Bruno Haake, der mit umfassenden Plänen an die Erneuerung der Zeitschrift heranging, versagte das Geschick die Ausführung seiner hoffnungsvoll begonnenen Arbeit. Er wurde bei Kriegsausbruch Soldat und fiel 1917 in der Flandernschlacht. Als sich nach Haakes Soldatentod der Verleger der „Deutschen Rundschau“ an mich mit der Frage wandte, ob ich die Herausgeberschaft übernehmen wollte, lehnte ich ab, weil ich meinte, daß es der Zeitschrift nicht gut bekommen würde, zwei Herausgeber im Kriege zu verlieren, und ich als Flieger nicht mit meiner Heimkehr rechnete. Als ich doch zurückkam, hatte der Verleger mir den Posten freigehalten, und ich übernahm vor nunmehr bald dreißig Jahren das nicht leichte Amt.

Die Gründung war in den Jahren höchster Blüte des Reiches erfolgt. Nun hieß es, mitten in einem schweren Zusammenbruch neu zu beginnen. Es war mir klar, daß eine Wiedergeburt unseres Volkes nur aus den Kräften des Geistes möglich wäre. Dazu würde es nötig sein, bei voller Aufgeschlossenheit für alles schöpferisch Neue die Kontinuität des deutschen Geisteslebens zu wahren, das Geschichtsbewußtsein zu revidieren und die ewigen Werte des Menschentums sowie den deutschen Beitrag dazu wieder zu einem lebendigen Besitz unseres Volkes zu machen. Leitspruch waren Goethes Verse:

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgenommenes Neue,
Gerader Weg und reine Zwecke.

Wir standen damals vor ganz neuen Problemen, nicht nur politischer und geistiger Art. Sie zu meistern, bedurfte es des Kampfes, der übrigens meiner Art mehr entsprach als ein abgeklärtes Betrachten. Es gab keinen Bereich mehr, der nicht im letzten Sinne von der Politik berührt wurde.

So trat die „Deutsche Rundschau“ in die Arena.

Frei von jeder Parteibindung habe ich versucht, eine Linie zu halten, die gleichermaßen von Liebe zu dem zusammengebrochenen Volke wie von abendländischem Verantwortungsbewußtsein bestimmt war. Es galt, die abgerissenen Fäden zu den freien Geistern in aller Welt neu zu knüpfen. Als Mitarbeiter war mir jeder schöpferische Kopf willkommen, unbeschadet seiner politischen Stellung, wenn er nur Konstruktives zu sagen hatte und sich allein der Wahrheit verpflichtet fühlte.

Im Jahre 1924 ergab sich die Notwendigkeit, die Zeitschrift aus dem alten

Verlag, der seit der Gründung für sie gesorgt hatte, herauszulösen und in einen neugegründeten eigenen Verlag zu übernehmen. Die Hauptsorge blieb, die völlige Unabhängigkeit von allen Parteien und Parteiungen auf politischem wie auf literarischem und künstlerischem Gebiet zu bewahren. Irrtümer und Fehler sind mir wie wohl jedem andern nicht erspart geblieben. Ob die gesetzte Aufgabe erfüllt worden ist, unterliegt allein dem Urteil der Leser.

Der ersten Krisenzeit nach 1918 folgte im Jahre 1933 die entscheidende, nicht bestandene Krise des deutschen Volkes. Ich nahm 1932 den Kampf gegen den Nationalsozialismus aus innerster Verpflichtung gegenüber den großen Begriffen der Menschheit und der abendländischen Verantwortung auf. Einen Rechenschaftsbericht über den Kampf, den ich mit Unterstützung einiger der besten deutschen Geister in der „Deutschen Rundschau“ geführt habe, gibt das Buch „Zwischen den Zeilen“ (Droemersch Verlagsanstalt, Wiesentheid 1948), welches die wichtigsten meiner Aufsätze aus den Jahren 1932 bis 1942 vereinigt.

Im April 1942 wurde ich verhaftet; die „Deutsche Rundschau“ wurde von der Gestapo verboten.

(Unter der Leitung Rodenbergs war die „Deutsche Rundschau“ ein einziges Mal von einer polizeilichen Maßnahme betroffen worden. Im Oktober 1889 veröffentlichte F. H. Geffcken das Tagebuch, das Kaiser Friedrich während des Krieges von 1870 geführt hatte. Bismarck ließ das Oktoberheft durch die Polizei beschlagnahmen und gegen Geffcken beim Reichsgericht Anklage wegen Verrats von Staatsgeheimnissen erheben. Rodenberg hat im Bewußtsein seiner Staatstreue und seines guten Patriotismus diesen Angriff nie ganz verwunden. Bei der Entlassung Bismarcks schrieb er am 27. März 1890 in sein Tagebuch:

„Auch die Geffcken-Papiere habe ich bei diesem Anlaß zum ersten Mal wieder vorgenommen, sowie die kaiserlichen Entlassungsschreiben, das Konvolut, das in der Tat die ganze Affäre schließen soll. Denn mit Bismarck geht der letzte Fleck, und das Gefühl der Befreiung oder Freiheit ist auch über mich gekommen.“)

Als die „Deutsche Rundschau“ bei meiner Verhaftung wegen Vorbereitung des Hochverrats, auf die ich gefaßt sein mußte und war, verboten wurde, habe ich das nicht als einen Makel empfunden. Trotz alles Schweren, das über mich kam, sah ich in dem Verbot eine Auszeichnung. Das war wohl das deutlichste Anzeichen für den fürchterlichen Wandel der Zeiten: Der Hochverrat war zur patriotischen Pflicht geworden!

Nach dreijähriger härtester Haft wie durch ein Wunder gerettet, konnte ich im April 1946 das erste Heft der „Deutschen Rundschau“ (mit britischer Lizenz) wieder erscheinen lassen.

Vier Jahre lang hatte die „Deutsche Rundschau“ schweigen müssen, und wiederum standen wir vor einer neuen und weit schwereren Aufgabe als

1919. Es galt, in einem Volk und für ein Volk zu arbeiten, dessen Zusammenbruch wahrhaftig ein totaler war.

Für mich war klar, daß sich ohne die Erkenntnis der letzten Gründe unseres Zusammenbruchs ein Weg ins Freie für unser Volk nicht wieder öffnen könnte. Es hieß jetzt, eine schonungslose Inventur des deutschen Wesens zu veranstalten und die Fehler aufzudecken, die uns in diese beispiellose Katastrophe geführt haben. Diese liegen auch im deutschen Charakter und in der Abkehr von der Art, die uns befähigt hatte, der Menschheit zu dienen. Eine ehrliche und rückhaltlose Absage an den nationalistischen und militaristischen Geist des Machtstrebens, eine Absage, aus Liebe zu unserm Volke und europäischer Verantwortung geboren — das ist die entscheidende Voraussetzung einer Gesundung.

Im Jahre 1946 knüpften wir, unter Nichtbeachtung der Verbotsjahre, mit der Zählung der Jahrgänge an den letzten vor dem Verbot erschienenen an. Aber auch die Verbotsjahre gehören zur Geschichte der „Deutschen Rundschau“, und darum wollen wir uns nunmehr berichtigen und am 1. Januar 1949 mit dem 75. Jahrgang seit der Gründung beginnen.

Fünfundsiebzig Jahre sind viel für ein Menschenleben. Für ein Volk brauchen sie nicht die letzte Entscheidung zu bedeuten, wenn auch die zweite Hälfte mit einem Übermaß an Leid und Schuld, an Unglück und Not erfüllt gewesen ist.

Eine Zeitschrift muß, wenn sie ihre Aufgabe recht erfüllt hat, nach fünfundsiebzigjährigem Bestehen ein getreuer Spiegel und eine wahrheitsgemäße Chronik der Geschichte ihres Volkes sein. Eine deutsche Zeitschrift, die heute 75 Jahre besteht, muß den jähen Absturz von einstiger Höhe, wie er sich 1918 vollzog, die giftige Scheinblüte der Hitlerherrschaft, das Versinken im Abgrund und die verzweifelten Versuche, wieder zum reinen Licht emporzusteigen, dokumentarisch wiedergeben.

Nun — die Jahrgänge liegen vor. Wir glauben, daß wir dem Urteil mit Fassung entgegensehen dürfen.

Gegenwart und Zukunft stellen auch der „Deutschen Rundschau“ neue Aufgaben. Sie wird diese lösen können, wenn sie ihre Tradition wahrt, ohne rückwärts zu schauen — wenn sie nach vorne blickt, ohne Vergangenes ganz zu vergessen.

Kling, Klang und Gloria?

Als Ausklang des vergangenen Jahres schlug eine Art Propagandawelle über Deutschland: das Gerede um eine Remilitarisierung. Eine gewisse westdeutsche Presse warf sich unter sich und mit einigen ausländischen Blättern die Bälle zu, und man formulierte dahin, daß die Westunion zur Verteidigung des Abendlandes zwar einen Generalstab, aber keine Soldaten habe, die aber Deutschland mit seinem Überschuß an Menschenkräften stellen könnte oder sollte. Die Ziffer, auf die man diese deutschen Truppen schätzte oder veranschlagte, stieg dann im Laufe der Diskussion bis auf eine Million Mann. Eugen Kogon, der verdienstvolle Herausgeber der „Frankfurter Hefte“, überraschte seine Mitwelt durch die Feststellung, daß die Wiederaufrüstung Westdeutschlands im Vordergrund ausgerechnet des Kongresses der Europäischen Föderalisten in Rom gestanden habe, während andere Teilnehmer an diesem Kongreß diesen „Vordergrund“ nicht bemerkt haben wollen. Entgegen zunächst anderslautenden Nachrichten erklärte Kogon jedoch, persönlich ein Gegner jeder Remilitarisierung zu sein. Eine große rheinische Zeitung, die sich begeistert für diesen Gedanken einsetzt, meinte, „es brauchte keine neue ‚Reichswehr‘ zu werden, im politischen Sinne dieses Wortes“. Aus dem „brauchte“ und aus dem Nachsatz „im politischen Sinne dieses Wortes“ ist zu ersehen, daß man im faktischen Sinne es doch dahin bringen möchte. Während von Frankreich aus im allgemeinen sehr ablehnende Stimmen herüberklangen, hat Maurice Duverger, der Außenpolitiker von „Le Monde“, den bei uns längst ausgeträumten Traum vom Gleichschritt der deutsch-französischen Bataillone wieder aufgegriffen und das alte Schlagwort, wonach Frankreich und Deutschland die einzigen militärischen Völker Europas wären, wieder zu beleben versucht. Nun, Frankreich und Deutschland über den Kommissstiefel europäisch zu einigen, ist der sicherste Weg zum Untergang abendländischen Geistes. Vae Victis!

Die Resonanz

Zunächst hat es jeden politisch Denkenden überrascht, mit welcher Unbefangenheit und Eilfertigkeit ein großer Teil der deutschen Presse diesen Remilitarisierungsplan aufnahm und vor Freude über diese glänzende Idee

sich kaum zu lassen wußte. Man gebärdete sich so, als sei nun das Ei des Kolumbus für die Wiederaufrichtung unseres geschlagenen Volkes gefunden, und unterließ keine Verführungskünste, um die etwa Zögernden zu überrennen. Natürlich wurde zuerst die Gefahr einer Ostarmee blutigrot an die Wand gemalt und die Frage gestellt, ob wir etwa warten sollten, bis wir „wie eine kritiklose Hammelherde hingeschlachtet“ würden. Mit anderen Worten wurde wieder einmal eine Präventividee proklamiert, wonach wir also zunächst eine Armee aufbauen müßten, um auf diese Weise eine vielleicht nur fiktive andere Armee in Schach zu halten. Solche Präventivideen kennen wir von 1870, von 1914 und 1939... Der Gegenbeweis war nie zu führen, denn rüsteten wir präventiv, dann war die Katastrophe schnell da; dabei sehnen wir uns mit den deutschen Historikern danach, daß das deutsche Volk nur ein einziges Mal wirklich die Situation des Sichverteidigenmüssens abwartet, anstatt präventiv zu handeln. Daß eine nicht unbeträchtliche Schicht ehemaliger Berufssoldaten und Depossedierter, darunter auch viele Flüchtlinge, die Wiederaufstellung einer Armee begrüßt, kann man ihr wirklich nicht verdenken.

Es fehlen auch nicht die ablehnenden Stimmen, die in einer Ächtung jeden Krieges und einer unabdingbaren Kriegsdienstverweigerung das Heil erblicken und sogar glauben, Deutschland könne zwischen West und Ost eine Art Mittlerrolle gerade auf Grund einer gefestigten antimilitaristischen Geisteshaltung spielen. Es ist sehr interessant, zu verfolgen, auf welche Gegnerschaft diese Kreise mit ihrem Vorschlag, das individuelle Kriegsdienstverweigerungsrecht in das Bundesgrundgesetz aufzunehmen, gerade bei den sich „christlich“ nennenden Parteien stoßen.

Wer aber fragte schon die Mütter, ob sie ihre Söhne wieder dem Kasernenhof anvertrauen wollten? Wer fragte die Waisen des letzten Völkermordens und wer fragte (oder belehrte!) die Jugendlichen, die morgen wieder hinausziehen sollen? Die Millionen Toten, die in Rußlands Schnee oder in Afrikas Wüste, im Westen oder im Norden unter der Erde liegen, sind aus zwingenden Gründen verhindert, ihre Meinung zu der Remilitarisierung zu äußern. Sie wüßten am meisten auszusagen über die „männliche Haltung“, die mit dem Wort „Die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht“, verbunden ist, eine heroische Haltung, für die vielleicht derjenige gefeiert wird, der sie proklamierte, aber nicht die, die danach handelten — denn die zahlten ja ganz einfach mit ihrem Leben und sind für immer stumm. Aber gerade sie könnten uns vielleicht am eindringlichsten sagen, wie gefährlich es ist, mit „Kling, Klang und Gloria“ einfach schreckhaft und kopflos „zur Knarre“ zu fliehen.

Zu der Resonanz im Auslande gab die „Neue Zürcher Zeitung“ wohl die prägnanteste Erklärung: „Es gibt natürlich militärische Kreise im Westen, die sich die Liste der zur Verteidigung von Westeuropa zur Verfügung stehenden Divisionen ansehen und dann mit Bedauern bemerken, daß ein paar deutsche vielleicht ganz nützlich wären. Aber auch diese denken kei-

neswegs an eine deutsche Militärmacht, sondern an deutsches Kanonenfutter.“

Die militärische Lage

Nun, daß die West-Ost-Spannung einen derartigen Höhepunkt erreicht hat, daß man von einer Kriegsmöglichkeit spricht, ist eine beklagenswerte, aber leider allzu wahre Feststellung. Deshalb hat sich auch eine militärische Westunion gebildet und man spricht je nachdem von der Elbe, dem Rhein oder den Pyrenäen als der möglichen ersten Verteidigungslinie gegen einen präsumptiven Angriff aus dem Osten. Da die Elbe mit ihrer Länge von ungefähr 1000 Kilometer zum größten Teil durch die russische Zone Deutschlands läuft, wird sie ernsthaft von den Generalstäben nicht als Verteidigungslinie angesehen. Am logischsten erscheinen ihnen die Pyrenäen als vorderste Frontlinie, weil man dann die „Flugzeugmutter-schiffe“ England, Spanien und Afrika am günstigsten auswerten könnte, um von dort ebenso wie von der Türkei und dem Iran aus gegen Rußland zu operieren. Durch das Zustandekommen der Westunion sah sich das Oberkommando nun doch veranlaßt, den Rhein als Verteidigungslinie bekannt zu geben, der, wie uns inzwischen der frühere deutsche Generalstabschef Halder durch ein Interview wissen ließ, zwar auch keine sichere Sache sei, aber immerhin ein Hindernis, weil beispielsweise Panzer ihn nicht so ohne weiteres überschreiten könnten.

Es wäre den USA sicher unangenehm, wenn die europäischen Atlantikhäfen in die Hände der Sowjets geraten würden, aber wie sich aus der hier kurz skizzierten großräumigen Verteidigungssituation ergibt, würde es nicht entscheidend sein. In der „Continental Daily Mail“ konnte man deshalb auch lesen, die USA bauten Luftstützpunkte jenseits der Sahara aus, und zwar für den Fall eines möglichen Aufgebenmüssens des ganzen europäischen Kontinents. Man sieht, es gibt „Spielräume“ genug.

Sicherlich wäre es für manche militärischen Kreise beruhigend, wenn das „Vorfeld“ zwischen Rhein und Elbe von etwa 40 westdeutschen Divisionen ohne Panzer und Luftwaffe ausgefüllt würde, die das Vorrücken der Russen auf den Rhein und den Atlantik mit dem Einsatz ihres Lebens und der letzten Dörfer und Städte verzögern würden. Wir kennen ja die elastischen Polster der deutschen Rückzugsstrategie aus jüngster Vergangenheit, wir wissen, wer dabei der zahlende Teil ist und haben den General Dittmar noch in schreckhafter Erinnerung, der die hoffnungslosesten Situationen als aussichtsvoll hinstellte und so unzählige Menschenleben auf dem Gewissen hat. Daß diese deutschen Divisionen keine „Angriffswaffen“ bekommen sollen, steht bei allen Befürwortern dieser Idee fest. Zudem verfügen die USA derzeit nichtmals über genügend Waffen für sich selbst und sind vorerst nur in der Lage, die technisch veralteten eigenen Bestände Europa zu überlassen. Bei größter Anstrengung könnten England und Frankreich

vielleicht eine zusätzliche moderne Bewaffnung von Amerika erhalten, aber Deutschland natürlich nie. Und was von der europäischen Rüstungskapazität sogar ohne Berücksichtigung der Kriegszerstörungen von gestern und der Demontagen von heute im Vergleich zur Rüstungskapazität Sowjetrußlands und der USA zu halten ist, mag sich jeder leicht selbst ausrechnen.

Ein Blick auf den Globus zeigt uns, wie klein der europäische Kontinent und insbesondere Deutschland von Washington oder Moskau aus betrachtet ist. Er zeigt aber auch, daß weder Moskau noch die USA, sollte es zu einer Auseinandersetzung kommen, überhaupt auf deutsche Truppen angewiesen sind. Das um so weniger, als ein künftiger Krieg noch mehr wie der vergangene durch Spezialwaffen ausgetragen werden wird. Deshalb sind deutsche Spezialisten für das nächste Morden viel entscheidender als deutsche Truppen. Diese Spezialisten, soweit sie sich mit Düsenantrieb, V-Waffen, Flugzeugbau, Kurzwellentechnik oder radioaktiven Kräften beschäftigt haben, sind in großer Zahl schon längst in den USA, in England oder Frankreich, wo ihre politische Vergangenheit, ja selbst ein noch so hoher SS-Rang, sie in nichts belastet hat. So trägt ein einziger deutscher Erfinder also zur Entscheidung des modernen Krieges von morgen sehr viel mehr bei als 40 Divisionen Fußtruppen, deren Aufgabe es ist, zwischen Rhein und Elbe zu verbluten.

Sterben — mit oder ohne Fußdienst?

Es ist also nicht recht einzusehen, warum vernünftige Deutsche für einen Krieg, in dem Superfestungen und radioaktive Waffen entscheiden, „zur Knarre“ greifen sollen, zumal der ERP-Direktor Paul Hoffmann erklärt hat, die deutsche Industrie würde auch aus strategischen Gründen demontiert, und im schleswig-holsteinischen Landtag die Äußerung fiel, die Engländer wollten mit der rücksichtslosen Demontage zwischen Elbe und Rhein „verbrannte Erde“ schaffen. Diese Überlegung stellen, wie wir in vielfachen Gesprächen mit Deutschen aller Schichten festgestellt haben, doch weit mehr Menschen an, als es sich manche deutsche Lizenzpresse, die sich bewußt oder unbewußt immer stärker vom wahren Denken des Volkes löst, träumen läßt. Statt die Sehnsucht der Menschen nach Frieden zu unterstützen und einer Verwirklichung näher zu bringen, arbeiten allzu viele Blätter mit immer wieder verfangenden Simplifizierungen und falschen Thesen, um einen neuen Rausch zu erzeugen. Diese Presse löst sich also von der großen Wirklichkeit, und ihre Wortführer werden zu Propagandisten ihrer eigenen Verblendung, Dummheit oder Gemeinheit. Mit anderen Worten, sie handeln aus einer geheimen Liebe zum Militarismus, aus einem Mangel an politisch-konstruktiven Ideen oder ganz einfach in der Spekulation auf eine Auflagenerhöhung durch das Interesse, das die oben geschilderten Kreise an der Wiederaufstellung einer Armee haben. Es ist be-

sonders überraschend, wie ein Teil der sogenannten Weltanschauungspresse, also betont christliche oder sogar katholische Zeitungen auf einmal die Welt der ethischen Werte nicht mehr anerkennen und dem eigenen Volke Selbstmord vorschlagen. Diese „terribles simplificateurs“ warten dann beispielsweise mit folgender Phrase auf: „Welcher Mann würde nicht lieber eine Waffe in der Hand haben, als zwischen Genickschuß, Strang oder Bergwerk wählen zu müssen?“ Solch verfängliche Fragen können natürlich auf die Dummen wirken, die sich nicht klarmachen, daß, falls es zum Kriege kommt, der Genickschuß, der Strang oder das Bergwerk (nehmen wir an, daß all dies zuträfe) auch durch die „Waffe in der Hand“ nicht abgewendet werden könnten. Liest man in einer anderen Zeitung, daß vermutlich alle Menschen unter vierzig Jahren einer deutschen Westarmee zuzubeln würden, so zeigt sich auch da wieder, wie verblendet manche Zeitungen sind. Nein, eher die älteren Jahrgänge, die für die „Knarre“ nicht mehr in Frage kommen, Männer mit Reserveoffizierkomplexen oder alte Freischärler, Kinderlose oder solche, die ihre Kinder im Ausland wissen, befinden sich weit mehr unter den Bejahern als junge Menschen. Die jungen Menschen sind sehr viel realistischer, sie haben manchen Blödsinn deutlicher erkannt als die älteren, und sie sind bereit, eine Sinnlosigkeit als Sinnlosigkeit zu erkennen. Sie können sich also auch nüchtern vorstellen, daß ihr Lebenslicht, wenn es zu dem Morden zwischen Ost und West kommt, mit einiger Wahrscheinlichkeit ausgeblasen wird. Wenn man ihnen nun die Frage des Sterbens mit oder ohne vorherigen Fußdienst stellt, dann werden sie ganz deutlich und einfach antworten: Wenn schon, dann bitte ohne!

Außenpolitisch denken

Den deutschen Ländern und sogar der bevorstehenden westdeutschen Bundesregierung wurde von den Alliierten verboten, Außenpolitik zu machen, ein Verbot, das es uns Deutschen aber nicht verwehrt, außenpolitisch zu denken. Aber das ist uns ja von jeher ziemlich schwer gefallen. Sollten wir aber nicht gerade heute Grund genug haben, kühl zu bleiben und in der Wahl zwischen Regen und Traufe uns nicht schnurstracks unter die Traufe zu stellen? Vielleicht gelingt es der Westunion, die Idee auszurotten, als sei Europa nur ein militärisches Vorfeld zwischen West und Ost. Wir Deutsche, die wir nichtmals genügend Souveränität besitzen, unser eigenes Schulsystem selbst zu bestimmen, sollen uns doch nicht einbilden, verhindern zu können, daß Westdeutschland im Falle eines neuen Krieges bestenfalls als Vorfeld betrachtet wird. Und deshalb sind wir berechtigt und verpflichtet, eine derart hoffnungslose Lage nicht noch durch eine Dummheit trostloser zu machen und Vorwürfe, wonach die Überlegung nach Sinn und Un-Sinn ein „Hinduismus“ sei, zurückzuweisen. Außerdem dürfen wir unsere emigrierten Spezialisten in modernster Kriegs-

technik als einen unabschätzbaren und vielleicht entscheidenden Beitrag zur Verteidigung Europas aufrechnen, so daß auch moralische Vorwürfe seitens der Alliierten nicht verfangen können. Auch sähe das Problem ganz anders aus, wenn wirklich vorher ein europäischer Bund zustande käme, dem vorbehaltlos beizutreten zur Zeit vielleicht nur Deutschland bereit ist. Statt dessen werden wir militärregiert. Wieso sollte man uns dann wohl plötzlich eine Wehrmacht zugestehen? In viel unwesentlicheren Lebensäußerungen haben sich die Alliierten nicht entschließen können, uns eine echte Souveränität, Selbstbestimmung, ja nichtmals ein Mitspracherecht einzuräumen, und nun sollten sie sich plötzlich entschließen, uns über eine neue deutsche Wehrmacht jene Gleichberechtigung zu gewähren, eine Wehrmacht, die für uns wie für Europa weitaus gefährlicher ist als die schlimmste Nicht-Gleichberechtigung? Daß sie sich möglicherweise einverstanden erklären würden, die sagenhaften 40 westdeutschen Divisionen als „Légion Etrangère“ und Fußvolk im Vorfeld zu benutzen, soll hier weder bezweifelt noch in Erwägung gezogen werden. Zu der alliierten Demontagepolitik, zu der Unterdrückung unserer Außenhandelsfreiheit und dem Nichtzustandekommen eines der europäischen Lebensnotwendigkeit voll angepaßten Besatzungsstatuts paßt eine westdeutsche Armee gar nicht.

Wer aber sollte übrigens diese neue Wehrmacht aufziehen? Doch nur Fachleute! Also unsere Offiziere und Generale von gestern. Nun sind wir wirklich weit davon entfernt, diese Offiziere und Generale alle in einen Topf zu werfen, weil ein gut Teil von ihnen versagt hat und manche sogar Verbrecher waren. Aber wir sind auch nicht bereit, sie nun heute alle als überlegene und überlegende Europäer zu betrachten. Was würden sie wohl mit einer neuen Reichswehr anstellen, wenn ihnen nichtmals eine einzige deutsche Regierung mit echter Souveränität gegenüberstünde? Diese ohnmächtigen Parteiregierungen müßten die neue Reichswehr geradezu zur „Machtergreifung“ reizen und kein Landtag könnte sie daran hindern. Uns aber sind noch so schwächliche Regierungen lieber als die „zackigsten“ Militärbefehle, da unsere Erfahrungen von gestern sehr bitter waren und und wir genau wissen, daß auch morgen wieder die Zivilisten die Kosten eines solchen Unternehmens zu tragen hätten, von den außenpolitischen Erfolgen unserer Militärs ganz zu schweigen. Mit dem Schicksal unzähliger anständiger ehemaliger Berufssoldaten bis zum General kann man Mitgefühl, ja sogar Mitleid haben. Aber geht es an, daß man, um deren Los temporär zu bessern, den Rest unseres Volkes zu einem sinnlosen Fußdienst freiwillig verurteilt? Es gibt hohe Offiziere und Generale, die weit genug denken können, um gegen eine solche deutsche Westarmee eingestellt zu sein, aber sie sagen es einem nur im Zwiegespräch, während sie sich nach außen hin sogar in die neuen Bestrebungen einzuschalten versuchen, damit, wie sie uns erklärten, die westdeutschen Fußtruppen nicht ausschließlich in die Hände der wahren Nazis und Militaristen von gestern geraten...

Bisher haben wir noch keinerlei konkrete Unterlagen über Bestehen und

Umfang einer deutschen Ostarmee. Unterstellen wir aber einmal, sie bestände im Sinne mancher unkontrollierbarer Zeitungsnachrichten in Höhe von 300 000 Mann, stünde dann schon fest, daß sie auf Deutsche schießen würde? Haben wir nicht lange genug eine Diktatur erlebt, um zu wissen, was unter Druck alles möglich ist und wie ein Krieg auch diesen Druck lösen kann? Selbst wenn man eine solche deutsche Ostarmee noch so sehr fanatisieren würde, würden diese deutschen Soldaten, gesetzt den Fall, sie rückten bis zum Rhein vor, wehrlose Männer, Frauen und Kinder ihres eigenen Blutes einfach „umlegen“? Das sähe allerdings anders aus, wenn wir „mit der Knarre in der Hand“ das strategische Vorfeld beleben würden.

Dürfen wir nicht kurz daran denken, welches Gottesgeschenk 1940 Frankreich durch seine Blitzniederlage zuteil wurde? Wäre es nicht dazu gekommen, was würde dann heute wohl noch von Paris, ja von Frankreich stehen? Solange es kein eigenes Europa gibt, wäre es in letzter Verantwortung vor uns selbst und vor Gott so, wie die Dinge jetzt liegen, schon besser, wir restlichen Deutschen würden uns im Krieg der Kontinente überrollen lassen, der mit Räumen operieren würde und müßte, gegen die unser Raum eine Winzigkeit ist, und abwarten, was unser Schicksal sein würde. Der planmäßige Selbstmord mit der Handwaffe als Präventivmaßnahme gegen dieses Schicksal wäre die sicherste „Lösung“ — die keine Chance mehr offen ließe. Alexander Mitscherlich stellte zu diesem Thema in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 4. Dezember fest: „Käme es nochmals zu einem deutschen Einsatz im politischen Roulette, dann hieße dies: ante portas wartet der Tod auf den Spieler.“

Auch sollten wir daran denken, daß die Aufstellung einer westdeutschen Armee die schon vorhandene Spannung zwischen West und Ost bis zum Unerträglichen erhöhen würde, eine Spannung, die dann vielleicht allenfalls Kriegslüsterne „ermutigt“, loszuschlagen. Unsere feste Entschlossenheit, nicht als Fußvolk zwischen Elbe und Rhein zu verbluten, könnte hingegen manches Mütchen abkühlen und unsere gleichberechtigte Aufnahme in das zu bauende europäische Haus fördern. Auch würden wir mit der Aufstellung einer westdeutschen Armee in die bisher ausschließlich der Verantwortungen der Alliierten zufallende Zweiteilung Deutschlands einwilligen. Warum sollten wir nun nicht das Recht zu größter Zurückhaltung haben, eine Zurückhaltung, die wir leider nicht oft genug in unserer Geschichte geübt haben? Denn die West-Ost-Spannung hindert ja auch nicht, daß England im letzten Halbjahr 1948 seinen Handel mit Osteuropa um 20 vom Hundert erhöhte, daß die Schweiz, Holland und auch Italien mit Moskau Handelsverträge abschlossen und die Sowjetrussen mit den USA eine aktive Handelsbilanz haben, die es ihnen gestattet, in New York englische Pfunde um 20 vom Hundert billiger zu kaufen als in London. Sollte uns das nicht zeigen, daß es auch anders geht?

Auch an den Morgenthau-Plan, der ein Plan der USA-Regierung zur Vernichtung eines großen Teiles des deutschen Volkes war und moraltheolo-

gisch und völkerrechtlich mit manchen Naziplänen auf der gleichen Stufe stand, dürfen wir uns erinnern. Es wäre eine logische Konsequenz, daß seine noch sehr lebendigen Väter aus Rache dafür, daß er im wesentlichen nicht durchgeführt worden ist, gar nicht ungerne die deutschen Fußtruppen und das deutsche Volk im Kampfe mit der allenfalls sogar deutschen Ostarmee in dem Vorfeld zwischen Elbe und Rhein völlig vernichtet sehen würden. Und Lord Robert Vansittart würde mit seinen Artgenossen Beifall zollen.

Denken wir weiter daran, wieviel Wasser eine Westarmee auf die Mühlen unserer politischen Gegner gießen würde. Schon erklärte Duff Cooper: „Das größte Militärvolk der Welt wird zwei Niederlagen nicht als das endgültige Urteil akzeptieren. Die ungeheuren Fehler, die es machte, werden ihm Mut zu einem neuen Versuch geben. Es gibt Leute, die glauben, daß es sich in einem neuen Kriege nach Osten wenden würde und ein Bollwerk zum Schutze Europas werden kann. Aber warum sollte es so töricht sein? Im Osten müßte es gegen einen Riesen antreten und hätte nichts zu gewinnen. Im Westen stehen ihm dagegen fette Zwerge gegenüber, die all das haben, wonach es begehrt.“

Im Interesse unseres Volkes, im Interesse Europas und der Welt sollten wir bemüht sein, alles auszuschalten, was überhaupt zu Vermutungen dieser Art führen könnte, geschweige denn zu einer möglichen Verwirklichung. Nach dem ersten Weltkrieg haben wir die Chance verspielt, die einzige große Nation ohne Kolonialbesitz gewesen zu sein. Sollen wir jetzt, gerade angesichts unserer mangelnden Souveränität, unseres Zustandes der bedingungslosen Kapitulation, unserer Situation, fast vier Jahre nach der Kapitulation noch keinen Friedensvertrag in Aussicht zu haben, außenpolitisch die Chance verspielen, keine Streitmacht zu besitzen? Wir können uns sehr wohl vorstellen, daß Deutsche bei vorhergegangener Anerkennung unserer Gleichberechtigung als Freiwillige in ein europäisches Bundesheer eintreten würden, und erst recht können wir es uns gefahrlos vorstellen, daß der westdeutsche Bundesstaat eine den Verhältnissen angepaßte Polizeitruppe erhält — aber mehr auch nicht. Vor allem aber sollten wir uns bemühen, das deutsche Erbübel endlich zu überwinden, das darin besteht, alle längst erprobten Dummheiten immer wieder von neuem zu begehen.

Im Teufelskreis der Gewalt

Jede Staats- und Rechtsordnung bedarf einer Instanz, die die Macht hat, sie durchzusetzen. Eine völlig gewaltlose Gesellschaftsordnung ist daher eine Utopie. Aber in jeder entwickelten Form geordneten Zusammenlebens steht Gewalt nur als äußerstes Mittel im Hintergrunde. Gewalt an sich ist Chaos; sie stammt aus dem Chaos und schafft das Chaos. Denn Gewalt erzeugt wieder Gewalt. Das gilt grundsätzlich auch da, wo Gewalt einer sinnvollen Ordnung dienen soll. Echte Ordnung beruht nicht auf Gewalt: sie geht als Form lebendigen Zusammenwirkens in menschlicher Gemeinschaft aus dieser selbst hervor. Denn sie dient den Zwecken und Zielen, die die Gemeinschaft sich setzt.

Gewalt, als Doktrin und als Praxis, ist die eigentliche Essenz des Nationalsozialismus gewesen. Glaube an die Gewalt und hemmungslose Bereitschaft zur Gewalt sind die Elemente, die alle seine Erscheinungsformen zur Einheit verbinden: seine „Weltanschauung“, seine Staatslehre, seine Politik und seine Menschenbehandlung. Auch die technisch rationalisierten Massenverbrechen sind Ausdruck einer Geistesverfassung, die das einzige Mittel zum Erfolg in der Gewalt sieht. Denn sie weiß, daß ihre Ziele sich nie anders, etwa durch eine ihnen innewohnende vernünftige Notwendigkeit, verwirklichen können. Ein gewisses Maß von Gewaltbereitschaft gehört sicherlich zu den ursprünglichen Wesenszügen des Menschen. Aber schon auf primitiver Stufe sind der Gewalt durch Moral und Rechtsordnung ziemlich enge Grenzen gesetzt. Der Mensch der uneingeschränkten gesetzlosen Gewalt ist also nicht ein Rückfall in primitive Zustände, sondern eine Erscheinung der Entartung und des Verfalls.

Gewalt und Bereitschaft zu immer mehr gesteigerter Gewalt lag im Wesen des Nationalsozialismus als einer Diktatur. Denn Diktatur beruht auf Furcht; nicht nur auf der Furcht der Beherrschten vor dem Terror, sondern auch auf der Furcht des Diktators vor den Feinden seiner Herrschaft. Wie jede Diktatur versuchte der Nationalsozialismus der Gewaltbereitschaft eine pseudoideologische Rechtfertigung zu geben. Damit befreite er sie von den letzten Hemmungen. Dennoch ist die zutage getretene Gewaltbereitschaft aus dem Wesen des Nationalsozialismus allein nicht zu verstehen. Sie muß

auf dem Hintergrunde größerer Zusammenhänge gesehen werden: vor allem als Ergebnis der neuen Situation des Menschen in der Masse. Ihre spezifische Hemmungslosigkeit aber ist zugleich Ausdruck einer allgemeinen Erschütterung und Auflösung der sittlich-sozialen Ordnung, deren Anfänge man, je nach dem bevorzugten Gesichtspunkt, im Beginn der Neuzeit oder in irgendeiner geschichtlichen Wende der letzten Jahrhunderte suchen kann.

Es mag für die Vergangenheit zulässig gewesen sein, alles Geschehen wesentlich als Ausdruck der Geistesgeschichte zu betrachten. Zum mindesten von einer bestimmten Entwicklungsphase an genügt aber diese Auffassung nicht mehr der Wirklichkeit — und zwar ist der Wendepunkt bestimmt durch die Epoche, in der die Masse als bestimmendes Element in die Geschichte eintritt. Für das Verständnis des Massenmenschen und seines Verhaltens reichen Motive der geistigen Sphäre nicht aus, die seinem Begriffsvermögen entrückt, ihm daher unverständlich sind, denn diese können ihn höchstens sehr mittelbar bestimmen. Deshalb regt sich immer häufiger ein Gefühl des Ungenügens an dieser Betrachtungsweise. Man spürt, daß man geistesgeschichtlich nicht recht weiterkommt; daher sucht dann mancher Hilfe beim „Irrationalen“, beim „Dämonischen“. Gemeint ist eigentlich das Elementare, Unbewußt-Triebhafte im Menschen, das um so geheimnisvoller erscheint, je fremder es der geistigen Sphäre ist und je weniger man es kennt. So verfällt man der Verführung eines rätselhaft klingenden Wortes: was zunächst nur als Metapher, als Bild gemeint war, verwandelt sich unvermerkt in etwas Wirkliches und gewinnt zuletzt in Gestalt der „Dämonen“ den Schein selbständiger personaler Existenz. Der Begriff des Dämonischen hat als ästhetische, auch als religiöse Kategorie seinen bestimmten Ort und sein relatives Recht. Aber im Gebiet der Geschichtsdeutung verirrt man sich damit in scheinbar tief sinnige Spekulation und verliert darüber den wirklichen Menschen aus den Augen. Um ihn zu verstehen, bedarf es nüchterner psychologischer Erkenntnis. Von dem, was heute unter dem Titel Soziologie auftritt, ist vieles Psychologie in diesem Sinne — wenn nämlich Psychologie nicht als Philosophie der Seele oder als abstrakte Theorie des Psychischen begriffen wird, sondern als Verständnis des wirklichen Menschen, seines Verhaltens als Individuum und als Sozialwesen.

Es soll keineswegs verkannt werden, daß Psychologie nur eine Teilansicht des Menschen bietet. Aber Psychologie, in der besonderen Form der ärztlichen Psychologie, erweist sich als unentbehrlich, wenn sich z. B. herausstellt, daß wichtige Erscheinungen am heutigen Massenmenschen jenen Fehlentwicklungen verwandt sind, die die Fachsprache Neurosen nennt. In der Tat ist die Zahl derjenigen, die irgendeine Art von seelischer Abwegigkeit, Disharmonie oder Gleichgewichtsstörung, wenn auch in äußerlich harmloser, nicht aufdringlich krankhafter Form, erkennen lassen, heute in allen Schichten erstaunlich groß. Das Risiko, in eine Neurose zu geraten, scheint im Massendasein erheblich größer geworden zu sein.

Das Urphänomen in der Neurose ist Angst. Sie ist sozusagen die Quelle der neurotischen Phänomene. Aber diese ursprüngliche Angst ist in der Regel dem Bewußtsein weitgehend entzogen, und auch für den äußeren Anblick wird sie fast immer durch ganz andere seelische Erscheinungen verdeckt. Deshalb ist das Moment der Angst oft so gut wie unkenntlich. Alle Erlebnisse jedoch, die Unruhe, Sorge, Furcht erregen, sind imstande, jene Angst zu aktivieren. Und dann treten ihre Folgewirkungen sichtbar an die Oberfläche.

Eine gleichsam atmosphärische Angst ist ein charakteristisches Moment im Seelenleben des heutigen Massenmenschen. (Wenn hier vom Massenmenschen gesprochen wird, so ist das stets auf den Typus zu beziehen, darf also nicht als Generalisierung mißverstanden werden.) Er lebt ständig im Gefühl einer möglichen Bedrohung seiner Existenz; die daraus entspringende Unruhe verwandelt sich in jene schwebende unbestimmte Angst, die treffend als Lebensangst bezeichnet wird. Es fehlt ja in seinem Leben nicht an Umständen, die ihn unter den Druck einer ungewissen Drohung setzen. Da ist zuerst die dauernde Unsicherheit und Abhängigkeit der wirtschaftlichen Existenz. Und es besteht ein wesentlicher Abstand zwischen der heute vorwiegenden Abhängigkeit von unpersönlichen Arbeitgebern und der einstigen Abhängigkeit in patriarchalischer oder ähnlich traditionell gebundener Lebensordnung: diese bot dem Menschen doch immer auch eine Art von Geborgenheit, wovon heute kaum mehr eine Spur zu finden ist. Auch die Unfreiheit, die in der Abhängigkeit von den anonymen Mächten: Staat, Organisation, Wirtschaft, Technik usw., ja von der Masse als solcher besteht, übt einen Druck auf den Menschen aus, der vielfach als Bedrohung empfunden wird. Und diesem Druck steht der einzelne im Massendasein ohnmächtig gegenüber. Dadurch entsteht ein Gefühl, daß Gewalt im Spiele sei, der der Mensch gegen seinen Willen und gegen sein natürliches Recht ausgeliefert ist.

Es gibt nun wohl kaum irgendein Erlebnis, das so heftige Impulse zur Gewalttätigkeit im Menschen weckt, wie das Erleiden von Unrecht durch Gewalt, besonders wenn er dagegen machtlos ist. Ungerechte Vergewaltigung, die wehrlos erduldet werden muß, ruft aber nicht nur solche Vergeltungswünsche auf — sie zwingt zugleich, diese zu unterdrücken, zu verdrängen. In der Verdrängung stauen sich die Impulse, und Wiederholung der Provokation steigert ihre drängende Wucht. So entsteht, als Reaktion auf äußeren Druck, ein innerer Gegendruck gestauter Impulse. Diese können dann zwar nicht offen zum Ausbruch kommen, haben aber die Tendenz, das ganze Wesen des Menschen zu durchsetzen und zu vergiften. Wächst der Druck immer mehr an, dann können schließlich in einer explosiven Entladung alle Dämme der Verdrängung durchbrochen werden. In den Drang der Gewalt mischt sich giftiger Haß, wenn das Gefühl, Unrecht zu erleiden, sich mit dem Bewußtsein verbindet, daß zugleich die Menschenwürde verneint und verletzt wird.

So wird aus Sorge und Lebensangst, aus Unfreiheit und Ungeborgenheit, aus Ohnmacht und Rechtlosigkeit, aus Entwürdigung und Erniedrigung des Menschen Haß und Gewalt geboren. Diese Zusammenhänge muß man vor Augen haben, wenn man verstehen will, warum Gewalt in dieser Zeit immer mehr Raum gewinnt und die Entscheidung über die Zukunft der Welt an sich zu reißen droht. Man sieht dann, auf welchen Wegen der gedrückte, abhängige, unfreie Mensch zum Unmenschen wird: hier in innerer Bereitschaft zur Gewalt, dort im offenen Ausbruch elementarer Impulse; jetzt in bloßer Indifferenz, dann in fanatischer Zustimmung zu den Unmenschlichkeiten einer Gewaltherrschaft. Es ist ein verhängnisvolles Erbe der deutschen Geschichte, daß sie den deutschen Durchschnittsmenschen zum gedrückten Kleinbürger gemacht hat. Er ist durch Generationen gewöhnt worden, unter dem Druck einer unabänderlichen sozialen Rangordnung, die im Kastengeist — den „gottgewollten Abhängigkeiten“ — ihren Ausdruck fand, ferner unter dem Druck einer bedrängten wirtschaftlichen Lage, die Enge und Kargheit des Lebens zu Tugenden stempelte, und endlich unter dem Druck eines Obrigkeits- und Polizeistaats zu leben. Das hat ihn für die reaktive Gewaltbereitschaft besonders anfällig gemacht. Überdies bedingen und steigern Untertanengesinnung und autoritärer Druck sich wechselseitig; ja der Untertanengeist billigt und bejaht die Gewaltherrschaft „von oben“ um so williger, je niedriger und unbedeutender der Mensch sich selbst empfindet.

Auf dem Boden der geschichtlich bedingten deutschen Geistesverfassung mußte die politisch und psychologisch verkehrte Behandlung Deutschlands durch die Sieger des ersten Weltkrieges besonders verhängnisvolle Folgen haben. Nur wer die seelischen Zusammenhänge, auf die hier hingewiesen wurde, völlig kennt, kann überhaupt auf den unrealistischen Gedanken verfallen, man könne ein Volk dauernd als minderen Rechts behandeln, ihm Freiheit und Selbstbestimmung verweigern, ohne als unvermeidliche Reaktion eine wachsende Tendenz zur Auflehnung in ihm zu erzeugen und explosive Kräfte zu wecken. So ist das deutsche Volk schon vor 1933 durch die Enttäuschungen der Nachkriegszeit, durch den Druck innerpolitischer Unruhe und durch wirtschaftliches Elend seelisch vergiftet worden. Daß zugleich die geistige, kulturelle und soziale Aufgabe, die aus der Niederlage erwachsen war, unerledigt blieb, hat zu dieser Vergiftung wesentlich beigetragen. In dieser Atmosphäre der Auflehnung und des Ressentiments entstand der Nationalsozialismus; sie erst hat das Volk für ihn empfänglich und aufnahmebereit gemacht. Nach 1933 aber wurde der deutsche Mensch durch den Druck persönlicher Unfreiheit, durch geistige Knebelung und schrankenlosen Terror seelisch und moralisch noch tiefer vergiftet. Die Gewalt, die auf ihm lastete, mußte in verhängnisvollem Zirkel die Bereitschaft zur Gewalt in ihm noch steigern. Und er wehrte sich um so weniger gegen solche Impulse, als seine eigene Erfahrung ihn zu lehren schien, daß Macht und Gewalt allein die Welt beherrschen. Daß auch jetzt solche

sprungbereite Gewaltsamkeit in vielen Deutschen noch lebendig ist, zeigt dem aufmerksamen Beobachter die alltägliche Erfahrung.

Heute nun fällt die Gewalt, die das Deutschland Hitlers seinen Nachbarn angetan hat, auf das deutsche Volk zurück. Denn wer Gewalt erleiden mußte, wähnt sich gegen eine Wiederholung nur durch Gewalt und Zwang schützen zu können. So aber kann der Teufelskreis nie durchbrochen werden, in dem Gewalt sich immer neu erzeugt.

Wer den Ungeist der Gewalt unter den Menschen bekämpfen wollte, der müßte versuchen, sie vom Druck der Furcht, der Sorge, der Not und der Unfreiheit zu entlasten; er müßte Menschenrecht und Menschenwürde wiederherstellen. Denn wer sich als Nichts behandelt sieht, wird auch unfähig, den anderen als Persönlichkeit zu achten. Wie aber könnten die Beziehungen unter den Völkern und ihren Regierungen aus dem Bannkreis der Gewalt herausgeführt werden? Das wäre nur möglich, wenn es gelänge, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen. Aber Vertrauen kann man nicht erzwingen; man kann ihm nur den Boden bereiten. Heute wagt niemand zu vertrauen; statt dessen wird wieder die Forderung nach „Sicherheit“ erhoben; erst wenn Sicherheit gewährleistet sei, könne als Gegenleistung Vertrauen gewährt werden. Aber Vertrauen kann nicht ausgehandelt werden: es ist kein Tauschobjekt. Vertrauen — hier ist der Sprachgeist helllichtig — Vertrauen kann man nur „schenken“! Freilich: dazu gehört Mut — und was mehr ist als Mut, nämlich Großmut.

Vertrauen und guter Wille sind Worte für ein und dasselbe. Heute hören die Menschen, die guten Willens sind, mit Schauern, was „der Mann auf der Straße“, das ist der Mensch in der Masse, zu sagen hat, was er denkt und spricht. Man wende nicht ein, daß wir uns, fast vier Jahre nach Kriegsende, noch in einem Stadium des Übergangs befänden. Vier Jahre sind eine lange, zu lange Zeit. Auf alle Fälle lang genug für den Versuch, die Menschen, die man „umerziehen“ wollte, endlich aus dem Teufelskreis der Gewalt herauszuführen. Werden die Lehren der Vergangenheit, die in den Erfahrungen der Gegenwart wieder mit Händen zu greifen sind, auch diesmal erst verstanden werden, wenn es zu spät ist?

Die Schuld der Generale

Ein aufsehenerregender Titel? Vielleicht meint mancher, es gehöre mindestens ein Fragezeichen dahinter. Oder sind wir bereits wieder soweit, daß man unter solcher Überschrift den Nachweis dafür erwarten könnte, daß alles Gerede von der Schuld der deutschen Generale zu den unvermeidlichen Folgen der großen Niederlage gehört hätte und daß nun endlich das Bild ihrer wirklichen Verdienste und Vorzüglichkeit gezeichnet werden könnte?

Allerdings fällt es einem Deutschen heute nicht leicht, von der Schuld der deutschen Generale zu reden oder zu schreiben. Haben wir doch erlebt, daß das amerikanische Militärgericht in Nürnberg in einem Verfahren, dessen rechtliche und sittliche Begründung nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten angefochten und dessen Durchführung innerhalb und außerhalb Deutschlands auf das heftigste kritisiert worden ist, über deutsche Heerführer zu Gericht gesessen hat. Und hat nicht die britische Regierung gegen den empörten Widerspruch fast der gesamten öffentlichen Meinung ihres Landes für richtig befunden, dreieinhalb Jahre nach der Kapitulation die Feldmarschälle von Rundstedt, von Manstein und von Brauchitsch (der inzwischen gestorben ist) und den Generaloberst Strauß ihrer Rechte als Kriegsgefangene zu entkleiden und gegen sie als „Kriegsverbrecher“ ein mindestens sehr fragwürdiges Verfahren einzuleiten?

Angesichts dieser Ereignisse gibt es für das, was im folgenden gesagt werden muß, nur eine Rechtfertigung: das Verlangen nach Wahrheit. Wir wissen, daß die Gesundung unseres Vaterlandes nur möglich ist, wenn wir unsere jüngste Geschichte so sehen, wie sie gewesen ist. Darum müssen wir nach besten Kräften bemüht sein, die Wahrheit ans Licht zu ziehen — auch wenn sie bitter schmeckt. Wir müssen dann auch bereit sein, uns sagen zu lassen, wir beschmutzten das eigene Nest. Diesen Vorwurf erheben in Deutschland seit jeher alle diejenigen, welche glauben, dem Wohl des Vaterlandes sei mit schönen Legenden besser gedient als mit der bitteren Wahrheit.

Noch eines verdient vorausgeschickt zu werden. Wir wissen sehr wohl, daß es auch im zweiten Weltkriege Generale gegeben hat, die sich der großen Tradition deutschen Soldatentums bis zum Tode oder bis zum letzten

Kriegstage würdig erwiesen haben; ja daß gerade diese Männer unter dem Versagen ihres Standes am schwersten gelitten haben. Diese Männer werden trotz allem vor Gott und der Geschichte bestehen.

Im übrigen geht es hier gar nicht um die angebliche oder tatsächliche kriminelle Schuld der deutschen Generale. Man könnte ja in diesem Sinne auch überhaupt nicht von einer „Schuld der Generale“ sprechen, sondern höchstens von der Schuld des Feldmarschalls X. oder des Generalleutnants Y. Hier handelt es sich allein darum, ob und in welcher Weise die deutsche Generalität vor der Geschichte ein besonderes Maß von Verantwortung für das namenlose Unglück zu tragen hat, welches Hitler und seine Helfershelfer über Deutschland und die Welt gebracht haben; denn vor dem Forum der Geschichte kann man sehr wohl auch einen ganzen Stand zur Rechenschaft ziehen, sofern dieser Stand eine typische, den meisten seiner Angehörigen gemeinsame Verhaltens- und Handlungsweise gezeigt hat.

Wäre die Überschrift dieses Aufsatzes nicht viel aufregender, wenn sie „Die Unschuld der Generale“ lautete? Wir bezweifeln nicht, daß solche Abhandlung heute schon wieder großen Beifall fände; und weil wir solchen Aufsatz nicht nur aufregend, sondern gefährlich fänden, haben wir uns trotz aller Bedenken entschlossen, nochmals von der Schuld der Generale zu sprechen. Es ist nämlich vor einigen Monaten in England ein sehr merkwürdiges Buch erschienen*). Sein Verfasser, Liddell Hart, ist wohl der bedeutendste lebende englische Militärschriftsteller. In den Jahren nach dem Kriege hatte er Gelegenheit, den amtlichen britischen Verhören der deutschen Feldmarschälle und Generale, soweit sie in britischer Gefangenschaft waren, beizuwohnen. Darüber hinaus hat er mit ihnen Unterhaltungen geführt, als deren Ergebnis er dieses Buch veröffentlicht hat. Es ist wohl mindestens ungewiß, ob in absehbarer Zeit eine deutsche Übersetzung erscheinen wird. Wenn aber eines fernen Tages vor dem Forum der Geschichte verhandelt wird, könnte dieses Buch sehr wohl als eine Verteidigungsschrift für die Generale vorgelegt werden. Das Gewicht und Ansehen des Verfassers erfordern daher beizeiten eine Entgegnung — nicht etwa des Anklägers, sondern aller Deutschen, denen ernstlich daran gelegen ist, die Wahrheit über ihre jüngste Geschichte zu erfahren, um diese damit zu überwinden.

Es wäre unrecht, wollte man die Motive Liddell Harts in Zweifel ziehen. Was ihn zur Veröffentlichung dieses Buches bestimmt hat, war das leider auch in England seltener werdende Streben nach Fairneß und das Verlangen, einmal zu erfahren und in England mitzuteilen, wie eigentlich die

*) B. H. Liddell Hart: *The Other Side of the Hill. Germany's Generals, their Rise and Fall; with their account of military events 1939—1945.* Cassell & Co., London 1948.

Dinge auf der andern, der deutschen Seite des Berges aussähen. Wenn das Ergebnis dieser im Dienst der Wahrheit unternommenen Enquête dann doch eine Verteidigungsschrift der deutschen Generale geworden ist, so braucht das nicht, wie ein deutscher Kritiker schrieb, darauf zu beruhen, daß „Liddell Hart Herrn von Rundstedt zu tief in die Augen geblickt“ hat, wenngleich er aus seiner tiefen Zuneigung zu dem deutschen Feldmarschall niemals ein Hehl macht. Wir halten für wahrscheinlicher, daß schließlich eben doch der Militär mit dem Historiker Liddell Hart durchgegangen ist. Dafür spricht schon der letzte Absatz des Buches:

„Die deutschen Generale waren die vollkommensten Vertreter ihres Berufes, die es in irgendeinem Lande gegeben hat. Sie hätten noch besser sein können, wenn ihr Horizont weiter und ihr Verständnis tiefer gewesen wäre. Wären sie jedoch Philosophen geworden, so hätten sie aufgehört, Soldaten zu sein.“

Darum geht es ja gerade! Sind denn Clausewitz und Moltke keine Soldaten gewesen? Dabei zitiert Liddell Hart eine Äußerung, welche der Feldmarschall von Kleist ihm gegenüber getan hat: „Clausewitzens Lehren waren von unserer Generation vergessen worden, sogar schon als ich noch auf Kriegsschule und im Generalstab war. Seine Sätze wurden zitiert, aber seine Bücher nicht mehr gründlich gelesen. Er galt eher als Militärphilosoph, denn als Lehrer der Praxis... Aber Clausewitzens Gedanken waren im Grunde richtig, zumal sein Ausspruch, daß der Krieg eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei. Das besagte, daß die politischen Faktoren wichtiger wären als die militärischen. Der deutsche Irrtum bestand in der Annahme, daß ein militärischer Erfolg politische Probleme lösen könnte. Ja unter den Nazi neigten wir dazu, den Ausspruch von Clausewitz umzukehren und den Frieden als die Fortsetzung des Krieges zu betrachten.“ — Es ist unbestreitbar, wie Liddell Hart diese verspätete, aber völlig richtige Erkenntnis des deutschen Heerführers zitieren kann, ohne zu dem Schluß zu kommen, daß die deutschen Generale eben nicht „die vollkommensten Vertreter ihres Berufes“ gewesen sind!

Jedenfalls wird mit diesen Worten Kleists der eine Aspekt der Schuld der deutschen Generale deutlich umrissen: Es ist ihre Schuld, den Primat der Politik verkannt zu haben. Das Verständnis des Politischen (nicht etwa der Parteipolitik) als des wichtigsten Momentes im Zusammenleben der Völker gehört zu den Pflichten des Soldaten oder mindestens des Heerführers. Wer diese Pflicht vernachlässigt, handelt nicht mehr als Soldat, sondern als Landsknecht.

Vielleicht wird diese Behauptung bestritten werden. Unbestreitbar ist aber der zweite Aspekt der historischen Schuld der deutschen Generale:

die Anordnung und Fortführung militärischer Operationen trotz vorhandener Einsicht in deren Unsinnigkeit und Undurchführbarkeit. Das ist — nach den von Liddell Hart in großer Zahl aufgeführten Aussagen deutscher Heerführer — immer und immer wieder geschehen. So bezeugt zum Beispiel General Blumentritt, der als stellvertretender Generalstabschef und später als Rundstedts Stabschef im Westen große Verantwortung trug, daß vor Beginn der deutschen Sommeroffensive 1942 in Rußland nahezu alle deutschen Heerführer an einem Erfolg gezweifelt oder diesen sogar für ausgeschlossen gehalten haben. Die immer noch bescheidene Konsequenz des Abschieds zog nur der Feldmarschall von Leeb. Kleist, dem der Oberbefehl im Kaukasus zufiel, zweifelte, seiner eigenen Aussage zufolge, an der Ausführbarkeit seines Auftrages. Liddell Hart ließ sich die Operationen im einzelnen von Kleist beschreiben: „Er umriß dieses komplizierte Manöver für mich auf der Karte und beschrieb es mit professioneller Zufriedenheit als ‚eine sehr elegante Schlacht‘.“ — Waren sich diese Generale eigentlich jemals im klaren, daß in einer solchen „sehr eleganten Schlacht“ viele Tausende von deutschen Männern den Tod fanden?

Das Schulbeispiel ist und bleibt die Ardennenoffensive vom Dezember 1944. Liddell Hart schreibt dazu: „Die Offensive war nicht etwa ein Unternehmen mit sehr geringer Erfolgschance, sondern ein unglaubliches Durcheinander. Die Alliierten nannten sie die ‚Rundstedt-Offensive‘. Dieser Name wirkt auf Rundstedt wie das sprichwörtliche rote Tuch; denn er hatte und hat hinsichtlich dieses Planes nur sehr bittere Empfindungen. In Wirklichkeit hatte er damit nur in ganz nomineller Weise zu tun. Nachdem es ihm mißlungen war, Hitler den Versuch auszureden, und da er das Ganze für ein hoffnungsloses Unternehmen hielt, wahrte er während der ganzen Operation Zurückhaltung und überließ Feldmarschall Model die Leitung.“ So dürfte es in der Tat gewesen sein. Wer möchte danach an der Schuld Rundstedts zweifeln? Rundstedt blieb Oberbefehlshaber West. Im Vertrauen auf seine Einsicht haben Dutzende von Regimentskommandeuren und Hunderte von Kompanieführern die Angriffsbefehle gegeben. Die sinnlos geopfert Tausende und aber Tausende von Toten sind unter seiner Führung gefallen.

Der Leser dieses Buches steht fassungslos vor der immer wiederkehrenden Tatsache, daß deutsche Generale, die ihr Handwerk gelernt hatten, ihrer eigenen Einsicht zuwiderhandelten. Die Erklärung? Liddell Hart zitiert einmal einen namentlich nicht genannten deutschen Armeekommandeur von der russischen Nordfront, der gesagt hat: „Es war im allgemeinen ungefährlich, die Russen zum Angriff zu reizen, solange die Verteidigung elastisch organisiert war. Die Russen versuchten bei ihren Angriffen immer, mit dem Kopf durch die Wand zu stoßen und wiederholten ihre Angriffe unzählige Male. Das lag daran, daß ihre Anführer fürchteten, man würde ihnen mangelnde Entschlußkraft vorwerfen, wenn sie den Angriff abbrächen.“ — Das gleiche Phänomen zeigte sich auf deutscher Seite. Offi-

ziere, deren Tapferkeit vor dem Feinde niemand in Zweifel zieht, brachten nicht den Mut auf, ihre Überzeugung gegenüber dem eigenen „obersten Kriegsherrn“ nachhaltig zu vertreten. General Heinrici, der 1944 die 1. Panzerarmee und zuletzt die mit der Abschildung Berlins betraute Heeresgruppe kommandierte, hat erklärend zu Liddell Hart gesagt: „Hitler versuchte stets, uns um jeden Meter Bodens kämpfen zu lassen. Er bedrohte jeden, der es nicht tat, mit Kriegsgericht.“ Das erklärt manches, entschuldigt aber niemanden.

Zur Begründung ihrer Untätigkeit haben die deutschen Generale immer wieder auf ihren Fahneneid und ihre militärische Gehorsamspflicht verwiesen. Es gibt unter Freien keine einseitige Bindung durch Eid; den Eid brechen kann auch derjenige, dem er geleistet worden ist, und damit wird der andere entpflichtet. Zudem ist erstaunlich, daß die Generale immer nur von ihrer soldatischen Pflicht nach oben sprechen, nicht aber von ihrer Pflicht gegenüber den ihnen anvertrauten Soldaten, welche meistens die Blüte ihres Volkes waren. Man darf gewiß von niemandem verlangen, daß er den Tyrannen töte, wenn ihm das Gewissen dies verbietet. Muß man aber von denselben Männern nicht verlangen, daß sie die gleiche Sorgfalt und Bedenklichkeit gegenüber dem Leben jedes einzelnen ihrer Untergebenen aufwenden? Der Vorwurf, die Abschachtung von vielen Hunderttausenden deutscher Soldaten nicht verhindert zu haben, muß schwer auf dem Gewissen jedes einzelnen deutschen Generals lasten. Wenn heute prophezeit wird, daß das deutsche Volk biologisch außerstande sei, jemals wieder zu gesunden, so trifft die historische Schuld daran nicht zuletzt die deutsche Generalität. Nur am Rande sei vermerkt, daß dieser Gesichtspunkt auf den dreihundert Seiten des Buches von Liddell Hart nicht ein einziges Mal auftaucht.

Gegenüber diesem Schwergewicht der Schuld versinkt alles andere zu relativer Bedeutungslosigkeit. Immerhin sind noch einige Anmerkungen nötig. Der erste Teil des Buches ist der innerdeutschen Geschichte und insbesondere der Entwicklung der deutschen Wehrmacht während der dreißiger Jahre gewidmet. Man bekommt den Eindruck, daß dem Autor neben der Darstellung der deutschen Generale nicht viel mehr als die Informationen eines aufmerksamen Zeitungslesers zur Verfügung gestanden habe. Das reicht aber nicht aus, um eine historisch einigermaßen richtige Darstellung zu geben. Eben hier tauchen dann doch wieder Bedenken auf, ob es Liddell Hart — bewußt oder unbewußt — nicht hauptsächlich um eine Rechtfertigung der deutschen Generale geht. So erinnert er an den säbelrasselnden Ton der Brauchitsch-Rede in Tannenberg im August 1939 und schreibt dazu: „Es ist jedoch begreiflich, daß er solche Ausdrucksweise für ziemlich unge-

fährlich hielt; denn wer die Lage nach militärischen Gesichtspunkten beurteilte, konnte niemals annehmen, daß Großbritannien und Frankreich ihre Unterstützung Polens bis zum Kriege treiben würden, jedenfalls nicht in der hoffnungslosen strategischen Lage, welche entstand, falls Rußland zur Untätigkeit bestimmt wurde.“ — Ebendies ist falsch! Die militärische Führung besaß genügend Informationen darüber, daß England bei jeder Verletzung polnischen Gebietes zum Kriege schreiten würde.

Schließlich muß auch der Beurteilung des Feldmarschalls von Rundstedt widersprochen werden. „In seinem krampfhaften Bemühen, das Vertrauen des Heeres wiederzugewinnen, mußte Hitler denjenigen Mann an die wichtigste militärische Stelle zurückrufen, der mehr als alle andern das alte Deutschland und die militärische Überlieferung repräsentierte... Zudem war Gerd von Rundstedt ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Seine natürliche Würde und seine guten Manieren nötigten selbst denen Achtung ab, die ganz anderer Ansicht waren... Mit beinahe siebzig Jahren war er fast ebenso alt wie Hindenburg, als dieser im vorigen Krieg den Oberbefehl übernahm. Alter und Leistung hatten in ähnlicher Weise zusammengewirkt, um aus ihm ein nationales Idol etwa der gleichen Größe zu machen... Er verachtete die Politik, doch drängte sich ihm diese immer wieder auf.“ — Hier spricht neben der persönlichen Sympathie — die niemand dem englischen Autor verwehren will — die Überschätzung der Bedeutung Rundstedts mit, wie sie während des ganzen Krieges im Lager der Alliierten zu beobachten war. Richtig dürfte sein, daß er der erfahrenste und vielleicht auch der tüchtigste Heerführer auf deutscher Seite gewesen ist. Um so größer war aber auch seine politische Verantwortung, und um so schwerer trifft ihn der Vorwurf, immer und immer wieder gegen seine Überzeugung gehandelt zu haben und geblieben zu sein oder — nicht gehandelt zu haben. Vor allem aber wird Herr von Rundstedt als derjenige deutsche Feldmarschall in die Geschichte eingehen, der nach dem 20. Juli 1944 zuließ, daß sein Name benutzt wurde, um die schändliche Hinrichtung vieler Patrioten, an ihrer Spitze sein alter Kamerad, der Feldmarschall von Witzleben, vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen.

Es ist und bleibt ein merkwürdiges Buch. Die Widmung lautet: „Meinem Sohn Adrian und allen, die bei diesem Versuch, der Geschichte zu dienen, geholfen haben.“ — Wir zweifeln, wie schon gesagt, nicht an diesem Motiv; aber wir müssen feststellen, daß der Versuch ein Fehlschlag ist. Wir müssen das um Deutschlands willen aussprechen, um unserer Kinder willen, die nicht gleich unserer Generation mit einem falschen Geschichtsbild aufwachsen sollen. Es ist kein Widerspruch, wenn wir mit Liddell Hart in seinen Briefen an die britische Presse gegen die unwürdige und allem Brauch widersprechende Behandlung der vier eingangs genannten deutschen Generale eintreten und zugleich erklären, daß Liddell Harts Buch

über ebendiese Generale zu den verhängnisvollsten Veröffentlichungen seit Kriegsende gehört.

Es steht in diesem Buch viel Wahres; das wird niemand bezweifeln. Aber die Wahrheit findet man dort nicht. Insgesamt wirkt das Buch als eine Rechtfertigung der deutschen Generalität, wie sie in solcher Allgemeinheit nicht möglich ist. Als Stand hat die deutsche Generalität sich selbst das Grab gegraben. Sie hat ihre große Tradition selbst verraten. Sie verdient als Stand weder Mitleid noch Rechtfertigung. Wer Barmherzigkeit üben will, sollte schweigen.

So bleibt noch die Frage, warum Liddell Hart das alles augenscheinlich nicht begreift. Liegt es daran, daß der Engländer die deutsche Geschichte von außen betrachtet? Oder gibt es eben auch eine Internationale des Militärs, deren Angehörige sich gegenseitig kein Leids tun? Hier und da taucht in dem Buch die merkwürdige, für Deutschland so verderblich gewordene Betrachtungsweise des Berufssoldaten auf, der im Krieg nicht nur die ultima ratio der Politik sieht, sondern denjenigen Zustand, welcher seinem eigenen Handwerk die letzte Erfüllung bringt. Vestigia terrent!

Weltanschauung und Technik

Wenn man von Philosophie spricht, denkt man stets an eine Gesamtanschauung der Welt. Daher bedeutet eine Philosophie der Technik ihre Einordnung in das Weltbild der Gegenwart. Das Thema ist nicht neu und oft beleuchtet. Begeisterte Apologeten des „Jahrhunderts der Technik“ finden sich in gleicher Zahl wie Ankläger, die ein düsteres Bild der Zukunft geben. Weder das eine noch das andere soll hier versucht werden. Die beiderseits angeführten Gründe sind sicher zutreffend, und oft ist der Gegensatz von Kultur und bloßer Zivilisation betont und dann der Technik die Hauptschuld an der nivellierenden, entgeistigenden Wirkung der Maschine zugeschrieben. Auch die versuchten Heilmittel, die in das Gebiet des praktischen Handelns und der Politik fallen, sind bekannt; ist doch das Hauptproblem des 19. und 20. Jahrhunderts, die soziale Frage, ganz wesentlich eine Folge der ungeheuren Technisierung des Lebens und der Welt, deren rapide Fortschritte wir erlebt haben. Wir stellen uns demgegenüber die bescheidenere Frage, welche Stellung der Technik im Gesamtbild der Welt zukommt.

Die geläufigste Antwort beruht auf der Gegenüberstellung der exakten Wissenschaft und der Technik. Man sagt dann etwa, die Wissenschaft erstrebe eine Erkenntnis, die Technik deren Anwendung mit dem Ziel der Beherrschung der sonst blinden Naturkräfte. Von technischer Seite ist darauf hingewiesen, daß dem Erfindungsprozeß eine schöpferische Macht derart zuzubilligen sei, daß der geniale Techniker sogar Bedürfnisse „erfinde“, um damit eine Erweiterung des Lebensraumes der Menschheit zu gewinnen. Eine solche Auffassung von der weltanschaulichen Bedeutung der Technik hat z. B. Zschimmer vertreten. Bavink hat sich dieser Ansicht angeschlossen und in seinem bekannten Buch „Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften“ an die Spitze der Erörterungen über die Technik geradezu den Satz gestellt, die Technik sei nicht „angewandte Naturwissenschaft“, sondern ein Kulturgebiet eigener Art, gleichberechtigt neben Wissenschaft, Kunst und Religion; sie versuche eine neue Idee im Reich der Materie zu realisieren. Nun kann ja über das enge Aufeinanderbezogensein von Wissenschaft und Technik kein Zweifel bestehen. Exakte Naturwissenschaft ist heute ohne Technik nicht möglich: das Experiment und die Verifizierung

der Hypothesen z. B. sind an die Vollkommenheit der Apparatur geknüpft. Ein Experiment wie das Michelsons, das die grundlegende Fragestellung der Relativitätstheorie erst ermöglichte, wäre ohne die Erfindung des Interferometers gar nicht möglich gewesen, und im Atomgebiet erweist die stetige Verfeinerung der Beobachtungen die gewaltige Bedeutung der Technik für die Wissenschaft ebenfalls. In der Kernphysik erleben wir gerade eine Epoche, in der das Experiment gegenüber theoretischen Vorstellungen besonders stark hervortritt.

Eine wesentlich verschiedene Behandlung bestimmter Naturtatsachen bei Wissenschaft und Technik finden wir nun beim Problem der Konstanten. Die Technik begnügt sich meist mit der Aufstellung sogenannter Materialkonstanten; die eigentlich theoretischen Probleme umgeht sie mit einer Methode, in der sie den Zusammenhang der veränderlichen Größen ihrer Gleichungen nicht durch Zurückführung auf allgemeine Naturgesetze, sondern durch direkte Messungen an den Objekten festzustellen versucht. Für seine praktischen Zwecke genügen dem Techniker die so empirisch gefundenen Konstanten, die für den Physiker bestenfalls Ausgangspunkt seiner Arbeit sind; er sucht im Allgemeinen den Zusammenhang der Konstanten zu finden. In den beiden großen Gedankenkomplexen der modernen Physik, der Relativitätstheorie und der Quantentheorie, treten zwei Konstanten auf: die Lichtgeschwindigkeit und das Plancksche Wirkungsquantum. Nun hatte Sommerfeld bei der Untersuchung der sogenannten Feinstruktur der Spektren eine neue Konstante entdeckt, in der sowohl die Ladung eines Elektrons wie Lichtgeschwindigkeit und Witterungsquantum vorkamen. Daraus ergibt sich: wenn wir die Gesetze beider Theorien vollkommen beherrschen, müßte es möglich sein, aus diesen Konstanten die bestimmte Ladung des Elektrons abzuleiten — damit wäre das noch ungelöste Problem, Relativitäts- und Quantentheorie in Einklang zu setzen, wesentlich gefördert. Für die Technik hat ein solches Problem nur geringes Interesse, aber sie erfährt aus derartigen Zusammenhängen die Richtung, in der sie ihre Arbeit einzusetzen hat. Man hat gesagt, daß es der Technik auf das Beherrschen der Natur, der Wissenschaft auf das Erkennen ankomme, aber es gibt Übergangsformen, in der eine mehr oder weniger starke Betonung des technischen Moments vorliegt. Soll man etwa den ärztlichen Beruf nicht als Wissenschaft ansehen, weil er eine „Technik der Chirurgie“ entwickelt hat?

Nun ist vielfach betont, daß aus der Tatsache, daß die Technik dem Handeln gegenüber dem Erkennen den Vorzug gäbe, der Anspruch auf die Bildung eines besonderen Wertreichs folge: ihr Wert sei eben die Zweckmäßigkeit. Aber für die weltanschauliche Stellung der Technik ist nicht ihre Bedeutung allein maßgebend. Die Auffassung der Technik als eines vierten Reiches der Kultur beruht auf dem Wertbegriff, dieser auf dem Begriff des Sollens. Nach Bavink soll die Technik einen eigenen „kategorischen Imperativ“ setzen, den er auf die Zweckmäßigkeit gründen will. Es ist aber eben

die Frage, ob damit ein Kulturwert geschaffen wird! Damit kommen wir zu einer Umschreibung des Kulturwertes selbst, wir verstehen darunter die Gesamtheit der Lebensordnungen, die der Mensch als Vernunftwesen zu gemeinsamen Tätigkeiten geschaffen hat. Man spricht von „Kulturwerten“, wenn diese Werte für uns zu Normen geworden sind. Der Gegensatz von Kultur und Zivilisation besteht zu Recht, auch ein bedürfnisloser Mensch kann ja höchst kultiviert sein. Im Gegenteil zu Bavink erscheint es uns richtig, die Technik als Hilfsmittel auch für die Kultur zu bewerten, nicht als gleichwertiges Ordnungssystem. Sinn der Technik ist, die Leistungsfähigkeit der Organe zu erweitern — die notwendige Verinnerlichung vermag sie allein nicht zu geben. In allen — auch in ihren zerstörenden Wirkungen — erweist sie sich in der Tat als notwendiges Hilfsmittel. Aber niemals kann Technik selbst „Zweck“ der Menschheit sein! Das würde zu der Entsealung führen, die wir ja vermeiden möchten! — Das bedeutet keine Degradierung. Wenn große Techniker in hohem Maß schöpferisch kulturelle Gedanken mit ihrem Werk verbinden, so verdanken sie das gerade einem Blick über das rein Technische hinaus. Indem der Techniker z. B. eine „sachgemäße“ zweckmäßige Maschine oder eine Eisenbahn baut, legt er seinen Geist in das Werk hinein und kann als Persönlichkeit mit seinem Werk wachsen.

Und nun noch ein Wort zu dem umgestaltenden Einfluß der Technik, der sich keineswegs auf die äußeren Lebensbedingungen allein erstreckt. „Wo ein Zeitalter große Erfindungen aufzuweisen hat“, schreibt Nikolai Hartmann einmal, „die in die Art der Produktion bestimmend eingreifen, da erlebt es Umgestaltungen, die von der Technik auf andere Gebiete übergreifen, auf die soziale Lebensform, die Anschauungen, die Wertungen, ja schließlich auf das Weltbild. Es geht — wie in unserer Zeit — von diesem Teilgebiet des Geistes eine Art revolutionierender Bewegung aus, die nach und nach das Ganze des Zeitgeistes erfassen kann.“ Aber die Rückwirkungen der Technik haben auch die soziale Frage ins Leben gerufen, mit ihr eine ganz neuartige Bewertung des psychischen Lebens. Die großen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte führten z. B. Spengler zu der Auffassung, wir ständen in einer Zeitwende, in der die Alleinherrschaft der Technik wieder von der Politik abgelöst würde; letztlich ist das ein persönliches Bekenntnis. Daß die Technik gewaltige Kräfte der Zerstörung in sich birgt, wissen wir heute. Schneller als geahnt ist das Problem der Ausnützung der Atomkräfte aktuell geworden; doch wenn auch prinzipiell die Möglichkeit größter Zerstörungen, eventuell großer Teile der Menschheit gegeben sein mag, möchten wir uns doch zu dem Optimismus bekennen, daß die Menschheit sittlich gekräftigt genug sein möge, die Ausführung solchen Selbstmordes zu verhindern.

Man kann dem entgegenhalten, daß auch das eine Prophezeiung sei, die durch den Glauben an die Menschheit, der so oft enttäuscht wurde, allein gestützt werde. Doch ist dem unseres Erachtens nicht so. Es ist nicht der

Glaube an die Menschheit, sondern der an den Sinn ihres Daseins, der uns diese Ansicht nahelegt. Damit mündet unsere Auffassung in einen geschichtsphilosophischen und religiösen Aspekt. Es ist ein eigenartiges Bild, daß in einer Zeit, die eine über alles Erwarteten großartige Tendenz zur Technisierung des Lebens aufweist, die ja auch die zerstörenden Kräfte in ungeahntem Maße wachrief, daß in dieser selben Zeit eine tiefe Sehnsucht nach dem Transzendenten ans Licht getreten ist. Daran können Tageserscheinungen nicht irremachen. Die Tendenz nach einem religiösen Lebensinhalt ist — schon seit Jahren! — unbestreitbar, und wir deuten sie auch als natürliche Reaktion gegen die wertfremden Seiten der heutigen Zivilisation. Aus diesen Kräften wird, so dürfen wir hoffen, auch die Gegenwehr ansetzen, die den Gefahren der Technik begegnet. Die Losung der künftigen Menschheit wird sein: mit den Kräften des Geistes Kultur und Technik! Ob der Weg der Menschheit nach der erlebten Katastrophe wieder aufwärts führt, ist letzthin eine metaphysische Frage, die über das Problem, dem diese Gedanken gewidmet sind, weit hinausführt. Wir mögen uns zu dem Goethe-Wort bekennen: „Wir heißen euch hoffen!“

Erziehung zur Qualitätsarbeit

Es ist das Kennzeichen hoher Kulturepochen, daß in allen Erscheinungen menschlicher Tätigkeit Materie, Geist und Form eine Einheit sind. Während noch im Mittelalter die Religion die formbildende Kraft war, aus der auch die anderen Zeiterscheinungen ihren Ausdruck mit erhielten, erlahmte diese Kraft im absolutistischen Zeitalter und ging auf die Individualität, den Inhaber der Gewalten, die Fürsten und Staatslenker über. Die im 19. Jahrhundert in die Erscheinung tretenden Mächte, die das Menschenschicksal beherrschten, zeigen diese formbildende Kraft noch weniger, oder doch wie die Technik nur in unvollkommenem Maße, da ihnen der füllende geistige Inhalt fehlt. Wir sind in der Zeitenwende, an der wieder der Gemeinschaft die Aufgabe zufällt, Schöpfer und Träger einer neuen Kultur zu sein. Unsere nächste Zukunft wird erweisen, ob wir in der Lage sind, aus dem Zeitgeist wieder die formbildende Kraft zu gewinnen.

Um leben zu können, müssen wir produzieren und exportieren. Die Auslagen unserer Schaufenster, die uns angebotenen Gebrauchsgegenstände zeigen ein erschütterndes Bild: fast die gesamte Produktion wird uns nicht nur in minderwertigem Material angeboten, sondern auch in Formen, die uns eine erschreckende geistige Verfassung zeigen. Selbst unter den für den Export bestimmten Waren finden wir wenige Ausnahmen. Der weltweite Warenmangel gestattet dem Produzenten, alles anzubieten, was er mit ungeeignetem Material und ungeschulten Kräften hervorbringen kann, gleich, ob es gut oder schlecht ist.

Nun haben das Ausland und besonders die kriegführenden Staaten sich weitere Industrien aufgebaut, die jetzt in die Friedensproduktion übergeführt werden und nicht nur den eigenen, früher vielfach von uns abhängigen Bedarf decken können, sondern als Konkurrenten auf dem Weltmarkt erscheinen. Wir dürfen dabei nicht vergessen, wie das Ausland durch die Verwendung deutscher Patente, die Mitarbeit deutscher Wissenschaftler und Spezialisten, die größere Freiheit und die materielle Möglichkeit zum Aufbauen und Entwickeln neuer Industrien und Kunststoffe eine Überlegenheit gewonnen hat, die uns nicht nur von unserer noch vorhandenen Mono-

polstellung auf manchen Gebieten verdrängt, sondern auch auf allen Gebieten unsere Absatzfähigkeit in Frage stellen wird. Wir brauchen hier nur an die chemische Industrie zu erinnern, an die Porzellan-Manufakturen, das Jenaer Glas, die Photoindustrie und die Feinmechanik. Die deutsche Produktionskraft ist geschwächt, und Geist und Wille haben zu beweisen, wozu unser Volk noch fähig ist.

Mit der Schwächung unseres Industripotentials stehen wir zugleich an einem Wendepunkt. Die Maschine und die Industrialisierung haben uns viel von der ursprünglichen Formkraft genommen, sie fördern eine Angleichung des Ausdrucks unter den Völkern der Erde. Entscheidend für unsere Stellung im Produktionsprozeß der Welt wird die schöpferische Kraft sein, die wir zu diesem neuen Formwillen mitbringen werden. Unsere Stärke lag und liegt heute mehr denn je in der manuellen Fertigkeit. Deutsche Handwerkstüchtigkeit hat ja auch nicht zuletzt an der industriellen Entwicklung einen großen Anteil. Handwerkstüchtigkeit hat die Entwicklung zum Spezialisten gefördert, sie war die Ursache des hohen Standes europäischer Kulturarbeit. Erst die Ausbreitung der Maschine auf allen Gebieten löste dieses Spezialistentum wieder auf. Handwerkstüchtigkeit ist der Geist des schöpferischen Menschen, der die Welt harmonisieren will. Friedrich Naumann sagte:

„Masse ohne Steigerung der Arbeitsqualität wird zur Last; denn auch bei der Warenherstellung gibt es etwas, was dem sinkenden Bodenertrag gleicht, nämlich die Wahrheit, daß alle einfache und ungelernte Arbeit die Tendenz hat, so billig wie möglich bezahlt zu werden, da jeder sie nachmachen kann. Nur Waren, die nicht jeder nachmachen kann, erleichtern das Dasein eines Volkes. Was sich in der Welt bezahlt macht, ist stets nur die höhere Qualität. Höhere Qualität der Ware aber ist nicht möglich ohne höhere Qualität aller Arbeitskräfte. Die gute Arbeit muß Volkscharakter werden.“

Der moralische Wert der Handarbeit liegt in der seelischen Verbindung des Schaffenden mit seinem Werk, sie schafft die Grundlage zum neuen Aufbau der Lebensexistenz unseres Volkes. In den Begriff der Qualität aber muß die Formgestaltung einbezogen werden, wollen wir uns über die wirtschaftliche Sphäre erheben. Wir „Volk der Habenichtse“ merken erst heute, wie reich wir in Wahrheit waren. Gewiß, heut sind wir arm geworden, aber auch bei primitiveren Materialien, bei primitiveren Herstellungsverfahren müssen der Geist, der Zweck und die Form unserer Erzeugnisse, die ja nicht von unserer Armut abhängig sind, von höchster Qualität sein.

Was aber tun wir, um einen Zustand herbeizuführen, der für Sein oder Nichtsein unseres Volkes von ausschlaggebender Bedeutung ist? Ich glaube, selbst bei wohlwollendster Betrachtung werden wir feststellen müssen, daß dies erschreckend wenig ist. Mit den Millionen aus-

gewiesenen Ostdeutschen sind Tausende tüchtigster Handwerker zerstreut, im verbliebenen Land notdürftig „untergebracht“ und drohen zu verkümmern. Nur vereinzelt haben sie für ihre Arbeit Wurzeln fassen können. Millionen von Werkschaffenden können aus Materialmangel ihre Fähigkeiten nicht mehr beweisen und, was noch schlimmer ist, diese nicht mehr der jungen Generation weitergeben. Wir sollten aber alle alten tüchtigen Handwerksmeister hüten und pflegen, um sie zur Erziehung der Jugend wieder nutzbar zu machen. Wir sollten alle hochqualifizierten Menschen, in denen unser deutsches Kapital steckt, uns erhalten. Selbst da, wo sie ein Luxushandwerk ausüben, das uns für unseren eigenen Bedarf überflüssig geworden ist, müssen wir empfinden, welche Arbeitskraft in ihnen investiert ist, darauf gerichtet, das Niveau deutscher Qualitätsarbeit zu heben.

Unsere Jugend steht vor einer Aufgabe, wie sie größer noch keiner Generation gestellt war: Millionen Heimatlosen wieder eine neue Heimat zu schaffen. Hier gilt es, nicht nur unsere zerstörten Städte wieder aufzubauen, sondern neue menschliche Siedlungen nach gesünderen Grundsätzen zu errichten. Millionen Heimstätten müssen mit neuem Gebrauchsgut versorgt werden, mit Möbeln und Geschirr, Millionen Menschen mit Wäsche, Kleidung und Arbeitsgerät. Von der Gestaltung unserer neuen Heimstätten, von der Art, ihnen neues Leben zu geben, von der Gesinnung, die Schund und Verlogenheit ablehnt, wird es abhängen, ob Deutschland befähigt ist, mit seinen Erzeugnissen sich die Stellung in der Welt wieder zu gewinnen, die für seine Zukunft von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die gesamte Produktion muß den Grad an technischer und formaler Vollkommenheit haben, der allein der deutschen Arbeit wieder Achtung und Erfolg verspricht.

Ist es nicht notwendig, diese unerhörte Aufgabe zugleich zu einer Erziehungsaufgabe zu machen? Keine unserer Siedlungen sollte ohne einen handwerklichen oder gewerblichen Kern sein, um den sich die Wohnstätten, die Gärtnerstellen, die Bauernhöfe schließen. Das Kinderdorf, die Waisen- und Erziehungsanstalten sollten über die Grundschulausbildung die Möglichkeit zur handwerklichen Meisterlehre in ihrem engsten Kreis bieten, damit nicht eine Generation im Schutt der großen Städte verkümmert. Aus dem Kreis der Heimatlosen wären die besten Handwerker und Lehrer in solchen Siedlungen heimisch zu machen. Wir haben in den Gartenstädten genug Vorbilder, die nur weiterzuentwickeln sind.

Eine außerordentliche Aufgabe liegt vor uns und eine große Verantwortung auf allen Erziehern der jungen Generation. Mögen die verantwort-

lichen Stellen, Politiker und Staatenlenker sich dieser Aufgabe bewußt werden und fühlen, was hier für die Zukunft Deutschlands auf dem Spiele steht!

Der „Deutsche Werkbund“, eine Organisation, die sich die Durchgeistigung der deutschen Arbeit als Ziel gesetzt und vor 1933 wesentliche Erfolge erzielt hat, so daß sie mehreren ausländischen Organisationen als Muster diente, kam durch Gewalt und die Hemmungen der Diktaturzeit Hitlers zum Erliegen. Der „Deutsche Werkbund“ könnte heute, sofern ihm die Zusammenfassung der bewußt Schaffenden gelingen würde, die Aufgabe übernehmen, verantwortungsvoll mitzuhelfen, durch die Qualität deutscher Arbeitserzeugnisse die deutsche Lebensbasis zu festigen, und beitragen, daß durch die Tätigkeit schöpferischer Menschen mit gleicher sittlicher Gesinnung und unbeirrbarem Willen in dieser verhetzten und sich zersetzenden Zeit eine neue europäische Kultur entstehen kann.

Pascal oder Wissenschaft des Herzens

„Alles Unglück der Menschen rührt daher, daß sie nicht ruhig in einem Zimmer bleiben können“ — das ist einer der tiefsten und fruchtbarsten (139) unter den „Gedanken“ Pascals. Seiner Auslegung und Abwandlung sind viele andere Stücke dieser tiefsinnigen, philosophisch und theologisch, politisch und soziologisch höchst bedeutsamen Aphorismensammlung, eben der „Pensées“, gewidmet. So, wenn Pascal sagt, daß die Menschen, da sie mit Tod, Elend und Unwissenheit nicht fertigwerden, dahin übereingekommen seien, ihrem Glück zuliebe nicht mehr an ihre Kümmernisse zu denken. Oder wenn er daran erinnert, daß nicht die Beute, sondern die Jagd, nicht der Gewinn, sondern das Spiel, nicht der Sieg, sondern der Kampf, nicht die Wahrheit, sondern die Wahrheitssuche, der Meinungsstreit, und immer wieder: nicht das Ziel, sondern der Weg — kurz, daß es Ablenkung, Zerstreuung, Erregung oder der Zeitvertreib sei, was die Menschen suchten (135). „Sie glauben aufrichtig, nach Ruhe zu trachten, und suchen tatsächlich nur die Sensation („l'agitation“). Sie tragen einen geheimen Trieb in sich — einen Instinkt, der dem Nacherleben unaufhörlichen Elends entspringt, der sie nach Zerstreuung und Beschäftigung mit den Dingen der Außenwelt verlangen läßt; doch es ist ihnen andererseits auch ein geheimer Trieb verblieben, Erbe der ursprünglichen Größe ihres Wesens, der sie erkennen läßt, daß das Glück tatsächlich nur in der Ruhe beschlossen ist und nicht im Tumult. Aus diesen beiden einander entgegengesetzten Trieben bildet sich in ihnen eine verworrene Vorstellung, die sich dem Blick auf dem Grunde der Seele verbirgt: als könnten sie durch die Erregung zur Ruhe gelangen... So fließt ihnen das Leben dahin“ (189). Die Würde des Denkens, die ihnen verblieben ist, bestätigen sie nicht dadurch, daß sie nicht sich selbst, ihren Schöpfer und ihre Bestimmung zum Gegenstand nehmen. Sie wenden allem andern das wunderbare Vermögen des Denkens zu: der Zerstreuung jeglicher Art in Tanz, Spiel, Poesie und Politik. Sie schließen die Augen vor dem Anblick der unendlichen Gebrechlichkeit alles Irdischen, vor der Fragwürdigkeit jedes diesseitigen Glücks, vor der unausweichlichen Gewißheit des Todes. Bittere Ironie: „Der letzte Akt ist blutig, wie vergnüglich auch im übrigen die Komödie gewesen sein mag. Zu guter Letzt wirft man dir Erde auf den Kopf, und damit hat es sein Bewenden — für immer“ (210).

Pascal sagt zweierlei. Zum ersten, daß die Menschen nicht allein sein können noch wollen, da sie Angst haben, ihres Elends und der absoluten Gewißheit des Todes inne zu werden oder beständig inne zu sein. Fürs zweite, daß von dieser Haltung „alles Unglück“ der Menschheit herrühre. Wie er hat sich zwei Jahrhunderte später Kierkegaard vernehmen lassen, und wieder hundert Jahre später hat die Philosophie der Heidegger und Blondet, der Sartre, Thielicke und Brunner manches bestätigende Wort zum Thema der Lebensangst und der Flucht des modernen Menschen vor der Todesgewißheit in den Lärm der Betriebsamkeit gesprochen.

Indessen scheint doch ein tiefgehender Unterschied zwischen dem Damals und dem Heute zu walten. Pascal sprach in und zu einer Zeit starken religiösen Erlebens. Der kurzen Epoche seines Lebens (1623—1642) gehören fast alle jene religiösen Genies an, die Frankreichs fruchtbarer Geistesboden dem nachreformatorischen Abendland geschenkt hat: Jacqueline Arnauld, die Begründerin von Port-Royal, und ihr Bruder Antoine, der „große Arnauld“, Jean Duvergiers de Hauranne, der spätere Abt von St. Cyran, Cornelius Jansen, der Stifter jenes sittlich-religiösen Rigorismus, der den Jesuiten und ihren weltlichen Freunden soviel zu schaffen machte, und Descartes; der Hl. Vincent de Paul und der Hl. François de Sales, Blaise Pascals eigene Schwester Jacqueline und der große Kanzelredner Bossuet, von den Ordensstiftern und den Erneuerern des Ordenslebens ebenso zu schweigen wie von den vornehmen, religiös begeisterten Weltleuten, die zu dem Kreis um Port-Royal gehörten.

An eben dieses „große“ Jahrhundert richtet Pascal seine Mahnung.

Mit welchen Worten, fragen wir uns, hätte er unserer Zeit begegnen müssen, über die die Stürme der Gottesleugnung hingehen und deren lärmende Betriebsamkeit, im blutigsten der Kriege zum Höllenkonzert der Lautsprecher, Fliegerbomben und Erschießungspelotons gesteigert, nur während jener Minute den Atem verhielt, da sie im Explosionspilz der Atombombe den Widerschein ihrer Daseinsangst erblickte?

Wahrhaftig, das Anliegen des religiösen Erneuerers scheint heute einer um so viel höheren Größenordnung anzugehören, als die Welt entseelter, entgotteter, das Dasein versachlichter, die Würde des Menschen tiefer in den Staub getreten ist als damals. Und doch bedürfen die „Gedanken“ Pascals weder einer Erweiterung des Inhalts noch einer Verschärfung der Formulierung, um für uns wie für seine Zeit zu gelten. Pascal sagt: alles Unglück des Menschen rühre daher, daß es ihn nicht in der Ruhe völliger Einsamkeit dulde. Das Unvermögen zur einsamen Ruhe ist für ihn die bewirkende Ursache. Von diesem ursprünglichen Defekt des Menschen leitet sich all sein Unglück her: der Menschen Flucht vor sich selbst und vor Gott in den nichtigen Lärm des vordergründigen Tages.

Die Verkettung von Ursache und Wirkung darf nicht übersehen werden,

wenn man Pascal verstehen und allen Gewinn aus seinem Werk ziehen will, den es birgt. Der Unterschied im Verhalten des Menschen seiner und unserer Zeit oder hüben und drüben der Grenzpfähle besteht darin, daß damals oder dort die weltanschaulichen Verführungen geringer, die Möglichkeiten der Selbstflucht weniger vielgestaltig, die Mittel des Gewissenszwangs weniger grausam waren, so daß ihrer mehr die Kraft fanden, die Gnade auf sich herabzuflehen, die sie die Einsamkeit vor dem Angesicht des Ewigen ertragen oder gar suchen ließ, die Einsamkeit mit sich selbst im Gedanken an die Unausweichlichkeit des Todes.

Daß alles menschliche Dasein ertümelich Angst sei, ist also eine Einsicht, die nicht erst seit Kierkegaard oder Heidegger datiert oder die am deutschen Schicksal abzulesen dem kulturphilosophischen Schrifttum unserer Tage vorbehalten wäre. Wir finden sie aufs deutlichste und eindringlichste bei Pascal formuliert und am Exempel der Menschen dieser Zeit dargetan.

Zwischen dem Nichts und dem All

Und wie der Mensch zwischen Geburt und Tod eingefangen ist, die Spuren des Nichts an sich tragend, aus dem die Hand des Schöpfers ihn emporhob, dem Unendlichen entgegenschreitend, in dem der Strom seines Daseins sich verlieren will — dem offenen oder verhüllten Grauen überantwortet, weil die Welle nur abwärts fließen kann, dem dunklen Ozean des Todes entgegen —, so ist auch sein Erkennen für immer in die Sphäre zwischen den „Abgründen des Unendlichen und des Nichts“ (72) gebannt. „Denn was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts vor dem Unendlichen, ein All vor dem Nichts, ein Mittleres zwischen dem Nichts und dem All. Unendlich weit davon entfernt, das Letzte zu fassen, da ihm Bestimmung und Gesetz der Dinge in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt sind, vermag er weder das Nichts zu sehen, dem er entstammt, noch das Unendliche, das ihn verschlingt...“

Es ist dem Menschen gegeben, vom Kleinen zum immer Kleineren und vom Großen zum immer Größeren fortzuschreiten, doch niemals zum Nichts oder zur Unendlichkeit des Alls zu gelangen. Wir sind weder sicherer Erkenntnis fähig, noch zu absolutem Nichtwissen verdammt. Wir können weder vom Ganzen auf das Einzelne, noch vom Teil auf das All schließen; denn die Vorstellung des Alls ist für uns unvollziehbar.

Der Mensch unendlich größer als der Mensch

Indessen was unvorstellbar ist, ermangelt deswegen nicht schon des Seins: die unendliche Größe ist unvorstellbar — und sie existiert doch, wir „rechnen“ mit ihr (in des Wortes doppelter Bedeutung!); der Punkt, der, sich mit unendlicher Schnelligkeit bewegend, wiewohl ausdehnungslos, dennoch das All erfüllt — zugleich überall gegenwärtig und nicht gegen-

wärtig: er behauptet sein Sein gegen unsere Vorstellungskraft. Das Unvorstellbare verliert nichts von seiner Würde, weil es der Vorstellungskraft des Menschen verschlossen bleibt. Im Gegenteil, das Licht des Unfaßbaren, Unendlichen fällt auf den Menschen zurück: „Wisse, Stolzer, welches Paradoxon du dir selber bist. Demütige dich, ohnmächtige Vernunft. Schweige, einfältige Natur! Vernimm, daß der Mensch unendlich größer ist als der Mensch“ — „apprenez, que l'homme infiniment passe l'homme“ (434).

Dieses Paradoxon bezeichnet einen der Gipfelpunkte der Pascalschen Dialektik: Einem Dasein der Angst überantwortet, verurteilt, zwischen den Abgründen des Nichts und des Alls zu schweifen, „völlig Gottes unwürdig“ ist der Mensch doch mit dem „Vermögen zu Gott“ begabt (557). Er ist das „elendste und das größte“ unter den Geschöpfen der Natur: ein Atom gegenüber dem All, ein All gegenüber dem Atom, dennoch der Fähigkeit teilhaftig, das Universum, das ihn umschließt, in einen Gedanken zu fassen, in die Mitte gestellt zwischen die Unendlichkeiten des Kleinen und des Großen: so widerstrahlt die denkende Stirn das Himmelslicht des Universums. Daß der Mensch sich selbst ins Unendliche übertrifft, verbürgt den Seinscharakter des Unendlichen.

Der Mensch in der Ordnung des Herzens

Freilich ist es ihm versagt, mit der Idee der Unendlichkeit eine angemessene Vorstellung zu verbinden. Doch ist ihm die Abbildung, der Widerschein von Vorstellungsinhalten zugänglich, die einem andern als dem Reich des Vorstellbaren angehören.

Kräfte des Denkens reichen nicht aus, ihn in das Innere dieser Vorstellungen eindringen zu lassen, ihn ihrer wahren Natur zu versichern. Das „Wissen“ der Vernunft öffnet uns nicht den Weg zu jenem Unendlich-Unwandelbaren, als das Gott waltet. Vielmehr, „es ist das Herz, das Gott erfühlt, nicht die Vernunft. Und das eben macht den Glauben aus: Gott, der dem Herzen zugänglich ist, nicht der Vernunft“ (277. 278).

Das „Herz“ aber ist alles andere als nur ein Zentrum oder Organ des Fühlens.

Wie Meister Eckehart das „Vermögen, in dem aller Enden Gott grünt und blüht“, als „nicht von Zeit noch Fleisch“, „dem Geist entspringend“, „ganz und gar geistig“ bezeichnet, so ist auch für Pascal das Herz nicht oder bei weitem nicht nur auf die Sphäre des Sentiments oder des sittlichen Daseins verwiesen. „Es ist die Natur des Herzens, das unendliche Wesen zu lieben“ — „le coeur aime l'être universel naturellement...“ (277), sagt einer seiner „Gedanken“. Coeur, instinct, principe — Herz, Instinkt, Gesetz, notiert er ein andermal, um den keiner weiteren Aufklärung fähigen noch bedürftigen Sachverhalt anzudeuten, daß das Herz gleichsam als das „Auge“, als das aus den dunklen Tiefen des Instinkts gesteuerte Organ

begriffen werden muß, das das Walten des Gesetzes schaut: „Wir erkennen die Wahrheit nicht allein durch die Vernunft, sondern durch das Herz. Auf eben diese Art erschließt sich uns die Kenntnis der ersten Gesetze, und es ist vergeblich, daß die Vernunft, die daran keinen Teil hat, versucht, sie zu bekämpfen. — — — Die Vernunft ist darauf angewiesen, sich auf die Erkenntnis des Herzens und Instinkts zu stützen und auf sie all ihre Ableitungen zu gründen“ (282). So sind „Herz“ und „Vernunft“ keine einander ausschließenden Begriffe, sondern sie ergänzen einander zu einer höheren Harmonie. Ist doch das Herz der Mittler, der der Vernunft in intuitiver Schau selbst das geheimste Eingreifen der göttlichen Gesetzlichkeit, das Ordnung setzende, richtende und rächende Walten des von Gott gesetzten Gebotes weist. Es ist der Träger des höchsten Erkenntnisvermögens vernunftbegabter Wesen, und es hat seine eigene, von der der Vernunft grundsätzlich verschiedene „Ordnung“, seinen eigenen Geltungsbereich: es behauptet sein autonomes, höheres Reich gegenüber dem Reich der bloßen Vernunft.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht

„Es ist ein sonderbarer und langwieriger Krieg“, sagt Pascal am Ende der 12. Provinciale, „in dem die Gewalt versucht, über die Wahrheit Herr zu werden. Alle Anstrengungen der Gewalt können die Wahrheit nicht schwächen und dienen nur dazu, sie noch mehr zu erhöhen. Alles Licht der Wahrheit kann der Gewalt nicht Einhalt gebieten — es reizt sie nur noch mehr. Wenn Gewalt gegen Gewalt steht, zerschmettert die stärkere die schwächere . . . , aber Gewalt und Wahrheit vermögen nichts wider einander. Man folgere daraus nicht, daß die Dinge also gleich ständen. Denn es besteht dieser tiefe Unterschied, daß die Gewalt nur eine kleine Weile ihren Lauf nimmt — nach Gottes Ratschluß, der ihre Wirkungen zum Ruhm der Wahrheit lenkt, gegen die die Gewalt sich empört. Die Wahrheit aber währt alle Zeit und triumphiert endlich über ihre Feinde; denn sie ist ewig und mächtig wie Gott selbst.“

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Zur komplexen Einheit des Kampfes, des historischen Prozesses verschlingen sich die Kräfte der Wahrheit und der Gewalt. Stünde nur Gewalt wider Gewalt, so ließe sich der Ausgang des Ringens immer errechnen. Soundso viel Dynamit und Sprit, soundso viele Panzer, Flugzeuge, Geschütze, Material- und Menschenreserven gegen soundso viele andere: die Rechnung müßte für den materiell stärkeren Gegner aufgehen. Gott wäre bei den stärkeren Bataillonen. Aber eben: so entscheidet sich Gott nicht. Vielmehr, das Herz vermag aus den Tatsachen des Kampfes, wie nur ihm sie zutage liegen, zu erschließen, wo einmal nicht Gewalt gegen bare Gewalt steht, sondern wo hier oder dort, heute oder morgen die Kräfte der

Wahrheit mitfechten. Und wo es diese Kräfte am Werk schaut, weiß es, daß ihnen der Sieg sicher ist.

Der Herr ist gekommen, nicht nur den Frieden, sondern auch das Schwert zu bringen. „Wie es offenbar ein Verbrechen ist“, sagt einer der ewig aktuellen Gedanken Pascals, „den Frieden zu stören, in welchem die Wahrheit gebietet, so ist es nicht weniger ein Verbrechen, im Frieden zu verharren, wenn man dadurch die Wahrheit preisgibt. Es gibt also eine Zeit, da der Friede gerecht ist, und eine andere, da er ungerecht ist. Es steht geschrieben, daß es Zeiten des Friedens gibt und Zeiten des Krieges; und es ist ein Anliegen der Wahrheit, sie zu unterscheiden. Doch Zeiten der Wahrheit sind nicht zugleich solche des Irrtums. Es steht im Gegenteil geschrieben, daß die Wahrheit Gottes ewig bleibt. Darum spricht Jesus Christus, der gesagt hat, er sei gekommen, den Frieden zu bringen, er sei auch gekommen, das Schwert zu bringen. Allein er sagt nicht, er sei gekommen, die Wahrheit und gleicherweise die Lüge zu bringen. Die Wahrheit ist also das erste Gesetz und die letzte Bestimmung der Dinge“ (949).

Herz, Wahrheit, Gnade

So ist es nicht die Vernunft, die die Wahrheit erkennt oder zu errechnen vermag; es ist das Herz, das sie erschaut. In dem gläubig erstrebten, vom Glauben erkämpften, von den Kräften des Glaubens beständig erneuerten Verhältnis zu Gott liegt die Fülle der Voraussetzungen beschlossen, deren es zur Erkenntnis der Wahrheit letztlich bedarf: zur Erkenntnis jener Wahrheit nämlich, die das letzte betrifft — den Frieden, die Erlösung des Menschen von der sein Dasein verheerenden Urangst, der Angst vor dem Nichts des Todes, vor der er in die Nichtigkeit des Zeitvertreibs flieht; mag dieser nun die grausige Form von Rassenautilgung und Weltkrieg oder die anmutendere von Sport- und Kunstbetrieb annehmen. Die Dreiheit der Realitäten Herz, Wahrheit und Gnade ist unlösbar ineinander verflochten: Wenn Pascal das Herz als Organ der Wahrheitserkenntnis auszeichnet, so meint er das Herz, das sich zur Ordnung der Gnade erhoben hat. Ob Krieg oder Friede gerecht, ob dem Menschen Kampf oder Dulden, Gehorsam oder Empörung geboten ist, das zu erkennen bedarf es des Herzens und bedarf das Herz der Gnade. *Extra gratiam nulla salus*. Außerhalb der Gnade kein Heil, keine Erkenntnis des Wahren, kein Bestehen vor der Kritik der Geschichte, die das Dasein in jeder seiner Erscheinungsformen vor den Richterstuhl lädt.

Wissenschaft des Herzens

Der Mensch strebt nach mancherlei Wahrheit und vermag ihrer inne zu werden. Eins aber wissen wir heute gründlicher als damals: daß die „exak-

ten“ Methoden der Naturwissenschaft nicht darauf pochen können, Erkenntnisse von absoluter Beständigkeit zu vermitteln.

Das fällt nicht immer entscheidend ins Gewicht. Der Techniker mag sich getrost mit Annäherungswerten zufrieden geben. Denn von der Qualität seiner Ergebnisse hängt allenfalls der optimale Ablauf solcher Prozesse ab, die dem leiblichen Wohlergehen des Menschen zugute kommen.

Anders ist es schon um den Arzt bestellt, dessen Sorge nicht nur dem kranken Körper, sondern auch der Hinfälligkeit der Seele und folglich dem Zusammenleben des Menschen mit seinesgleichen und mit dem Höchsten gilt. Ganz allgemein aber wird man sagen können, daß, wo der Mensch, wo menschliches Verhalten (im Gegensatz zum bloß Kreatürlichen) und zwischenmenschliche Beziehungen im Spiele sind, das Bedürfnis nach absoluter Wahrheit sich am dringlichsten meldet und am glaubhaftesten legitimiert ist.

Wie sollte denn auch der Richter den Mut haben, dem Angeklagten das Urteil zu fällen, ihm gar das Recht, zu leben, abzusprechen, wenn er nicht darauf vertrauen könnte, seinen Spruch auf den Granit des Absoluten zu gründen? Wie sollten die Politiker das Schicksal ihrer Völker verantworten, wenn ihre Kenntnis des Menschen schwankend und nebelhaft bliebe? Wie endlich vermöchten die Völker den Weg durch das Dunkel von Not, Tyrannei und Krieg zu finden, wenn ihnen nicht die sichere Kenntnis der Gebote des Sollens voranginge, die das Sein zu gestalten haben?

Die Fragen waren gestern und sind heute von der größten aktuellen Bedeutung. Es sind dieselben Fragen, die Pascal sich gestellt und auf die er überzeugende Antworten hat. Er, der in der Tradition der jungen exakten Wissenschaft, der tatsachenhungrigen Renaissanceforschung aufgewachsen war, blieb zeitlebens ein Mann der Tatsachen, aller Spekulation abgewandt und viel mehr darauf bedacht, den Boden des Faktischen unter den Füßen zu behalten: Eine Tatsache war die Angst, an die er alles menschliche Dasein verloren sah, Tatsache die Flucht vor der Todesgewißheit, auf der er der Mehrzahl seiner Mitmenschen begegnete, Tatsache der Rummel des Betries, Tatsache die Tantalusqualen dessen, der sich mit Nichtigkeiten die Zeit vertrieb, da er ihrer, die er festzuhalten und an sich zu reißen trachtete, um so weniger teilhaftig wurde, je gründlicher er sie entleerte, vertrieb! Tatsachen Not und geheime Qual der Verstandesstolzen, deren Herz unfruchtbar: unfähig zur Erkenntnis des Wahren in der Zwieschlächtigkeit der Wirklichkeit blieb, Tatsachen, Realitäten von höchster Wirkungskraft, aber auch die ewigen Wahrheiten, das Wissen um Recht und Unrecht, vom rechten Weg und vom bleibenden Ziel, die dem Herzen im Stande der Gnade zuteil werden, und höchste, alles in sich begreifende, ewige Tatsache: Gott.

Auf diesen Tatsachen errichtete Pascal die „Wissenschaft des Herzens“, wie sie uns, umrißhaft freilich nur, in seinen „Gedanken“ vorliegt. In ihnen will er nicht Philosophie, sondern Wissenschaft im Sinne von Erfahrungs-

wissen vermitteln. Er unterwirft sich den Tatsachen, auch wenn er sie nicht deutend durchdringen kann. Ausdrücklich sagt er, daß „wir' die Wahrheit nicht nach unserer Fähigkeit, sie zu begreifen, beurteilen dürfen“. Wir müssen sie hinnehmen; wir müssen insbesondere Gott als die höchste und verbindlichste Realität akzeptieren, wenn wir des Menschen Tun zutreffend deuten und ihn durch das Wirrsal des irdischen Lebens steuern, wenn wir ihn vor den großen Katastrophen des Blutvergießens, des Brudermords, der Schändung seiner Menschenwürde bewahren wollen, die er schon durch die Bedingungen seines wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Daseins erleidet, wenn wir — um es in einem Wort zu sagen — der Wahrheit zum Siege verhelfen wollen, ohne den Mächten der Finsternis in uns immer aufs neue den Blutzoll gemordeter, verstümmelter, entwürdigter Leiber und Seelen zu entrichten.

Der Genius Pascals

In schlichter Gottgläubigkeit gründete und bestand Pascals Genie. Blaise Pascal, der „als Zwölfjähriger mit Hilfe von Stäben und Reifen die Mathematik neu geschaffen; der mit sechzehn Jahren die kenntnisreichste Abhandlung über die Kegelschnitte schrieb, die man seit der Antike gelesen hatte; der mit neunzehn Jahren eine Wissenschaft, die sich gänzlich als Verstandesübung darbietet, auf einen Mechanismus zurückführte; der mit fünfundzwanzig Jahren die Erscheinungen des Luftgewichts demonstrierte und einen der schwersten Irrtümer der alten Physik zerstörte; der in einem Alter, da andere Menschen zur Not ihr Dasein beginnen, den Umkreis des menschlichen Daseins bereits durchmessen hat und, ihrer Nichtigkeit innerwendend, sein Denken der Religion zuwendet; der, von diesem Augenblick bis zu seinem im 39. Jahr erfolgten Tod schwach und beständigen Schmerzen preisgegeben, die beharrliche Substanz der Sprache erschuf, die Bossuet und Racine sprachen; der das Vorbild vollendeter spielerischer Eleganz wie der mit schärfster Logik argumentierenden Beweisführung lieferte“ (Chateaubriand), Pascal, der auvergnaische Edelmann aus vornehmer und gelehrter Familie, der den wissenschaftlichen und religiösen Genius seines, des „großen“ französischen Jahrhunderts in sich vereinigte, war in den Dingen des Glaubens das schlichte, einfältige Kind, dessen nach Christi Wort das Himmelreich ist.

Daß alles, was er begonnen hat, Fragment blieb, hat darin seine Ursache. Er wollte sein Leben nicht an die Eitelkeit der Wissenschaft wenden. Sein Anliegen war der ganze Mensch, die Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungswürdigkeit des Menschen, den der Herr beim Namen gerufen hat. Dafür machte er sich frei, je länger, je mehr, von den Fesseln alles bloß verstandesmäßigen Wissens und rationalen Forschens, vom vielfältigen Zwang gesellschaftlicher Verpflichtungen und irdischen Besitzes. Gegen Ende

seines Lebens entließ er seine Diener und verschenkte seine Habe: Möbel, Teppiche, Tafelsilber und selbst seine Bücher bis auf die Bibel und die Schriften des Hl. Augustinus. „Er war ein Kind, ergeben und demütig wie ein Kind“, berichtet sein Beichtiger, der Pfarrer von St. Etienne, von ihm.

Am 19. August 1662 starb Pascal. Seine letzten Worte waren ein Gebet, in dem er sich dem Beistand Gottes empfahl. Sein Werk hat seit einem Jahrhundert eine Renaissance in Frankreich erlebt, deren Tiefenwirkung nicht unterschätzt werden sollte. Unsere Aufgabe aber ist es, soweit es an uns liegt, Pascals Gedanken zu einem der tragenden Pfeiler abendländischer Geistigkeit zu machen. Wir finden beides, Deutung und Überwindung unserer tiefsten Not, bei Pascal.

Ballade vom Wind

Preist den Wind! Gott gab dem Winde
oberhalb der Erdenrinde
alles in sein Eigentum,
alle Meere, alle Länder,
gab ihm Masken und Gewänder:
Tramontana und Samum,
Zephyr, Blizzard, Föhn und Bora,
Mistral, Eurus und Monsun,
Hurricane, Passat und Ora
und Tornado und Taifun.

Schuf ihn zum Herold und Herrn der Gezeiten,
ließ ihm Willkür und gab ihm Gesetze,
Sternenbilder heraufzugelëiten
und dem Gewitter den Weg zu bereiten,
wies ihm Rennbahn und Ruheplätze.

Wälderdurchbrauser und Steppendurchschweifer,
dunkler Bläser und heller Pfeifer,
hetzt er Schwalbe und Kormoran,
wühlt in den Mähnen der jagenden Rosse,
schleudert er Drachen, Schiffe, Geschosse,
Adler und Geier aus ihrer Bahn.

Kerzenverlöscher und Flammenschürer,
Nebelzerteiler und Wolkenführer,
schäumiger Wellen johlender Freier,
Trinker der Tränen, Zerreißer der Schleier,
rauchblau, schwärzlich und hagelweiß,

Tücherbauscher,
Seelenberauscher,
kindlicher Spieler und zorniger Greis.
Ungebändigt im Springen und Streunen,
reißt die Dächer er von den Scheunen
und von den Herzen die Schwermut los,
kühner Beflügler, ewiger Dränger,
mächtiger Löser und Kettensprenger,
Felsenrüttler und Wipfelbeuger,
großer Zerstörer und größerer Zeuger,
Flötenruf und Posaunenstoß,
reisiger Feger des Himmelshauses,
Abbild des pfingstlichen Geistgebrauses —
preiset den Wind, der Wind ist groß.

Als der alte Ruhelose,
Segelmacher, Seebefahrer
früh am Sankt-Josephi-Tag
auf dem letzten Bette lag,
und die junge Krankenschwester
mit der weißen Flügelhaube
sich zu ihm herniederbeugte,
fuhr erschrocken sie zurück.
Von den bartumstarrten Lippen
sprang ihrs wie ein Stoß entgegen,
und der Haube weiße Flügel
flatterten wie Schneegewölk.
Wars ein Aufschrei, dem die Laute
nicht mehr sich gefügig zeigten?
Wars ein Seufzer, wars ein Hauch?
Schreie nicht noch Seufzer haben
solche Kraft und solche Wildheit.
Nein, die ruhelose Seele
schied sich ungestüm vom Leibe,
und die Schwester schlug ein Kreuz.
Schloß ihm mit geübten Händen
sanft die wasserblauen Augen,
öffnete den Fensterspalt.

Hui! Da schoß es durch das Zimmer
aus des Bettes Ecke her.
Bilder klirrten an den Wänden,
Glasgefäße auf dem Tisch.
Mit Gefauche und Gezisch
stieß es an die Spiegelscheibe,
trübte sie für Augenblicke.
Wie ein eingeflogner Vogel
prallte es von Wand zu Wand,
bis es blind das Fenster fand.

Draußen heulten die Gefährten,
Totengeister, Wirbelwinde,
Wolkenreiter, Wasserfurcher
ihrem endlich Heimgekehrten
tausendstimmig zum Empfang.
In den Telegraphendrähten
brauste wilder Märzgesang,
daß die Fahnen an den Stangen,
Hemden sich am Seile blähten,
vom Gesims die Regentraufen,
Schindeln von den Dächern sprangen.
Fetzen, Staub und Kehrlichthaufen
wirbelten aus ihrer Ruh.
Und wie leichte Sommerfäden
bogen sich die Lindenäste.
Zweige brachen, Blitzableiter
rasselten und Fensterläden,
Türen schlugen krachend zu.

Die vertrauten Sturmgeschwister,
Wasserfurcher, Wolkenreiter,
Wirbelwinde, Totengeister
stoben weiter.
Und sie fauchten in Spiralen
um ergraute Kathedralen,
rannten auf den Orgelboden,
griffen, rasende Rhapsoden,

in die Pfeifen und Register,
jagten aus den Wolkenhöhen
immer wilder, immer größer
weißlichgraue Regenböen.
Sonnenstrahlen, Schneegestöber,
Hagelschloßen vor sich her,
zausten Schiffe in den Häfen,
peitschten das geliebte Meer,
tobten um der Berge Schläfen,
stürzten sich auf Bruch und Forsten,
daß die schwarzen Tannenborsten
tief sich bogen, hoch sich sträubten.
Ohne Pause und Erlahmen
liefen sie durch Sumpf und Heiden,
durch das bleiche Gräserhaar,
griffen sie nach Nuß und Weiden,
daß zu schäumendem Besamen
herrlich Gold und Silber stäubten!

Und der alte Ruhelose,
Segelmacher und Matrose
jagte mit der Geisterschar
aller Gräberwelt zu Häupten,
dem Lebendigen zum Preise,
wie es vor dem Anfang war.

Also trieben sie die Reise,
trunken als ein toller Schwall,
fuhren sie in Windgottsweise
jauchzend um den Erdenball.

In einer Nacht

Ich weiß nicht mehr, woher, und nicht, wohin ich geh.
Ertrunken ist die Welt im stummen Nebelsee.
Ertrunken selbst der Wind. Die Weiden knarren nicht.
Die kühle Feuchtigkeit rührt fremd an mein Gesicht.
Euch, Sterne, seh ich nicht. Wer weiß, ob ihr noch seid?
O Traurigkeit der Welt! O Welt der Traurigkeit!
Steht irgend hier ein Haus, gemauert und bedacht?
Es fällt aus schmalem Spalt ein Schimmer in die Nacht,
ein milchig trübes Gelb auf ödes, schwarzes Feld.
O Welt der Traurigkeit! O Traurigkeit der Welt!
Schon lischt es hin. Sein Trost war nur für winzige Zeit.
O Traurigkeit der Welt! O Welt der Traurigkeit!
Kalt haucht der Bach mich an, vom frühen Herbst geschwellt.
O Welt der Traurigkeit! O Traurigkeit der Welt!
Ich höre, wie ein Kind vor Angst im Schläfe schreit.
O Traurigkeit der Welt! O Welt der Traurigkeit!
Dann, wie ein frierendes, verlaufenes Hündchen bellt.
O Welt der Traurigkeit! O Traurigkeit der Welt!
Vom Turm kommt Stundenschlag. Der Morgen ist noch weit.
O Traurigkeit der Welt! O Welt der Traurigkeit! ,

Es war alles ganz anders

Die kleinen Anekdoten, die ich hier erzählen will, haben den Vorzug, beinahe wahr zu sein und wirkliches Geschehen festzuhalten. Ich sage „beinahe wahr“, denn irgendwie stilisiert doch jeder Erzähler seinen Stoff, streichelt ihn hier, bügelt ihn dort ein wenig auf — und wäre es nur, um den Witz der Fügung heller aufblitzen zu lassen. Und von Vorgängen, in denen das Schicksal humorig lächelnd mit seinen Marionetten spielte, will ich hier berichten.

Erinnern Sie sich an den Anschlag, der im April 1865 gegen den Zaren Alexander II. Nikolajewitsch geführt wurde? Nein — keine Ahnung haben Sie. Kann ich verstehen — ist ja auch eine gute Weile her, und wir haben inzwischen manches andere erlebt.

Also, das war die Zeit, in der der Nihilismus namentlich in den Kreisen der russischen studierenden Jugend immer bedrohlicher um sich griff, und einer aus einem solchen Verschwörerklüngel, der Student Karakasow, war zur „Propaganda der Tat“, wie sie das nannten, bestimmt. Es war allgemein bekannt, um welche Zeit und durch welche Straßen der Zar von seiner täglichen Ausfahrt in den Winterpalast zurückzukehren pflegte, und wie gewöhnlich hatte sich das Volk gesammelt, um Väterchen, dem es die Aufhebung der Leibeigenschaft und viele andere Reformen dankte, zu sehen. Unter den Massen, die den Straßenrand umsäumten, hatte sich auch ein junger Mensch, der vor noch nicht langer Zeit aus seinem Dorfe im Gouvernement Kostroma nach Petersburg zugewandert war, drückend und stoßend einen Platz in der ersten Reihe erdrängelt. Ossip Iwanowitsch Kommissarow hieß er und war ein armer Teufel, der mit Müh' und Not als Geselle bei einem Mützenmacher untergekommen war. Der Meister hatte ihn mit fertigen Mützen zu einem Abnehmer geschickt, und eigentlich sollte er schon wieder zurück und bei der Arbeit in der Werkstatt sein. Aber so viel hatte er schon von dem großmächtigen Zaren gehört — nun wollte er ihn auch sehen. Voll Spannung wartete er jetzt, spürte im Rücken den Druck der anderen, die gleichfalls vorwollten, und stemmte sich dagegen. Namentlich

einer, der knapp seitlich hinter ihm stand, ein gleichfalls noch junger Mensch, der einen Schnürenrock anhatte, drängte immer wieder.

Endlich hörte man den gleichmäßig hämmernden Hufschlag, das federnde Anrollen von Rädern über das Steinpflaster der Straße. Erstarrt zu einer unbewegten Mauer standen jetzt die Menschen. Und da tauchten auch schon die wundervollen Orlowtraber auf — ein dick in seinen langen Pelz verummter Kutscher, ein Leibjäger hoch auf dem Bock, dahinter in dem offenen Wagen der Zar, der grüßend immer wieder die Rechte hob, und neben ihm ein General. Mit offenem Mund, ganz hingegenommen starrte Ossip Iwanowitsch Kommissarow: das also war...

Aber da war es ihm mit einem Male, als ob ihm einer mit geballter Faust gegen die Schläfe schlug — ein lauter Knall drang ihm grell ins Ohr — mit beiden Armen fegte er jäh durch die Luft, lag gleich darauf, wie rings um ihn die Menschen angstvoll schreiend wichen und auseinanderstoben, ohnmächtig, seine Arme weit wie ein Gekreuzigter von sich gestreckt, auf dem Pflaster. Blut sickerte ihm dünn aus einer Wunde an der Stirne.

Nur einen Augenblick lang hielt der Zarenwagen — ein schnelles Hin und Her von Worten — dann sprang der General Eduard Janowitsch Graf von Tottleben, der als Begleiter neben dem Zaren gesessen hatte, heraus, der Leibjäger dazu — ein Wink — die Traber zogen wieder an, der Wagen fuhr in raschem Tempo weiter. Aber gleich darauf kam auch schon ein anderer Wagen angerast, der in gemessener Entfernung als eine Art von Wachgefolge hinter dem ersten hergefahren war, hielt jäh, spie drei, vier Männer aus, die sich erregt dienstwillig um den General stellten, kurze Befehle auffingen, sich gierig in die Menge der weichenden Menschen stürzten: Polizei —

Auf den noch immer seiner Sinne nicht wieder Herr gewordenen Kommissarow wies der General, bebend vor Aufregung, den Leibjäger hin: „Hast du es auch gesehen? Dem danken wir es, daß die Kugel nicht getroffen hat. Mit ausholendem Arm hat er dem Attentäter die Waffe zur Seite geschlagen!“ Und der Leibjäger schlug ein Kreuz über die Brust und nickte eifrig: ganz wie seine Exzellenz der gnädige Herr General es sagte, muß es gewesen sein. Mit scheuer Ehrfurcht sah er auf den armseligen Burschen, den Gott zu solchem Werk der Hilfe ausersehen hatte, nieder.

Minuten später war ein Arzt zur Stelle, beugte sich über den Verletzten, den man halb aufgerichtet hatte. Benommen ließ Ossip Iwanowitsch Kommissarow mit sich geschehen, was man da jetzt trieb. Sorgfältig wurde er verbunden; der Arzt sagte, es sei nicht weiter schlimm, beim Falle hätte sich der Mann die Schramme an dem Kopfsteinpflaster geschlagen. Einer der Herren, die sich inzwischen zu einer teilnahmevollen Gruppe gesammelt hatten, zog eine Feldflasche mit Wodka hervor, reichte sie Kommissarow hin. Der griff unsicher vor, trank, trank noch einmal. Gut war das — vielleicht, daß ihm der Kopf dann freier würde... Er lächelte ein wenig blöd zum Dank, als er die halbgeleerte Flasche ließ, aber komisch kam

ihm das alles vor und wie ein dummer Traum: da war ein General, ein richtiger General mit Goldschnüren und Orden, und klopfte ihm, ihm dem Mützenmachergesellen, der doch längst wieder hinter seinem Schneiderische in der Sergiewskaja stehen sollte und sicher von dem Meister grob ausgeschimpft wurde, wenn er jetzt so verspätet ankam — aufmunternd und mit zusprechenden Worten, die er kaum verstand, die Schulter. Er richtete sich auf, sah um sich, schüttelte den Kopf und wollte gehen.

Aber sie ließen ihn nicht. Seinen Namen mußte er nennen, und mit dem General und noch zwei Herren mußte er in einen Wagen — und in seiner Benommenheit wußte er nicht, ob sie ihn jetzt verhaftet hatten oder was sonst sie mit ihm wollten. Da war ja doch auch Polizei gewesen ... Sie fuhren los.

„Ich bin es nicht gewesen“, stieß er einmal stotternd hervor. Aber der General lächelte ihm darauf beschwichtigend und gnädig zu und sagte: „Wir haben es ja doch gesehen.“

Und dann auf einmal waren sie vor dem Winterpalast, und die Soldaten auf der Torwache salutierten, und er mußte aussteigen mit den anderen, und es ging herrlich breite Treppen hinauf und durch viele Zimmer und Säle, und überall waren feine, goldbestickte Herren, die ihn anstarrten und zu denen der General, stolz auf ihnweisend, immer wieder sagte: „Der hat unsern geliebten Zaren vor der mörderischen Kugel gerettet.“

Dann aber standen sie in einem hellen, weißen Saal, in dem ein hochgewachsener Herr mit braunem Bart, die linke Hand leicht aufgestützt, die Rechte im Rockaufschlage auf der Brust, an einem Schreibtisch stand, ein paar andere stolze Herren im Gespräch vor ihm.

Das Herz schlug Kommissarow bis zum Halse: Allmächtiger, das war ja doch der Zar, der Zar, so wie er ihn vor noch nicht einer Stunde im Wagen hinfahrend gesehen hatte! Er warf sich auf die Knie. Und jetzt, jetzt wandte der Zar sich ihnen zu; der General Graf von Tottleben aber stand straff wie eine Säule und sagte: „Die Polizei hat mir gemeldet, daß sie den Attentäter festgenommen hat. Es ist wieder einer von den Studenten.“ Dann aber wies er auf Kommissarow, und seine Stimme hatte jetzt einen anderen, hellen Klang: „Und das ist Ossip Iwanowitsch Kommissarow, ein schlichter Mann aus dem Volke, dem wir es danken, daß der verruchte Anschlag auf Eure Majestät mißlungen ist. Mit wunderbarer Geistesgegenwart hat er diesen Verbrecher, als er schoß, kraftvoll gegen den Arm, gegen die Brust gestoßen, so daß die Kugel ihr Ziel verfehlen mußte!“

Ganz still war es für einen Augenblick, in dem der Zar nur leise nickend das Haupt bewegte. Dann schritt er auf den angstvoll knienden Kommissarow zu, beugte sich nieder, legte ihm die Hände auf die Schultern, küßte ihn auf beide Wangen. Das Kitzeln dieses dunklen Bartes, der ihn streifte, spürte der, dachte verwirrt: „Das ist doch gar nicht Wirklichkeit — das kann doch gar nicht ...“ Aber da trat, wie sich der Zar jetzt wieder abgewendet hatte und mit dem General und einem andern Herrn im goldbestick-

ten Rock auf ihn hindeutend und sichtlich Anordnungen gebend, sprach, wieder einer, dem ein blinkendes Kreuz an einer Kette auf die Brust niederhing, an ihn heran, hielt ihm das Kreuz zum Kuß entgegen, hob seine Rechte zugleich segnend über ihn und sagte: „Der Herr hat Großes durch dich getan — danke Ihm in Demut für seine Gnade!“

Von dieser Stunde an glitt das Geschick des armseligen Mützenmacher-
gesellen Ossip Iwanowitsch Kommissarow, der wie in einem Taumel über sich ergehen ließ, was ihm geschah, in völlig neue Bahnen. Der großmütige Dank des Zaren an den Mann, der ihm vielleicht das Leben gerettet, schob ihm Ehren, Wohlleben und Aufstieg zu. Zwei hohe Würdenträger wurden von dem Selbstherrscher aller Reußen beauftragt, alles Förderliche zu leisten: keine Anerkennung sollte groß genug sein für den tapferen Mann, dessen geistesgegenwärtige Tat erwiesen hatte, daß mehr in ihm stecken mußte, was zur Wirkung kommen sollte. Die beiden Herren überboten sich vor Eifer, und das Feld, das sie zu bestellen hatten, war weit genug.

Zunächst: der schlichte Mann, der sich durch seine Tat geadelt hatte, sollte auch durch den Stand als Edelmann erscheinen; ein Adelsprädikat wurde ihm zugelegt, ein Wappen mit stolzer Devise wurde ihm verliehen. Der plebejische Name Ossip Iwanowitsch Kommissarow versank — Ossip Iwanowitsch von Kostromsky hieß er nun. Aber der neue Baron von Kostromsky konnte weder lesen noch schreiben — nur Mützen schneiden konnte er. Große Gelehrte wurden bemüht: er mußte lernen. Nicht gern tat er das, und manchmal, wenn sie ihn mit derlei plagten, dämmerten dunkel Sehnsüchte nach seinem Meister und dem Schneidertisch in der Sergiewskaja in ihm auf. Je mehr er an den Vorgang bei dem Anschlag dachte, um so deutlicher spürte er: das hier, das war doch alles Unsinn! Kam das so über ihn und hatte er dazu dann noch getrunken, dann brach er zornig auf und ließ sich auf nichts weiter ein, erklärte: „Laßt mich in Frieden; ich bin's ja gar nicht gewesen!“

Aber dann sagte der eine: „Seine Exzellenz, der General Eduard Janowitsch Graf von Totleben haben es doch gesehen!“ und der andere: „Der Zar hat ihn geküßt, auf beide Wangen hat er ihn geküßt. Soll der Zar etwa einen lächerlichen Burschen, der nur Maulaffen feilhielt und bei einem Schuß vor Schrecken auf den Hintern fiel, geküßt haben? Nein, nein, er muß es schon gewesen sein.“

Da gab dann der Baron Ossip Iwanowitsch von Kostromsky nach und nach seinen Einspruch auf — und weil man ihn mit Lernen weniger plagte, aber glänzend verpflegte und am Ende sogar als Offizier in ein Garderegiment steckte, fand er die Sache gut so, wie sie war, und verfiel in das Gegenteil. Jetzt konnte er — und wieder namentlich, wenn er getrunken hatte — den neuen Kameraden nicht genug davon erzählen, wie das damals gewesen war: diesen Studenten, diesen Schweinehund, den Karakasow, den hatte er schon eine ganze Weile lang beobachtet; dann aber, als der schoß, da hatte er ihm eines mit der geballten Faust gegeben! Und der Zar — also:

„Brüderchen!“ hatte der gesagt, und getrunken hatten sie dann zusammen — und die Maria Alexandrowna, die Zariza, war auch dazugekommen — und hatte gesagt: „Ossip Iwanowitsch — also das reine Glück, daß Sie damals . . .“

Derlei sprach sich herum in Petersburg, und am Ende ging das doch nicht so weiter.

In eine recht entlegene Garnison wurde der zur Verlegenheit gewordene Retter des Selbstherrschers aller Reußen schließlich versetzt, und dort hat er die Umstände, wie er dem Zaren einst das Leben rettete, so oft und ausführlich erzählt, daß er am Ende selbst daran glaubte, daß es so gewesen sei. In jenem fernen Winkel Rußlands ist der Baron Ossip Iwanowitsch von Kostromsky dann, noch vom sachte verblassenden Ruhm seiner Heldentat umwittert, nach nicht zu langen Jahren als Rittmeister a. D. gestorben.

Leipzig, 1813 — die große Völkerschlacht ist in vollem Gang.

Auf der bescheidenen Höhe unweit der Ziegelei bei Meusdorf, die leidliche Sicht über die Weite hin gewährt, halten die drei verbündeten Monarchen, starren hinaus in das von Rauch, von Dampf und Nebel überhangene Gelände, über das hin das Brüllen der Geschütze in seinem Nachhall zu ihnen herüberzittert.

Auf ihren Hengsten sitzen sie, ein wenig abseits von ihnen das wartende Gefolge.

Das Fernrohr senkt der Preußenkönig vom Auge nieder. „Viel nicht sehen können. Angriff auf linken Flügel wohl erst kommen“, stellt er fest.

„Wia 's halt scho' is' —“, meint der Kaiser Franz und lupft dabei ein wenig das dürre Gesäß im Sattel. Er ist entschieden schlechter Laune und beleidigt. „No ja — wann ma's net g'wohnt is' —“ sagt er dann.

Der Zar zupft liebevoll lächelnd an seinem blonden Backenbärtchen: „Chacun a son faible, Votre Majesté —“

Eine Weile ist Schweigen zwischen den hohen Herren, währenddessen der König wieder das Gelände mustert. „Infanterie von Klenau jetzt im Vormarsch. Hoffen, daß gegen Korps Macdonald reussieren —.“

Der Kaiser hebt sich vorsichtig wieder ein wenig hoch in den Bügeln. „I hab's dem Schwarzenberg ja extra g'sagt: recht frei'n tät i' mi', hab' ich ihm g'sagt, wenn er jetzt seine Hieb' kriegert, mei' Herr Schwiegersohn —.“

„C'est sa dernière ressource maintenant — la victoire est à nous — mais, dites donc — on m'a raconté, que Votre fille —.“

Der Kaiser schüttelt nur den Kopf, redet darüber hin: „Nix als Umständ' hat ma' mit ihm — jetzt wieder, anstatt daß ma' schön g'mütlich z' Haus wär' und sein' Ruah hätt' —.“

„Auch viel Demütigungen ertragen müssen —. Psst —!“ Sachte beruhigend klopft der König den Kopf des Hengstes.

Da wendet sich der Zar ihm zu: „A propos de cela — vous souvenez-vous: à Tilsit — est-il vrai, j'ai entendu dire, qu'il voulut une liaison avec...“

Aber was hatten denn die Gäule mit einemmal?

„Ah — jetzt vor uns Kavallerie bei Kleist und Wittgenstein im Angriff auf Probstheyda!“ Ein Wehen trägt den Hall von Hufschlag, von Gewehrgeknatter und Trommelschlag heran. Kaum halten kann der König seinen braunen Trakehner, und auch der Lippizaner von Seiner Apostolischen Majestät tritt nervös hin und her.

Der sagt gerade noch: „Also, der Metternich — das is' a ganz a Schlauer — da hat er doch...“

Aber da wirft sein Hengst den Kopf hoch auf, daß er dem Kaiser beinahe die Zügel aus den Händen reißt, und wiehert hell hinaus, als gäbe er ein Signal.

Im gleichen Augenblick saust reiterlos mit schiefhängendem Sattel eine fahlbraune Stute vorüber, rast im Galopp hinaus in das Gelände.

„Merdel!“ stößt der Zar hervor und hält sich eben noch im Sattel, wie jetzt sein Gaul und wie die beiden anderen Hengste hinter der rossigen Stute drein unhaltbar vorwärtsstürmen. An Hecken und Verhauen hin und über Gräben geht die wilde Jagd, hinterdrein jetzt auch das Gefolge, das nicht versteht, wieso die hohen Herren da plötzlich aufgebrochen sind und vorwärtshetzen. Erst knapp hinter der Nachhut des Feldmarschalls Barclay de Tolly, vor der die Reiterei von Klenau links von der Straße nach Grimma gegen die Garden stürmt, gelingt es russischen Soldaten, die hinrasenden Hengste aufzuhalten. Und auch diese verfluchte falbe Stute haben sie.

„Besser Wallach reiten sollen“, sagt der König und verschnauft nach diesem Ritt.

Noch einmal: „Merde, sacrebleu!“ erklärt der Zar und zieht seinem Gaul eins über.

Der gute Kaiser Franz aber steht steifbeinig auf dem zerstampften Rasen, reibt sich den Hintern und meint greinend, tief verstimmt: „Wia i's scho' g'sagt hab' — nix als Umständ' hat ma' weg'n dem Korsikaner!“

Am Tag darauf ist es Gespräch bei allen von dem Sieg berauschten Patrioten der verbündeten Armeen: Die drei Monarchen haben, hingerissen von dem Elan der vorstürmenden Truppen, nicht länger Zuschauer des heldenhaften Kampfes bleiben wollen — sie haben sich's nicht nehmen lassen, die große, zwingende Attacke inmitten ihrer braven Truppen mitzureiten.

Also das ist noch gar nicht so lange her, und — denken Sie doch nur scharf nach — vielleicht, daß Sie sich dann noch an das tausendjährige

Reich erinnern, das schon im jugendlichen Alter von wenig über einem Dutzend Jahren an *dementia praecox* — jugendlichem Irresein — verschieden ist. Damals ist das gewesen, und damals in der Zeit der Blut- und Rassenforschung legten die besseren Herren natürlich Wert darauf, daß ihre Ahnenlisten sich sehen lassen konnten. Und Göring, der Reichsmarschall Hermann Göring — an den können Sie sich doch noch erinnern? — der hatte auf dem Weg der Ahnenforschung den Nachweis erbringen und durch die Zeitungen verbreiten lassen, daß das Blut Heinrichs des Löwen, Herzogs von Bayern und von Sachsen, in zweifelfreier, lückenloser Folge nach dreiundzwanzig Generationen als heldisches Erbgut in seinen Adern kreise. So etwas galt damals und war nicht mit Papiermark zu bezahlen.

Nun lag dieser erlauchte Ahn' seit dem Jahr 1195 im altehrwürdigen Dom zu Braunschweig neben seiner Frau Mechthildis zu bisher ungestörter Ruhe beigesetzt. Alles ganz schön und gut — aber man möchte doch, wenn man schon einen so besonders prominenten Vertreter in der Familie hat, ganz gerne auch wissen, wie's um den jetzt steht und wie er durch die Zeit gekommen ist. Schließlich, runde siebenhundertfünfzig Jahre, das war ja immerhin — da mußte man doch einmal sehen — und gut und mottensicher einbalsamiert wurden die hohen Herrschaften ja auch in jener stolzen Zeit. Vielleicht auch, daß sich in dem Sarkophag des blonden Recken irgendein Hinweis fand — äußere Ähnlichkeit — man konnte ja nicht wissen. Jedenfalls war der Reichsmarschall sehr dafür; es wurde eine Kommission gebildet, das Ganze in ein Mäntelchen von wissenschaftlichem Belang gehüllt — wer weiß, wie aufschlußreich für die geschichtliche Erkenntnis das Unternehmen werden mochte. Dann gab es reichlich viel „Heil Hitler!“ — an Schmierstiefeln klappten die Hacken zackig knallend aneinander — Befehle gingen aus — man ging ans Werk. Im scharfen Licht der Scheinwerfer lag die sonst in ihr Dämmerdunkel versunkene Krypta; erwartungsvoll umstanden die erlesenen Herren der Kommission die beiden Sarkophage, an denen die Handwerker vorsichtig hantierten. Als Erstes kam natürlich das graue Steingehäuse des Löwenherzogs dran. Wuchtig und schwer die Deckplatte — endlich gab sie nach, konnte zur Seite gehebelt werden, ließ erste Helle in das Innere dringen. Mit gierig vorgestreckten Köpfen standen die Männer rings umher, um den Abzug der Apparate fingerten die Photographen. Aber ein Schweigen, das bedrückend wirkte, lag als Verlegenheit jetzt über allen. „Sehr gut erhalten“, sagte endlich der Konservator des Forschungsinstituts „Ahnenerbe“, Sturmbannführer Teutwart Czibulka. Die Stimme aber klang beklommen, und er stand mit seinen Worten einsam und wie verlassen in dem gewölbten Raum.

Dann war es wieder still. Das hier — der balsamierte Tote, der da vor ihnen lag — das war also Heinrich der Löwe: ein mittelgroßes, dürres Männchen mit wohlerhaltenem, strähnig hartem, schwarzem Haar über dem holzbraunen Gesicht und einem vielleicht durch die Schrumpfung zu einer Art von spöttisch überlegenem Lächeln gezerzten Mund. Die Herren

mit den Hakenkreuzen hatten sich den nordischen Helden ihrer Weltanschauung eigentlich anders vorgestellt. Und daß das eine Bein, wohl in der Folge eines Unfalles, einer Verwundung, merklich verkürzt, verkrüppelt war, das kam auch noch dazu. Man war recht schweigsam bei der Inventur, der Registrierung des Befundes. Kühl sachliche Gesichter, als ob der Tote sie enttäuscht, beleidigt hätte. Falls da nun gar erst etwa das Reichssippenamt mit seinen Messungen begann, wer weiß, was dann noch von dem Sachsenherzog übrigblieb. Ein kleines Büschel der schwarzen Haare schnitt man am Ende vom Haupte Heinrichs des Löwen ab; die wollte man dem Reichsmarschall als Andenken an seinen Ahnherrn überreichen, vielleicht daß er sich die in einen seiner Ringe fassen ließ. Dann kam der Sarkophag der edlen Frau Mechthildis an die Reihe. Das war nun freilich eine andere Sache. Groß, breit und stattlich lag sie da, nicht eben schön, wohl aber um zwei Handbreit höher als der Löwe, wuchtig, mit Knochen wie ein Pferd. „Da hat er nicht viel melden dürfen —“, meinte ein Arbeiter so obenhin, schüttelte dann mitleidig seinen Kopf und wischte sich den Schweiß aus dem Genick.

Photos und auch das kleine Büschel Haare wurden dem Reichsmarschall zugleich mit dem mit aller Vorsicht abgefaßten Bericht über den Befund zugestellt. Drei Tage lang lag es wie ein dumpfes Grollen in der Luft. Dann gab er beides kurzerhand zurück, und es kam der Befehl, nichts weiter über den Vorgang der Presse zuzuleiten.

Der Diebstahl

Das Meer, das bis zu den Lehmwänden heraufgekommen war, hatte die Erde wieder freigegeben. Mit hohen Wolkenkämmen stürzte es in sich selbst zurück, schneeiger Gischt, der in Stahlblau verlosch. Der Strand lag wie eben erschaffen vor seinem Zorn, den ein Himmel von strenger Heiterkeit gebändigt hatte, und die unumwölkte Sonne beschien sein Werk, den vom weichenden Wasser gewellten Sand, die heruntergerissenen Sträucher und Äste, die umgeschlagenen Strandkörbe, allerlei angeschwemmtes Gut, Balken und Scherben aus einer vergangenen Welt, und die breiten, braunen Streifen des Seetangs.

Wie immer, wenn die Nacht stürmisch gewesen war, hatte Bang seinen Weg über die Dünen gemacht. Nach jeder solchen Nacht beginnt das Leben von neuem, dachte er, und wie jedesmal war etwas von unverständener Neugier in ihm, was es bringen würde. Denn daß man jetzt daran ging, die Strandkörbe und losgerissenen Boote zusammenzusuchen und wieder an ihre Plätze zu tragen, das meinte er nicht, wenn er so dachte. Aber wie er es eigentlich meinte, hätte er nicht sagen können. Es war wohl mehr eine Stimmung als ein richtiger Gedanke, doch er liebte diesen Zustand der unerklärbaren Erwartung.

Froh, daß Merkel es vorzog, seinen Morgenspaziergang nach den windstillen Nächten zu machen, so daß sie auch hierin sich glücklich ergänzten, betrat er nach kurzem Zögern und nochmaligem Blick durch den silbrigen, schon leicht korallen sich färbenden Sanddorn wieder den Garten seines Grundstücks. Dies war das Reich, wild durcheinander blühende Blumenbeete im Rauschen und Atem des Meeres, um dessentwillen sie das große Haus gebaut hatten, das den Garten zur Straße hin abschloß. Bang und Merkel, Kaufhaus für alles, von der Nähnaedel bis zur schönsten Seide, vom Sandspieleimer bis zum Tafelservice, von Mehl und Salz bis zu den feinsten Champignon- und Hummerkonserven.

Langsam schritt Bang den von leuchtenden Dahlienbüschen gesäumten Weg hinauf, und wie jedesmal, wenn er von dieser Seite sein Anwesen ins Auge faßte, freute er sich, wie wenig man seinem Hause von hier aus seine profane Bestimmung ansah, zugleich im Bewußtsein, wie es diese doch vorzüglichst erfüllte. Der langgestreckte, zurückhaltend ockerfarbene Bau,

dessen erste Etage er selbst, dessen zweite seine Mutter und dessen reizend verspieltes Dachgeschoß Merkel mit seiner Familie bwohnte, hatte etwas so sorglos Wohlhabendes an sich, daß Bang es nie ohne Lächeln betrachten konnte. Rechts führte die große Glastür der Haupttreppe in seinen, links die schmale Tür von der Nebentreppe, die Merkel benutzte, in dessen Garten, und es war schwer zu sagen, welches von den beiden kleinen Paradiesen schöner war.

Jetzt stürzte ich mich für ein paar Stunden in den Laden, dem ich das alles verdanke, dachte Bang vergnügt, und dann — Doch weiter dachte er nicht mehr, fuhr seiner Tochter durchs Haar, die ihm etwas zeigen wollte, schlug lachend den Ball zurück, den sie ihm zuwarf, und betrat die Verkaufsräume.

Doch kaum hatte er die Tür geöffnet, schnell, wie es seine Art war, und schon blieb er stehen, zog sie unwillkürlich leise und langsam zu und stand noch immer an derselben Stelle. Er hörte das Nachklingen der Ladenglocke, ein früher Kunde hatte wohl seine Einkäufe gemacht, dann war es vollkommen still. Die jungen Männer, die beim Verkauf halfen, mochten im Lager sein, dem Mädchen war er im Hausflur begegnet, aber auch Merkel war nicht zu sehen. In den Lichtbändern, die durch die Fenster hereinfielen, schwebte ruhig und gleichmäßig der Staub durcheinander, als könnte er sich nirgend niederlassen auf all dem Blanken aus Glas und gewachstem Holz. Da vernahm Bang aus unerwarteter Höhe ein helles Geräusch, und bevor er die Richtung des seltsamen Klingens noch recht erfaßt hatte, sah er Merkel eine der Schiebeleitern herabsteigen, blickte genauer nach oben, dorthin, wo die hohen chinesischen Teedosen standen, erinnerte sich, daß sie ihrer Kostbarkeit wegen nie benutzt wurden, und wandte sich ab. Er wandte sich ab, griff nach etwas, was neben ihm lag, betrachtete es von allen Seiten, bis aufs neue die Ladentür ging und er Merkel sprechen hörte.

Es wäre falsch zu sagen, Bang hätte sofort gewußt, welche Bewandnis es mit Merkels Bemühung an den Teedosen hatte. Es war weniger und zugleich mehr als Wissen gewesen, was ihn dazu bewogen hatte, über seine sonderbare Beobachtung hinwegzugehen, ihr aber noch am selben Abend auf lautlosen Schuhen und mit einer Kerze in der Hand auf den Grund zu kommen.

Die eine der porzellanenen Dosen war voller Geldscheine. Bang hatte zuerst hineingefaßt, dann hineingeleuchtet, die Dose vorsichtig wieder zugedeckt, die Kerze gelöscht und war in den Garten gegangen. Auch hier hielt er sich lautlos und im Blickschatten des Hauses, als habe er etwas zu verbergen, verbarg es schließlich noch mehr, indem er sich in die Türnische setzte, und wußte nicht einmal genau, was er so ängstlich zu hüten bemüht war.

Eine geraume Weile kreisten seine Gedanken um etwas recht Nebensächliches. Darum, daß er Merkel gebeten hatte, das Abstauben der wertvollen chinesischen Büchsen zu überwachen, und darum, daß er selbst für

eine offene Ladenkasse gewesen war. Beiläufig ging ihm durch den Sinn, daß er neulich einen fortgeworfenen Kassenzettel gefunden hatte, ohne darüber nachzudenken, so daß, alles in allem, nicht abzusprechen war, daß er Merkels Verschulden durch seinen Leichtsinns den größten Vorschub geleistet hatte. Doch zur gleichen Zeit wußte er, daß er weder an der Gewohnheit des Abstaubens etwas ändern, noch eine Registrierkasse anschaffen würde, die jeden unmerklichen Diebstahl für die Zukunft unmöglich gemacht hätte.

Was ihn beunruhigte, war weniger die Tatsache, daß er bestohlen wurde, als das nackte Entsetzen, daß sein Freund ihn bestahl. Es war unmöglich, ihn fühlen zu lassen oder ihm zu sagen, was er wußte.

Mühsam erhob er sich von der kalten Steinstufe, horchte einen Augenblick lang auf das Brausen der See, ging dann ins Haus zurück, hängte die Ladenschlüssel an ihren Platz und tappte die Treppe hinauf. Alt und müde bin ich, überlegte er, das ist das Neue, das die vergangene Nacht gebracht hatte. Behutsam drückte er die Klinke zum Schlafzimmer nieder, damit seine Frau ihn nicht höre. Doch ebenso behutsam ließ er sie zurück ins Schloß schnappen, tastete nach seinen Straßenschuhen, die neben der Tür standen, glitt die Treppe wieder hinab, zog sich an und verließ eilig das Haus.

Erst als er den Dünenweg ein gutes Stück entlanggelaufen war, machte er halt und setzte sich schweratmend auf eine der Bänke.

Auch er hatte gestohlen. Es war lange her und seit langem vergessen gewesen. Doch so, wie er eben lautlos die Tür zu öffnen versuchte, hatte er es damals getan, mit größtem Bedacht von einem Zimmer zum andern sich schleichend, jedesmal dieses vorsichtige Senken und Einschnappen der Türgriffe, auf nackten Sohlen, die Schwellen meidend, die knarrten, im Dunkel und Halblucht der grünlichen Straßenlaternen, nicht einmal, zehnmal vielleicht oder öfter. Und was bedeutete die Zahl der Verfehlungen, er hatte es getan. Wie konnte er jetzt sich entsetzen? Wohl war er vierzehn oder fünfzehn gewesen, aber er hatte es getan. Wie wollte er jetzt sich empören? Gewiß, er hatte eine Leidenschaft gehabt, fürs Theater, wahrscheinlich nicht einmal fürs Theater, denn das meiste von dem Geld war für Blumensträuße draufgegangen. Aber wußte er denn, warum Merkel ihn bestahl? Natürlich hatte er das Stehlen später aufgegeben. Doch wer sagte, daß Merkel es nicht eines Tages auch unterlassen und wie er vergessen würde? Er aber hatte seine Mutter bestohlen. Wie konnte er verlangen, daß ein Freund anständiger war als ein Sohn? Wohl hatte ihm damals das Gewissen geschlagen, und trotzdem hatte es nichts über ihn vermocht. Was bedeutete der Altersunterschied, wenn auch das geringere Alter sich seiner Handlungen bewußt gewesen war? Er selbst hatte gestohlen, mit voller Erkenntnis dessen, was er getan hatte; denn an nichts erinnerte er sich plötzlich so deutlich wie an seine heimliche Qual. Er durfte sich nicht entsetzen.

Bang blickte auf das Meer hinaus, bis der Morgen den dunklen Glanz des Wassers bleichte, die Wellen sich säuftigten und die Reste ihrer Erregung vor dem Strande in die Knie gingen. Der letzte Atem des Sturms, der noch in ihnen lebendig gewesen war, verebte. Einer von den unvermuteten Sommerstürmen, nach denen es plötzlich Herbst geworden zu sein scheint, dachte Bang, als er aufstand und den erdigen Landwind einatmete, der dem Sonnenaufgang vorauslief.

Immer wieder hatte er seine Erinnerungen hin und her gewendet, sie in immer neuen Zusammenhang mit dem letzten Ereignis gebracht, und jetzt war nur noch eine große, langsame Bewegung in ihm, gleich der Dünung, in der das Meer zur Ruhe kam. Gemächlich schritt er zu seinem Hause zurück, verweilte hier und da im Garten, zog den Bast um die Sonnenblumen fester, brach die abgeblühten Dahlien aus und ging, als er die gewohnten Morgengeräusche von drinnen vernahm, hinein.

Das Frühstück verlief im Gespräch seiner Frau und der Kinder wie jeden Tag, ohne daß auf sein nächtliches Ausbleiben Bezug genommen wurde. Halb vergnügt, halb des Betrugs sich bewußt, ihn mit leisem Selbstspott bemerkend, ließ er es dabei bewenden, daß man annahm, er habe heute einen sehr frühen Spaziergang gemacht.

Dann hörte er, wie Merkel in den Laden hinabstieg, rief zur Flurtür hinaus, er käme ein wenig später, nicht ohne mit einem teils noch bitteren, teils nachsichtigen Lächeln der Teedosen zu gedenken, und ging in das obere Stockwerk hinauf.

Mit seltsamem Blick streiften seine Augen über die Möbel, die schon in der alten Bangschen Stadtwohnung gestanden hatten und verschwiegene Zeugen seiner Diebstähle gewesen waren. Er fragte der Form halber, ob seine Mutter schon auf sei, und öffnete die Tür zu ihrem Wohnzimmer. Auch hier blieb er eine Sekunde lang stehen und betrachtete den kleinen Sekretär am Fenster, vor allem das Mittelfach, das, zwar geschlossen, doch vor ihm aufgeschlagen und ohne alle Betätigung der geheimnisvollen Öffnungsvorrichtung sein Rosenholzinneres zu zeigen schien, in dem seine Mutter von jeher ihr Geld aufbewahrte.

Es bedurfte keiner langen Einleitung für Bang, um seiner Mutter zu sagen, was ihn an diesem Werktagmorgen zu ihr führte. Er war nicht gekommen, um sich Rat zu holen oder anzuklagen, sondern um zu beichten.

„Hätte ich es nicht jahrelang vergessen gehabt, dieses Stehlen, wäre ich längst damit zu dir gekommen“, sagte er, als er seinen Bericht beendet hatte, und atmete auf. Fast war ihm, als wäre auch ein Teil von Merkels Schuld durch sein Geständnis gelöscht. Es war ausgesprochen und dadurch gewissermaßen allgemeingültig, daß es so etwas gab und der Sünder deswegen doch nicht verdammungswürdig sein mußte.

„Ich habe es gewußt“, erwiderte seine Mutter, und als er voller Staunen fragend sich vorbeugte, als habe er sie nicht recht verstanden, sagte sie es noch einmal, ja, sie habe es bemerkt, daß er hin und wieder an ihr Ge-

heimfach gegangen sei. „Aber es war mit dem Geld, das ich dort aufhob, eine besondere Sache“, fuhr sie dann langsamer fort. „Dein Vater war ein guter, doch in vielem ein strenger Mann. Du weißt, er hatte für manches keinen Sinn, was uns Freude machte. So gewöhnte ich mir an, für das, worauf wir Lust hatten, aus meiner Wirtschaftskasse etwas zurückzulegen. Im Grunde eine Unterschlagung, ein fortgesetzter Diebstahl, wenn man es beim richtigen Namen nennt.“ Sie erhob sich, ließ das Rosenholzkästchen aufspringen und schloß es wieder, nahm ihren Wollschal fester um die Schultern und kehrte zu Bang zurück. „Das machte mich dir gegenüber unsicher“, sagte sie leise. „Wie durfte ich dich für etwas zur Rechenschaft ziehen, was ich selbst tat? Ich setzte mir eine Frist von einem Jahr. Du wirst dich erinnern, daß wir plötzlich keine Wagenfahrten mehr machten, nicht mehr in den Zoologischen Garten oder in den Zirkus gingen und ich dir keine Bücher über tropische Schmetterlinge und Vögel mehr kaufte. Aber vielleicht fiel diese Veränderung auch schon in eine Zeit, in der du keine Freude mehr an diesen Dingen hattest, so daß du sie gar nicht entbehrtest. Jedenfalls wollte ich ein Jahr lang kein Geld mehr für derartiges zurückbehalten, um dann mit dir sprechen zu können. Doch schon nach einem halben hörtest du von selbst auf, nachts meinen Schreibtisch zu besuchen.“ Sie lächelte ihm zu, indem sie leicht über seine Ärmel strich. „Du hattest die Prüfung ohne mich bestanden.“ Sie schwiegen beide ihrer Erinnerung nach, bis das Rauschen der See sie in die Gegenwart zurückbrachte. „Und es war doch eigentlich eine Prüfung, in die du durch mich verstrickt worden warst. Denn ich hatte dir das Geld verweigert, von dem du nicht verraten wolltest, wofür du es brauchtest“, sagte sie, als er schon unter der Tür stand. „Ich hätte Vertrauen zu dir haben oder dich zum Sprechen bringen müssen. Aber so? War ich schuld. Und du hattest die Schuld getilgt, dafür war ich dir dankbar, verstehst du? Dankbar und fragte auch später nicht mehr.“

Weder wußte Bang, wie er seine Mutter verlassen hatte, noch wie er hinunter in den Laden gekommen, den ganzen Morgen dort tätig gewesen war, danach zu Mittag gegessen, von neuem dem Handel obgelegen und schließlich am Abend sich aufgemacht hatte, innerlich abwesend zumeist, und dann nur noch erfüllt von dem Verlangen nach Weite und Wind.

Er hätte nicht zu sagen vermocht, was in ihm vorging, doch war sein Inneres derart in Bewegung, daß es in keiner Weise mehr mit der Dünung der See hätte verglichen werden können, die sich zudem inzwischen gelegt hatte, und sein Anlaufen gegen die Ferne entsprach, so weit seine Schritte auch ausgriffen, nicht annähernd dem Treiben und Drängen in seiner Seele. Es gab kaum einen Gedanken in ihm, der ja hätte in Worte zu fassen sein müssen, sondern nur ein Durcheinanderstürzen von aufrührerischen und glückhaften Empfindungen.

Erst als es dämmerte und er sich auf seinem Heimweg befand, neben sich

das jetzt reglose Meer, wie Merkel es liebte, Spiegel für alle Tönungen von Grau, die der Himmel aus Blau und Gold und Rot gemischt hatte, überfiel ihn eine jähe Ernüchterung.

Wenn er seine Mutter betrogen hatte, weil sie ihm nicht vertraute, und sie den Vater, weil er sie nicht verstand — warum betrog Merkel dann ihn? Kaum hatte er diese Überlegung zu Ende gebracht, sah er den Freund auf der Düne. Und er verbarg sich vor ihm.

Doch gingen dem Himmel die Farben aus und die Sterne auf, wurde das Meer blaß und langsam schwarz, senkte sich völliges Schweigen über die Erde, ohne daß Bang die Antwort gefunden hatte.

Am nächsten Tage beim Mittagessen, seine Frau brachte gerade den Nachtschisch herein, schlug sich Bang mit der flachen Hand vor die Stirn und brach in ein so schallendes Lachen aus, daß sie erschreckt das Tablett absetzen mußte. Aber sein Gelächter hatte von jeher etwas Ansteckendes für sie, und so lachte sie schließlich mit, der Grund würde sich schon herausstellen.

„Weißt du eigentlich, warum du lachst?“ fragte er, noch immer geschüttelt. „Weil ich ein Esel bin, ja, ein Esel. Ist dir das neu? Mir auch. Nein, keine Erklärungen, etwas anderes“, sagte er plötzlich ernst. „Was hältst du eigentlich davon, daß Merkel ein Viertel und ich drei Viertel der Einnahmen bekommen? Daß er im Dachgeschoß wohnt und wir in der Beletage? Daß er die Nebentreppe benutzt und wir die Haupttreppe? Daß sein Garten halb so groß ist wie unserer und wir ein Auto haben, er aber keins?“

„Was soll ich davon halten? Es ist doch immer so gewesen.“

„Allerdings, Gott sei's geklagt. Aber wie findest du es?“

„Ganz in der Ordnung natürlich. Hat er sich beschwert?“

„Beschwert? Nein, gehandelt, doch das geht dich nichts an.“

„Dann brauchst du mich ja nicht zu fragen.“

„Ich habe dich auch nicht danach gefragt, sondern wie du diese Einteilung findest.“

„Ich verstehe dich nicht, Johannes. Du hast dir gerade ihm gegenüber doch wirklich nichts vorzuwerfen. Ihr seid zusammen aufgewachsen und verfielt auf die Idee, nicht mehr in der Stadt leben zu wollen. Ihr überlegtet, wir ihr das bewerkstelligen könntet und kamt auf den Gedanken an ein Kaufhaus an der See. Du hattest das Kapital, kauftest das Land und bauest, und er hatte nicht einen einzigen Pfennig.“

„War das seine Schuld?“

Sie zuckte nur mit den Schultern.

„Und was habe ich dazu getan, daß mein Vater wohlhabend war?“

Sie füllte das Kompott auf die Teller, setzte sich und fing an, die Kinder zu füttern, einen Löffel nach rechts, einen nach links.

„Was hat Merkel denn unternommen?“ wollte sie endlich wissen.

„Du hast meine Frage nicht beantwortet.“

„Das erübrigt sich. Du hast das Geld, dafür hast du auch die höheren Ansprüche, das ist noch niemals anders gewesen.“

„Das ist keine Begründung, und lange genug habe ich gebraucht, um dahinter zu kommen, daß es keine ist, wahrhaftig.“

„Es wäre gescheitert, wenn du bei den Tatsachen bliebest.“

„Gerade das will ich. Arbeitet Merkel weniger als ich?“

Sie stand auf, band den Mädchen die Servietten ab, nahm sie bei der Hand und ließ Bang allein. Lächelnd zog er die Kompottschüssel zu sich herüber.

Es war nicht ganz einfach gewesen, das Gespräch mit Merkel dahin zu bringen, wohin Bang es haben wollte. Kapital sei kein Verdienst, gleiche Leistungen verlangten gleiche Einnahmen, Überlegungen, die er in letzter Zeit angestellt habe und die auch einmal persönlich zu betrachten er der Mühe wohl wert fände, hatte er angefangen und war dann zu Einzelheiten übergegangen, zu Merkels Mansardenwohnung, seinem kleinen Garten, seinem ständigen Sonntagsdienst und was der Besonderheiten ihres ungleichen Verhältnisses mehr waren.

Sie saßen im Abendlicht auf der Düne, ließen die Beine die Lehmwand hinabhängen, den Blick in die Ferne gehen und hatten die Hände mit den Zigaretten zwischen den Knien.

„Wie bist du denn zu diesen Betrachtungen gekommen?“ fragte Merkel, als sie zu Ende geraucht hatten und die Tabakreste in weiten Bögen in die Tiefe fielen. „Neue Gedanken haben doch einen Anlaß!“

Bang wehrte ab, der andere traue ihm aber auch gar nichts zu, nicht einmal dieses bißchen Verstand, zum Nächstliegenden selbständig Stellung zu nehmen; außerdem so unerhört neuartig seien seine Überlegungen wirklich nicht, lägen sie doch geradezu in der Luft; sonderbar genug, sich nicht früher mit ihnen befaßt zu haben. Er hielt plötzlich inne und fand, daß er zu viele Worte gemacht hatte.

Merkel saß jetzt zurückgelehnt und auf die Ellenbogen gestützt, das Gesicht gehoben und sah in den Himmel.

„Vielleicht —“ sagte er nur, und Bang wußte nicht, worauf es sich bezog. Auf die Zeit? Auf seine Gedanken? Auf sein langes Gerede? Jedenfalls mußte etwas geschehen, sonst hätte er diese Unterhaltung gar nicht anfangen brauchen. Von neuem schöpfte er Atem, doch Merkel kam ihm zuvor. „Ich bin auch einmal an solche Betrachtungen geraten, aber von einer ganz andern Seite —“ sagte er immer noch in den Himmel hinein, ohne die Stimme am Schluß seines Satzes zu senken. Bang wandte sich ab; es war nicht nötig, hinzusehen, wenn jemand gestand. „Und da habe ich festgestellt, wie wenig Bedeutung dem allem zukommt“, fuhr Merkel fort, „dem Garten, der Wohnung, der Vorder- oder Hintertreppe, dem Auto und was du sonst noch aufgezählt hast.“

Bang war aufgefahren; das hatte er nicht erwartet. Ein Geständnis wäre ihm nur unangenehm gewesen, die Diebstähle hätten nach einem Ausgleich ihrer Verhältnisse getrost totgeschwiegen werden können; aber das zu sagen, was Merkel da eben gesagt hatte, und ihn trotzdem zu bestehen, das ging zu weit. Dafür bemühte er sich nicht seit einer Stunde, die Angelegenheit auf eine anständige Art ins reine zu bringen.

„Ich glaube, wir gehen am besten nach Hause.“ Er war hochgesprungen und sah böse darüber hinweg, wie langsam sich Merkel erhob.

„Ich wollte dir noch etwas erzählen, von der anderen Seite.“

Bang machte eine ungeduldig-auffordernde Bewegung, mäßigte jedoch seine Schritte, so daß sie schließlich wieder nebeneinander waren.

„Die Benachteiligten ungleicher Lebensbedingungen bemerken eben diese Ungleichheit immer zuerst. So ging es auch mir. Doch alles, was du vorhin erwähntest, erschien mir nach der ersten Aufwallung der Wünsche nebensächlich. Wohl könnte ich eine größere Wohnung gebrauchen, hätte ich Freude an Sonntagen, Autofahrten und mancherlei, was mir nicht vergönnt ist. Das einzige aber, worum ich dich täglich qualvoller beneidete, das war deine Unabhängigkeit. Ich bin mit allem, mit meinem ganzen Leben, so, wie es mir lieb ist, auf dich angewiesen; du mit nichts auf mich. Geld macht uns in einem erheblichen Maße frei; doch von meinem Einkommen konnte ich unmöglich so viel ersparen, um mir auch nur einen bescheidenen Anteil dieser Freiheit zu erwerben. Und als ich das einsehen mußte, traf ich auf deinen Satz: Gleiche Leistungen verlangen gleichen Lohn.“ Er blieb stehen, denn sie waren in die Nähe des Gartengitters gekommen, sah Bang fragend an, und sie gingen den Weg zurück. „Ich hätte mit dir sprechen sollen, gewiß. Aber schon darin, schon im Reden war ich nicht frei. Wer abhängig ist, hat Angst, und wer Angst haben muß, wird sich nie verhalten wie der, der unabhängig ist. Meine Überlegungen konnten dir ungerechtfertigt erscheinen, du konntest meiner bereits aus anderen Gründen überdrüssig sein und dies nur als Anlaß nehmen; mit einem Wort, ich hatte Furcht, zu verlieren, was ich mir um jeden Preis erhalten wollte, meine Stellung, meine Wohnung, mein Leben hier. Ich schwieg. Doch weder mein Verlangen nach Unabhängigkeit war zum Schweigen zu bringen, noch der Gedanke, daß mir für meine Arbeit mehr Geld zustand, als ich bekam.“ Wieder blieb er zurück, so daß auch Bang stehenbleiben mußte. Sie sahen sich an. „Da begann ich, dich zu bestehen“, sagte Merkel, ohne den Blick von dem Gesicht des andern zu nehmen. „Etwa vor einem Jahr. Jeden Tag um eine genau errechnete Summe. Ich fand ein Versteck für das Geld. Ich wollte nichts damit anfangen. Ich wollte nur wissen, daß es da ist. Um der Freiheit willen.“

Fast gleichzeitig ließen ihre Augen sich los.

„Und war es die Lösung, wurdest du frei?“

„Dann hätte ich nicht zu dir gesprochen.“

RUNDSCHAU

Das heiße Ruhr-Eisen. Die Entscheidung der Londoner Sechsmächtekonferenz über das Ruhrproblem kann nur ein Kompromiß darstellen, wenn es auch fälschlicherweise von den meisten deutschen Politikern und Zeitungen wie eine „Ewigkeitslösung“ behandelt worden ist. Der Ton, der von deutscher Seite gegen dieses Kompromiß angeschlagen wurde, war durchweg wenig diplomatisch und teilweise derart überhitzt, daß er chauvinistischen Kreisen des Auslandes nur willkommen sein konnte.

Kompromisse sind aber dazu da, daß man versucht, daraus eine lebensfähige Regelung zu machen. Gewiß wird auch die zukünftige westdeutsche Bundesregierung unter den fünfzehn Stimmen der Ruhrbehörde nur über drei verfügen. Aber hinter diesen drei Stimmen werden als Gewicht die Montanwerke als solche, die Masse der Arbeiter und die Ingenieure stehen. Die ganze Welt weiß, daß das dichtbevölkerte Ruhrgebiet nur dann eine echte Gefahr bildet, wenn seine Arbeitermassen keine hinreichende Arbeit finden und der Hunger sie zwingen würde, ihren Blick nach Osten zu richten. Ferner weiß man in allen europäischen Hauptstädten, daß sich Europa eine einigermaßen bedeutende Industriekapazität im Vergleich zu den USA und der UdSSR nur halten kann, wenn das Ruhrgebiet voll und gleichberechtigt mit eingeschaltet wird — oder daß anderenfalls Europa einfach abdanken muß. In dem gleichen Maße, indem die Ruhr, dank der technisch-industriellen Entwicklung Amerikas und Rußlands, für die Weltindustrie an Bedeutung verloren hat, ist sie für die Selbstbehauptung Europas wichtiger geworden. Wir dürfen nämlich trotz aller Hindernisse, die sich immer wieder in den Weg stellen werden, das einzige lohnende Ziel nicht aus den Augen verlieren: Europa.

Leider ist das Ruhrgebiet vorerst aber noch nicht ein ausschließlich wirtschaftliches Problem, sondern auch noch ein politisches und sogar strategisches. Frankreich ist für die Verhüttung der Minette-Erze wirtschaftlich auf den Ruhrkoks angewiesen. Zum anderen hat es ein gutes Recht, echte Sicherungen gegen eine militärische Verwendung der Ruhrindustrie zu fordern. Während nun die Regierungskreise sich mehr und mehr der Auffassung zuwenden, die Ruhr als wirtschaftlichen Helfer unter Wahrung des Sicherheitsanspruches zu gewinnen, wollen die französischen Militärs die Ruhr als politisches Faustpfand haben, und wenn sie das für Frankreich

allein nicht erreichen können, dann wollen sie wenigstens die wirtschaftliche Potenz der Ruhr so klein wie möglich halten und Deutschland in sich befehlende nationale Kleinstaaten aufsplintern. In dieser Hinsicht hat sich in London die französische Außenpolitik, die auf ihre innerpolitische Konstellation zwischen Kommunisten und Gaullisten Rücksicht nehmen muß, mit ihren rein politischen Absichten durchgesetzt. Die Remilitarisierungs-idee, die kurz vor der Londoner Konferenz geschickt in die Debatte geworfen wurde, hat dank der Resonanz, die sie, von der französischen Zone ausgehend, in Westdeutschland fand, die französischen Absichten außerordentlich gefördert; denn mit Recht konnte nunmehr Außenminister Schuman auf die immer noch währende „Deutsche Gefahr“ verweisen. Doch vergessen wir nicht, daß derselbe Außenminister mehrfach betont hat, daß er persönlich einer Internationalisierung der gesamten westeuropäischen Montanindustrie keineswegs abgeneigt ist.

Daß Deutschland keinen Anlaß haben kann, der jetzigen vorläufigen Regelung der Ruhrfrage begeistert zuzustimmen, ist richtig. In politischen Dingen ist es immer angebracht, und bei Kompromissen erst recht, sich jeder begeisterten Zustimmung zu enthalten. Umgekehrt gilt das gleiche für die „entrüstete Ablehnung“.

Unter einer Reihe brauchbarer deutscher Vorschläge für eine im europäischen Geiste tragfähigere Lösung der Ruhrwirtschaft ragt der des Ministerpräsidenten Arnold von Nordrhein-Westfalen hervor, der eine genossenschaftliche Zusammenfassung der westeuropäischen Montanindustrie verlangt hat. Form und Thematik seines Vorschlages verrieten geradezu eine staatsmännische Linie. Wenn allerdings eine französische Zeitung diesen Vorschlag als „deutsche Arroganz“ bezeichnet hat, dann ist das der europäischen Politik wie der Notwendigkeit des Sich-Wieder-Zusammenfindens der Sieger und Besiegten von gestern ebenso abträglich wie manche schlecht inszenierte deutsche Entrüstung.

Vorerst scheint es nun doch gelungen zu sein, die nationalistischen Wellen hüben und drüben abzufangen. Dabei dürfte es für die Deutschen wie für die Franzosen nützlich sein, die katastrophalen Folgen zu überdenken, die die Ruhrbesetzung von 1923 für ganz Europa zur Folge hatte. Nur das wirtschaftliche Verständnis der USA, repräsentiert durch den General Dawes, hat ebenso wie das europäische Bewußtsein von Staatsmännern wie Briand und Stresemann diese lebensgefährliche nationalistische Erkrankung von damals überwunden.

Die westdeutschen Politiker müssen, gestützt auf diese Erfahrungen, den Mut aufbringen, bei einer heutigen Stellungnahme zum Ruhrproblem nicht an ihre Wähler zu denken, sondern ausschließlich auf Europa abzielen. Denn wir sind ja als Deutsche nicht nur berechtigt, sondern im tiefsten Sinne verpflichtet, die Entwicklung der europäischen Zukunft mit praktischen Vorschlägen zu fördern. Die führende englische Wirtschaftszeitung „Economist“ stellte in diesen Tagen fest: „Eines der Hauptprobleme

der Ruhr ist der Kapitalmangel, aber vielleicht wird er sich durch ausländische Investitionen beheben lassen, ebenso wie die bisherigen deutschen Engpässe der Kohlenproduktion und des Transportwesens behoben werden konnten.“ Unter den deutschen Vorschlägen zu diesem Thema dürfte auch der einer Finanzierung der Ruhrindustrie durch Frankreich und einer Refinanzierung durch die an einem einigen Europa immer stärker interessierten USA eine besondere Beachtung verdienen. Denn eine befriedigende Klärung des französisch-deutschen Verhältnisses ist die unumgängliche Voraussetzung jeder wirklich europäischen Wirtschaft und Politik. So wäre es kein Fehler, wenn sich die Worte Winston Churchills erfüllen würden, der in der letzten Unterhausdebatte zu der Feststellung des britischen Außenministers Bevin, daß Frankreich nunmehr offensichtlich bereit wäre, Deutschland in eine europäische Einheit aufzunehmen, erklärte: „Möge Frankreich die Führung übernehmen, das deutsche Volk in die europäische Familie zurückzuführen.“

Neuer Kurs in Washington? Es scheint, als wäre die militärische Phase der amerikanischen Außenpolitik abgeschlossen. Marshall ist gegangen, der Rücktritt des Botschaftergenerals Bedell Smith wurde eingereicht, und auch von einer Ablösung des Militärgouverneurs General Clay wird neuerdings wieder gesprochen. Generale gehen, Zivilisten kommen. Ob diese es besser machen oder mehr Erfolg haben werden, steht noch dahin. Sicher ist es nicht; denn gar so schlecht sind weder die Vereinigten Staaten noch die übrige Welt unter der Außenpolitik des ehemaligen Generalstabschefs gefahren. Und wenn manche Kritiker dem Botschafter Smith mangelnde Wendigkeit vorgeworfen haben, so könnte dieser jedenfalls darauf verweisen, daß die erfahrenen Diplomaten bisher mit den Vertretern des Kreml auch nicht zurechtgekommen sind.

In Europa sieht man Marshall ungern scheiden, weil er zu denjenigen Amerikanern gehört, die früher und klarer als andere gesehen haben, daß die Herstellung und Gesundung eines geeinten Europas nicht nur ein amerikanisches Interesse, sondern eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Normalisierung der internationalen Beziehungen ist. Es ist daher nicht verwunderlich, daß wir voller Spannung fragen, ob der Personenwechsel im State Department — der sich ja nicht auf die oberste Spitze beschränkt — auch eine Kursänderung der amerikanischen Außenpolitik bedeutet. Man kann diese Frage vorläufig verneinen und braucht sich dafür keineswegs nur auf die Vergangenheit des klugen und gewandten Mr. Dean Acheson zu berufen (dieser hat schließlich unter Roosevelt auch die sowjetfreundliche Außenpolitik mitgemacht). Aber die augenblickliche Weltlage schreibt den Vereinigten Staaten das Hauptziel ihrer Außenpolitik ganz einfach vor: die Sowjetunion an weiterer Expansion zu hindern und dennoch den Frieden zu erhalten.

Weniger starr als die Zielsetzung könnte allerdings die Methodik der

amerikanischen Politik sein. Es würde nicht überraschen, wenn Präsident Truman seinen Wahlerfolg auch dazu ausnutzen würde, um die Leitung der Außenpolitik stärker als bisher in seine eigenen Hände zu nehmen. Der Gedanke, den Oberrichter Vinson nach Moskau zu schicken, damit er unmittelbar mit Stalin über eine Beilegung der schwebenden Streitfragen verhandelte, war zunächst ein untauglicher Versuch, der lediglich den Bruch mit Marshall zur Folge hatte. Immerhin war das mehr als nur ein Wahlmanöver. Vielmehr wollte Truman an die Methoden seines Vorgängers anknüpfen, der bekanntlich das System der persönlichen Emissäre und Sonderbotschafter zu einer feinen Kunst entwickelt hatte. Er wird diese Versuche wiederholen. Dabei wird man in Washington und anderswo mit Interesse verfolgen, welche Rolle das State Department in dieser neuen Phase der amerikanischen Außenpolitik spielen wird. Was immer man heute gegen Franklin Roosevelt sagen kann, muß oder will — eines wird man ihm nicht bestreiten können: daß er eine der magnetischsten Persönlichkeiten der jüngsten Geschichte gewesen ist. Diese Eigenschaft besitzt Truman nun wirklich nicht. Er wird daher auch auf die Mitarbeit des State Department nicht in gleichem Maße verzichten können und überhaupt auf die übrigen Faktoren der amerikanischen Politik mehr Rücksicht nehmen müssen als Roosevelt.

In dieser Hinsicht ist besonders bedeutungsvoll, daß das Zweiparteienfundament der amerikanischen Außenpolitik einen Riß bekommen hat. Der Siegestaumel hat die demokratischen Senatoren zu einer Ungeschicklichkeit verleitet, deren Folgen sie selbst kaum erwartet haben dürften. Im außenpolitischen Ausschuß des Senats haben sie den Republikanern nur das Minimum an Sitzen eingeräumt, während diesen gewohnheitsmäßig eine etwas höhere Zahl zugestanden hätte. Die Reaktion war überaus heftig. Senator Vandenberg, ohne dessen ständige Hilfe Truman bisher überhaupt nicht hätte regieren können, hat verschnupft erklärt, seine Partei würde den neuen Staatssekretär sehr genau unter die Lupe nehmen. Noch weiter ging der republikanische Fraktionsführer, Senator Taft, der geradeheraus sagte, das wäre wohl das Ende der Zweiparteienpolitik. Truman wird vermutlich alles tun, um diesen Bruch zu vermeiden. Ließe sich das nicht verhindern, so würde vieles von dem, was in den letzten beiden Jahren mühsam aufgebaut worden ist, wieder erschüttert, wenn nicht eingerissen werden. Mehr noch als die übrige Welt müßte Europa eine solche Entwicklung bedauern, weil damit zugleich die Hoffnung auf eine baldige friedliche Lösung der internationalen Gegensätze verschwinden würde.

Revolution der Manager? Es war kaum zweifelhaft, daß Präsident Truman nach seiner überraschenden Wiederwahl im letzten November mit sehr viel größerem Selbstvertrauen ins Weiße Haus zurückkehren würde, in das er nach dem Tode Roosevelts scheinbar ganz ohne Verdienst und Würdigkeit eingezogen war. Dennoch bedeuten der Schwung und das

Selbstvertrauen, mit denen der Präsident Anfang Januar dem nun wieder von den Demokraten beherrschten Kongreß sein Regierungsprogramm vorgelegt hat, für die meisten Beobachter eine neue Überraschung. So kühn hat selbst Franklin Roosevelt in den ersten Jahren seiner Präsidentschaft nicht gewagt, die Forderungen des „New Deal“ aufs Programm zu setzen. Truman scheint entschlossen zu sein, die zahlreichen Versprechungen seiner Wahlkampagne mindestens insoweit zu erfüllen, daß er die verheißenen Maßnahmen dem Kongreß als Gesetzentwürfe zuleitet. Die Mehrzahl dieser Versprechungen war an die Adresse der Gewerkschaften gerichtet, und so ist es nicht überraschend, daß die zweite Auflage des „New Deal“ das Gesicht eines wohltemperierten Sozialismus aufweist. Dabei könnte es sich aber nur um eine Fassade handeln; denn der im allgemeinen vorzüglich informierte Korrespondent des „Manchester Guardian“ schreibt aus Washington: „Hinter dem Vorstoß des Präsidenten stehen das Council of Economic Advisers, das National Security Resources Board, das Budget Bureau und fünfhundert Wirtschaftsfachleute der Exekutive. Ich schrieb neulich, daß dieser Kongreß eine Kreatur des Präsidenten wäre. Jetzt frage ich mich, ob der Präsident nicht eher die Kreatur dieser neuen Büros ist.“ Damit scheint die Entwicklung, welche James Burnham in seinem bekannten Buch „The Manager Revolution“ (Die deutsche Ausgabe „Das Regime der Manager“ ist soeben bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, erschienen) vor acht Jahren dargestellt und gerade auch am Frühstadium des „New Deal“ nachzuweisen versucht hat, in der Tat ein erhebliches Stück vorangetrieben worden zu sein. Es bleibt also abzuwarten, ob wirklich die Gewerkschaften und die in ihnen organisierte Arbeiterschaft die endgültigen Nutznießer der zweiten Truman-Ära sein werden.

Mensch oder Dokument? Der frühere Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Ernst von Weizsäcker dürfte nicht zuletzt deshalb der Angeklagte Nummer 1 im sogenannten Wilhelmstraßenprozeß sein, weil sein Fall das Gericht vor eine ebenso problematische wie weitreichende Entscheidung stellt. Nachdem die Anklage und die Verteidigung ausgiebig zu Wort gekommen sind, ergibt sich nämlich das Bild, daß, vertreten durch ein Aufgebot bekanntester Persönlichkeiten wie Winston Churchill, Lord Halifax und den Primas von Norwegen, Bischof Berggrav, die Weltöffentlichkeit für die politischen und charakterlichen Qualitäten des Menschen von Weizsäcker eintritt, während seine Amtsstellung im Dritten Reich und eine Reihe von Urkunden, die seine Paraphe tragen, ihn als Mitschuldigen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft erscheinen lassen. Doch das Gericht hat den Angeklagten nicht zu katalogisieren, sondern über seine Schuld zu befinden. Da gerade bei vermuteten politischen Verbrechen die Schuldfrage von dem Motiv des Handelns nie zu trennen ist, hat das Gericht es ohnehin schon schwer, einen rechtlich wie menschlich befriedigenden Urteilsspruch zu finden. Die Aufgabe wird aber noch dadurch erschwert, daß sich der

Angeklagte auf dem Boden der Diplomatie bewegte, einem Beruf also, dem Ausgleich und Vermittlung und nicht politische Entscheidung und Willensbildung obliegt. Dazu erklärte von Weizsäcker im Zeugenstand: „Als der typische Vermittler befriedigt der Diplomat notwendigerweise weder die Wünsche seiner eigenen Regierung noch die der fremden.“ Diplomaten bedienen sich anderer Methoden, eine Sache durchzusetzen oder zu verhindern, als beispielsweise die Führer einer mächtigen Partei oder gar ein Staatsanwalt. Ihre Methode ist die geschmeidige und indirekte, während die der anderen eher in die Kategorie der „action directe“ gehört.

Den wahren Sinn und Wert eines Dokumentes zu beurteilen, das in einem solchen indirekten Sinn verwendet worden ist, setzt somit ein tiefes Eindringen in die Denk- und Arbeitsweise der Diplomatie voraus. Man muß wissen, daß zwar der Mensch die Dokumente macht, die Dokumente für sich aber noch lange nicht den Menschen in seinem Wert oder Unwert ersichtlich werden lassen.

Das Gericht wird sich ferner mit der Frage befassen, ob ein Mann seiner lauterer Motive wegen in die Dienste eines Tyrannen treten darf. Dabei taucht der Vergleich auf, daß Milton, der geniale Schöpfer des „Paradise Lost“, also eines abendländischen Werkes besonderer Prägung, aus der Erwägung heraus, eine Aktionsbasis in seinem Sinne zu erhalten, Kanzler des brutalen Diktators Cromwell war. Wer selbst nie in einer Diktatur gelebt hat, kann sich die Gewissenskonflikte verantwortungsbewußter Menschen kaum vorstellen, noch die Wege begreifen, die solche Menschen gehen mußten.

Schließlich steht auch das Problem der Art des Widerstandes gegen den Tyrannen zur Verhandlung. Es ist erwiesen, daß der ehemalige Staatssekretär in mehreren Fällen ausländische Regierungen von Aktionen des Diktators unterrichtete, um zu versuchen, den Frieden zu retten. Dieser Widerstand war eine patriotische Handlung zugunsten des deutschen Volkes und des Friedens. Manchmal hat sich die Auffassung eingeschlichen, als hätte ein wahrer Widerstand gegen Hitler nur in einer Aktion zur unmittelbaren Förderung der Interessen der Alliierten liegen können. Auch dieser Zwiespalt zwischen Anklage und Verteidigung wird von dem Gericht geklärt werden müssen.

Das in diesen Tagen zu erwartende Urteil des Gerichtes wird über den Rahmen der bisherigen Prozesse hinausgehen, weil es Entscheidendes über das Wesen des Diplomaten aussagen wird, und weil es vielleicht für eine künftige Rechtsprechung festlegen wird, ob zur Schuldermittlung Gesetze, Paragraphen und Dokumente genügen, oder ob dazu auch der Mensch in seiner Ganzheit erfaßt und berücksichtigt werden muß.

„Halder, Schuld oder Tragik?“, so heißt eine Broschüre der Münchener Verlagsbuchhandlung, die neben einer Einleitung über „Die öffentlichen Meinungen“ aus dem Plaidoyer besteht, das der blitzgescheite Rechts-

anwalt Dr. Martin Horn vor jener Münchener Spruchkammer gehalten hat, die zu dem Urteil kam, daß der ehemalige Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Franz Halder, von dem Denazifizierungsgesetz nicht betroffen sei. Da es sich hier um ein geschicktes Plaidoyer handelt, zeichnet es die Persönlichkeit des Angeklagten in einem derartig überdimensionierten Licht, wie es gemeinhin nur den Totenzetteln vorbehalten ist. Aber auch wenn man jedes Zuviel abstreicht, gewinnt man den Eindruck, daß Franz Halder ein unbedingt integrierter und immer bestreilter General war. Daß er nicht mehr war als das, daß er kein die durchschnittliche Generalität überragendes Format besaß, kein konstruktiver Kopf in der Bekämpfung des braunen Antichristen war, das ist nicht so sehr seine als des deutschen Volkes Tragik. Und daß ihn, gemessen an den Möglichkeiten seines hohen Postens, eine größere Schuld an der frevelhaften Entwicklung unserer jüngstvergangenen Politik trifft als uns andere, das steht fest. Aber das ist eine Schuld über die er sich mit sich selbst und Gott auseinandersetzen muß, und es ist keine Schuld, die ein irdisches Gericht fassen und aburteilen könnte, da sie ihren Grund in nicht zureichender Intelligenz, in der mangelnden Veranlagung zum menschlichen (nicht dem „standesgemäßen“) Mut, zum Revolutionär oder Märtyrer und daraus folgernd auch jeweils im politischen Irrtum findet. Wenn nun ein solches Spruchkammerverfahren zu einer Apotheose „des“ Generals oder „der Generalität“ wird, so trifft die Verantwortung dafür in vollem Umfange die Väter des unglückseligen Denazifizierungsgesetzes, von dem Rechtsanwalt Martin Horn feststellen konnte: „An diesem Gesetz, das in der praktischen Auswirkung die Sippenhaftung kennt, die diesmal ein Drittel des Volkes trifft, vermag ich weder etwas Moralisches noch etwas Rechtliches zu erblicken. Ich sehe nur — und hier betrachte ich mich als besonders sachkundig — die praktischen und politischen Auswirkungen, die in erhöhter sozialer Not und in der Ruinierung der Grundlagen unseres demokratischen Lebenszieles beruhen.“

Späte Erkenntnis bei Benesch? Aus Prag kommt eine Nachricht, welche gewiß mit Skepsis, aber doch mit größter Aufmerksamkeit gehört zu werden verdient. Das Prager kommunistische Blatt „Rudé Pravo“ berichtete über eine Rede des tschechischen Informationsministers Vaclav Kopecky vor Offizieren des Kriegsministeriums. Die Ansprache strotzte von Beschimpfungen des verstorbenen Staatspräsidenten Benesch und brachte als schwerste Anklage folgende Sätze: „Als Präsident Benesch im Dezember 1943 nach Moskau kam, zeigte er uns eine Landkarte der Tschechoslowakei, wie diese der Ansicht der damaligen Exilregierung zufolge nach dem Kriege aussehen sollte. Wir waren sehr erstaunt zu sehen, daß die Tschechoslowakei auf dieser Karte im Vergleich zu ihrer Vorkriegsgestalt an ihren Grenzen beschnitten und abgerundet war. Alle Vorsprünge nach der deutschen Seite hin waren von unserm Staatsgebiet abgeschnitten, das ganze Egerland war zu Deutschland geschlagen, ebenso andere, früher von Sudetendeutschen bewohnte

Gebiete... Präsident Benesch sagte, so stelle er sich die Nachkriegsregelung des sudetendeutschen Problems vor. Er erklärte uns ausdrücklich, daß die betreffenden Grenzgebiete abgetrennt und mit diesen Gebieten auch die Mehrheit der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei entlassen werden sollten."

Wer die chauvinistische Vergangenheit Eduard Benesch's kennt, wer um seine intransigente Minderheitenpolitik zwischen den beiden Weltkriegen weiß und wer bedenkt, daß die erbarmungslose Ausrottung und Vertreibung der Sudetendeutschen unter seiner Präsidentschaft erfolgt ist, wird wenig Neigung verspüren, an die Richtigkeit dieser kommunistischen Behauptung zu glauben. Er wird darin vielmehr einen plumpen Versuch der jetzigen Machthaber sehen, das augenscheinlich immer noch sehr hohe Ansehen Benesch's beim Volke dadurch zu schmälern, daß ihm jedes „Verdienst“ um die „Endlösung“ der sudetendeutschen Frage abgesprochen und eine mit den unmenschlichen Methoden der Volksdemokratien ganz unvereinbare schlappe Haltung nachgesagt wird.

Das ist ganz zweifellos eine mögliche Erklärung, und darum ist ein gesunder Skeptizismus gegenüber der obigen Meldung sicherlich am Platze. Es ist aber keineswegs die einzig mögliche Erklärung, sondern es könnte auch sein, daß Benesch in seinem zweiten Exil eine späte Erkenntnis geschenkt worden ist. (Auch der in Nr. 10/1948 der „D. R.“ abgedruckte Aufsatz von E. Schieche liefert keinen eindeutigen Beweis für Benesch's Absicht, die sudetendeutsche Frage so „total“ zu lösen, wie es dann geschehen ist. Vielmehr steht dort das Zeugnis der sudetendeutschen Sozialdemokraten dafür, daß Benesch jedenfalls im Januar 1942 eine Abtretung sudetendeutscher Gebiete tatsächlich erwogen hat.) Es ist daher keineswegs undenkbar, daß Benesch sich vor der Fühlungnahme mit seinen kommunistischen Landsleuten im Dezember 1943 — aus eigener Erkenntnis oder aus politischer Notwendigkeit — für eine konstruktive Lösung der sudetendeutschen Frage entschieden und diese dann in Moskau vorgetragen hat.

Warum dann von diesem konstruktiven Plan auch nicht ein Jota übriggeblieben ist, warum Benesch sich dem unmenschlichen Kurs eines anti-europäischen Chauvinismus gefügt und die Fülle der Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die damals in der Tschechoslowakei begangen worden sind, mit seinem Namen gedeckt hat — das entzieht sich noch unserer Kenntnis und unserm Verständnis. Ehe wir aber dieserhalb den ersten Stein werfen, mögen wir aller derer gedenken, die auch bei uns — vielleicht gar wir selbst? — in der Tyrannis ausgeharrt und (vielfach an verantwortlicher Stelle) manches gewußt und geduldet haben, was ihrer Erkenntnis und ihrem Gewissen zuwiderlief. Vielleicht dringt auch in diese Zusammenhänge noch einmal mehr Licht, als heute dorthin scheinen darf. (Die Verhaftung von Benesch's Privatsekretär läßt allerdings weitere Publikationen von dieser Seite vorläufig kaum erwarten.)

Warum wir dieser Frage so viel Beachtung schenken? Weil wir es für

unsere erste Pflicht halten, die Wahrheit zu ermitteln — auch dann, wenn sie gewissen eingefleischten Vorstellungen gerade zuwiderläuft. Wir wissen nicht, ob die Darstellung des tschechischen Informationsministers die ganze Wahrheit sei; aber wir halten für denkbar, daß die Dinge auch so gelegen haben könnten. Wir Deutsche haben an sich keinen Grund, das Andenken des Politikers Benesch reinzuwaschen; dieser trägt ein gerüttelt Maß von Schuld an der Fehlentwicklung Europas nach 1919. Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei von beiden Seiten mit so viel Schuld und Fehlern belastet worden sind, daß ein Hin-und-Her-Rechnen wenig sinnvoll erscheint. (Es wird sich zum Beispiel noch erweisen müssen, ob nicht 1937/38 bei gutem Willen auf deutscher Seite eine allseits befriedigende Lösung gerade auch mit Benesch zu erreichen gewesen wäre.) Dagegen sollte nichts unbeachtet bleiben, was dazu beitragen kann, den wahren Ablauf der Ereignisse während der letzten anderthalb Jahrzehnte aufzuhellen.

Die Tschechoslowakei ist ein unverzichtbarer Bestandteil Europas. Böhmen gehört zum Abendland. Prag ist eine der ältesten Hochburgen europäischen Geistes. Es wird der Tag kommen, da wir Hand in Hand mit den Tschechen und Slowaken ein freies Europa wiederaufbauen müssen. Es ist nützlich, wenn wir bis dahin den ganzen Sachverhalt kennenlernen: die ganze Schuld, die ganze Not, das ganze Leid — auf beiden Seiten. Wir müssen darum wissen, damit wir einander vergeben können.

Auseinandersetzung mit der Geschichte. „Der Nationalsozialismus ist kein Teil der Geschichte, keine Episode in ihr; der Nationalsozialismus ist ein Einbruch in die Geschichte, er ist geschichtslos.“ Das schrieb der Schweizer Max Picard in seinem Buch: „Hitler in uns selbst“. Man erinnert sich dessen, wenn jetzt in den „Basler Nachrichten“ diese Sätze zu lesen sind: „Das deutsche Volk hat keine Geschichte mehr und bietet in dieser Beziehung das krasseste Gegenstück zu uns. Es soll den Nationalsozialismus aus seiner Geschichte streichen. Aber niemand vermag ihm zu sagen, wo es Anschluß an seine Vergangenheit finden soll... Dieser Zustand der Geschichtslosigkeit... wird sich auf die deutsche Volksseele schädigend auswirken. Viele Schweizer, die heute enttäuscht aus Deutschland heimkehren, übersehen diesen Umstand...“ Diese Gedanken könnten wie eine Paraphrase zu der These Picards anmuten. Aber stimmt es nicht bedenklich, daß gleichzeitig Stimmen in Deutschland schon ungeduldig fordern, endlich „einen Strich unter die Vergangenheit“ zu machen? Es ist in der Tat derselbe Irrtum, der hinter jenen Sätzen des Schweizer Blattes und hinter dieser Forderung steht. Wie kein einzelner, so kann auch kein Volk ein Stück seiner Lebensgeschichte austreichen. Das ist auch etwas völlig anderes, als Picard gemeint hat. Eine Nation betritt einen verhängnisvollen Weg, wenn sie einen Teil ihrer Geschichte, weil er ihrem Selbstbewußtsein abträglich ist, verleugnet und verdrängt. Denn sie wird dann ihre Vergangen-

heit auch umdeuten und vor sich selbst verfälschen. Das hat uns ja der Nationalsozialismus eben erst vorgespielt, der Geschichte und Legenden ersetzte. Nein, wir können und wir dürfen ihn nicht aus unserer Vergangenheit streichen. Denn das würde uns der Möglichkeit und der Notwendigkeit entheben, uns mit ihm auseinanderzusetzen; er bliebe eine Quelle neuer Infektion, neuer Vergiftung. In Wahrheit ist die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus noch gar nicht recht in Gang gekommen. Bedingung jeder echten Auseinandersetzung ist, daß die Tatsachen vergegenwärtigt, daß sie anerkannt, daß sie ausgesprochen werden. Denn erst im Aussprechen werden sie voll realisiert; erst dann steht der Mensch der Wirklichkeit gegenüber, der er nicht ausweichen kann. Darin erkennen wir Größe und Bedeutung der Aufgabe des Schriftstellers, des Publizisten. Seine Sache ist es, die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte nicht zum Stillstand kommen zu lassen. Das gilt um so mehr, je weniger gewisse Maßnahmen und Stellungnahmen der Besatzungsmächte geeignet sind, diese Auseinandersetzungen zu fördern.

Vogel Strauß im deutschen Blätterwald? Sind wir so lange betrogen worden, daß wir meinen, die Wahrheit nicht mehr ertragen zu können? Wollen wir in der Welt leben, wie sie ist, oder in einem Wolkenkuckucksheim unserer eigenen Gelüste und Einbildungen? Soll unsere Presse den Kopf in den Sand stecken oder den Blick frei schweifen lassen über Gut und Böse? — Solche Fragen drängen sich auf, wenn man die Zuschriften an die Redaktion einer großen Zeitung in Norddeutschland liest, welche es „gewagt hatte“, ihren Lesern Auszüge aus den unlängst in den Vereinigten Staaten erschienenen Kriegserinnerungen des Generals Eisenhower mitzuteilen. Da schrieb ein Leser unter vielen: „Halten Sie es für notwendig oder gar geschmackvoll, dem deutschen Volk die Memoiren des Oberbefehlshabers der Siegermächte in großer Aufmachung vorzulegen? ... Die Memoiren ... mögen in Deutschland von Interesse für einen Historiker sein, die Leser Ihrer Zeitung sollten Sie mit weiteren Veröffentlichungen verschonen, denn sie sind kein Baustein für eine Völkerverständigung.“ — Welch erschreckendes Mißverständnis der eigentlichen Aufgaben der Tagespresse! Die Auswirkungen der braunen Pressepolitik sind eben doch viel verheerender, als man sich meistens vorstellt. Wollen wir denn zu einer Presse zurückkehren, welche uns nur mitteilt, was (heute nicht mehr Hitler oder Goebbels, sondern Seiner Majestät dem Leser) angenehm und zweckmäßig erscheint?

Wer Eisenhowers Memoiren aufmerksam liest, wird freilich feststellen, daß sie keine völlig objektive Darstellung der Ereignisse geben — aber welche Memoiren hätten das jemals getan? Der aufmerksame Leser wird auch öfters die menschliche Großzügigkeit und Gerechtigkeit vermissen, die wir bei führenden Männern so gern erwarten und so oft vergeblich suchen. Der europäische Leser wird vermutlich auch von Zeit zu Zeit den Kopf schütteln, weil Ereignisse, Menschen und Dinge sich in amerikanischen

Gehirnen eben manchmal anders malen als in den unserigen. Selbst wenn dieses Buch aber viel mehr Fehler und Ungerechtigkeiten enthielte, als bisher bekannt geworden sind — wäre denn das ein Grund, von dem Buch keine Notiz zu nehmen? Wer politisch denken und handeln will, hat die Pflicht, sich möglichst gründlich zu informieren; in einer Demokratie sind das nicht nur die Historiker, sondern jeder erwachsene Mensch. Die Presse hat die verantwortungsvolle Aufgabe, den Informationsstoff zu sammeln und dem Leser zu unterbreiten — je mehr, desto besser. Sie steht im Dienst an der Wahrheit.

Kein Leser der Eisenhower-Memoiren wird behaupten wollen, daß dort die lautere Wahrheit geschrieben stehe; auch die Redaktion der fraglichen Zeitung hat das nicht getan. Wer aber den General Eisenhower und die geschichtlichen Ereignisse, mit denen er verknüpft war, verstehen und beurteilen will, um damit zu Verständnis und Beurteilung späteren Geschehens vorzustoßen, der wird an diesen Memoiren nicht vorübergehen können. Ob er sie und deren Verfasser liebt oder haßt, abscheulich oder vorzüglich findet — das ist eine ganz andere Frage. Zunächst geht es um Wahrheitsfindung, und dabei nützt uns und unserer Presse nicht die Methode des Vogels Strauß. Vielmehr müssen wir Augen und Ohren nach allen Seiten sehr weit aufsperrn — auch wenn wir dabei nicht nur Schönheit und Wohlklang wahrnehmen.

Der Herr ohne Heer. Am 3. Dezember unterzeichnete Costa Rica, das freundliche mittelamerikanische Land, bekannt durch die Vorzüglichkeit seines Kaffees und die Tatsache, daß es zwanzig Jahre in Ruhe und Frieden lebte (den es nur opferte, um in gerechter Aufwallung den Japanern noch eine Stunde vor den USA den Krieg zu erklären) als vierzehnter von einundzwanzig Staaten den panamerikanischen Beistandspakt, der dadurch rechtskräftig wurde. Zwei Tage vorher, am 1. Dezember, hatte Präsident Figueres sein Volk auf der Felsenfeste Bellavista im Herzen der Hauptstadt San José versammelt und dort verkündet, daß Costa Rica ein unkriegesrisches Land sei, das keiner Armee bedürfe. Sie sei von Stund an abgeschafft. Die Feste werde Museum und das Heeresbudget dem Erziehungsministerium überwiesen. Am 10. Dezember fällt eine Armee von 1500 Mann aus Nikaragua in Costa Rica ein... Schon das wäre ein Tatbestand, der einer Glosse wert ist, und das Zitat vom Guten, der nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, drängt sich förmlich von selber auf.

Aber in ganz so klassischer Einfachheit liegen die Dinge hier nicht. Sie haben nämlich eine Vorgeschichte. Und die ist auch heute noch typisch mittelamerikanisch. In Costa Rica herrschte bis Anfang 1948 ein liberales Regime unter dem Zepter des Präsidenten Picardo. Dann kamen Wahlen, bei denen sich ein ebenfalls sehr liberaler ehemaliger Präsident, Don Rafael Calderon Guardia, und der rechtsstehende Otilio Ulate den Rang streitig

machten. Ulate gewann. Aber der Congreso focht am 1. März die Wahlen wegen angeblicher Schiebung an. Das war das Stichwort für das Auftreten des ortsüblichen Generals, in diesem Falle José Figueres, der eigentlich Katalane ist, erst 1935 in Costa Rica eingebürgert wurde und im Kriege mit der Achse sympathisiert haben soll. Er organisierte einen Bürgerkrieg. Keinen sehr blutigen, denn Figueres hatte, wie er selbst sagt, zu Anfang nur sieben Gewehre, einige Festraketen, die er aus der Kirche San Isidro del General borgte, „und das Volk“ auf seiner Seite, und außerdem sind die Costaricenser schlechte Schützen. Jedenfalls siegte er binnen fünf Wochen. Statt aber nun dem erwählten Ulate zu seinem Amt zu verhelfen, machte am 8. Mai Figueres sich selbst zum Präsidenten und hob, um neue Wahlen vorzubereiten, das parlamentarische System bis 1950 auf.

Seither herrscht rund um den Panamakanal verstärkte Spannung. Die autoritären Diktaturen, wie Guatemala (das zugleich Britisch-Honduras schlucken möchte), Venezuela, die Dominikanische Republik, sind gegen die zur Zeit liberalen Diktaturen Nikaragua, Honduras, Panama, El Salvador und möchten dort, so wie es in Costa Rica, das sie bisher die „Tschechoslowakei der westlichen Hemisphäre“ nannten, geschafft wurde, ein ihnen entsprechendes Regime ans Ruder bringen. Was natürlich auch vice-versa gilt. In Salvador ist der Umsturz inzwischen bereits erfolgt. Es gibt eine „Karaibische Legion“, die antiliberale Umsturzpläne fördert, den Mittelamerikanischen Bund wiedererrichten will und ihrerseits von verschiedenster Seite, nicht zuletzt von Figueres, der ihr in Costa Rica Obdach gewährt, gefördert wird.

Die in Costa Rica eingefallenen Truppen bestanden aus Exil-Costaricensern, Anhängern Picardos, einigen Abenteurern und mexikanischen Kommunisten. Sie wurden vom Ex-Präsidenten Guardia geführt. Aber Figueres, der selbst eine Revolution in Nikaragua schürt, erklärte, es sei keine Gegenrevolution, sondern ein Krieg Nikaraguas gegen Costa Rica. Was von Nikaragua heftigst bestritten wird. Darüber, was nun wirklich los war, muß sich erstmalig der von Costa Rica prompt angerufene panamerikanische Sicherheitsrat den Kopf zerbrechen, der Nikaragua nur insofern Schuld gab, als es die Aufstellung der Guardia-Truppe auf seinem Boden geduldet hatte, Figueres aber die Auflösung der Karibischen Legion nahelegte. Der Krieg selbst scheint inzwischen mangels Masse bereits wieder erloschen zu sein.

Es bleibt die interessante Frage, was Figueres in seiner revolutionären Lage dazu bewogen haben mag, die von ihm selbst geschaffene Armee wieder abzuschaffen. War es das Vertrauen auf den panamerikanischen Pakt? Oder sagte er sich, daß es am praktischsten sei, keine Armee im Lande zu haben, weil auch alle Gegenrevolutionen von Armeen gemacht werden? Oder sollte hier aus einem Saulus wirklich ein Paulus (soweit dieser Vergleich nach den Gerüchten um eine „Paulus-Armee“ noch am Platz ist) geworden sein? Jedenfalls — es ging auch so. Womit nichts gegen die Abschaffung von Armeen gesagt sein soll.

Tote Seelen, sehr lebendig. Es ist vom nationalsozialistischen Regime gesagt worden, daß das vielleicht einzig Versöhnliche daran seine Korruption war. Als der einzige Zug von Menschlichkeit, sozusagen, einer sonst seelen- und erbarmungslosen Maschinerie. So muß es mit einer gewissen Beruhigung erfüllen, der Sowjetpresse entnehmen zu können, daß auch im Staate Stalins, trotz aller marxistischen Selbstgerechtigkeit, die gute alte und bewährte russische Korruption noch blüht und gedeiht. Plätze in den staatlichen Erholungsheimen der Krim sind von hohen Beamten meistbietend verkauft worden, und Pensionsgelder sind zu Millionen in die Taschen ministerieller Freunde von Kriegsinvaliden gewandert, die schon seit Jahren tot waren. Der klassische Fall also der „Toten Seelen“ Gogols, die im Sowjetland Urständ feiern.

Aber solche tote Seelen sind nicht nur hinter dem Eisernen Vorhang lebendig. Sie spuken auch um den kapitalistischen Gegenpol. Kein Geringerer als Mr. Parnell Thomas, der übereifrige Vorsitzende des umstrittenen Kongreßausschusses zur Bekämpfung unamerikanischer Umtriebe, muß sich dort, zum nicht geringen Vergnügen ganz Amerikas, gegen die Anklage verteidigen, höchst reale Staatsgehälter für Scheinangestellte seines Büros kassiert zu haben. Ja, könnte man die Korruption als wahres Zeichen der Menschlichkeit werten, so stünde es gut damit in unserer Welt. In Japan mußte im Oktober das Kabinett Ashida wegen eines Bestechungsskandals um (non olet) Düngemittel in Höhe von 2,7 Milliarden Yen abtreten, und der Ex-Premier nebst einer Reihe von Abgeordneten sind jetzt sogar verhaftet worden. In China wurden und werden die USA-Gelder grundsätzlich nur unterderhand verteilt, und meist nicht an die Generäle, die sie zum Kämpfen brauchen, sondern die Mitglieder verschiedener Finanzcliquen. Peron mußte vierzehn seiner engsten Mitarbeiter, darunter den Chef der Leibwache und den Leiter des Fünfjahresplans wegen erschwindelter Einfuhr einer ganzen Fabrik aus Italien verhaften lassen. In Frankreich hat jetzt Justizminister Marie den Auftrag, Millionenschiebungen verschiedener Behörden, bei denen alles Mögliche, von Autos bis zu Damenwäsche, „beschafft“ wurde, aufzudecken. Bei der UNESCO, berufenem Hort edler Menschlichkeit, sind über eine Million Franken unterschlagen und in Spielkasinos gerollt worden. Und selbst das solide England hatte seinen großen Skandal. Ein vielgewandtes Individuum, das außer vortrefflichen Beziehungen in den besten Kreisen auch noch über fünf Namen verfügte, von denen einer Solmon Wulkan lautet, hat hohe Beamte des Handelsministeriums, der Bank von England, des Schatzamtes und anderer Behörden mit Whisky, Port, Parties, Anzügen, Badereisen, Kosmetika für ihre Frauen, Windhundrennen und einigen diskreten Pfunden zu freundschaftlichen Diensten gewonnen, deren Natur ein Sondertribunal und die britische Presse in einem Maße beschäftigte, daß selbst die Stahldebatte darüber in den Hintergrund gedrängt wurde. Es war ein Glück, daß das königliche Baby noch einen Tag vor Beginn der Verhandlungen geboren wurde, denn darnach hatte nur noch das

Leiden des Königs Aussicht, dagegen anzukommen, obwohl das Tribunal schließlich nur unbedachtes Verhalten statt Bestechlichkeit des inzwischen zurückgetretenen stellvertretenden Handelsministers Belcher ermittelte.

Die sowjetische Agentur Taß hat Mr. Stanley, alias Wulkan, große Gelder für die volle Story seiner Geschäfte mit den Ministerien geboten, und die amerikanische Presse hat dieses Angebot sogar mit dem einer runden Million Dollar übertrumpft. Sie hätten es billiger gehabt, auf Eigengewächs zurückzugreifen. Aber wer fegte nicht lieber vor der fremden Tür?

„Alle Völker sind scheußlich.“ „Der Monat“ bringt im zweiten Heft eine Analyse von Arnold Zweigs Roman „Das Beil von Wandsbeck“. Herbert Pfeiffer unternimmt es, eine Hauptfigur des Buches als Prototyp des deutschen Charakters zu deuten. Da dieser Fleischermeister Teetjen zugleich Hauptfigur einer „wahren Geschichte“ von 1937 ist, eignet er sich um so besser als Beispiel für die im deutschen Menschen „verborgenen Möglichkeiten“. Dostojewskij wird zitiert, der gesagt hat, daß der Charakter der Deutschen nie aufgehört habe, gegen den klassisch-christlichen Gedanken zu protestieren. Aber den „Widerspruch von Sittlich-sein-können und Barbarisch-sein-müssen“ findet man auch in anderen Völkern; er trifft noch nicht den Kern. „Nein, der Fall der Deutschen, der des Dritten Reichs, der Fall Teetjens ist viel trostloser, viel trauriger.“ Und er wird entscheidend bestimmt erst durch „jenen metaphysischen Komplex der ‚Idee‘, der sich im Charakter der Deutschen vom Leben und von der Wirklichkeit zu abstrahieren versteht“. Warum wird das hier zitiert? Weil diese Art Denken wieder einmal in die Kollektivschuld-These mündet: „So wurde, wie Zweig am Schlusse feststellt, dieses Volk schuldlos schuldig und ging seinen Weg zum Abgrund.“ (Für „schuldlos“ nämlich hält es sich nur selbst.) Das Reden von einem „Charakter der Deutschen“ — der stets eine fragwürdige Gedankenkonstruktion bleibt — verführt unvermerkt vom typenbildenden Denken zum generalisierenden Urteilen: über „die Deutschen“, „das deutsche Volk“. Dem muß immer noch einmal widersprochen werden. Es ist unsinnig, z. B. von den Potempa-Mördern oder auch von dem Amateurhenker Teetjen Schlüsse auf „den deutschen Charakter“ oder auf „das deutsche Volk“ zu ziehen — nicht anders, als es unsinnig wäre, von den Atombomben, die in Hiroshima und Nagasaki Hunderttausende austilgten, Folgerungen für „das amerikanische Volk“ abzuleiten. Wer derartige Kollektiv-Urteile ausspricht, fordert den berechtigten Widerspruch derer heraus, die in solchen Kurzschlüssen des Denkens mitbetroffen sind. Vor allem aber: er weckt die affektiven Reaktionen, mit denen die Menschen noch immer auf solche Verallgemeinerungen geantwortet haben. Und da liegt das Verhängnisvolle des Denkens in Kollektiven und seine große Gefahr. Der Satz, mit dem Hermann Graf Keyserling sein „Spektrum Europas“ einleitet, führt dieses Denken unabsichtlich, aber unübertrefflich ad absurdum — er lautet: „Alle Völker sind natürlich scheußlich.“

Bischof und Diplomat. Die Wahl eines neuen Papstes gehört zu den großen Ereignissen der Weltpolitik. Wenn dagegen die Generalsynode der Evangelische Kirche in Deutschland sich ein neues Oberhaupt erwählt, so findet man allenfalls auf der zweiten Seite der Tageszeitungen eine kleine Notiz. Die Presse findet solche Dinge im allgemeinen nicht interessant. Kirche — das kommt auf die zweite Seite! Das etwa ist auch heute noch die Auffassung vieler Zeitungsredaktionen. Dabei brauchte man nicht einmal Christ zu sein oder — was nicht immer dasselbe ist — einer „christlichen“ Partei anzugehören, um gerade heute eine andere Auffassung zu vertreten.

Wir Deutschen haben die bittere Erfahrung gemacht, daß wir als Folge des verlorenen Hitlerkrieges aus dem europäischen Konzert ausgeschieden sind und daß es noch heute, fast vier Jahre nach unserer Kapitulation, keine politische Instanz gibt, die mit Vollmacht für Deutschland sprechen kann. Was haben wir denn? „Länder“, deren völkerrechtlicher Status jedenfalls de facto nicht existent ist; Politiker, die vielleicht einmal draußen gehört werden, deren Vollmacht aber über die mehr oder minder engen Grenzen ihres Ländle nicht hinausreicht; Verbände auf zonaler, bizonaler, trizonaler Basis. Aber als Deutsche haben wir nur die Kirchen — die Bischofskonferenz der Katholiken und den Rat der Evangelischen Kirche. Sie allein haben echte Vollmacht, sie allein werden auch im Ausland respektiert.

Aus diesem Grunde kann es auch den Nichtchristen in Deutschland nicht gleichgültig sein, wer die verantwortlichen Sprecher der Kirchen sind. Und darum haben nicht nur die evangelischen Christen Grund zur dankbaren Zufriedenheit darüber, daß ihre Generalsynode den Bischof von Berlin und Brandenburg, D. Dr. Otto Dibelius, zum Oberhaupt der Evangelischen Kirche gewählt hat. Die Nachfolge des ehrwürdigen Landesbischofs Wurm anzutreten, ist gewiß nicht leicht. Unter der kleinen Zahl derer, die überhaupt zur Wahl standen, war wohl keiner geeigneter als Bischof Dibelius. Seine geistliche Vollmacht kennt jeder, der ihn einmal predigen gehört hat. Was ihn aber weit über sein geistliches Amt hinaus in dieser Stunde dazu legitimiert, für Deutschland zu sprechen, ist seine Weltoffenheit, seine Klugheit, seine ungewöhnlich vielseitige Bildung und die Weite des Blickes.

Diese Gaben haben bei der Wahl den Ausschlag gegeben. Außerdem ist Dr. Dibelius aber eben auch Bischof der Stadt Berlin, welche durch Tun oder Lassen der Besatzungsmächte zu einem der Brennpunkte der ost-westlichen Spannung geworden ist. Er hat dort schon eine diplomatische Begabung gezeigt, wie sie in der evangelischen Kirche bisher selten anzutreffen und wenig angesehen war. Da nun noch soviel schwerere Last auf seine Schultern gelegt worden ist, wird ihm zugute kommen, was er als Bischof von Berlin gelernt hat.

Solange dem deutschen Volk andere Sprecher versagt bleiben, können wir nur dankbar sein, daß ein Mann wie Otto Dibelius an so verantwortlicher Stelle steht. Und später wäre es ein Akt politischer Weisheit, wenn unsere Staatsführung es verstünde, sich solche Ratgeber zu erhalten.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Gedanken von Leopold v. Ranke

Es ist zuweilen, als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären; indem sie miteinander streiten, bahnen sie dem gemeinschaftlichen Feinde den Weg.

(Französische Geschichte)

Nicht auf die Worte, noch auf ein paar Artikel einer Übereinkunft kommt es in der Regel an; daran liegt es, daß die lebendigen Interessen in derselben zusammentreffen; daß die Menschen, welche sie schließen, wenigstens in der Hauptsache einander verstehen...

(Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.)

Nicht von umsichtigen Erwägungen werden die Völker geleitet; sie werden von großen Gefühlen bestimmt.

(Englische Geschichte)

Was kann einzelne und Nationen zu engerer Verwandtschaft verknüpfen als die Teilnahme an den nämlichen Schicksalen, als eine gemeinschaftliche Geschichte?

(Geschichten der romanischen und germanischen Völker)

Nicht Blindheit ist es, nicht Unwissenheit, was die Menschen und Staaten verdirbt. Nicht lange bleibt ihnen verborgen, wohin die eingeschlagene Bahn sie führen wird. Aber es ist in ihnen ein Trieb, von ihrer Natur begünstigt, von der Gewohnheit verstärkt, dem sie nicht widerstehen, der sie weiter vorwärts reißt, solange sie noch einen Rest von Kraft haben. Göttlich ist der, welcher sich selber bezwingt. Die meisten sehen ihren Ruin vor Augen, aber sie gehen hinein.

(Die Osmanen und die spanische Monarchie)

Von allen politischen Unternehmungen ist es vielleicht das schwerste, eine Linie zu verlassen, auf der man sich bisher bewegt, Erfolge rückgängig zu machen, die man selber hervorgerufen.

(Die römischen Päpste)

Für einen höchst gefährlichen Grundsatz halte ich, daß jemand um einer welthistorischen Aufgabe willen berechtigt sein will, Unrecht gegen Dritte zu tun. Das ist doch eben nur soviel als „der Zweck heiligt die Mittel“; in majorem dei gloriam ist alles erlaubt.

(An König Max II. von Bayern 1859)

Macht an sich tut es nicht; sie ist ein Instrument, bei dem es erst darauf ankommt, wozu man es braucht, ob man es überhaupt zu brauchen versteht.

(Politisches Gespräch)

... darauf wird es in dem Wechsel der Zeiten immer ankommen, daß die einmal gewonnene Grundlage der Kultur unverletzt bleibe, daß die wesentlichen Resultate, zu denen es die vergangenen Geschlechter gebracht, von einem Jahrhundert dem andern überliefert werden.

(Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation)

Die Nationen nehmen ihren Rang ein in der Weltgeschichte nach dem Grad, in welchem sie das Gemeingut der gebildeten Menschheit sich aneignen und vermehren. Durch ihre besondere geistige Beschaffenheit hat die deutsche Nation von jeher in diese Bestrebungen mächtig eingegriffen. Sie hat den Ruhm, an jeder Stelle über den ganzen Boden hin eine lebendige Teilnahme an denselben bis in die niederen Kreise zu bewähren. Hier treffen die Momente des allgemein Menschlichen, des Nationalen und des Landschaftlichen zusammen. Jedermann weiß, daß mit der Kultur auch die Macht verbunden ist.

(Rede am 28. September 1864)

Denn dazu sind die deutschen Universitäten eben angelegt, daß sie nicht allein die vollendete, sondern die werdende Wissenschaft jungen Männern aller Stände mitteilen. Sie erwerben dadurch eine unbegrenzte Wirksamkeit in der Nation, eine nicht zu ermessende Nachwirkung auf die Nachwelt. Für den jungen Geist bieten sie den Vorteil dar, daß sie ihn mit den lebendigen Elementen der fortschreitenden Bildung in Berührung bringen.

(Hardenberg)

Zwischen Staat und Macht ist vielleicht kein Unterschied; denn die Idee des Staates entspringt aus dem Gedanken einer Selbständigkeit, welche ohne entsprechende Macht nicht behauptet werden könnte.

(Zwölf Bücher preußischer Geschichte)

Nicht dort ist unser Vaterland, wo es uns endlich einmal wohlergeht. Unser Vaterland ist vielmehr mit uns, in uns. Deutschland lebt in uns; wir stellen es dar, mögen wir wollen oder nicht, in jedem Land, dahin wir uns

verfügen, unter jeder Zone. Wir beruhen darauf von Anfang an und können uns nicht emanzipieren. Dieses geheime Etwas, das den Geringsten erfüllt wie den Vornehmsten — diese geistige Luft, die wir ein- und ausatmen —, geht aller Verfassung voran, belebt und erfüllt alle ihre Formen.

(Politisches Gespräch)

In jeder Landschaft deutscher Erde spiegelt sich die Geschichte des Reiches und der Nation.

(Hardenberg)

...und namentlich bringt es die Natur deutscher Verhältnisse mit sich, daß die erkannte Notwendigkeit gemeinschaftlicher Verteidigung bei weitem besser vereinigt, als ein Plan zu einem gemeinschaftlichen Angriff.

(Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation)

Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie, einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint.

(Epochen)

Über die Frage, ob die Kulturvölker wieder sinken werden, ob Europa seinem Verfall entgegengeht, kann man nur eine mehr oder minder persönlich motivierte Ansicht haben. Ich bin nicht der Meinung, daß dem so sei. Ich sehe so viel Lebenselemente und großartiges frisches Bestreben, daß ich einen Verfall einzelner Zweige des Lebens oder auch einzelner Völker für möglich halte, nicht aber eine Dekadenz des Ganzen oder den Ruin desselben.

(An König Max II. von Bayern 1859)

Nichts mehr bedarf eine Nation als einen Überfluß an edlen Männern, die sich dem Allgemeinen widmen.

(Die Osmanen und die spanische Monarchie)

Eine absolute Gewalt ist nicht für den Menschen. Die Völker sind nicht so klein und elend, sie ertragen zu können. Es wird sich auch kein Herrscher finden, sie auszuüben, ohne selbst dabei zugrunde zu gehen.

(Die Osmanen und die spanische Monarchie)

LITERARISCHE RUNDSCHAU

„Cordelia“ ist der Name einer anmutig-sensiblen Frau, die Charme hat und ein Herz auf dem rechten Fleck und wohl in der Lage ist, auch einen Mann von beachtlichen Qualitäten in ihren Bann zu schlagen. Über diese Frau und den dazugehörenden Mann schrieb Hans Jürgen Soehring eine meisterhafte Erzählung und fügte noch sieben weitere Erzählungen hinzu, bis alle zusammen ein kleines Bändchen ausmachten, das im Verlag Kurt Desch in München erschienen ist. Insgesamt wurden es nur 245 Seiten, die aber weit schwerer wiegen als mancher dicke Wälzer. Denn das ist Soehring's Hauptverdienst: er weiß die Töne so anzuschlagen, daß sie in uns weiterschwingen und unübersehbare Seelenlandschaften, Realitäten und Erkenntnisse hervorzaubern, die schwarz auf weiß garnicht im Text enthalten sind. Hier spricht ein junger deutscher Autor über unsere Zeit, ihre Verderbnis, ihren Materialismus, ihre Hoffnungslosigkeit und über die echten Kräfte, die sich gegen all das sträuben, ohne auch nur ein einziges Mal dem deutschen tierischen Ernst zu verfallen, zu moralisieren, sich selbst zu bemitleiden oder in spießbürgerlicher Gewolltheit Dinge „anzuprangern“. Sicher hat er alle erreichbaren Werke von Hemingway gelesen, aber er hat sie verdaut, er ahmt nicht nach, sondern schöpft aus eigenem Form- und Qualitätsempfinden — und vielleicht wird er einmal ein deutscher Hemingway. Trotz der scheinbaren Schnoddrigkeit des Stils an man-

chen Stellen ist keine Zeile nur so hingeschrieben, nein, alles ist aufs äußerste gestrafft und bewußt formuliert, die Spannungsmomente sind geschickt verteilt und die „Moral“ zu ziehen, bleibt uns selbst überlassen.

So folgt der Leser irgendeinem Lebensausschnitt einer verwöhnten, nicht sehr überlegenden Sabine, er wundert sich wohl ein wenig über „Das Sesselchen“ und ist schon mitten in dem Problem, wonach „das Habenwollen die große Krankheit unserer Zeit“ ist. Eine mit kriminalistischer Spannung geschilderte „Sektion“ spiegelt das Spezialistentum, die Heimkehrertragik und die Wahrheit des Spruches „Selig sind die Toten“, und die ganze Fragwürdigkeit unseres Gefühlslebens wird in der besonders kunstvoll angelegten Veterinärerzählung „Schnitt in die Natur“ demonstriert. Und „Engelmann“, die „Träne des Zorns“, der „Fliegermonolog“ sowie „Der Sohn“ zielen ebenso in unser aller Leben, das von gestern und das von heute, sie klagen nie an, aber klären, und vor allem wird wohl-tuend gut erzählt, wobei die Worte, Sätze, Abschnitte und Erzählungen noch von jenem transparenten Glanz überschüttet sind, den nur schlaflose Nächte zu schenken vermögen.

Aber am nachdrücklichsten bewegt uns doch „Cordelia“, jene zauberhafte Französin, die mitten in der „drôle de guerre“ zu ihrem schwarzhaarigen deutschen Freund hält, der einem jungen Raben ähnlich war, „nackend am Hals,

naß vom Regen und aus dem Nest gefallen". Man atmet den Seine-Duft der Ile-St.-Louis, träumt im Schatten von Notre-Dame und empfindet den Kontrast zu den Kriegsgesetzen jenes Generals, jenes „hinterhältigen kleinen Bastards", wie Cordelia sagt, um so stärker. Doch die beiden liebten sich, obwohl und weil der Deutsche nüchtern feststellen konnte:

„Es war ein Verbrechen, das in keinem Gesetzbuch stand, und es war kein Verbrechen gegen den Geist der Natur. Aber es war ein Verbrechen gegen den Krieg. Der Krieg war das Gesetz der Zeit. Zu seinen Lehren gehörte die Linie, die er sich ausgedacht hatte irgendwo in der Geographie, und die Behauptung, alle Leute von diesseits und jenseits der Linie seien sich Feind. Das war sein liebster Glaubenssatz. Er stimmte nicht, wie so viele Glaubenssätze, aber der Krieg wollte es so. Wer anders glaubte, verfiel dem Gesetz. Wer's besser wußte, wollte den Krieg, war vogelfrei."

Wer will, mag die ganze Erzählung wie eine Liebesgeschichte aus Paris lesen und den zarten Gefühlen folgen, denen die Schauspielerin Cordelia erliegt; aber es wird doch niemandem gelingen, die Untertöne zu übergehen, die wie grollendes Gewitter von den Verurtheilten des Krieges, des Nationalitätenwahns und dem in lebenswürdige Generalsform gekleideten Kasernenhof-Sadismus berichten. Dieser General Lammette, der der makabren Wirklichkeit sprühlebendig abgelautet ist, wird dem Liebespaar zum Verhängnis. Degradierung und Frontkommando waren die erprobten Mittel, nur daß sie in diesem Generalsmilieu „des pompösen Geruchs nach Juchten und griechischen Zigaretten" in billiges Konfetti verpackt wurden.

„Er redete ohne Punkt und Komma, aber ich brauchte nicht hinzuhören auf das, was er redete. Ich wußte mehr als er. Ich sah jetzt ganz klar. Der Krieg war ein Dogma wie jedes andre. Sein Glaube hieß Opfer für jene Dummen, die an ihn glaubten, sein Ritus Gehorsam für jene Gescheiten, die Heuchler

waren. Eins oder das andre mußte man sein, wenn man nicht wollte, daß er sich auf den Schlips getreten fühlte. Es gab noch ein Drittes: IHM auf den Schlips zu treten, und das hatten wir prompt besorgt, und mit Nachdruck, und deutlich, Cornelia und ich, in aller Naivität. Wir hatten nicht mal gemerkt, daß wir ein Dogma vor uns hatten, verzeihen Sie, Herr General-Kardinal-Kommissar, wir hatten in aller Unschuld zu unsren eignen Göttern gebetet und ihnen geopfert und ihren Segen strahlend angenommen, als unser gutes Recht. Wir hatten sogar den Segen überall strahlend rumgezeigt. Jetzt waren wir Ketzer geworden, nicht mal, weil was besser wußten, das wäre schlimm, aber reparabel, sondern weil wir was Besseres zu tun gehabt hatten, und das war viel schlimmer. Wir hatten den Götzen nicht ernstgenommen, das war das Schlimmste, was ihm passieren konnte. Das trägt keiner."

In Hans Jürgen Soehring wurde uns ein junger deutscher Erzähler geschenkt, der dank seines Gehalts, seiner Urbanität und seines zupackenden Blicks gleich mit seinem ersten Werk Beachtung und Zuneigung fand, und von dem wir noch vieles erwarten, vor allem aber eine Lösung unserer zeitgenössischen Erzählerkunst aus ihrer provinziellen oder moralisierenden Enge. h. e. h.

Romane

Werner Bergengruens Bücher sind dem deutschen Lesepublikum leider fremd geworden, weil die in der Schweiz neu und wieder gedruckten Romane und Erzählungen wegen der Schwierigkeiten des buchhändlerischen Verkehrs noch nicht wieder nach Deutschland kommen können. Um so mehr begrüßen wir, daß sein Roman „Der Großtyrann und das Gericht" wieder in einer deutschen Auflage vorliegt (München, Karl Alber-Verlag) zu dem billigen Preis von 1,20 Mark. Bergengruens Roman, der in der Hitler-Zeit eine brennende Aktualität hatte, hat sie nicht verloren, denn in

ihm ist die Rede von dem Morde eines und von der Schuld aller Menschen.

Er hat das Ziel, den Glauben an die menschliche Vollkommenheit zu erschüttern, voll erreicht, denn er lehrt, daß unsere Vollkommenheit ja nur bestehen kann in dem Glauben an des Menschen Unvollkommenheit.

Bergengruens „Schatzgräbergeschichte“ (Stuttgart-Tübingen, Rainer Wunderlich-Verlag) erfüllt alle Ansprüche, die man nur an Erzählungen und Novellen stellen kann: Spannung, Fluß der Erzählung, eine ungewöhnliche Fabel mit einem echten „Falken“ nach Paul Heyses Worten und einer nachdenklichen Wahrheit, die sich selber unaufdringlich enthüllt. Da ist ein ohne Pension abgedankter napoleonischer Offizier Bicorne, der nach dem Sturz des Imperators ein einsames und verbittertes Leben in der französischen Provinz führt, angefeindet von der royalistischen Einwohnerschaft des Dorfes, in dem er ein Häuschen erbte. Er bekommt einen Zettel zugesteckt, in dem ein ehemaliger im Gefängnis sitzender Kamerad ihn auffordert, auf einem Acker einen von diesem Kameraden vergrabenen Schatz zu heben und ihn mit Halbpant aufzubewahren bis zur Freilassung des Eigentümers. Dieser Zettel entstand aus einem Anschlag der Dorfbewohner gegen den unbeliebten Offizier und hatte keinerlei reale Unterlage. Man wollte ihn einige Nächte schuften und dann tote Hunde finden lassen, um ihn zu verhöhnen und zu mißhandeln. Und nun kommt die große Pointe: er findet einen Schatz, der ihn für Lebenszeit sicherstellt. Von einem Mädchen des Dorfes aus rein menschlichen Motiven gewarnt, entgeht er den Nachstellungen der Royalisten und nimmt das Mädchen, das sich, empört über die menschliche Gemeinheit, aus dem Dorf flüchtet, mit in das neue Leben nach Paris, das ihm einen großen Aufstieg bringt und, nachdem er seinen Frieden mit der neuen Zeit gemacht, ihn in eine glänzende militärische Karriere führt. In seine Verbitterung dringt durch den

einzigsten Beweis einer menschlichen Haltung dieses Mädchens die Erkenntnis, daß doch jedes Leben seine Würde habe und eine sanfte Beständigkeit und daß der, der sich mit Haß vor der Welt verschließt, immer neben dem Leben stehen wird.

Von Stefan Andres' großem Roman „Die Hochzeit der Feinde“, den wir in gekürzter Form in der „Deutschen Rundschau“ abdrucken konnten und der lebhaften Widerhall gefunden hat bei allen, die eine endliche Bereinigung der Beziehungen zwischen dem französischen und dem deutschen Volk wünschen, ist in der Schweiz eine vollständige Ausgabe erschienen (Zürich, Scientia-Verlag). — Eben dort erschien auch ein zweiter Roman von hoher Bedeutung: „Ritter der Gerechtigkeit“. Er spielt in Neapel im zweiten Weltkrieg und beginnt im Jahre 1943. Dabei ist jedoch das mit höchster Lebendigkeit und dichterischer Sehschärfe geschilderte Neapel nicht mehr als die bunte Kulisse für die Entscheidung einer Frage, um die es Stefan Andres geht. Die Frage heißt: gibt es eine Gerechtigkeit und in welcher Weise läßt sie sich bei der menschlichen Gebrechlichkeit verwirklichen? Der jugendliche Held des Romans ist Fabio, dem durch Gnade das Suchen und Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit eingegeben ist, und den das Leben und besonders die Erfahrungen mit seinem Vater lehren, wie entscheidend ein solches Streben ist und wie begründet das Mißtrauen gegen alle großen Phrasen. In den Begegnungen mit den verschiedensten Menschen tritt ihm verwandtes Streben entgegen, das aber nicht den Weg wählt, der zum Ziel führen kann. Da ist sein junger Freund Dino, eine Art Michael-Kohlhaas-Natur, den die Ungerechtigkeiten, die er selber erfuhr, außerhalb der Gesetze zu handeln drängen und der ein Räuberhauptmann wird, um als Gesetzesbrecher dann den Tod zu finden. Der einzige Mensch, zu dem Fabio aufsehen zu können meint, ist der Fürst — ein Kabinettstück Andrescher Charakterisierungskunst — der

die Brüchigkeit der menschlichen Dinge aufs klarste erkannt hat, sich aber nicht zum Handeln aufrufen kann, sondern in der Kontemplation bleibt. Er glaubt sich erhaben über alles menschliche Gewinnstreben und meint, auch all seinen Besitz, darunter Schätze von Sammlungen, „auf der Hand zu tragen“. Die entscheidende Probe besteht er nicht und verliert dadurch seinen Rang bei Fabio. Der Fürst ist ein Weiser des Lebens, ohne den letzten Schritt zur Vollendung tun zu können. Erst beim Zusammenbruch seines Hauses im Bombenhagel und im Bewußtsein, versagt zu haben, geht er den Weg, in die Entscheidung. Er begibt sich als Unbekannter in ein Spital, das freilich mehr ein „Krankenstall“ der Unheilbaren ist als ein richtiges Krankenhaus, und stirbt mitten unter den Elendesten der Elenden. Aber gerade dadurch erfüllt er seine Mission an Fabio. Denn durch die tapfere konzessionslose Haltung, mit der der Fürst die Sühne auf sich nimmt für das Unrecht, das er im Irrtum an seinem Neffen Dino beging, durch das dieser ins Extrem getrieben wurde, erkennt Fabio, daß durch den Tod dieses einen Menschen doch die Wahrheit sich bewiesen hätte und die ewige Kette der Lüge und der Täuschung unterbrochen wäre. Fabios Triebfeder ist die Empörung über die Entwürdigung des Menschen, die er gerade in dem Spital, das die letzte Behausung des Fürsten wird, in furchtbarer Weise kennengelernt hat. „Das Leben Jesu“ von Renan zeigte ihm den Weg, da dessen Forderungen die seinen werden. Er ist ein Träger der Erkenntnis von der Aktualität des Absoluten, ein Sucher, der sich nicht bei der Erkenntnis bescheiden will, sondern letzte Entscheidungen verlangt. — Das alles wird ohne Pathos vorgetragen. Stefan Andres in seiner reifen Menschlichkeit kennt das Leben, das sich nun einmal aus Ungerechtigkeiten zusammensetzt. Sein Fabio wird kein Don Quixote, der gegen Windmühlenflügel ankämpft, sondern wählt den Weg in die Wahrheit, obwohl alles, alles heillos ist. Stefan Andres steht in einer Periode großer Reife. Die klare

Profilierung jeder einzelnen Person, die Kunst, Atmosphäre zu geben, der Fluß der Erzählung, die Lösung eines dringenden Problems unserer Tage und der Blick hinter den Schleier sind meisterhaft.

Oskar Maria Graf gehörte zu dem alten Münchener Bohème-Kreis, verweigerte im ersten Weltkrieg den Gehorsam, kam deshalb ins Irrenhaus und schloß sich nach Kriegsende den revolutionären Kreisen um Eisner an. Er war Sozialist aus Überzeugung. Bei Beginn der Hitler-Zeit ging er nach Österreich, von 1934 bis 1938 war er in der Tschechoslowakei und besuchte in dieser Zeit auch Moskau. Nach dem Überfall auf die Tschechoslowakei ging er nach Amerika und lebte dort in der Emigration. Sein satirischer Roman „Anton Sittinger“ (München, Freitag-Verlag) erschien im Ausland mit Unterstützung von Freunden. Es ist unvergessen, daß Graf, als seine Bücher bei dem schmachvollen Autodafé der „entarteten“ Literatur vergessen waren und aus Versehen auf die Liste empfehlenswerter Literatur gesetzt waren, mit grimmigem Humor einen Protest in der „Wiener Arbeiter-Zeitung“ veröffentlichte mit der Aufforderung „Verbrennt mich“, was dann auch prompt in der Aula der Münchener Universität durch irregeleitete Studenten erfolgte. In diesem Roman voll Saft und Kraft brandmarkt er in der Gestalt des Anton Sittinger, eines bayerischen Postinspektors, den ewigen deutschen Spießer, der einer der Hauptträger des deutschen Unglücks ist. Der Roman ist ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis des deutschen Niedergangs, denn „Menschen wie Sittinger gibt es in allen Ländern, aber Tausende... in manchen Zeiten heißen sie du und ich“. Wir möchten diesen Beitrag zur Naturgeschichte des erbärmlichen und charakterlosen deutschen Spießers nicht missen, und freuen uns der Wiederbegegnung mit O. M. Graf, der nicht nur eine gute Feder führt, sondern auch ein gütiges Auge hat.

R. P.

Drei Breviarien

Unter dem Titel „Laßt uns Menschen sein“ hat Karl Thieme eine Auswahl aus den Werken von Lessing, Pestalozzi, Hebel, Claudius, Hermann, Stolberg, Herder, Kant, Schiller, Humboldt, Hölderlin und Goethe herausgegeben, um „Das humanistische Leitbild in der deutschen Literatur der Goethezeit“ sichtbar zu machen. Der Herausgeber, der die Textstellen durch kurze bildhafte Zwischenbemerkungen verbindet, beruft sich selbst auf Adalbert Stifters „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung“, das hier Pate gestanden hat. Der Res Gentium-Verlag in Lörrach hat für das Büchlein ein beneidenswertes Papier zur Verfügung gestellt und ihm eine Ausstattung zuteil werden lassen, die dem wahren Wert der Arbeit entspricht.

*

„Der Mensch in der Zeit“ mit dem Untertitel „Ein Breviarium“ nennt Oskar P. Trautmann (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart 1947) eine sehr inhaltsschwere Gedankensammlung. Der ehemalige Diplomat Trautmann beweist mit dieser Zusammenstellung, daß er ein feines Ohr für die echten Klänge der Weltliteratur und für die seelischen Nöte unserer Zeit besitzt. Aus allen Zeiten und Ländern der Welt hat er Wahrsprüche gesammelt und eigene hinzugefügt, die unserer zerrütteten Epoche wieder das ewige Maß vor Augen führen. Eine willkommene Arbeit, die der Verlag vortrefflich aufgemacht hat.

*

Franz Grillparzer „Der Innere Orden“. Ein Brevier, zusammengestellt und herausgegeben von Christoph Meyer (R. Piper & Co. Verlag München 1947). In diesem fälschlicherweise Brevier anstatt Breviarium benannten Buch geht es nicht um uns, sondern um Grillparzer. Und bei ihm geht es auch nicht um seinen so herrlich kritisch-klärenden Geist, sondern um sein philosophisches Denken. Neben sehr gescheiten Sätzen und Versen stehen manche blassen und ein 40 Sei-

ten langes, ermüdend-philologisches Geleitwort kann von der Notwendigkeit dieser Sammlung ebensowenig überzeugen wie die 68 biedereren Anmerkungen.
h. e. h.

Graphologie auf dem Wege zur Wissenschaft

Je geringer die Möglichkeit zur freien Bildung von Theorien in einer geistigen Disziplin wird, je enger sich der Spielraum für das subjektive Moment intuitiver Deutung in ihrem Bereiche zusammenzieht, um so näher kommt sie der Exaktheit des wissenschaftlichen Anspruchs. Auf diesem mühseligen Wege, auf dem die moderne Graphologie seit etwa hundert Jahren sich befindet, bedeutet ein jetzt von Dr. Broder Christiansen und Elisabeth Carnap verfaßtes, im Reclam-Verlag, Stuttgart, erschienenen Werk einen unbestreitbaren Schritt vorwärts. Es trägt den anspruchsvollen Titel „Lehrbuch der Graphologie“ tatsächlich mit Recht. Immer noch, und daraus machen die Autoren keinen Hehl, bleibt der Intuition, dem „Fingerspitzengefühl“ des Handschriftendeuters, ein notwendiger Spielraum. Graphologie wird stets in dem Maße absoluter Exaktheit ermangeln, als ihr Gegenstand ja das lebendige Subjekt ist. Trotzdem aber und unter voller Anerkennung dieses unumgänglichen subjektiven Momentes ein weites, umfassendes Feld einer lehrbaren Graphologie umgrenzt und in Evidenz analysiert zu haben, ist eine Leistung, die alle Interessierten veranlassen wird, das genannte Buch mit großer Freude zu begrüßen. Es wirkt überzeugend, wie hier Objektivität nicht durch ein vergewaltigendes starres Schema, sondern durch die Forderung der Einfühlung in die „kinästhetische Bedeutung“, in die Bewegungssymbolik des Schriftzuges als eines psychomotorischen Ausdrucksablaufes, erstrebt und zweifellos weitgehend auch erreicht wird. Die dem Buch beiliegenden 200 Schriftproben dienen nicht nur der Demonstration und dem Selbstunterricht. Sie stellen darüber hinaus, da sie zu einem großen Teil von historischen

Persönlichkeiten der modernen „Prominenten“ aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens stammen, auch noch für sich als Zusammenstellung eine kleine Kostbarkeit dar. H. v. Ditzfurth

Erdachte Briefe

Die „Erdachten Briefe“ von E. W. Eschmann (Baden-Baden, Verlag Bühler) führen uns vom alten Babylon bis auf die Gegenwart, und sie tun es in einer Weise, die zum mindesten in Deutschland selten geworden ist: in einer scheinbar leichten und lässigen Art, die aber von tiefen Einsichten getragen ist und die im Dunkel liegende und nur durch ein paar Geschichtszahlen notdürftig erhellt Jahrhunderte wie im Scheinwerferlicht vor uns hinstellt. Da schreibt Heraklit, der Philosoph des Werdens, an Parmenides, den Philosophen des Seins, wie der neue Begriff des Seins ihm wie ein Spiegel erscheint, der jede Gestalt zweifach macht und alle Dinge dadurch heller und bestimmter, aber zugleich auf eine geheimnisvolle Weise beängstigend erscheinen läßt. Anytos verabredet mit Lykon ein Zusammentreffen, um die Anklage gegen Sokrates, den Verderber der Jugend, zu besprechen, und man gibt ihm, allem Wissen zum Trotz, zögernd recht. Messer, Riccardo dei Riccardi berichtet seinem Freunde Machiavelli, wie Cesare Borgia dessen Bitte um Übernahme in seine Dienste ablehnt, da man „die Menschen, die die Dinge lehren, nicht mit denen vermen-gen soll, die sie tun“. Der Baron von Grimm gibt seinem Gönner, dem Herzog von Gotha, einen fesselnden Bericht darüber, mit wie zynischer Ironie der — von Nietzsche tief bewunderte — Abbé Galiani den Fortschrittsglauben der Pariser Gesellschaft verspottet und die düsteren Dinge voraussagt, die wir jetzt eben erleben. Heinrich von Kleist schüttet einem Freunde sein Herz aus über den gewaltigen Eindruck, den der Alleszermalmer Kant in seiner leidenschaftlichen und dem Höchsten zustrebenden Seele hervorgerufen hat. Ein Student der Theologie sagt sich von

Kierkegaard los, weil dieser Gott zwingt und verdichtet, statt sich von ihm führen zu lassen — ein Brief, der einen wertvollen Beitrag zu der gegenwärtigen Diskussion über die Existentialphilosophie darstellt. Ein Dichter schreibt aus dem Berlin des Jahres 1907 — lang, lang ist's her — und gibt eine Psychologie des Berliners von ungewöhnlicher Feinheit und Schärfe. In diesem schmalen Bande ist Tiefe mit Geist, Wissen mit Anmut in einer Weise vereinigt, die das Wiedersehen mit dem wohlbekannten Verfasser um so erfreulicher macht, als bei den meisten Autoren seit dem Zusammenbruch ein beklagenswertes Absinken zu beobachten ist, und mancher, den wir früher liebten, uns nur noch wie ein Schatten seines früheren Ichs erscheint. H. St.

Goethe und die Weltliteratur

Goethes großer Gedanke, die Völker auf geistigem Wege, durch die Wechselwirkung ihrer Literaturen von nationaler Überheblichkeit zu befreien und sie, indem sie einander besser kennen, verstehen, achten und schätzen lernen, miteinander zu versöhnen, zu verbinden und zu allgemeiner Toleranz und Humanität zu führen, hat den bekannten Berner Germanisten Fritz Strich zu seinem wahrhaft tiefen und reichen Buche „Goethe und die Weltliteratur“ (Bern, Francke) angeregt. Auf Grund sehr eingehender und sorgfältiger Studien gibt Strich hier ein lebendig anschauliches Bild der vielfachen wechselseitigen Befruchtung, die Goethe von fremdländischer Literatur und diese durch ihn erfahren hat. Immer auf dem Boden strenger Wissenschaft bleibend, stellt er diese in den Dienst der Völkerversöhnung und geistigen Verbindung, ausgehend von Goethes Erkenntnis der allgemeinen ewigen Menschlichkeit als des einenden Bandes der Völker.

Vom Wagnis des Glaubens

Daß das Dasein überhaupt einen Sinn hat, darüber kann man nicht mehr diskutieren, wenn eine Diskussion über-

haupt noch Sinn haben soll. Und doch ist das Fehlen jeder Sinndeutung, das Nichtwissen um die Ziele des Seins und damit Angst, Verzweiflung und Nihilismus heute eine weit verbreitete Erscheinung. Der Mensch scheint den Mut zu glauben verloren zu haben, den zu versichtlichen Willen, auch Dinge anzuerkennen und anzunehmen, die sich der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Denn Glauben ist ein Akt des Willens, eine wagetumige freie Entscheidung, ein gewolltes Zustimmung und Annehmen. Ja, auch die gesamte Wissenschaft beruht im Grunde auf einem solchen Willensakt der Zustimmung und des Annehmens. Clemens Münster hat dies in seinem so klaren wie tiefen Versuch „Dasein und Glauben“ (Verlag R. Piper, München) überzeugend dargetan und damit einen bedeutenden Beitrag zu einer neuen Sinn-erfüllung des Lebens, zu dem bitter notwendigen „Umdenken“ geleistet, indem er dem Glauben sein gutes Recht neben dem Wissen wiedergegeben hat. Denn alles Wissen bleibt immer Stückwerk, und die ganze Wirklichkeit des Daseins ist nur zugänglich auf dem Weg und durch das Wagnis des Glaubens.

Charakter und Schicksal

„Wer den Menschen bilden will, muß seine Möglichkeiten kennen, die großen wie die gefährlichen.“ Dazu will Hermann Nohl in seinem Buche „Charakter und Schicksal“, Eine pädagogische Menschenkunde (Frankfurt a. M. Gerhard Schulte-Bulmke) helfen. Er will „pädagogisch sehen lehren“ und „die Fähigkeit und Lust wecken, Seelisches zu schauen und in seiner Fülle zu gegenwärtigen“. Das ist ihm aufs beste gelungen. Die auf reicher Lebenserfahrung und scharfer Beobachtung beruhenden, tiefen psychologischen Erkenntnisse dieses Buches werden dem Erzieher wesentlich helfen, die Schwierigkeiten des Menschenverständnisses zu überwinden. Vor allem weiß Nohl die wichtigste Grundlage für jede Menschenkunde, das Verständnis des Schich-

tenaufbaus der menschlichen Seele zu wecken. So wird das reiche und auch in seiner gepflegten Sprache schöne Werk jedem Pädagogen wertvolle Dienste leisten können.

Von wahrer Ehre

Welchen seelischen Schaden eine auf falsche Ehrbegriffe begründete Jugenderziehung anrichten kann, haben uns die Jahre des Hitlerregimes zur Genüge gezeigt. Dem heutigen Erzieher ist daher eine schwere Verantwortung auferlegt. Er muß bei der Jugend vor allem das egoistische Streben nach äußeren Ehrungen bekämpfen und in ihr wieder das lautere echte Ehrgefühl wecken, das in der möglichsten Erfüllung der absolut geltenden Forderungen des göttlichen Sittengesetzes, in der Entwicklung gottgegebener Anlagen zur Lösung der von Gott gestellten Aufgaben die wahre Ehre sucht. Diesem Ziel will die kleine, aber gehaltvolle Schrift von Gotthilf Bader, „Ehre und Ehrgeiz in der Erziehung“ (Tübingen, Fricke-Verlag) dienen. Bader erweist sich hier als ein feiner Kenner des menschlichen Herzens und erfahrener Jugenderzieher. Das warmherzig geschriebene Büchlein verdient weite Verbreitung.

Lebendiger Claudius

„Es geht uns wunderlich mit diesem Wandsbeker Boten. Je mehr wir uns in ihn vertiefen, um so aktueller wird er uns. Er spricht in unsere Zeit, wie er in die seine gesprochen hat.“ Otto Koch hat uns in seinem warmherzigen Büchlein „Matthias Claudius“ (Heland Verlag Lüneburg) aus liebevoller Verbundenheit heraus ein anschauliches Bild des prächtigen, wahrhaften, gefühlsechten und natürlichen Menschen, des unbestechlichen Mahners und Erziehers, des echt und tief empfindenden, unmittelbar zu jedem Herzen sprechenden, eigenstarken Dichters gezeichnet, allen Claudiusfreunden eine willkommene Gabe: was so von Herzen kommt, geht auch wieder zu Herzen.

Emil Böhm er

Die Kunst des Übersetzens

An Sammlungen lyrischer Dichtungen des Inlandes ist von jeher weder in Deutschland, noch in anderen Ländern Mangel gewesen. Gefehlt aber hat jedenfalls in Deutschland eine Sammlung der Lyrik des gesamten Abendlandes, und es kann nur dankbar begrüßt werden, daß im Carl Hansen-Verlag, München, soeben die „Lyrik des Abendlandes“ erschienen ist, ein starker Band, in welchem die schönsten lyrischen Dichtungen von den Homerischen Hymnen bis auf die Gegenwart in einer klugen Auswahl Georg Brittings zu einem harmonischen Ganzen vereint sind. In einer Zeit, in welcher das Abendland als gemeinsames Erbe fast verloren und vertan zu sein scheint, kommt diese Gabe doppelt erwünscht, denn im reinen Spiegel der Dichtung glänzt uns die humane Idee des Abendlandes in so bezwingender Weise entgegen, daß man die Gewißheit gewinnt, dieses herrlichste Gebilde des menschlichen Geistes werde allem Anscheine zuwider doch nicht untergehen. Nicht minder bedeutsam und tröstlich erscheint die Tatsache, daß die Kunst des Übersetzens in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten einen Höhepunkt erreicht hat und daß sich Stefan Georges Übertragungen zeitgenössischer Dichter, dieser Glanzleistung der Übersetzerkunst, Übertragungen oder Nachdichtungen zahlreicher anderer deutscher Dichter ebenbürtig an die Seite stellen.

Unter diesen ragt Alexander v. Bernus hervor, der neben einigen in dieser Sammlung enthaltenen Nachdichtungen einen Band Übertragungen englischer Dichter unter dem Titel „Das irdische Paradies“ (Nürnberg, Hans Carl) herausgegeben hat. Dem ersten Bande, der Wesentliches von William Blake, William Morris, Dante Gabriele Rossetti, Byron, Shelley und Swinburne bringt, schließt sich ein zweiter mit den schönsten Gedichten des so schwer zugänglichen John Keats an. Man muß die Leistung von Bernus mit den zahlreichen Nachdichtungen englischer Dichter durch Freiligrath vergleichen, um

den außerordentlichen Fortschritt zu ermessen, den die Kunst des Übersetzens in Deutschland gemacht hat, einen Fortschritt, der von der Zierlichkeit zur Zartheit, vom Pathos zur Dämonie geht und der uns wohl zum erstenmal den ganzen mystischen Zauber der englischen Lyrik, auf deren Unübersetzbarkeit bekanntlich schon Goethe hinwies, in kongenialen Nachbildungen empfinden läßt. Herbert Stegemann

Französisches Allerlei

Früher konnte man sich einige Bücher aussuchen und zu gewissen Sachgebieten zusammenstellen. Heute muß man mehr oder weniger nehmen, was man bekommt. Das gilt in verstärktem Maße gegenüber der ausländischen Literatur, von der uns bisher noch unübersteigbare Devisen- und Zensurmauern trennen. Erhält man dann aber noch einmal einige Bücher aus dem Ausland zugestellt, dann kann man sich kein exaktes Bild mehr machen, in welchem Verhältnis sich nun gerade diese Bücher zu der Gesamtproduktion und der geistigen Haltung des anderen Landes verhalten. Aber dankbar nimmt man sie entgegen und notiert sich über den Eindruck das, was sich ohne jene genannte Vergleichsmöglichkeiten aufdrängt.

Jean Zay, der sich als Erziehungsminister im Vorkriegsfrankreich einen Namen machte und, bei Kriegsausbruch auf seinen Ministerposten verzichtend, als Unteroffizier ins Feld zog, hatte sich als fortschrittlicher Geist schon seit langem den Haß jener Kreise zugezogen, die später der unglückselige Marschall Pétain in Vichy um sich versammelte.

So wurde Jean Zay ein Opfer des Vichy-Regimes. Er schmachtete jahrelang im Kerker und wurde schließlich der grausamen Miliz überantwortet und am 21. Juni 1944 feige ermordet. In seiner Kerkerhaft hat er in zahlreichen Tagebüchern Gedanken und Reminiszenzen notiert, aus denen das Bild eines aufrechten, klugen Menschen und eines großen Franzosen entsteht. Jean Zay ist

einer jener Unschuldigen, die für so viele Schuldige ihr Leben lassen mußten ... (Jean Zay: „Souvenirs et Solitude“, Paris, René Julliard.)

Das „Journal d'une Française“ von Anne Jaques (Paris, Édition du Seuil) ist sicherlich keine hohe Literatur. Aber dieses Tagebuch legt Zeugnis von wahrer Größe in wahnsinniger Zeit ab, von einer Größe, die den Mut zur Menschenliebe aufbringt. Eine Frau opfert ihre ganze Kraft und bringt sich nicht selten in Lebensgefahr um anderer Menschen willen: sie hilft verlassenen Kindern, wie ausgebombten Greisen und vor dem Diktator flüchtenden Deutschen. Und mit ihren Tagebuchaufzeichnungen vervollständigt sie das Bild jener barbarischen Zeit um einen menschlichen Ton, der trotz allem noch etwas Versöhnliches hat.

Guillain de Bénouville geht davon aus, daß es schwerer ist, das zu opfern, was man noch nicht kennt, als das, was man verachtet, weil man es kennt. Das eine ist für ihn das morgendliche Opfer, das andere das abendliche. Beide vereint er und gibt unter dem Titel „Le Sacrifice du Matin“ (Paris, Édition Robert Laffont) auf rund 600 Seiten ein detailliertes Bild eines Résistance-Kreises gegen die Naziinvasion. Darin fehlt es weder an aufregenden Einzelheiten noch an tapferen, menschlich-großartigen, aber auch feigen und menschlich-vulgären Charakteren. Viele der Tapferen endeten in deutschen Konzentrationslagern. Und es bedrückt uns heutige Leser die Frage, ob deren Opfer wohl umsonst waren. Denn die Freiheit, für die sie alle kämpften, darboten und auch starben, sie befindet sich immer noch in tödlicher Gefahr...

In einem kleinen Heftchen, das aber schwer wiegt, brachten die Éditions de la Revue Fontaine in Algier im Juli 1944 einige Leitartikel des Dichters François aus dem „Figaro“ zur Zeit der deutschen Besetzung. Es handelt sich dabei um kleine Meisterwerke, wie man in einer unterjochten Periode durch

die Beherrschung der Sprache noch jene Dinge im Geist des Lesers festigen kann, die der Unterdrücker so gerne ausmerzen möchte. François Mauriac zeigt sich auch hier als Meister, und das Heftchen trägt den bezeichnenden Titel: „Ne Pas Se Renier“.

Auch Frankreich hat hinreichend die Not, die Sorge, den Tod und die Verwüstung erlebt. All das mag den Anlaß gegeben haben, sich des Heiligen Vincent von Paul zu erinnern, der der Welt eines der lebendigsten Beispiele tatkräftiger Barmherzigkeit und Liebe gab. Inzwischen haben die Franzosen mit ihren größten Schauspielern sogar einen Film über „Monsieur Vincent“ gedreht, wozu Jean Anouilh den Dialog schrieb. Nun liegt ein umfangreiches Buch vor, das sachlich genau und ziemlich trocken alles Wissenswerte über Vincent von Paul darlegt. Es gelingt diesem Buch sogar, Bewunderung für die opferbereite Persönlichkeit zu erwecken, aber es wirkt nicht mitreißend und läßt (ebenso wie der Film) nicht ersichtlich werden, worin eigentlich die „Heiligkeit“ besteht. Hingegen zeigt André Ménabréa in seinem „St. Vincent de Paul“ (Paris, Édition La Colombe) sehr überzeugend, daß Frankreich das „Christentum der Tat“ sucht und daß Liebe und Barmherzigkeit, nicht an Bedingungen und Voraussetzungen geknüpft, immer die stärkeren Sieger sind, daß aber die Welt trotz anstrengender Bemühungen aller Gutgesinnten eben doch noch zu unvollkommen ist.

Der Pariser Professor Jean Wahl gibt in seinem „Tableau de la Philosophie Française“ (Paris, Fontaine) eine ebenso sympathische wie unvoreingenommene Übersicht der Philosophie von Montaigne bis Sartre. Das Büchlein ist nicht umfangreich, bewundernswert gut geschrieben und ohne allzuviel Ballast, wobei sich der Verfasser immer bewußt bleibt (was in Deutschland allzuwenig bekannt ist), daß in Frankreich die Philosophie „keine nur den Technikern vorbehaltene Domäne“ ist. Seiner Einstellung gemäß betont Jean Wahl die Bedeutung Descartes im-

mer wieder, zeigt aber auch den Einfluß deutscher Philosophie, so den von Scheler, Husserl, Heidegger und Jaspers auf die Franzosen. Die Anerkennung, die Jean Paul Sartre dem Philosophen Husserl zuteil werden läßt, gibt Wahl zu der Feststellung Anlaß, daß sich also auch hinter Sartre „die Maske Descartes abzeichnet, genau so, wie andere auf verschiedene Arten — die einen, indem sie mehr den Aspekt der Nicht-Vernunft, die anderen den des Glaubens entwickeln — den Gedankengängen Pascals folgen“.

Der Theaterdirektor Pierre Brisson zeichnet unter dem Titel „Le Théâtre des Années Folles“ (Édition Milieu Du Monde) mit Verve ein Bild des Pariser Theaters zwischen den beiden Weltkriegen. Zielsicher, geistprühend und charmant zugleich, trifft er bei den Menschen und Werken immer den Kern und zeigt so die wahren Maßstäbe. Das Buch beweist, wie sehr das französische Theater noch Ausdruck der Kultur ist und seinen Einfluß darauf trotz mancher Schwächeanfälle nicht verloren hat. Typisch, daß Brisson betont, die Kunst sei, welcher Mittel sie sich auch bediene, „immer Melodie des Innern“. Ein bezaubernd lehrreiches Buch, bei dem man auch dankbar die angeheftete chronologische Übersicht über die wichtigsten Theaterereignisse zwischen 1919 und 1940 sowie eine Reihe guter Photos begrüßt.

In der „Schriftenreihe der Französischen Bibliothek München“ gibt Walter Talmont-Gros einen biederen Leitfaden der Entwicklung zum modernen französischen Theater. Dem Verfasser wird seine Aufgabe dadurch nicht erleichtert, daß er sich in allzu vielen Beurteilungen auf die Meinungen anderer stützen muß und nicht aus eigenem Erleben berichten kann. Es wirkt auch störend, daß er Begriffe, wie den der „Bourgeoisie“, gebraucht, ohne sie genau zu umreißen, und dann auch noch selbst manche in verschiedener Bedeutung verwendet. Schließlich verspricht er sich für die Theaterkunst von der Masse und der „notwendigen Rücken-

deckung durch die Behörden“ zuviel. Über alle Parteien und Strömungen hinweg glaubt nämlich Frankreich in künstlerischen Dingen noch mehr als in anderen an die Elite und deren Leistungen. („Das moderne französische Theater“. München, Willi Weismann, Verlag.)

Im gleichen Verlag stellte in der Reihe „Dichtung der Gegenwart“ C. A. Weber einige Leseproben moderner und modernster französischer Dichter und Schriftsteller zusammen. Der kleine Umfang reicht wirklich nicht aus, um von einer Anthologie zu sprechen. Es werden nur Häppchen gereicht, und trotzdem werden alle Leser das Gebotene dankbar aufnehmen. Wer sich allerdings nicht ohnehin in der neueren französischen Literatur auskennt, wer einem Gide, Ginaudoux, Valéry und Claudel, wie einem Anouilh, Camus und Elouard nie begegnet ist, der wird sich auch nach diesen Kostproben kein Bild machen können. Aber er kann trotz der sehr unterschiedlichen Qualität der Übersetzungen wenigstens ahnen, daß es bei unserem westlichen Nachbarn in den Geistesbezirken immer noch sehr lebendig zugeht.

Im Verlag Josef Knecht in Frankfurt am Main legt Erhard Lommatzsch „Geschichten aus dem alten Frankreich“ vor, die pfleglich übersetzt sind. Besonders aus den spiegelbildlichen Erzählungen strömt sehr viel echte Kraft und Liebe; Treue und Ehre werden so unaufdringlich an ihren rechten Platz gerückt, daß man erneut den geradezu unerschöpflichen Quell französischer Tradition verspürt.

Die Geschichten eines Überwinders des Heroismus, des weltlichen Ruhms und der blechnen Auszeichnungen in literarisch anspruchsvoller und nicht einen Moment lang peinlicher Weise zu beschreiben, war das Anliegen Alfred de Vignys in seiner Erzählung „Hauptmann Renaud“. Dieser Hauptmann, der mit der napoleonischen Welt in Berührung und Auseinandersetzung gerät, entdeckt sein Herz, das ihm die ethischen Grundsätze vermittelt und denen er dann, oft im Gegensatz

zu seiner Umwelt, folgt. Und er entdeckt auch, daß es besser ist, sich irgendeinem Grundsatz als irgendeinem Menschen zu weihen. Der Verlag Herder (Freiburg im Breisgau) hat diese ansprechende romantische Geschichte in einer französisch-deutschen Ausgabe herausgebracht, zu der Reinhold Schneider ein inniges Vorwort schrieb und die Otto Freiherr von Taube mit dichterischem Schwung mustergültig ins Deutsche übertrug.

h. e. h.

Der Mainzer „Genius“

Ob es wohl symbolische Bedeutung hat, daß sich unter den deutschen Universitäten der Nachkriegszeit die an völkerverbindenden Strom neugegründete Mainzer Universität im Hinblick auf Arbeitsintensität und geistige Haltung eine Sonderstellung erringen konnte? Hoffen wir es ruhig, zumal sich zu bestätigen scheint, daß von ihr neue Impulse abendländisch-christlichen Denkens ausgehen. Der Verlag Florian Kupferberg in Mainz hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesen geistigen Regungen der Universität verlegerische Resonanz zu verleihen. Er gibt eine Broschürenfolge „Mainzer Universitäts-Reden“ heraus, deren Titel Richtung und Art umreißen können: „Wollen und Ziele der neuen Hochschule“, „Leibniz als Lehrer und Erzieher“, „Das Bild vom Menschen in biblischer Sicht“, „Grundfragen des neuzeitlichen Humanismus“, „Der englische Humanismus im Zeitalter Elisabeths“, „Das Werden des Menschenbildes der deutschen Klassik“, „Die Mission des Akademikers“. Sodann erscheinen in zwangloser Folge die „Beiträge zur christlichen Philosophie“. In einem dieser Hefte untersucht Ludwig Lenhart „Christentum und Germanentum“, wobei er die Rolle Nietzsches, Schopenhauers und Wagners beleuchtet und auch das Zusammenarbeiten Voltaire mit Friedrich II. von Preußen gegen das Christentum skizziert. Jacques Maritain äußert über „Christentum und

Demokratie“ erhabene Gedanken. In dem Aufsatz „Über den Bildungswert der Naturwissenschaft“ wird von Wilhelm Troll nur der morphologisch fundierten Naturwissenschaft die Erfüllung höchster Bildungsaufgaben zuerkannt. — Weiterhin gibt der Verlag die Zeitschrift „Genius“ mit dem Untertitel „Rheinische Bilder und Studien“ heraus. Es ist eine schöne Aufgabe, die besondere Bedeutung der Rheinlande für ein abendländisches Europa herauszustellen. Der Name „Genius“ ist allerdings sehr verpflichtend, eine Verpflichtung, die nach dem ersten Weltkriege Carl Georg Heise mit einer gleichnamigen Zeitschrift im Kurt Wolff-Verlag wohl zu erfüllen verstand. Bei dem „Genius“ des Kupferberg-Verlags scheint die Gefahr auf die Ebene von „Heimat-Blättern“ abzurutschen, nicht ganz gebannt zu sein. Aber der jahrhundertalte Geisterflug des Rheins und die Nähe von Paris könnten diesen Genius leicht beflügeln. In diesem Sinne hat der Mainzer Verlag eine große Aufgabe zu erfüllen.

h. e. h.

Wirklichkeit und Roman

Der vor zehn Jahren im Exil veröffentlichte Roman „Die Rettung“ von Anna Seghers liegt jetzt auch für den deutschen Leser vor (Berlin, Aufbau-Verlag), der ihn suggestiv mit dem Komplex der Arbeitslosigkeit in den Jahren vor Hitlers Machtantritt vertraut macht. Anna Seghers hat hier Gustav Freytags Forderung, der deutsche Roman solle das Volk da aufsuchen, wo es zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit, höchst zeitgetreu, nur mit umgekehrten Vorzeichen wahr gemacht, denn ihr Roman hat das Volk bei seiner Arbeitslosigkeit aufgesucht, hat es in der Bedrängnis seiner sozialen und berufsethischen Not gesehen, wie sie von Menschen aus der Montanindustrie ertragen werden mußte, die schließlich bereit waren, selbst für den Teufel zu arbeiten und den als Retter um jeden Preis zu feiern, der ihnen ihre Gruben wieder aufmacht. „Wer das fertigbringt,

ist der liebe Gott für mich, und wenn er einen Affenschwanz hat", heißt es einmal in zynischer Alternative. Auf dem düsteren, von der Massenpsychose beherrschten Hintergrund hebt sich der eigentliche Roman „held“ unpathetisch ab, ein einzelner, der mit passiver Stärke gegen den Strom schwimmt. Als Zeitdokument verdient dieser weitere Beitrag Beachtung. — Alfred Döblins dichterisches Wort zur Anklage und Verurteilung des Kriegsverbrechens ist in seinem dialogischen Buch „Der Oberst und der Dichter“ (München, Verlag Karl Albers, 197 Seiten) in wesentlicher Gültigkeit geprägt. Er schrieb es 1944 in Kalifornien, sichtlich ergriffen von der satanischen Wucht des Weltenbrandes. Er zitiert einige Tyrannen der Menschheitsgeschichte, beschwört Attila, Alexander und Napoleon und kann es sich so schenken, die Analogie bis zur Gegenwart festzuhalten. Die dem menschlichen Herzen (Untertitel des Buches) gewidmete geistvolle und durch kühne Sprachprägnanz ausgezeichnete Dichtung endet mit einem ebenso nachdenklichen wie denkwürdigen Epilog im Himmel, bei dem Gottes ureigenstes Wort in lapidaren Sätzen die Menschen zur göttlichen Weltordnung zurückruft. Die Reime des Buches wären um der besseren Wirkung willen besser auch in Versform gesetzt worden. — Kritisch und grüblerisch sind die in Werner von Grünaus Roman „Rückkehr zu uns“ (München-Leipzig, Paul List-Verlag) agierenden Menschen, im Blickfeld zwei im hohen Norden gegen Ende des letzten Krieges versprengte deutsche Soldaten, die in bejahter Einsamkeit den Weg zum einfachen, von der Verlogenheit der Zivilisation freien Leben zurücksuchen und aus ihren Meditationen und Erlebnissen zu positiven Konsequenzen gelangen. Den Gang der Handlung begleitet die plastische Skizze von Land und Leuten. Das den Phrasen abholde Buch geht mitunter in schonungslosen Geständnissen zu weit. — Fern von der sozialen und politischen Konfliktwelt erzählt Karl Korn seine glückhaft-romantischen Jugenderinnerungen, die

er unter dem Titel „Die Rheingauer Jahre“ (Berlin, Minerva-Verlag) zwischen den beiden Weltkriegen sammelt und mit beseelter Heimatliebe vorgetragen hat. Lokalkoloristisches wird vom Allgemeingültigen beherrscht und findet so auch die Aufmerksamkeit in allen Gauen. Ein Bekenntnis zur katholischen Kulturtradition des mittelrheinischen Landes enthält den Geist edler Toleranz. — Als Novellist und Erzähler, der gemütvoll und kultiviert unterhält, erweist sich der inzwischen verstorbene Otto Fröhmcke. „Begegnung in Waltsch“ (Berlin, Erich Schmidt-Verlag) formt ein Frauenbildnis, das aus der Dunkelheit der letzten Kriegstage aufleuchtet und erwärmt. Gewinnend ist auch seine Erzählung „Das Schwedenloch“ (ebenda), die in die Zeit vor dem Krieg und ohne historischen Hintergrund versetzt und in Verbindung mit unglücklich endender Frauenliebe in kurzer Zwischenschaltung schaurige Begebenheiten aus dem 30jährigen Krieg wachruft. — Leo Wispler hat ein adliges Brüderpaar in seinem Buch „Der Bürge“ (Hamburg, Hans Köhler-Verlag) um ein und dieselbe Schloßherrin als Freier auftreten lassen, um bald darauf zu melden, daß die Erkorene glaubte, sich in ihrer Wahl geirrt zu haben. Alles dies und der dann folgende Herzenskonflikt bis zum versöhnlichen Ausgang ist mit lebenswürdigem Humor und angenehm leichtem und doch besinnlichem Plauderton erzählt. — Der nicht ungewöhnliche Konflikt eines Künstlers in seiner Liebe zu zwei Frauen liefert das Thema zu dem Roman „Der Puppenmacher“ von Karl Heinz Rennert (Berlin, Erich Schmidt-Verlag), der damit sein Erstlingswerk schrieb. Aus schwereloser Hirtenarmut kommend, hilft märchenhafte Zauberkraft dem nach künstlerischer Höhe ringenden Puppenmacher, der aber schuldvoll in seinem Suchen und Irren um den Eros verstrickt und im Verschollensein endet. Die magische Welt der Marionetten begleitet symbolhaft spiegelnd den Werdegang des Puppenmachers.

Erich Frank

„Der große Globus“

Dem west-östlichen Spannungsverhältnis hat William C. Bullitt, der amerikanischer Botschafter in Moskau von 1933 bis 1936 und in Paris von 1936 bis 1940 war, einen ganz besonderen, zweifellos überaus scharfen Akzent verliehen. Sein im vergangenen Jahr erschienenenes Buch „The Great Globe Itself“ ist im Grunde nicht mehr und nicht weniger als eine ebenso scharfsinnige wie unversöhnliche Kampfansage an den sowjetrussischen Partner. Für uns sind Bullitts Ausführungen deshalb besonders beachtenswert, weil wir wissen, ein welch unbestechliches und richtiges Urteil er in seiner Pariser Botschafterzeit über den Nazismus gehabt hat. Alle Bemühungen seiner engeren und weiteren Umgebung, ihn in dieser Hinsicht zu „überreden“, schlugen bei ihm fehl, und die Entwicklung hat gezeigt, daß Bullitt unbeschadet mancher Übertreibungen im wesentlichen damals recht behalten hat.

„Wenn unsere Regierung jetzt erkennt, daß die Politik, Stalin zu besänftigen, unser Land in Gefahr gebracht hat, und wenn sie eine auswärtige Politik verfolgen will, die mit den Lebensinteressen des Volkes der Vereinigten Staaten übereinstimmt, so muß sie unter anderem aufhören, in allen offiziellen Mitteilungen und Äußerungen die Sowjetunion als eine friedliebende Demokratie zu bezeichnen, und sie als das behandeln, was sie in Wirklichkeit ist, eine totalitäre Diktatur, deren Ziel es ist, die Welt für den Kommunismus zu erobern.“

Eine gewisse Mitschuld glaubt Bullitt dem verstorbenen amerikanischen Präsidenten Roosevelt zuschieben zu sollen, der die einseitigen Vertragsverletzungen Sowjetrußlands immer wieder bewußt übersehen hätte. Roosevelts außenpolitischer Plan, Stalin vor seinem Ziel, eine kommunistische Diktatur in der Welt aufzurichten, durch gutes Zureden und die Aussicht auf eine weltweite Zusammenarbeit aller unabhängigen Staaten abzubringen, sei völlig in sich zusammengebrochen. Die USA stünden insofern vor einem Bankrott dieser

Art von Außenpolitik, denn Stalin sei unbekehrt geblieben und wolle weitere Teile Europas und Asiens beherrschen, um sich ein Sprungbrett für weitere Sprünge zu sichern. Roosevelt habe es aber auch verabsäumt, eine Menge sich bietender Gelegenheiten dazu zu benutzen, von Stalin schriftliche Garantien für das künftige Bild Europas zu erlangen. In dieser Hinsicht hätten auch die englisch-amerikanischen Unterhändler versagt, die vom 26. September bis 1. Oktober 1941 mit Stalin die anglo-amerikanische Kriegsmaterial-Unterstützung an Sowjetrußland verhandelt hätten.

William Bullitt begründet aber auch seine besondere Sorge hinsichtlich der russischen Politik als Gefahr für die übrige Welt. Er stellt dem Leser vor Augen, daß im Jahre 1970 die Sowjetunion wahrscheinlich eine Einwohnerzahl von 251 Millionen haben werde gegenüber etwa 150 Millionen der Vereinigten Staaten von Amerika.

Es kann also nicht Wunder nehmen, daß Bullitt zu der Überzeugung kommt: „Es liegt in unserem eigenen nationalen Interesse, weitere Angriffshandlungen Stalins zu unterbinden, solange seine Streitkräfte noch weit von unseren Ufern entfernt sind und solange wir in unseren Händen die Mittel haben, ihn aufzuhalten: eine viel stärkere Luftwaffe als die der Sowjetunion und die Atom-bombe.“

Um eine gewisse Kongruenz der Methoden des Kreml mit denen der Nationalsozialisten nachzuweisen, druckt William Bullitt in einem Anhang zu seinem Buch die Anklage gegen die „deutschen Hauptkriegsverbrecher“ in Nürnberg vom 19. Oktober 1945 ab und setzt halbspaltig neben diese Anklageschrift eine in ebensolchen Worten gehaltene Anklage gegen die Sowjetunion.

Man kann sich vorstellen, daß derartige Ausführungen eines erfahrenen amerikanischen Diplomaten die USA-Öffentlichkeit in hohem Maße beeindruckt haben. Man kann das Buch gewissermaßen als einen Vorläufer der „Truman-Doktrin“ und des „Marshall-Plans“ bezeichnen.

O. E. Majer

Lesen Sie im Februarheft der
DEUTSCHEN RUNDSCHAU

unter anderem:

HANNS-ERICH HAACK
Frankreich — Zerstörer oder Begründer Europas

ERICH KORDT
Nicht jeder Krieg findet statt

WERNER VON SCHNITZLER
Kultur und Eigentum

HELMUT LINDEMANN
Können Dichter helfen?

Berichtigung: In dem Doppelheft 11/12, 1948, der „Deutschen Rundschau“ wurde in den Beitrag „Wir sind mal wieder soweit“ eine bedauerliche falsche Nachricht aufgenommen. Ein Druckfehler in einer schweizer Zeitung verursachte die Mitteilung, wonach eine Schrift von Hans Fritsche im Insel-Verlag erscheinen wird. Die Tradition des Insel-Verlages hätte uns Gewähr dafür sein müssen, daß die schweizerische Nachricht niemals zutreffen konnte.

Wir stellen ausdrücklich fest, daß der Insel-Verlag zu keinem Zeitpunkt daran gedacht hat, irgendeine Arbeit von Hans Fritsche zu veröffentlichen.

Die „Deutsche Rundschau“
kann bei jeder Buchhandlung oder Postanstalt bestellt werden

Frankreich — Zerstörer oder Begründer Europas?

Frankreich stellt heute ein stärkeres Gewicht in der europäischen und damit in der Weltpolitik dar, als man es nach dem Kriege je vermutet hätte. Der Grund für dieses stärkere Gewicht liegt in Frankreichs geographischer und politischer Lage auf dem „kleinen Kap des asiatischen Kontinents“, das nun einmal in der West-Ost-Spannung von besonderer Bedeutung ist. Ohne Frankreich ist kein Europa denkbar, allerdings genau so wenig ohne Deutschland.

So spitzt sich die gesamte Fragestellung der französischen Außenpolitik im Weltkonzert der Großmächte auch immer deutlicher auf das Verhältnis zu Deutschland zu. Dieses Verhältnis ist noch weit von jeder Klärung entfernt. Aber es ist nicht zu leugnen, daß viele Kräfte am Werke sind, die auf diese Klärung hinarbeiten. Die Probleme, die sich mit dieser wichtigsten französischen und europäischen Aufgabe verbinden, sind allerdings für Frankreich besonders vielfältig.

Die innenpolitische Lage

Heute spielt Frankreichs innenpolitische Konstellation für sein gesamtes Handeln nach außen eine besondere Rolle. Die französische Regierung bewegt sich nämlich zwischen zwei starken Gruppen, die sie ständig bedrohen: auf der einen Seite die stärkste Partei Frankreichs, die Kommunisten, und auf der anderen Seite die „Bewegung“ des Generals de Gaulle. Es ist geradezu ein Phänomen, daß zwischen diesen Blöcken die schwache Mitte nicht nur regiert, sondern sogar bewiesen hat, daß sie einige überaus gefährliche innen- wie außenpolitische Situationen recht wohl meistern konnte. Das Kabinett Henri Queuille, dessen Parteienmehrheit von den Sozialisten Léon Blums über die Radikalsoziale Partei und die Katholische Volkspartei bis

zu den Rechtsgruppen der Kammer reicht, ein Kabinett, dem man nur wenige Wochen Lebensdauer prophezeit hatte, hat seine Position von Monat zu Monat verstärkt. Durch ein außerordentlich geschicktes Taktieren ist es dem Ministerpräsidenten sogar gelungen, den Haushaltsplan für 1949 durch das widerstrebende Parlament genehmigen lassen. Der ordentliche und außerordentliche Haushalt beläuft sich zusammen auf rund 2 Billionen Franken. Um ihn auch nur einigermaßen auszugleichen, mußten scharfe Sparmaßnahmen ebenso wie fühlbare Steuererhöhungen in Kauf genommen werden. Dabei hatte sich die Regierung gerade erst monatelang mit dem nicht ungefährlichen Bergarbeiterstreik herumschlagen müssen, der zeitweise die ganze Nation zu bedrohen schien. Jedoch die Regierung und der sprichwörtliche französische „bon sens“ blieben Sieger, und die Kommunisten, die versucht hatten, die im Ursprung sozial bedingten Streiks für ihre Zwecke auszunutzen, haben sogar an Einfluß verloren. Immerhin haben diese Streiks Frankreich 17,5 Millionen Franken und die Nichtförderung von 5 Millionen Tonnen Kohlen gekostet, ganz abgesehen davon, daß rund 25 Kohlenschächte in mehr oder weniger starkem Umfang „abgesoffen“ sind.

Trotz mancher Erfolge ist es der Regierung aber noch keineswegs gelungen, die Einkommensverhältnisse der breiten Bevölkerung, also insbesondere die der Arbeiterschaft, mit den überaus erhöhten Lebenshaltungskosten in Einklang zu bringen. Denn zu Beginn dieses Jahres haben sich die Steuern erhöht, der Mietzins stieg durch die Lockerung der Stopppreise ebenso wie die Tarife der Post und des Telefons, und sogar der Wasserpreis ist in Paris, um ein konkretes Beispiel zu nennen, von 8 Franken am 1. Januar 1948 für ein Kubikmeter über 12 Franken am 1. Juli 1948 auf 16 Franken am 1. Januar 1949 erhöht worden.

Von der Steigerung aller übrigen Preise soll hier gar nicht gesprochen werden. Jedenfalls fordert die Arbeiterschaft heute wieder ebenso wie gestern eine Anpassung der Löhne an die wahren Verhältnisse, eine Forderung, deren Berechtigung die Regierung zwar einsieht, der sie aber nicht stattgeben kann, weil sie aus wirtschaftlichen wie aus politischen Gründen für eine Stabilisierung der Preise kämpft, da im Hintergrund immer noch das Gespenst einer unkontrollierbaren Inflation droht.

Die führende englische Wirtschaftszeitung „Economist“ hat letzthin festgestellt, daß der französische Export in der ersten Hälfte 1948 um 15 v. H. niedriger war als im Vorjahr, während er mengenmäßig sogar

30 v. H. höher lag. Daraus ist zu folgern, daß eine ungewöhnliche Unterbewertung stattgefunden hat, als deren Grund nur eine Kapitalflucht in Frage kommt, die von dem englischen Blatt mit 500 Millionen Dollar, also mit der Hälfte der ERP-Leistungen an Frankreich, beziffert wird. Auch diese Beispiele zeigen die Unstabilität der innerfranzösischen Lage.

Gewiß, die „dritte Kraft“ regiert, aber es handelt sich dabei um nicht viel mehr als um eine Bezeichnung, um ein Wort, und keineswegs um einen politischen Begriff, hinter dem irgendein Ideal stünde. Und gerade darin liegt die besondere Schwäche der jetzigen Regierungsmehrheit. Das „Ideal“ der Kominform findet überall dort Anklang, wo Not und Hunger herrschen, sogar bei dem dem Leben zugewandten französischen Volk. Die todbringende Gefährlichkeit dieses „Ideals“ ist aber den kühler denkenden Bevölkerungsschichten derartig bewußt, daß sie, die im Grunde aus überreichlicher geschichtlicher Erfahrung jegliches Abenteuer ablehnen, doch vielfach glauben, die gaullistische Bewegung sei der einzige Ausweg, so daß die Zuneigung weiter Bevölkerungskreise zu dieser Rechtsgruppe mehr aus der Angstpsychose als aus irgendeinem idealen Beweggrund zu erklären ist.

Die Regierung selbst erkennt die von rechts und links drohende Gefahr, nützt aber die französische Zurückhaltung gegenüber jedem Abenteuer geschickt aus, um der Vernunft eine Gasse offen zu halten. Allen Prophezeiungen einer bevorstehenden völligen Änderung der Regierungsmehrheit zum Trotz setzt sie ihren Kurs fort. Auch eine Zusammenkunft zwischen de Gaulle und Bidault hat zu keinem Ergebnis geführt.

Kommt de Gaulle?

Daß aber Bidault überhaupt mit de Gaulle zusammentraf, zeigt, wie sehr beide zumindest die Möglichkeit einer Zusammenarbeit ernsthaft erwogen haben. Sollte es je dazu kommen, dann würde nach überwiegender Meinung aller politisch Denkenden eine gaullistische Diktatur unvermeidbar sein. Viele sagen zwar, de Gaulle denke nicht an eine Diktatur. Das mag richtig sein, aber es würde nicht genügen. Denn sollte der General zur Macht kommen, dann würde nicht nur der kommunistische Teil der Arbeiterschaft sehr heftig reagieren. Streiks, wenn nicht ein Aufruhr wären die Folgen. Aus Gründen der Ordnung würde dann de Gaulle, unterstützt von der französischen

Armee, derartige Ausschreitungen niederschlagen. Und schon wäre er mitten in einem autoritären Regime gelandet. Ein Teil seiner eigenen Gefolgschaft würde das zum Anlaß nehmen, zu widersprechen, was natürlich ein autoritär Regierender nicht zulassen kann; und dem französischen Temperament der Politiker entsprechend wäre er genötigt, auch die Widerstrebenden seines eigenen Kreises zu maßregeln. Damit wäre die Diktatur inthronisiert! Man soll auch nicht vergessen, daß nicht nur die Wahlziffern der Kommunisten in Frankreich ausschlaggebend sind, wichtiger ist die Tatsache, daß sie fast alle Schlüsselpositionen in der größten Gewerkschaft, der CGT, ebenso wie in den Betrieben besetzt haben. Außerdem verfügen sie allein über eine ausreichende Erfahrung und Schulung, um in Gefahrenstunden durch Mittel der Sensualität, durch Einschüchterung und Zwang Mitläufer zu „werben“. Nicht zuletzt können sie mit absoluter Sicherheit auf eine unerschöpfliche materielle Unterstützung der Kominform rechnen.

Diesen Tatsachen hat der General de Gaulle nicht viel entgegenzusetzen. Er hat zwar unlängst in einer Massenversammlung ein sogenanntes Sozialprogramm entworfen, das sich aber hütete, irgend etwas konkret zu fassen, und worüber die Zeitung „Le Monde“ unter dem Titel „Generöse Utopien“ schrieb, um gleichzeitig einen Ausspruch des Gewerkschaftsführers Léon Jouhaux hinzuzufügen: „Ich weiß nicht, ob ich darüber lachen oder weinen soll.“

Wie wenig de Gaulle geeignet wäre, eine friedliche Entwicklung zu gewährleisten, geht aus seiner Erklärung hervor, daß, falls die Separatisten (damit meint er die Kommunisten) wieder an die Regierung kämen, er sich von jeder Pflicht, gesetzmäßig zu handeln, befreit fühle. Nun, derartige Formulierungen kennen wir zur Genüge. In die gleiche Linie fällt seine Forderung, die französische Besatzungszone in Deutschland als Faustpfand zu benutzen.

Auch seine Ideen über Europa sind reichlich ungewöhnlich. Er übersieht ganz einfach die technische Entwicklung der Welt, er übersieht die industrielle Rüstungskapazität der USA und der UdSSR und fordert für Frankreich das Vorrecht, Europa ganz allein, ohne England und die Vereinigten Staaten, zu sichern, zu verteidigen, und das zu einer Zeit, in der Paul Reynaud in einer Rede in Lille erklären konnte, Frankreichs militärisches Potential sei heute geringer als das der Schweiz. Europa ist für de Gaulle nur als ein ihm gefügiges französisches Einflußgebiet denkbar. Mit anderen Worten bekennt er sich zu einer Prestigepolitik anstatt zu einer Politik der Vernunft. Zu alle-

dem gesellt sich nun noch die menschliche Struktur des Generals, der es gewohnt ist, Befehle zu geben und erwartet, daß alle um ihn herum sich ihm beugen. Dazu schreibt kein Geringerer als Pertinax: „Das Temperament de Gaulles läßt es nicht zu, seine persönlichen Handlungen mit den kollektiven Handlungen einer politischen Partei in Einklang zu bringen. Was er auch beginnen möge: sein Schicksal ist es, als angeblicher Diktator zu gelten. Ob man es gern hört oder nicht: hinter de Gaulle dürften die gleichen Kreise zu finden sein, die vor mehr als sechzig Jahren dem General Georges Boulanger in seinen tollkühnen Revancheplänen gegen Deutschland zu folgen bereit waren.“

Aktive französische Außenpolitik

Für jeden politisch Erfahrenen grenzt es fast an ein Wunder, daß Außenminister Robert Schuman trotz der gefahrdrohenden innenpolitischen Situation und der arithmetischen Schwäche seiner Regierung im letzten Halbjahr eine ungewöhnlich aktive französische Außenpolitik betreiben konnte. Im Oktober erschien der Außenminister auf deutschem Boden und empfing in Koblenz die Ministerpräsidenten der kleinen Länder der französischen Zone. Bis dahin war erst ein einziges Mal ein ausländischer Außenminister in dem Deutschland der Kapitulation erschienen, und zwar der amerikanische Außenminister Byrnes, der am 6. September 1946 nach Stuttgart kam, um mit seiner großen staatsmännischen Rede das Ende des Morgenthau-planes zu verkünden.

Auch Robert Schuman fand in Koblenz europäische Formulierungen, die manche hoffen ließen. Bald darauf wurde allerdings, von der französischen Zone ausgehend, die Remilitarisierungsidee in die deutsche Debatte geworfen, deren Aufnahme bei uns zu einer wirkungsvollen Unterstützung der französischen These von der „deutschen Gefahr“ geworden ist*).

Der frühere französische Botschafter in Berlin, André François-Poncet, kehrte im November in einer Sondermission nach Deutschland zurück. Das wurde nicht zu Unrecht dahin ausgelegt, daß dem Quai d'Orsay die deutschen Fragen, wie die Bildung einer westdeutschen Bundesregierung, das Ruhrproblem und das Besatzungsstatut, so wichtig und schwierig erschienen, daß er glaubte, es nicht zulassen zu können (um ein Wort Clémenceaus von der Schwierigkeit der

*) Vergl. dazu „Kling, Klang und Gloria?“ Heft 1 der D. R.

Kriegführung zu gebrauchen), daß die Generäle sie allein bewältigen dürften. Und es zeigte sich schon oft eine Art von Doppelspurigkeit in der Behandlung deutscher Fragen zwischen den französischen Militärs und Politikern, wobei die Äußerungen François-Poncets deutliche Wege nach einer europäischen Lösung offen ließen, was man von den Maßnahmen und Äußerungen der französischen Militärs in der deutschen Besatzungszone nicht gerade behaupten konnte.

Schließlich wurde das alte Jahr beendet durch ein Treffen des Außenministers Schuman mit seinem italienischen Kollegen Graf Sforza in Cannes, und das neue Jahr begonnen durch den Besuch Schumans bei Bevin in England, wobei wir die Entscheidung der Sechsmächtekonferenz in London über die Ruhr, auf die wir weiter unten eingehen werden, auch hier nicht vergessen wollen.

Die innenpolitischen Auseinandersetzungen, aus denen sich schwerwiegende wirtschaftspolitische Folgen ergeben haben, brachten Frankreich in seinem Zusammenspiel mit den großen Westmächten England und den Vereinigten Staaten in ein gespanntes Verhältnis. Diese Spannung hat einen derartigen Grad erreicht, daß in Paris die Furcht entstand, Amerika wolle eine europäische Lösung über den Kopf Frankreichs hinweg suchen, und England treibe eine Handelspolitik, die mit Frankreich als einem Faktor gar nicht mehr rechne. Folgerichtig mußte der französische Außenminister die innereuropäische Situation festigen. Aus den verschiedensten politischen und wirtschaftlichen Überlegungen heraus mußte dafür als Ansatzpunkt die Mittelmeermacht Italien willkommen sein. Obwohl Italien und Frankreich sich wirtschaftlich nicht ergänzen, sondern untereinander konkurrieren, wird eine italienisch-französische Zollunion angestrebt. Dazu wird man sich zunächst auf einen gemeinsamen Zolllarif einigen und denkt trotz aller technischen Schwierigkeiten ernsthaft schon an eine Aufhebung der Zollschranken. Graf Sforza erklärte, daß die bald erhoffte Zollunion in eine Wirtschaftsunion übergehen müsse. Er hat seinen französischen Kollegen auch erfolgreich gebeten, die italienische Forderung auf Beteiligung an den vorbereitenden Europaunion-Besprechungen zu vertreten. Offensichtlich kam zwischen Sforza und Schuman ein Europa-Programm zustande. So erklärte der italienische Außenminister nach seiner Unterredung mit Schuman: „Wenn die Franzosen ihre an Ruhm und Größe reiche Vergangenheit überblicken, dann werden sie nichts finden, was jene Aufgabe übertreffen könnte: den Namen Frankreichs mit der Errettung Europas und des Christentums unlöslich zu verbinden.“

Gestützt auf die Übereinstimmung mit der italienischen Außenpolitik konnte also Schuman nach London reisen. Als Vorbereitung zu dieser Reise hat die französische Presse noch einmal alles das vorgebracht, was sie ihren Bundesgenossen glaubt vorwerfen zu können. An erster Stelle nennt sie immer wieder das Unverständnis, das die übrige Welt für die besondere Lage Frankreichs aufbringe. Etienne Gilson von der Académie Française setzt sich in „Le Monde“ besonders scharf mit den amerikanischen Vorwürfen auseinander, insbesondere mit einem Aufsatz von Frau Dorothy Thompson, die erklärt hatte, die Franzosen wollten nicht recht arbeiten, sie seien moralisch heruntergekommen und pflegten einen Nationalismus, der selbst keine Opfer bringen wolle, dafür aber von allen anderen Ländern die größten Opfer verlange. Gilson antwortete, man werfe Frankreich vor, allein etwas nicht vollbracht zu haben, wozu 135 Millionen Amerikaner, das unzählige russische Volk mit der schließlich doch noch wirksam gewordenen englischen Unterstützung vier Jahre benötigt hätten. Frankreich risse sich nicht darum, ein Glied in dem Ring zu sein, den die Vereinigten Staaten um sich legen möchten, und wenn es morgen einen amerikanischen Weltkrieg gäbe, dann wären die äußersten Vorposten weder französisch noch englisch, ja nicht einmal deutsch: „Diesmal ist die Reihe an den Vereinigten Staaten selbst.“

Den Engländern warf man vor, daß sie alles tun würden, um das Zustandekommen einer europäischen Föderation zu bremsen und entschlossen wären, falls es zu einem Einigen Europa kommen sollte, sich selber auszuschließen. England glaube vielmehr, als überseeische Wirtschaftsmacht unabhängiger zu werden, und es habe seine ganze Wirtschaft einer äußerst starren, um nicht zu sagen lebensfremden Planung unterworfen, die es gar nicht zulasse, je mit der europäischen Wirtschaft vereinigt zu werden, ohne diese der englischen Sozialisierung anzupassen.

In der Tat ist es so, daß sich die 19 am Marshall-Plan beteiligten europäischen Länder nur darin einig sind, weiterhin die amerikanische Hilfe anzunehmen, aber völlig uneinig hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Anpassung untereinander. Niemand rechnet mehr damit, daß 1952, wie ursprünglich einmal vorgesehen, die wirtschaftliche Ausgeglichenheit Europas und sein freier Anschluß an die Dollarländer erreicht sein werden. Wohl aber wird befürchtet, daß bis dahin die Diskrepanz zwischen der Wirtschaft des europäischen Kontinents und dem Sterlingblock sogar noch zunehmen wird. Gegen-

über dem amerikanischen Vorwurf, Frankreich verschleudere die Marshall-Plan-Gelder, hat „Le Monde“ darauf hingewiesen, daß Frankreich mit diesen Mitteln drei verschiedene Dinge bewältigen müsse, einmal seine eigene Wirtschaft wieder zu heben, sodann die zerstörten Städte wieder aufzubauen und schließlich auch noch den Kampf gegen die innere Tätigkeit der Kominform durchzustehen, während beispielsweise England im großen und ganzen mit der Marshall-Plan-Hilfe nur den ersten Punkt erfüllen müsse. Das Schicksal des Marshall-Planes, so meint das Blatt, sei es nicht, Erfolg zu haben, sondern weiterhin notwendig zu sein. Das sei nun nicht die amerikanische Absicht gewesen, sondern lediglich die unausweichliche Folge einer neuen Form der Weltwirtschaft. Die Autarkie Europas scheine nicht möglich zu sein, und sie zu wollen wäre widersinnig. Weiter weist „Le Monde“ darauf hin, daß die amerikanischen Kohlenhalden mit 70 Millionen Tonnen mehr als ausgefüllt seien, so daß eine Arbeitszeitkürzung notwendig würde. Viele Gruben würden jetzt schon nur noch drei oder vier Tage in der Woche und sechs Stunden täglich arbeiten. Die Entwicklung der englischen Wirtschaft zeige den Amerikanern, daß der Marshall-Plan die Vorherrschaft des Staatssozialismus in den unterstützten Ländern und damit eine wirtschaftliche Isolierung der Vereinigten Staaten bedingen würde.

Hier fehlt nun der Raum, diese sehr wichtigen wirtschaftlichen Gegebenheiten eingehend zu untersuchen, aber wir müssen die Tatsache unterstreichen, daß die Wirtschaftsplanungen der europäischen Länder durchweg rein nationalstaatlich abgestellt sind und jeder nur insoweit zu einem Zusammenspiel bereit ist, als er selbst dabei verdienen kann. Vielleicht sind noch einige „schwarze Freitage“ nötig, bis sich das Einsehen durchsetzt, daß man stark genug sein muß, auf vieles verzichten zu können, um das Morgen zu gewinnen. Der bekannte amerikanische Leitartikler Walter Lippmann hat diese europäischen Probleme für seine Landsleute gut durchdacht und rät ihnen zu Recht, davon auszugehen, daß weder Frankreich noch Deutschland je wieder Weltmächte werden könnten und daß die Fragestellung darauf hinausliefe, ob diese beiden Länder sich vertragen würden, oder ob Deutschland der Hauptverbündete der Russen in Europa werde.

Auf diese Lippmannschen Formulierungen müssen die Überlegungen des französischen Außenministers wohl hinauslaufen, und deshalb unterstützt er die Bemühungen, eine europäische Lösung zu finden, nicht nur idealistisch, sondern realpolitisch.

Große Beachtung fanden die Ausführungen des Alterspräsidenten der französischen Nationalversammlung, des Kommunisten Cachin, der am 11. Januar 1949 überraschend von der West-Ost-Spannung behauptete, eine Überbrückung des Gegensatzes zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion sei sehr wohl möglich. „Wenn man sich einigen konnte, um den Krieg zu führen, so ist es gewiß noch leichter, zur Erhaltung des Friedens zusammenzuarbeiten“, so sagte er wörtlich, worauf ihm der wiedergewählte Präsident der Nationalversammlung, Edouard Herriot, erwiderte: „Wie soll man eine Hand ergreifen, die sich verweigert?“, und sehr deutlich hinzufügte: „Wir sind jenen dankbar, die uns zum Wiederaufbau helfen und vergessen nicht, daß die Europa-Hilfe jeden Amerikaner zwei Wochenlöhne kostet.“ Gleichwohl hat die Rede Cachins, von der man annimmt, daß sie in Übereinstimmung mit dem Kreml gehalten wurde, zu einer fühlbaren Entspannung beigetragen.

Die Position des Außenministers Schuman war also in jeder Hinsicht stark unterbaut, als er sich mit Ernest Bevin zwei Tage lang intensiv unterhielt. Es wäre kindlich, anzunehmen, bei dem Londoner Gespräch wäre eine Verschwörung für oder gegen Europa zustande gekommen, aber es hat offensichtlich über die Ruhrfrage hinaus zu einer gewissen Koordinierung der französisch-englischen Politik gegenüber Deutschland beigetragen. Der abendländischen Haltung Robert Schumans und der klugen und kühlen Denkweise Ernest Bevins darf man nicht die Primitivität zutrauen, zu dem Beschluß gekommen zu sein (wie es der Londoner Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ formuliert): „Deutschland in einer abhängigen Rolle zu belassen und möglichst viele Reparationen herauszuholen; die Deutschen arbeiten und essen lassen: ja; sie auf internationalem Gebiet mitsprechen lassen: nein.“ Taktische Erwägungen könnten sehr wohl dafür sprechen, solche Gedankengänge „durchsickern“ zu lassen. Aber Staatsmänner wissen, daß die Verwirklichung solcher Ideen nicht nur die nationalistischen Kreise Deutschlands fördern, sondern gleichzeitig alle europäischen Bemühungen um Selbstbehauptung tödlich treffen würde.

Die Ruhrfrage

Alle an Europa interessierten Außenministerien sind sich heute wohl darin einig, daß die Klärung des französisch-deutschen Verhältnisses die Grundvoraussetzung für jede europäische Lösung ist.

Man hat sich sogar damit abgefunden, einer Lösung dieses Grundproblems Opfer zu bringen. Man glaubt auch, daß Europa bei einem gut abgestimmten Zusammenspiel bis zu einem gewissen Grade, vor allem unter Einbeziehung Nordafrikas und geschäftlicher Verbindungen nach dem Nahen Osten in der Lage ist, autark zu leben.

Spricht man von der europäischen Wirtschaft, dann steht die Ruhr sehr stark im Mittelpunkt. Denn Frankreich verfügt über die Hälfte der Eisenerzvorräte Europas, vor allem dank der Lothringer Minette. Aber die französische Kohle deckt bei weitem nicht den eigenen Bedarf und eignet sich zu einem noch viel geringeren Prozentsatz zur Verkokung. Die relativ geringwertigen europäischen Eisenerze sind jedoch nur mit Koks zu verhütten. Quantität und Qualität dieser Kohle befindet sich aber im Ruhrgebiet. Das wirtschaftliche Interesse der Franzosen an der Ruhr ergibt sich daraus ohne weiteres. Aber man denkt unwillkürlich an einen Ausspruch Lessings, wonach man gerne von den Tugenden spricht, die man nicht hat, wenn man die Verhandlungen über die Ruhr verfolgt. Denn man weiß nie, ob es nun um wirtschaftliche oder um politische oder sogar um strategische Dinge geht. Ja, die Frage ist auch noch nicht geklärt, ob Frankreich an einem Wiederaufbau Deutschlands oder an der Aufrechterhaltung seines Elends interessiert ist, ob es stark genug ist, eine verständnisvolle Politik zu treiben, oder ob es auf einer Politik des Siegers und des Besiegten beharrt, ob es einsieht, daß Deutschland exportieren muß, um leben zu können, oder ob es bestrebt ist, die Konkurrenz der deutschen Wirtschaft für alle Zeiten auszuschalten, und schließlich, ob Deutschland an einer europäischen Föderation beteiligt oder einem kleindeutschen Separatismus überantwortet werden soll.

Daß gerade Außenminister Schuman sich immer wieder auf eine gesamteuropäische Lösung beruft, ist wichtig, und wir haben auch guten Grund, an die Ehrlichkeit seiner Worte zu glauben. Wir sind sogar der Meinung, daß er recht hat, wenn er die überstarke Entrüstung gewisser deutscher Kreise und Politiker über die Ruhrlösung verurteilt. Es ist auch gut, wenn er manchen Deutschen, die nun doch zu leichtfertig alles vergessen wollen, was in der Vergangenheit gelegen hat, ins Gedächtnis ruft: „...daß während der deutschen Besetzung 80 000 Werkzeugmaschinen aus Frankreich fortgeschafft worden sind. Außerdem sollte man sich daran erinnern, daß Frankreich während der gleichen Periode eine tägliche Kontribution von 300 Millionen und vom Jahre 1942 an von 500 Millionen

Franken bezahlen mußte, also im ganzen einen Betrag von über 400 Milliarden Franken. Dieser Aderlaß stellte eine der Anfangsursachen der Entwertung des Frankens dar . . . Alle Befürchtungen in bezug auf die Sicherheit und den Frieden sind noch nicht verschwunden, und das nicht nur, weil die jüngste Vergangenheit noch nicht vergessen ist, sondern auch, weil alles, was gegenwärtig in Deutschland gesagt und geschrieben wird, nicht geeignet ist, die Alliierten zu beruhigen. Kann man es diesen verwehren, daß sie Vorsichtsmaßnahmen ergreifen? Nur darum handelt es sich, und nicht um die Versklavung oder Unterjochung des deutschen Volkes."

Wir Besiegten sollten aus der Not und dem Leid die Erfahrung ableiten, daß endgültige Lösungen nur mit Geduld erreicht werden. Es ist unser gutes Recht, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Worte verantwortlicher ausländischer Staatsmänner über unser Schicksal mit den Taten ihrer Wirtschaftsbeauftragten in den Besatzungszonen selten übereinstimmen. Wir dürfen auch sagen, daß der Beschluß der Londoner Sechs-Mächte-Konferenz über die Ruhr der europäischen Lösung noch keineswegs freie Bahn geschaffen hat, und wir sind geradezu verpflichtet, in der kommenden Zeit immer wieder aus der Praxis geborene neue Vorschläge in dieser Richtung zu machen, aber wir müssen zugeben, daß die Alliierten vom Morgenthau-Plan bis zum Ruhrstatut einen gewaltigen Weg zurückgelegt haben.

Sowohl Frankreich wie Deutschland sollten es nicht versäumen, einen kurzen Rückblick auf das Ruhrproblem in den zwanziger Jahren zu werfen, um daraus vielleicht doch so viel zu lernen, daß wir nicht unbedingt alle Fehler der Vergangenheit wiederholen. Es wird viel von diesen Fehlern gesprochen. Nicht zu Unrecht schreibt die bekannte amerikanische Journalistin Dorothy Thompson: „Der verhängnisvolle Fehler von 1920 bestand in Wahrheit darin, versäumt zu haben, sich die demokratische Revolution Deutschlands von 1918 und die kriegsfeindliche Welle, die damals das Land überflutete, zunutze zu machen, um eine dauerhafte Versöhnung und eine Zusammenarbeit zwischen den beiden führenden Mächten des europäischen Kontinents, Deutschland und Frankreich, zustande zu bringen.“ Es ist vollkommen müßig, zu untersuchen, inwieweit die Ungeschicklichkeit der deutschen Regierung (angefangen mit dem unglücklichen Auftreten des Außenministers Dr. Simons auf der Londoner Konferenz 1921) oder die chauvinistischen Äußerungen Poincarés für die Ruhrbesetzung 1923 verantwortlich zu machen sind.

Die Tatsache besteht, daß durch die Besetzung eine nationalistische Welle, nicht bei den Industriellen oder der deutschen Regierung, sondern primär bei der Arbeiterschaft der Ruhr erzeugt worden ist. Das führte zum sogenannten „Passiven Widerstand“, der an dem Ruin des deutschen Volkes mehr beteiligt war als der erste Weltkrieg. In einer unglückseligen Wechselwirkung der Nationalismen von hüben und drüben führte das zu dem Separatistenaufstand im Rheinland und zu dem „Heroismus“ eines Schlageter, alles Erscheinungen, die wiederum die Patenschaft des 9. November 1923 übernahmen.

Hätte es 1923 eine Kominform gegeben, dann wären die Ruhrarbeiter in einer kommunistischen Welle eingefangen worden. Die Industriellen, das muß einmal deutlich gesagt werden, waren damals trotz der Ruhrbesetzung viel eher bereit, eine Verständigung mit der französischen Industrie anzustreben, als die Arbeiterschaft. Ja, sogar der „Ruhrzar“ Hugo Stinnes hielt es für richtig, dem französischen Ministerpräsidenten Poincaré einen privaten Reparationsplan zu unterbreiten, wonach Deutschland mit seinen Arbeitskräften zum Nutzen Frankreichs und Europas gewissermaßen der Pächter Nordafrikas werden sollte. Den Gewerkschaftsführern lagen derartige Lösungen vollständig fern.

Und heute? Das SED-Radio verkündet jeden Tag, die Alliierten würden mit ihrer Ruhrlösung den deutschen Arbeitern ihre Produktionsstätten rauben. Und so weiter. Nun, diese Töne sind so lange ungefährlich, als die Arbeiter hinreichend Arbeit haben und sich für die Ertragnisse ihrer Arbeit die notwendigen Lebensmittel und Gebrauchsgüter erstehen können. Diese Töne werden aber im oben angeführten Sinne zu einer großen Gefahr, wenn die Ruhrkontrolle in eine hemmende Schnüffelei ausarten würde, die auf eine Unterdrückung der deutschen Konkurrenz abzielt. Gegen eine solche Entwicklung — und das weiß niemand besser als Außenminister Schuman — wäre mit Bajonetten nichts auszurichten. Sollte sich nämlich bei den Ruhrarbeitern das Gefühl ergeben, Sklaven des französischen oder alliierten Kapitals zu sein, und sollten sie dann noch in diesen Gefühlen durch die stärkste französische Partei unterstützt werden — dann kann sich jeder leicht ausrechnen, was die Folgen sein müßten. Die Vergangenheit hat es gelehrt und die Gegenwart bestätigt es, daß nämlich nichts gefährlicher ist, weder für das französische Volk noch für das deutsche und für ganz Europa, als wenn die Deutschen in eine „nationale“ Opposition und Isolation getrie-

ben werden. Eine Isolation auch insofern, als man ihnen die Beteiligung an internationalen Kartellen oder ähnlichen Einrichtungen, die ja nur den Zweck haben, ein Zusammenspiel zu gewährleisten und die heute zum größten Teil nicht mehr von privatkapitalistischen Interessen beherrscht werden, nicht verwehren darf.

Europa?

Abgesehen davon, daß die wirtschaftlichen Gegebenheiten und die politischen Erfordernisse nach einer europäischen Lösung drängen, suchen die Völker des Kontinents zwischen Nihilismus, Not, Bedrängnis, Unsicherheit und Hoffnung ihren Weg in die Zukunft, den sie in einer Europa-Union zu finden glauben. Von dem Wert der Politiker und dem Wert der Konferenzen halten die Völker aller Länder gleich wenig, aber niemand hat bisher eine Möglichkeit zeigen können, wie man diese Mittler übergehen könnte. Außerdem sind weder die Männer noch die Konferenzen als solche so schlecht wie ihr Ruf. Aber das Goethe-Wort, daß „großer Dünkel und allgemeine Begriffe immer auf dem Wege sind, das allergrößte Unheil in der Welt anzurichten“, trifft immer noch zu. Deshalb wird es höchste Zeit, sich die „allgemeinen Begriffe“ abzugewöhnen, seien es nun die der „deutschen Gefahr“ oder der „französischen Ranküne“.

Wenn nun schon der Sinn der europäischen Völker nach einer Einheit zielt und die wirtschaftlichen und politischen Realitäten eine derartige Einigung als die letzte überhaupt noch denkbare Lösung für ein Weiterbestehen Europas erkennen lassen, was soll dann eine französische Regierung hindern, mit aller Gewalt auf die Erreichung dieses Zieles hinzusteuern? Denn bei Frankreich liegt es jetzt, Europa zu begründen oder es endgültig zu zerstören. Deutschland kann ihm auf diesem Wege helfen, kann ihm entgegenkommen. Ja, wir haben sogar die Verpflichtung, im Hinblick auf die Verantwortung, die uns die Vergangenheit auferlegt hat, manches vorzuleisten, ob es sich dabei um die Saar, den Schwarzwald oder das Übersehen sehr vieler, das internationale Zusammenleben wie das Christentum nicht gerade fördernder Maßnahmen handelt. Aber den Schlüssel für Europa hat Frankreich. Gelingt es ihm nicht, eine freundnachbarliche Politik mit Deutschland zustande zu bringen, so müßte es auf eine eigene Politik überhaupt verzichten, da die Großmächte angesichts des dann zunehmenden Einflusses der UdSSR gezwungen wären, einzugreifen und dabei Frankreich einfach übergehen müßten.

Schließlich würde die französische Sicherheit durch eine Föderation Europas nicht nur nicht behindert, sondern nur dadurch wäre sie überhaupt zu gewährleisten.

Der Sieger entscheidet über sein Verhältnis zum Besiegten. Die Alliierten haben als Sieger immer wieder betont, daß sie nicht von Rache und Haß, sondern vom Geist der Versöhnung gegenüber Deutschland beseelt würden. Jetzt hat vor allem Frankreich zu entscheiden, ob dieses Wort Wirklichkeit werden soll. Wir übersehen die inneren und äußeren Schwierigkeiten nicht, mit denen Frankreich sich auseinanderzusetzen hat, aber diese Schwierigkeiten würden noch weiter anwachsen, wenn der Versuch unternommen würde, das deutsche Volk in steter Ungewißheit und Unruhe niederzuhalten. Die Vergangenheit hat das bewiesen, die Gegenwart läßt neue Gefahren deutlich erkennen. Wenn sich aber Frankreich im Sinne von Graf Sforza auf seine abendländische Tradition besinnt, dann ist die Zukunft einigermaßen gesichert, wenn nicht — siegt Asien.

Nicht jeder Krieg findet statt

Die Berliner Krise schien in den letzten Monaten verschiedene Male die Gefahr eines neuen Weltkrieges heraufzubeschwören. Sie wurde und wird von vielen nur als ein Zeichen dafür angesehen, daß eine neue große Auseinandersetzung unvermeidlich sei. Ein unüberbrückbarer Gegensatz der Ideologien lasse heute, wie ehemals, eben gar keine andere Lösung zu, große Spannungen hätten noch immer zu kriegerischer Entladung geführt, so wird argumentiert.

Es erhebt sich die Frage, ob diese Feststellungen wirklich zutreffen und ob nicht gerade die ständige fatalistische Wiederholung von halben oder viertel Wahrheiten und von Schlagworten die Stimmungen schaffen, in denen Kriege unvermeidlich werden.

Politische Zukunftsspekulationen pflegen mit Exkursen in die Geschichte, also die Vergangenheit, zu beginnen.

Wir hätten es einfach, wenn man die meisten Kriege, ohne der Geschichte Gewalt anzutun, als Weltanschauungskriege erklären könnte. Wer sich einmal in der Bibliothek eines Generalstabs umsieht und die Kriegsgeschichte studiert, wird das ebensowenig bestätigt finden wie die marxistische Behauptung, alle Kriege seien nur wirtschaftliche Auseinandersetzungen. Disputieren könnte man vielleicht, ob die ideologischen Kriege eine größere Anzahl oder eine verschwindende Minderheit aller Kriege ausmachen.

Unzweifelhaft hat es immer auf der Welt unvereinbare Weltanschauungen gegeben. Diese Gegensätze haben aber nur dann zu Kriegen geführt, wenn eine ganze Reihe sonstiger Faktoren vorlagen, Faktoren, die auch bei nicht ideologischen Kriegen vorliegen müssen. Es gibt sich liebende Königskinder, die nach dem Gedicht „nicht zueinander kommen können“, aber es gibt auch Nationen, die einander nicht prügeln, weil eben „das Wasser zu tief ist“. Das wichtigste Element für einen bewaffneten Zusammenstoß ist aber immer noch der fast nie von Emotionen zu trennende Wille zum Krieg.

Dieser muß zumindest bei einer Partei vorhanden sein, wobei oft ein „resignierter, fatalistischer“ Wille — daß es ja doch unvermeidlich sei oder man dem anderen zuvorkommen müsse — genügen mag.

Wenn man Geschichte liest wie einen Roman, ohne während der Lektüre im Schlußkapitel nachzusehen, wie es ausgeht, käme man zu einer erstaunlichen Schlußfolgerung. Es gab Kriege, die doch nicht stattfanden. Ich muß mich verbessern. Man findet in der Geschichte Situationen, wo man sein letztes Hemd verwettet hätte dafür, daß es zum Kriege kommen mußte, und plötzlich kam es ganz anders.

Louis Philippes Mut zum Frieden

Im Mittelpunkt der europäischen Politik stand im 19. Jahrhundert bekanntlich die orientalische Frage, und der Schauplatz, auf dem das Kräftespiel der europäischen Mächte immer wieder ausgetragen wurde, war der Vordere Orient. In den dreißiger Jahren war der Thron des „kranken Mannes am Bospurus“, des türkischen Sultans, bedroht durch einen rebellischen Vasallen, den Pascha Mehmed Ali von Ägypten. Ein neuer Vorstoß Mehmed Alis gegen die Türkei hätte den Vertrag von Hunkiar Iskelessi zur Auswirkung gebracht, demzufolge Rußland mit Kriegsschiffen und Truppen der Türkei zu Hilfe eilen sollte.

Die europäischen Mächte betrachteten diese „Beschützerrolle“ Rußlands mit Mißtrauen. Eine weitere Schwächung des türkischen Reiches mußte sich zugunsten Rußlands auswirken und das europäische Gleichgewicht entscheidend stören.

England betrieb konsequent eine protürkische Politik, die ihm um so leichter fiel, als Mehmed Alis modernisiertes Ägypten mit eigenen Baumwollspinnereien und einem selbständigen Kaffeehandel dem englischen Handel starke Konkurrenz zu machen drohte.

Metternich wandte sich aus konservativen und dynastischen Gründen gegen den ägyptischen „Rebellen“. Aber Frankreich tanzte aus der Reihe. Regierungskreise und Öffentlichkeit betrachteten Mehmed Ali als wertvollen Schützling, der vielleicht einmal das Erbe des türkischen Sultans antreten könnte. Man gewöhnte sich daran, seine Sache als die Frankreichs anzusehen.

Als der bewaffnete Konflikt zwischen dem Sultan und Mehmed Ali tatsächlich ausbrach, gerieten alle europäischen Großmächte in Aufregung. Der Vorschlag einer vermittelnden Konferenz scheiterte am

Widerspruch des Zaren, der gemeinsame Beratungen über die orientalische Frage als „unnütz“ erklärte und durchblicken ließ, daß er den Schutz der Türkei als seine Sache ansehe.

Inzwischen erlitten die Türken einige erhebliche Rückschläge, unter anderem ging ihre Flotte mit Unterstützung der Franzosen zu Mehmed Ali über. Die allgemeine Sorge vor einem Zusammenbruch der Türkei führte zu einem gemeinsamen Schritt Englands, Frankreichs, Österreichs und Preußens, dem sich, wenn auch zögernd, Rußland anschloß. Die fünf Mächte erklärten ihr „Einverständnis über die orientalische Frage“ und verpflichteten die Pforte, keine Entschließungen ohne ihre Mitwirkung zu treffen. Noch einmal schien die Einheitsfront Europas gesichert.

Aber sie stand nur auf schwachen Füßen. England blieb protürkisch, Frankreich favorisierte weiter Mehmed Ali und Rußland tat alles, um den Gegensatz zwischen den beiden Weltmächten stärker werden zu lassen. Aus diesem Grunde näherte sich der Zar England. Er schlug vor, den Vertrag von Hunkiar Iskelessi nicht zu erneuern und sagte zu, daß Rußland nur „im Konzert mit den anderen Großmächten“ in die orientalische Frage eingreifen werde. Der zaristische Unterhändler fügte vertraulich hinzu, daß Rußland es begrüße, wenn ein Vertrag auf dieser Basis ohne Frankreichs Beitritt abgeschlossen würde.

Die Verhandlungen hierüber zogen sich hin, aber Rußland hatte seinen Zweck erreicht: die Entfremdung zwischen England und Frankreich wuchs. In der französischen Öffentlichkeit herrschte eine Atmosphäre des Mißtrauens und der Empfindlichkeit, mit der sowohl der auf Ausgleich und Mäßigung bedachte Bürgerkönig Louis Philippe als auch die kompromißbereiten französischen Diplomaten rechnen mußten. Die Vereinzelnung Frankreichs wurde offensichtlich, als der radikalere Thiers das Amt des Premierministers übernahm. Er wies die Kompromißlösungen, zu denen der französische Botschafter in London bereit war, zurück und förderte insgeheim direkte Verhandlungen zwischen dem Sultan und Mehmed Ali, was jedoch alsbald aufgedeckt wurde. Dies faßte man in London als offenbare Treulosigkeit Frankreichs auf. Palmerston, der britische Premierminister, schlug den anderen Mächten vor, sich schleunigst ohne Beteiligung Frankreichs zu einigen, und am 15. Juli 1840 unterzeichneten Großbritannien, Rußland, Österreich und Preußen eine Konvention, nach der sie gemeinsam Konstantinopel und die Meerengen schützen würden.

Die Nachricht von diesem „affront mortale“ rief in Frankreich ungeheure Empörung hervor. „Frankreich fordert, daß man mit ihm rechnet!“, schrieb die Zeitung „Siècle“, „es wird sich wie ein Mann erheben, um — wie schon einmal — über seine Grenzen vorzustürmen, statt sich mit einer passiven Rolle abzufinden“. „Frankreich kann nicht zurückweichen“, hieß es im „Journal des Débats“, „und sich auf den Platz einer Macht zweiten Ranges herabdrücken lassen; es muß sich auf den Krieg vorbereiten!“ „Man glaubt“, schrieb Heinrich Heine aus Paris, „den großen Zornschrei des Achilles zu vernehmen“.

Thiers ordnete gleichzeitig eine Teilmobilisierung an und ließ neue Kredite für die Flotte bewilligen. Ein Versuch Thiers', durch einen Abgesandten — den Grafen Walewski, den illegitimen Abkömmling Napoleons I. — zwischen Mehmed Ali und dem Sultan zu vermitteln, scheiterte. Gestützt auf die Großmächte, lehnte der Sultan auf Veranlassung des englischen Botschafters in Konstantinopel, Ponsonby, das Angebot ab und erklärte Mehmed Ali für abgesetzt. Gleichzeitig erlitten dessen Streitkräfte schwere Niederlagen. Wer an die Unbesiegbarkeit Mehmed Alis geglaubt hatte, wurde eines anderen belehrt.

In Frankreich herrschte allgemein flammende Empörung. „Entscheidung! Entscheidung um jeden Preis ruft das ganze Volk, das seine Ehre gekränkt glaubt“, heißt es in einem Brief Heinrich Heines. Die Straßen hallten wider vom Klang der Marseillaise und von Rufen „An den Rhein! An den Rhein!“ Was Frankreich an Prestige und Einfluß im Orient verloren hatte, sollte wettgemacht werden.

Die Reaktion der empörten deutschen Öffentlichkeit war nicht minder heftig. Man erinnere sich an die Rheinlieder, die damals entstanden, wie Nikolaus Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ und „Die Wacht am Rhein“.

Selbst Metternich äußerte seine Genugtuung über die „aus der Tiefe des Volkes entspringende Bewegung“, die er mit der der Freiheitskämpfe verglich.

Der Krieg schien nicht mehr aufzuhalten.

In Paris widerstand jedoch der König dem Drängen Thiers' und seines eigenen ältesten Sohnes. Er suchte Zeit zu gewinnen. In einer Note vom 8. Oktober 1840 erklärte er sich damit einverstanden, daß Mehmed Ali Syrien aufgebe. Ein Angriff auf Ägypten aber könnte von Frankreich, selbst auf die Gefahr eines allgemeinen Krieges hin, nicht geduldet werden.

Kein Zweifel: die Note zeigte Kompromißbereitschaft. So antwortete auch die andere Seite mit Zugeständnissen. Dem Sultan wurde von den Botschaftern seiner Verbündeten nahegelegt, Mehmed Ali im Falle seiner völligen Unterwerfung wieder einzusetzen und ihm die Erbllichkeit des Paschaliks Ägypten zu verleihen.

Aber die französische Öffentlichkeit war noch nicht beruhigt. Fast schien es, als ob Thiers die Geister, die er gerufen hatte, nicht wieder los werden sollte. Die Presse sprach von Feigheit, es kam zu erregten Demonstrationen, auf den nachgiebigen König wurde ein Mordanschlag versucht.

Aber die Vernunft erwies sich als stärker, je mehr die Zeit fortschritt. Am 20. Oktober 1840 ersetzte der König Thiers und berief ein neues, aus gemäßigten Persönlichkeiten bestehendes Kabinett, dessen Ziel es war, Frankreich wieder aus der Isolierung herauszuführen.

Heinrich Heine schrieb damals: „Dem König gebührt das Lob, daß er zur Erhaltung des Friedens ebensoviel Mut aufgewendet hat, wie Napoleon ihn im Kriege bekundete.“

Ein britisches Ultimatum während des amerikanischen Bürgerkrieges

Zu Beginn des amerikanischen Bürgerkrieges waren die Sympathien der britischen Öffentlichkeit wie auch die der Regierung auf seiten der Südstaaten. Das konservative England gönnte der „upstart Yankee Republik“ eine kräftige Niederlage. Man glaubte fest, daß es dem Norden nie gelingen würde, den Süden zu erobern. „Ein freies Volk von 3 000 000 Seelen erobern? Unmöglich!“ hatte Lord Chatham zu Beginn der Feindseligkeiten ausgerufen. Zwei Staatenblocks auf dem nordamerikanischen Kontinent erschienen im übrigen wünschenswerter als einer, zumal man zuversichtlich annahm, daß der Süden freie Einfuhr für britische Waren gewähren werde. Wichtig war noch ein drittes Motiv. Der „Punch“ stellte höhnend fest,

„that with the South we 've stronger ties
which are composed of cotton — — —“.

Die britischen Spinnereien, die den fünften Teil der britischen Gesamtbevölkerung beschäftigten, arbeiteten mit halber Schicht und lagen schließlich ganz still, denn der Rohstoff, Baumwolle aus dem Süden, konnte infolge der Blockade durch die Nordstaaten nicht

nach England eingeführt werden. Um so höher muß es den britischen Arbeitern angerechnet werden, daß sie doch mit aller Leidenschaft für den Norden eintraten. Für sie war es ein Kampf für die Demokratie, ein Kampf für die Freiheit gegen die Sklaverei.

Die Anerkennung der Südstaaten als kriegführende Macht durch Großbritannien war geeignet, heftigen Unwillen in den Nordstaaten zu erregen. In den Gebieten des Nordens, die traditionell wenig englandfreundlich waren, herrschte eine ausgesprochene Empörung gegen die Briten, die von der Presse noch geschürt wurde.

In dieser Stimmung schien ein Zwischenfall Großbritannien und die Union an den Rand eines Krieges zu führen. Zwei Bevollmächtigte der Südstaaten, die sich zu Verhandlungen nach England und Frankreich begeben sollten, bestiegen, nachdem sie erfolgreich die Blockade passiert hatten, in Kuba ein britisches Schiff. Vor Havanna hielt jedoch der forsche Kapitän eines nordstaatlichen Kriegsschiffes das britische Schiff an und ließ die beiden Bevollmächtigten als Gefangene von Bord holen.

Als dies bekannt wurde, raste der Norden vor Begeisterung. Kabinett, Presse, Bevölkerung feierten dieses Ereignis wie einen Sieg, auf den man ohnehin schon viel zu lange gewartet hatte. „Lieber sterben, als die Gefangenen herausgeben“, lautete das Schlagwort des Tages. In einer gewaltigen Massenpsychose triumphierten unkontrollierbare Kräfte über jegliche Vernunft. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß sich die amerikanische Bevölkerung zu jenem Zeitpunkt mit Begeisterung lieber in einen Krieg gegen England gestürzt hätte, als die beiden Gefangenen herauszugeben. Wäre das Atlantikkabel im Jahre 1861 schon gelegt gewesen, so wäre es wohl unweigerlich zum Kriege gekommen.

Denn auch Großbritannien nahm den Fall bitter ernst — aber er wurde erst 19 Tage später bekannt. Auch dort herrschte große Empörung. Das Kabinett erklärte den Vorfall als eine „Verunglimpfung der britischen Flagge und eine Vergewaltigung des internationalen Rechtes“. Sogleich wurde eine ultimative Note nach Washington gesandt und mit Kriegsvorbereitungen begonnen. Achtausend Mann wurden nach Kanada beordert, die britische Flotte in amerikanischen Gewässern wurde verstärkt, die Ausfuhr von Waffen und Munition wurde gesperrt und ein Embargo auf die von der Union gekauften Waren gelegt. „Es besteht auch nicht der leiseste Zweifel“, berichtete der amerikanische Gesandte in London nach Washington, „daß ein Zusammenstoß unvermeidbar ist, wenn die

Regierung der Vereinigten Staaten die Handlungsweise des Kapitäns Wilkes gutheißt.“

Aber viele Tage waren verstrichen, als am 6. Dezember 1861 die britische Note in Washington eintraf. Sie enthielt ein Ultimatum, die beiden Gefangenen sieben Tage nach Übergabe der Note freizugeben. Der britische Gesandte in Washington, Lord Lyons, gab dem amerikanischen Staatssekretär des Äußeren, W. H. Seward, zunächst inoffiziell und vertraulich von dem Wortlaut der Note Kenntnis. Es gelang dem besonnenen Seward, den Präsidenten Lincoln wie auch das Kabinett davon zu überzeugen, daß die Herausgabe der Gefangenen die einzig mögliche Lösung des Konfliktes bedeuten würde. Man beschloß, die südstaatlichen Unterhändler unauffällig in einem unbedeutenden Hafen ein britisches Kriegsschiff besteigen zu lassen. Erst als das Einverständnis des amerikanischen Kabinetts hierzu vorlag, übergab Lord Lyons offiziell die Note am 23. Dezember, womit die Siebentagefrist erst zu laufen begann.

Noch herrschte aber allgemeine Sorge vor der Reaktion der amerikanischen Öffentlichkeit. Würde sie nicht heftig opponieren? Hatten Presse und Publikum nicht vor wenigen Wochen erklärt, „lieber sterben als die Gefangenen herauszugeben“?

Die Sorgen, die man hegte, waren unbegründet. Nur vierzig Tage waren vergangen, aber sie hatten genügt, um den Massenrausch verfliegen zu lassen. Eine nüchterne Betrachtungsweise hatte sich durchgesetzt, und die Entscheidung der Regierung wurde, wie es in den zeitgenössischen Berichten heißt, „einheitlich und restlos vom ganzen Volke gebilligt“.

· Appeasement — manchmal richtig

Man wird nun einwenden, daß diesen „Kriegen“ zwischen Staaten, die fast alle der christlich-europäischen Völkerfamilie angehören, wohl emotionelle, aber keine ideologischen Spannungen zugrunde lagen. Emotionen vergehen oft, wenn man nur Zeit gewinnt. Ideologien aber haben einen längeren Bestand. Der Krieg der Ideen sei Religionskriegen vergleichbar, die nicht dadurch vermieden werden könnten, daß man einen Monat zuwartet. Schmecke dieses Zuwarten, dieses Geduldzeigen außerdem nicht nach Münchener Appeasement, das, wie alle Welt wiederholt, niemals den Frieden erhält, sondern erst recht zum Kriege führt?

Sicher können Kräfte mit Welteroberungspräntionen, die uns

meist als Weltbeglückungen serviert werden, im Grunde nicht durch kleine Zugeständnisse befriedigt werden. Hitler war nicht zu „appeasen“. Die großen Weltenstürmer mit und ohne Ideologie handelten nicht so aus sich selbst, zwangsläufig, wie uns manche späteren Historiker glauben machen möchten. Auch sie reagieren, wie die aufgeregten Massen, auf Reize. Wenn sie auch selbständig entscheiden, so sind sie doch nicht unabhängig von den Eindrücken, die sie empfangen. Ob ein Appeasement ihnen gegenüber richtig oder falsch ist, läßt sich nicht abstrakt, sondern nur von Fall zu Fall sagen.

1659, als es auch einmal in England einen Diktator gab, der sich dort Lord Protektor nannte, hat sich appeasement seitens der katholischen Mächte, die er als verhaßte Papisten mit Krieg überziehen wollte, sicher bezahlt gemacht. Denn er starb, bevor er zur Ausführung seiner Pläne kam.

Auch für die Ming-Dynastie in China lohnte sich appeasement des alten Timur Lenk, weil sie dadurch Zeit gewann. Als er schließlich zum Vernichtungsfeldzug gegen die Chinesen ausziehen wollte, starb er an einem tückischen Fieber.

Hitler aber blieb nach München am Leben. Eine gegenteilige Spekulation war nicht erfolgreich, obwohl die Staatsmänner des Westens hierfür nicht gerade verantwortlich gemacht werden können. Wohl aber werden sie mit Recht wegen der Schwäche getadelt, die sie, ähnlich wie im Abessinienfall, in der Münchener Periode zeigten. Sie machten das Konzept der deutschen Opposition zunichte und stärkten mehr noch durch die Form als den Inhalt ihrer Zugeständnisse Hitlers Ansehen in Deutschland und in der Welt. Schließlich ließen sie sich durch Hitlers Einigung mit Stalin trotz aller Mahnungen übertölpeln, nachdem sie die Sowjetunion vorher eifrig selbst umworben hatten.

Eine der größten Schwächen jeder Politik liegt darin, von Schlagworten regiert zu werden, ohne sich die Mühe zu machen, eine Lage auf Grund ihrer besonderen Bedingungen zu prüfen. Meist verbirgt sich darin auch eine moralische Schwäche.

Unterschiede dürfen nicht vertuscht werden

Es trifft zu, daß große ideologische Unterschiede leicht zu Reibungen führen, wenn sie aufeinanderplatzen. Dies muß geschehen, wenn man versucht, diese Unterschiede zu ignorieren. Wo keinerlei

Übereinstimmung über ein Minimum von Grundauffassungen besteht, können nicht die gleichen Beziehungen unterhalten werden wie zwischen Nationen, die im Grunde die gleiche geistesgeschichtliche Tradition haben.

Es wäre sinnlos gewesen, von den Mongolen des Dschingis Khan zu erwarten, daß sie auf das den Nomaden natürlich und heilig geltende Gesetz der Steppe verzichteten oder vom Großtürken im Mittelalter, daß er einen im Namen des dreieinigen Gottes geschlossenen dauernden Frieden respektiere. Ihm wäre höchstens ein Waffenstillstand, nie aber ein Vertrag, der einen Verzicht auf seine Weltmission der Verbreitung des Islams bedeutete, annehmbar erschienen.

Um etwas gänzlich Unmögliches auszudrücken, gibt es noch heute die Redensart: „C'est comme vouloir marier le Grand Turc avec la Republique de Venise.“

Unsinnig wäre es auch, in eine gleichberechtigte geschäftliche Partnerschaft mit einem Chinesen einzutreten und zu erwarten, daß er bei Stellenbesetzungen nicht in erster Linie sich durch die im konfuzianischen Moralkodex niedergelegten Familienpflichten lenken lasse.

Auch ohne Übereinstimmung in einem Minimum von Grundbegriffen können Beziehungen unterhalten werden, allerdings meist nur solche auf Grundlage eines sehr prompten *do ut des*, des Tausches, des barter.

Wir hören in den völkerrechtlichen Lehrbüchern, daß die Türkei im Pariser Frieden von 1856 als Mitglied in die Völkerrechtsgemeinschaft aufgenommen wurde. Nicht nur die Türkei hatte sich gewandelt, vielleicht nicht weniger die früher oft recht intoleranten christlichen Staaten.

Wie es einen Eintritt in die Völkerrechtsgemeinschaft gab, so gibt es *de facto* auch den Austritt. Die Alliierten haben während des zweiten Weltkrieges die Sowjetunion so lange zur Demokratie erklärt, bis sie sich auch in ihren Handlungen danach richteten und mit ihr verkehrten, als seien die Grundbegriffe eben die gleichen.

Dabei wäre es nicht einmal nötig gewesen, auf den reichen Schatz an Erfahrungen mit der Praxis der Sowjetpolitik, auf die Propaganda der III. Internationale, die Behandlung von Andersdenkenden usw. zurückzugreifen, um die fundamentalen, auch ideologischen Gegensätze zwischen dem Westen und der Sowjetunion zu erkennen, die unmöglich durch die gemeinsame Bezeichnung Demokratie ver-

wischt werden können. Es hätte genügt, sich die klassische Theorie der Sowjetunion anzusehen, wonach diese kein Gewohnheitsrecht zwischen den Nationen anerkennt, daher auch keine Schiedsgerichte zuläßt und sich auch theoretisch nur durch Verträge, die sie nach 1917, dem Jahre 1 einer neuen Welt, abgeschlossen hat, als gebunden betrachtet, wobei auch diese Verträge ohne Zuhilfenahme des Gewohnheitsrechtes, d. h. also so wie es der Sowjetunion paßt, auszulegen sind. Diese überall in der Sowjetliteratur nachlesbaren Binsenwahrheiten sind jedoch bisher fröhlich ignoriert worden. Anders kann man sich schwer die Überraschung über den Gebrauch des Vetorechtes der Sowjetunion in den United Nations, im Kontrollrat von Berlin usw., das Erstaunen über die Art und Weise, wie die Mandschurei und Korea „geräumt“ oder die Regierungen in den Staaten östlich des eisernen Vorhanges eingesetzt wurden, oder schließlich die Regelung des Besatzungsrechtes in Berlin und Wien erklären. Das Argument, ein Recht auf Anwesenheit in einer Stadt bedinge auch ein Recht auf freien Zugang, läßt sich, wenn es nicht schriftlich fixiert ist, nur mit Gewohnheitsrecht und höchstens mit der Logik begründen, die von der Sowjetunion als Erfindung der Bourgeoisie abgelehnt werden.

Stalin ist zu verstehen, nicht zu bekehren

Können demnach also keine Beziehungen mit einem solchen Staate, der alle Grundlagen europäischer Gesittung leugnet, unterhalten werden und muß der Gegensatz zwischen der totalitären und der anderen Welt notwendigerweise zum Konflikt führen? Das erstere zu behaupten, wäre falsch, das zweite bleibt hoffentlich unbewiesen. Deutschland hat jahrelang Milliardenengeschäfte mit der Sowjetunion ohne ernsthafte Störungen abgewickelt, allerdings im wesentlichen auf der Grundlage der Verrechnung. Auch die Westmächte haben jahrelang gegen das Hitlerregime im Bunde mit der Sowjetunion Krieg geführt, und zwar so lange zum beiderseitigen Vorteil, als man „barterte“. Erst als Franklin Delano Roosevelt seinem Sohn mitteilte: „I get along marvellously with Uncle Joe“, und als er glaubte, Stalin zum Christentum bekehrt zu haben, mußte es schief gehen.

Die Tapferkeit und die guten Eigenschaften der Völker, die in der Sowjetunion wohnen, wurden in einer Art umgekehrter „Kollektivschuldthese“ auch den Regierungen angedichtet. Wenn man den

Unterschied zwischen der Sowjetunion als Staat und der christlichen Welt, und zwischen den Völkern der Sowjetunion und den Regierenden nicht klar erkennt und danach handelt, wird ein Krieg geradezu heraufbeschworen, wobei den Sowjets die Auswahl des Ortes, des Zeitpunktes und der Mittel des Kampfes überlassen bleibt. Zudem ist es im höchsten Maße ungerecht und moralisch verwerflich, vor allem den zweiten Unterschied nicht zu machen. Wenn man sich jedoch bemüht, eine Politik zu betreiben, die diesen Unterschied auch in das tägliche Leben überträgt, angefangen mit der Vermeidung kollektiver Bezeichnungen, wie „die Russen“, wenn man die Sowjetregierung meint, so werden dadurch manche moralischen Fehler der Vergangenheit offenkundig, deren Kenntnis und Erkenntnis uns gegen den ideologischen Angriff feien würden. Soviel kann gesagt werden, Stalin und sein Politbüro werden kaum einen Schießkrieg wagen, wenn sie nicht die ideologische Situation für reif und die Moral der Gegner für schwach halten.

Was bedeutet das in der praktischen Politik? Es bedingt, das eigene Haus in Ordnung zu bringen, es erfordert gegenseitige Hilfsbereitschaft, den Verzicht auf Kleinlichkeit und haßerfüllten Nationalismus, Verständnis für die Not der Flüchtlinge usw. Ein Umdenken gegenüber den Völkern des Ostens ist erforderlich, gegen die wir keine Feindschaft hegen sollten. Die moderne Technik gibt einer Minderheit, wenn sie ihre Chancen ausnutzt und die Mehrheit es an Wachsamkeit fehlen läßt, die Möglichkeit, ein ganzes Volk im totalitären Staat zu knechten, und es ist zu einfach und zu billig, zu behaupten, ein jedes Volk erhalte nur die Regierung, die es verdiene. Es spricht daraus ein Hochmut, der teuer zu stehen kommen kann. Man sollte, wenn man von einer Auseinandersetzung mit dem Osten spricht, nicht ständig an Atombomben denken, von denen in erster Linie Unschuldige vernichtet würden.

Die westliche Welt verfügt, wenn sie sich selbst vertraut und gerecht denkt und handelt, über gewaltige geistige Waffen, die auch den eisernen Vorhang durchbrechen würden. Ein flüchtiges Lippenbekenntnis wird allerdings kaum genügen.

Nach allem, was geschehen, ist kein schneller und müheloser Erfolg zu erwarten. Es lohnt sich aber, darüber nachzudenken. Ob ein Krieg unvermeidlich ist, hängt nicht nur von der militärischen, mehr noch von der moralischen Stärke und von dem Mut zur Gerechtigkeit im Westen ab.

Kultur und Eigentum

Alles Große, aller Fortschritt verdankt seine Entstehung der Ungleichheit, ja, im sozialistischen Sinn, der Ungerechtigkeit. Denn Luxus, Kunst, Wissenschaft, Metaphysik — all das hätte nicht produziert werden können, wenn die Arbeiter auch den „Mehrwert“ erhalten hätten, wenn sie nicht mehr geliefert als empfangen hätten, damit der Bevorteilte aus dem Mehrwert etwas schaffe, was sie nicht hätten schaffen können. Kultur ist nur entstanden und kann nur bestehen, wenn ein Teil der Menschheit mehr besitzt als der andere, mehr ist als der andere.

„Ein Volk von lauter Bauern würde wenig entdecken und erfinden; aber müßige Hände geben tätige Köpfe“ — sagte Schopenhauer. Den Vorwurf der Ungerechtigkeit ließ er nicht gelten. Nur das gab er zu, daß das Eigentumsrecht, wie alles Recht, vielleicht von einer analogen Beschaffenheit sei wie gewisse chemische Substanzen, die sich nicht rein und isoliert, sondern nur mit einer geringen Beimischung darstellen ließen.

Was scheint dem ersten Blick ungerechter als die bestehende Eigentumsordnung? „Was ist denn Eigentum, was ist denn das Kapital in ihrer heutigen Form? Für den Kapitalisten und für den Eigentümer ist es die vom Staate garantierte und beschützte Macht und das Recht, ohne Arbeit zu leben. Und da weder das Eigentum noch das Kapital auch nur das Geringste erzeugen, wenn sie nicht durch die Arbeit befruchtet sind, so bedeutet dies die Macht und das Recht, von der Arbeit anderer zu leben, die Arbeit anderer auszubeuten, die, ohne Eigentum und ohne Kapital, gezwungen sind, ihre produktiven Kräfte den glücklichen Besitzern des einen oder des andern zu verkaufen.“ Die Bakuninschen Worte sind hundert

Jahre alt, aber auf den besitzlosen Proletarier müssen sie unverminderten Glanz ausstrahlen. Und es bliebe ihm nur das Wunder zu erklären, wieso eine so ungerechte Gesellschaftsordnung (die freilich durch Beschneidung des Eigentumsrechts inzwischen etwas geändert wurde) sich immer noch an der Macht halten kann.

Auch Marx stände vor einem Wunder. Die Bourgeoisie, meinte er, habe das Privateigentum für neun Zehntel der bestehenden Gesellschaft aufgehoben und zwingt das Proletariat, seinerseits das Privateigentum aufzuheben. Aber die Besitzverhältnisse entwickelten sich anders. Zwar wuchsen Riesenvermögen in privater Hand, aber entscheidend war immer die größere Streuung, die Ausdehnung des Privateigentums in kleinen Händen, so daß sich Besitz und Nichtbesitz durchaus nicht in schroff getrennten Blocks gegenüberstanden. Heute freilich ist die Schar der Besitzlosen wieder ins Unübersehbare gestiegen und entzieht scheinbar der auf Privateigentum aufgebauten Gesellschaft wirklich jeden festen Halt. Und doch ist allem Anschein nach der Eigentumsgehalt in der Mehrheit des Volkes fest verankert. Würde doch auch heute, wo nur noch Trümmer des „Kapitalismus“ stehen, der Haß der Massen gegen ihn ins Leere stoßen, das heißt höchstens zerstören, was noch dem Aufbau dienen kann, wenn er das Privateigentum zugunsten eines kollektivistischen Sozialismus abschaffen wollte.

Es ist vom besitzlosen Proletarier viel verlangt, einzusehen, daß Privateigentum die Grundlage aller Kultur ist. Gehört er denn selber nicht zur Kultur? Hat nicht der Kommunismus im modernen Rußland und im frühen Christentum Kultur geschaffen? Nun, das russische Experiment, eine Elite ohne den Hintergrund und den Halt einer besitzenden Klasse zu bilden, ist noch zu kurzfristig, um schlüssig zu sein. Auch besteht die Möglichkeit, daß die herrschenden „Eliten“ dort zur Klasse werden. Der frühchristliche Kommunismus aber hatte kein politisch-revolutionäres Ziel, sein religiöser Wert bestand im Opfer, im Akt des Weggebens.

Man muß sich freilich einig über den Begriff „Kultur“ werden. Kultur, könnte man sagen, ist ein gesellschaftlicher Zustand, der dem Menschen die Gelegenheit möglicher Selbstvollendung gibt, ihm das selbständige Suchen und Erkennen der höchsten sittlichen Werte ermöglicht. Über den Inhalt dieser Selbstvollendung haben die Zeiten verschieden gedacht. Man kann namentlich ein asketisches Ideal, für

das Selbstvollendung mit der Unterdrückung aller Leidenschaften gleichbedeutend ist, und ein entgegengesetztes unterscheiden, das Instinkt und Glück bejaht und trotzdem die ständige Selbstformung im Auge hat. Aber auch das asketische Ideal ist Produkt einer Kultur, die ihrerseits auf Eigentum beruht. Asketisches und Glück-bejahungsideal gehen übrigens eine weite Strecke zusammen: das Freiwerden von materieller Bindung ist im Grunde beiden gemeinsam. Über den materiellen Dingen stehen, unabhängig von den reinen Vitaltrieben werden, ist das Ziel beider. Und es ist — auf den Durchschnittsmenschen bezogen — noch die Frage, ob für den Reichen oder den Armen die Versuchung der materiellen Bindung größer ist.

Wie der Asket kann natürlich auch der besitzlose Proletarier Kulturmensch sein, aber das Kulturleben selber blüht nur in einer Welt, die dem einzelnen sein kleines Reich für sich läßt. Uniformität des Denkens ist der Tod der Kultur. Und Uniformität des Denkens ist die Grundbedingung und die Grundforderung jedes konsequenten Kollektivismus.

Kultur kann nicht in der Schule gelehrt werden, die Schule ersetzt nicht die Einwirkung der Familie, Familie im weitem Sinn genommen als Bindung an Vergangenheit und Zukunft. Der Fonds von sittlichen Vorstellungen und Instinkten, den der einzelne als Erbe von seinen Vorfahren empfängt, ist ungleich wichtiger für Entstehen und Weiterblühen der Kultur als alle Belehrung durch die Schule, die doch nur regulierend, die guten Triebe fördernd, die bösen hemmend, einwirken kann. Wie Kultur nur auf dem Boden der Familie wächst, verstanden und gepflegt wird, kann sie auch nur durch die Familie den folgenden Generationen weitergegeben werden. Die Familie aber beruht auf dem Eigentum, und zwar auf der Erbllichkeit des Eigentums. Erst die Erbllichkeit des Eigentums schafft ja die vielgescholtene Oberschicht eines Volkes, die, was man auch gegen sie vorbringen mag, schließlich in allen bisherigen Kulturen ihr Träger war. Die unmittelbare kulturelle Funktion einer Oberklasse besteht in der Pflege und Weitervererbung der Kultur innerhalb der Klasse, die mittelbare, viel wichtigere darin, daß diese Kulturfunktion nicht nur der Klasse, sondern der ganzen Gesellschaft zugute kommt. Natürlich steigen aus den Unterklassen einzelne zur Elite auf, und gerade die größten kommen manchmal daher, sie bereichern, ja sie verändern die Kultur, aber ihre soziale Schicht erhält und vererbt

die Kultur nicht, und sie persönlich sind notwendig Renegaten, die ihr Leben nicht mehr auf proletarische Weise führen.

Was scheint gerechter als die sozialistische Forderung, daß Stellung und Lohn sich ausschließlich nach Fähigkeit und Leistung richten müssen? Was ungerechter als die privilegierte Stellung des Erbeigentums, das die Ungleichheit am Ausgangspunkt legitimiert? Aber es liegen genügend Experimente vor, um zu wissen: die konsequente Durchführung der sozialistischen Forderungen ist nur durch Terror möglich, von dem auch die Arbeiterklasse nicht ausgeschlossen ist. Wie kommt das?

Sobald man die freie Initiative der Menschen durch kollektivistische Organisation ersetzen will, rechnet man mit Idealmenschen, die es nicht gibt. Der Durchschnittsmensch bleibt selbstsüchtig, mißtrauisch, schwach, gleichgültig. Kollektivismus ohne Zwang ist daher eine psychologische Unmöglichkeit. Wann wird es endlich die Weisheit von jedermann werden, daß Kollektivismus und Freiheit einander ausschließen? Diktatur des Proletariats ist Diktatur einer winzigen Minorität, und von einer sinnvollen Auslese der Besten, dem Ziel jeder gerechten Gesellschaftsordnung, kann da nicht die Rede sein, wo Parteizugehörigkeit und Konformität des Denkens entscheidet.

Das Berechtigte an den sozialistischen Forderungen wird man nur im Kompromiß und nur annäherungsweise realisieren können, was übrigens dem Wunsch der Mehrheit der Menschen auch heute noch entspricht. Denn die Menschennatur liebt nicht die radikalen Änderungen. Den unausrottbaren Eigennutz nicht fortzuleugnen, sondern einspannen in den Dienst der Gemeinschaft, Auswüchse des Individualismus beschneiden, Extreme des Eigentumsrechts nicht dulden — dieser Weg verspricht eher ins Land der Menschlichkeit zu führen als kollektivistischer Zwang, der die Menschen als Mittel benutzt und dadurch enthumanisiert. Auf dem Kompromißweg befanden wir uns vor den zwei Kriegen. Obwohl er weder mit Weitblick noch entfernt mit der erforderlichen Intensität beschritten wurde, er führte aufwärts. Konnte doch Sombart 1900 schreiben: „Die soziale Frage, die unsern Vätern so viel Kopfzerbrechen machte: wie eine kapitalistisch-sozialistische Gesellschaft zu organisieren sei, ist (durch Einfügung sozialistischer Gedanken in das kapitalistische Wirtschaftsgebäude) tatsächlich am Ende des Jahrhunderts

gelöst." Ein reichlich optimistischer Ausspruch vielleicht. Trotzdem: welcher Abstieg seit fünfzig Jahren!

Wenn wir eines aus dem furchtbaren Niedergang des letzten halben Jahrhunderts gelernt haben sollten, dann dieses: daß wir unsere Staats-, Rechts- und Moralgrundsätze nicht als historisch entstanden und gegeben hinnehmen, sondern sie vor das Forum unseres Gewissens, unserer Weltanschauung, unserer Grundvorstellung des Verhaltens zum Leben überhaupt ziehen sollen. Daß wir dabei zu sehr verschiedenen Resultaten kommen können, wurde bereits gesagt. Das Reich der Werte entschleiert sich nicht ohne strebendes Bemühen und selbst dem sittlich best Veranlagten nur stückweise. Auch dann bleiben immer Wertantinomien, die dem Menschen wohl immer unlösbar bleiben werden. Aber willkürlich verschieden ist das Wertgefühl darum nicht, und namentlich gibt es eine Art von consensus gentium in großen ethischen Fragen: das Ziel der Besten war zu allen Zeiten das Unabhängigwerden von den reinen Vitaltrieben. Kein Wunder, denn dadurch unterscheidet sich der Mensch von allen andern Wesen. Nicht von der Unterdrückung der Triebe wohl gemerkt, aber von ihrer Lenkung und Beherrschung ist die Rede.

Zu den Vitaltrieben gehört der Eigentumstrieb. Sich ihm schrankenlos hinzugeben, heißt nur an äußeren Dingen zu hängen und das Wesentliche zu vernachlässigen, nämlich sich und die Welt in das richtige Verhältnis zu bringen, zur Einheit, zum Ausgleich, zur Heilung des Getrennten zu streben, das heißt gut zu werden. Aber den Eigentumstrieb zu unterdrücken und zu verneinen, auch das führt beim Durchschnittsmenschen nicht zum Guten. Nicht nur großer Reichtum, auch große Armut ist der Versuchung ausgesetzt, nur den äußeren Dingen anzuhängen. Auch große Armut ist ein Nadelöhr, das den Zugang zum Paradies sperrt, und es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Gleichnis, das den Knecht, der am wenigsten empfangen hatte, am wenigsten treu sein läßt. Der Versuchung, rein egoistisch zu besitzen, sind die sehr Armen wie die sehr Reichen fast in gleicher Weise ausgesetzt. Über dem Eigentumstrieb stehen kann nur der, der das Eigentum benutzt, um menschliche Werte freizumachen, der sowohl von Geiz wie von Neid frei ist, die beide ein Verstricktsein in die Materie bekunden.

Wie der Kapitalismus steht auch der Kollektivismus nicht über dem Eigentumstrieb. Er ist nur eine Abwandlung, das Negativ gleich-

sam des kapitalistischen Geistes. In keiner Gesellschaftsordnung haben es unabhängige, nur ihrem Verantwortungsbewußtsein folgende Menschen leicht. Der Unterschied zwischen kollektivistischer und individualistischer Ordnung ist aber der, daß die erstere die Unabhängigen brutal unterdrückt, die letztere sie nur mehr oder weniger bedrückt.

Die Enthumanisierung unserer Zeit zeigt sich in der Abstumpfung der Gewissen. Es gibt heute erschreckend viele Menschen, die nicht nur der Gewissensstimme nicht folgen, sondern die sie überhaupt nicht hören. Der Grund ist — wenn Albert Schweitzer, die größte unter uns weilende ethische Persönlichkeit, mehr gehört würde, wäre es unnötig, darauf einzugehen — der Grund also ist, daß die Ethik der Gesellschaft die Ethik der Persönlichkeit verdrängt hat. Als gut gilt, den Forderungen der Kollektivethik zu folgen und sich ihnen aufzuopfern. Da sie nur überpersönliche Zwecke verfolgt, führt Kollektivethik aber, nicht korrigiert durch Individualethik, notwendig zu Inhumanität und endet zwangsläufig in dem furchtbaren Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel. Wahre Ethik hingegen entsteht nur aus dem persönlichen Akt vertieften Nachdenkens, sie setzt unabhängiges, interesseloses Denken voraus. Das aber gibt es nur in einer freien, individualistisch geformten Gesellschaft. Im Kollektivismus gilt nur orthodoxes Denken, Kollektivismus und unabhängiges Denken schließen einander aus. Darum: ohne persönliches Eigentum keine persönliche Ethik. Wer freie Demokratie sagt, sagt auch Privateigentum. Niemand soll so viel Eigentum haben, daß er ohne Arbeitseinkommen leben kann, aber er soll sich eine Sphäre schaffen können, die ihn jedenfalls zeitweise unabhängig von der Kollektivität macht. Wenn der einzige Brotgeber der Staat ist, dann gibt es keine Instanz, die dem Schutz gibt, der vom Arbeitgeber Staat Unrecht erfahren zu haben glaubt; dann ist der Beklagte zum Richter in eigener Sache gemacht.

Dem grauenvollen Prozeß der Enthumanisierung werden wir nur Einhalt tun können, wenn wir, wie Schweitzer es prägnant ausdrückt, pessimistisch von der Ethik der Gesellschaft denken. Mag die individualistische Gesellschaftsordnung noch so fehlerhaft und ungerecht sein, die Fehler und Ungerechtigkeiten können korrigiert und gemildert werden. Eine kollektivistische Ordnung aber stürzt uns rettungslos in das Inferno des Zwanges und der Inhumanität.

Und so ist ohne jeden Zweifel etwas Wahres an der Lehre, daß Eigentum ein „Urrecht“ ist, das die menschliche Persönlichkeit zu ihrer Menschlichkeit und Freiheit nötig hat. Nach der christlichen Lehre gibt es Naturrechte, zu denen das Recht auf Eigentum gehört wie das Recht auf Existenz und auf Arbeit.

Da Eigentum ein Rechtsbegriff ist und Recht von Menschen gesetzt wird, kann es zur Willkür werden. Dem positiven, das heißt dem geltenden Recht hat man das ideale gegenübergestellt, das Recht, wie es sein soll. Das positive Recht soll dem Idealrecht nach den Zeitumständen möglichst angepaßt werden. Auch für das Eigentumsrecht besteht daher nicht das Dilemma, in das sich die politischen Parteien des 19. Jahrhunderts meist verrannten, daß entweder das bestehende Eigentumsrecht ungeschmälert aufrechterhalten oder vollständig beseitigt werden müsse. Nicht das Eigentumsrecht an sich, nur das unbeschränkte, exzessive kann zum Unrecht werden. Und ungerecht ist es, wenn eine Gesellschaftsordnung dem einzelnen den Weg zur Erwerbung von Privateigentum sperrt. Ein gesellschaftlicher Zustand, in dem neun Zehntel eigentumslos sind, ist genau so widerchristlich wie der kollektivistische Sozialismus. Ist der Mensch in erster Linie Gott und dem eigenen Gewissen verantwortlich, so hat er doch auch ursprünglich rein soziale Pflichten, und daß diese heute vordringlich sind, liegt auf der Hand. Wesentlich aber bei der Beschränkung des Eigentumsrechts ist die Rücksichtnahme auf die innere Beziehung zu ihm. Diese ist naturgemäß eine andere bei dem auf Grund einer vorübergehenden Konjunktur von einem spürsinnigen Gelegenheitshändler erworbenen Geldvermögen als bei dem Landgut oder geschäftlichen Unternehmen, das generationenlang vom Vater auf den Sohn vererbt wurde. Sicher ist die Verringerung der Einkommensunterschiede ein Erfordernis der Stunde. Aber man vergesse zweierlei nicht, daß nämlich der Arbeiter dadurch nicht reicher wird, daß aber durch die Vernichtung der Oberschicht die Gefahr der Nivellierung nach unten gegeben ist.

Vom praktisch-utilitären Standpunkt rechtfertigt sich das Privateigentum genügend durch den Ansporn, den es zur Gütererzeugung und zur Güteransammlung gibt. Bei freier Initiative leistet der Mensch mehr als unter Bevormundung. Die Wunderleistungen der kollektivistischen Wirtschaft erklären sich im wesentlichen durch unsere außergewöhnlichen Zeiten der Kriege und Kriegsdrohungen. Die

größte „efficiency“ hat nun freilich nicht die nur individualistische Gesellschaftsordnung, sondern speziell der kapitalistische Geist gezeitigt. Erst die vom sittlich-gesellschaftlichen Standpunkt so bedauerliche Ablösung der persönlich-konkreten, handwerksmäßigen durch eine sachlich-abstrakte, von den Gesetzen des Marktes abhängige Organisation hat die ungeheure Produktionsvermehrung ermöglicht. Wie weit wir heute diese abstrakte Organisation noch abbauen können (oder müssen), kann uns hier nicht beschäftigen. Das moralische Ziel bei allen Neuorganisationen aber sollte sein, uns möglichst zu der vorkapitalistischen Vorstellung zurückzufinden, daß der Mensch nicht für die Wirtschaft da ist, sondern daß die Wirtschaft dem Wohl des Menschen dienen soll. Das wird um so schwieriger sein, als wir jetzt, wo jeder freie Verkehr gehindert ist, nicht um eine Planung der Wirtschaft herumkommen werden. Jeder Plan aber birgt etwas Teuflisches, der Seele in hohem Grad Gefährliches in sich. Denn er übt die unwiderstehliche Versuchung aus, jeden, der gegen den Plan ist, als Feind der Menschheit und vogelfrei abzustempeln. Man denke an Huxleys Wort: „Eine Regierung mit einem umfassenden Plan ist eine Regierung, die schließlich die Folter einführen wird.“ Demokratie, das heißt eine Regierungsform, die der Minderheit durch Redefreiheit die Chance läßt, auch einmal zur Majorität zu werden, ist so wenig mit der Abschaffung des Privateigentums wie mit einem Wirtschaftsplan im totalitären Sinn vereinbar. Muß also schon geplant werden, dann soll der Plan berücksichtigen, daß die gewaltsamen Mittel des politischen Terrors auch den besten Plan zu einem schlechten machen. Freilich ist er dann kein Plan im eigentlichen Sinne mehr.

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß so viele Künstler und geistige Menschen ihr Werk und Leben für den Gedanken kollektivistischer Planungen eingesetzt haben. Sie scheinen das individuelle Heil ohne eine Umwandlung der Gesellschaft für unmöglich zu halten. Da sie aber ihrer Natur nach Individualisten sind, stoßen sie notwendig auf Widersprüche und kommen in innere und äußere Konflikte mit den adorierten kollektivistischen Realitäten. So etwa Gide, bei dem man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Naivität seines Glaubens oder die Ehrlichkeit im Eingeständnis seiner Enttäuschung. Ergreifender sind die Fälle von Selbstaufopferung und Zerstörung des eigenen Glücks in Hingabe an die Allgemeinheit.

Was treibt den achtzigjährigen Tolstoj von Heim und Familie in die Winternacht, um in einem kümmerlichen Bahnhofswarteraum wie ein Tier zu verenden, was die arme Katherine Mansfield kurz vor ihrem Tode in den zweideutigen Kommunistenkreis bei Fontainebleau?

Nun, mehr als das politisch-soziale Ideal, mehr als das Mitleid mit den Armen ist es doch wohl die Sehnsucht nach einer persönlichen Neugeburt, der Wunsch, den alten Adam abzuwerfen, wesentlich zu werden, keine Kompromisse mehr machen zu müssen, von aller materiellen Bindung freizuwerden. Diese Absage an Besitz und sinnliche Güter aber hat mit sozialistischem Kollektivismus im Grunde gar nichts zu tun. Der Verkünder der Lehre der Verneinung des Willens zum Leben war schließlich Schopenhauer, sozial gesprochen ein Erzsreaktionär. Die jahrtausendalte Kulturerscheinung der Absage an die Lebenslockungen, ergreifend immer wieder im einzelnen Fall, ist kein Argument gegen die jeweilige Gesellschaftsordnung. Hat doch auch Christus die zu seiner Zeit geltende Sozialordnung, insonderheit die Standesverschiedenheit von Herr und Sklave, ruhig anerkannt. Ihm kam es auf die Wandlung im Herzen, auf das Erwachen des Reiches Gottes im einzelnen Menschen an.

So wünschenswert die Neuordnung der sozialen Zustände immer wieder sein mag, eine neue ökonomische Besitzverteilung macht die Menschen nicht besser. Ihrer Natur nach ist sie eher darauf angelegt, sie schlechter zu machen, weil sie das allgemeine Interesse einseitig auf die materielle Seite des Lebens ablenkt. Gerade die geistigen Menschen sollten einsehen, daß ihnen die erträumte Kollektivordnung die beiden Güter, auf die es ihnen am meisten ankommen sollte, nämlich Stille und Selbständigkeit, nicht gewähren kann. Die kollektivistische Ordnung mag ihre geistigen Arbeiter materiell besser stellen als die bürgerliche, aber sie kann nicht dulden, daß sie abseits leben und ihren eigenen Gedanken nachgehen. Solange sie das nicht kann, solange müssen alle, denen Kultur der Sinn des Erdenlebens ist, gegen sie stehen.

Können Dichter helfen?

Wann werden unsere modernistischen Schulreformer begreifen, daß die Abkehr von der lateinischen Sprache mehr bedeutet als die Entscheidung gegen ein Schulsystem? Daß darin der Verzicht auf geistige Möglichkeiten beschlossen liegt? Nur wer den eigenen Geist niemals in der klaren, kühlen Atmosphäre eines Cicero oder Seneca erfrischt hat, kann meinen, daß „solche Belastung mit totem Wissensstoff den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr entspricht“. Solches versicherte mir noch jüngst wieder ein Mann, welcher der utilitaristischen Selbstverstümmelung unserer Zeit schon zum Opfer gefallen war.

Eben wegen der kühlen Klarheit des Lateinischen hätten diese Notizen eine Überschrift bekommen sollen, wie man sie heute wohl höchstens noch in einem Fachorgan klassischer Philologen zu finden erwartet: *De poeta politico*. Es gibt Dinge, deren adäquater Ausdruck nur in einer einzigen Sprache vorhanden ist. Früher war das anders; da gab es den paradiesischen Zustand der allumfassenden Menschheitssprache, um deren Segen sich die Menschen durch eigene Vermessenheit gebracht haben. Es ist merkwürdig, wie wenig Gewicht im biblischen Unterricht und erst recht im späteren Leben der babylonischen Sprachverwirrung beigemessen wird. Der Turmbau war recht eigentlich ein zweiter Sündenfall. Wie durch den Genuß des Apfels die Beziehungen zwischen Gott und Menschen verdorben wurden, so haben die Folgen des himmelstürmenden Turmbaus das menschliche Miteinander endgültig zerstört.

Seither haben die Bemühungen, eine allen verständliche Sprache zu schaffen, nicht aufgehört. Daß solche Versuche für die Menschheit als Ganzes unternommen werden, ist nichts anderes als ein zweiter Turmbau zu Babel; denn was Gott zerschlagen hat, kann auch Gott allein wieder heilen. In engeren Bereichen ist es wohl zeitweilig

geglückt. So war durch Jahrhunderte das Latein die allen Gebildeten des Abendlandes gemeinsam verständliche Sprache. Heute ist sie das nicht mehr, ja bei vielen ist sie nicht einmal mehr einer der Pfeile im Köcher sprachlicher Bildung.

So bezweckt mein „eigentlicher“, lateinischer Titel etwas ganz Bestimmtes. Hätte ich „Von politischen Dichtern“ geschrieben, so hätte man vielleicht an den politischen Sturm und Drang eines Herwegh oder Freiligrath gedacht oder gar an die poetastische Schreckenskammer der tausendjährigen Herrlichkeit. Oder man hätte „Grundsätzliches“ von mir erwartet, wie es uns Deutschen ja allzu leicht aus der Feder fließt. Nun aber wird dies alles in eine klarere Welt hineingerückt, und sollten nicht gerade wir heute Klarheit erstreben?

Zudem scheint mir ein lateinischer Rahmen nicht übel zu dem Aufsatz zu passen, der im September 1944 in England erschien und den noch immer aktuellen Titel „Das deutsche Vakuum“ trug. Er ist einer Geisteshaltung entsprungen, die man treffend vielleicht nur mit den Worten „politischer Humanismus“ bezeichnen könnte. „Die Grundlage guten Regierens ist die Anerkennung der Integrität und Einzigartigkeit der menschlichen Persönlichkeit.“ Klingt das nicht in der Tat, als wäre es eine Übersetzung aus den Tuskulanen eher denn aus einem literarischen Magazin der jüngsten Vergangenheit?

Damals unternahm der Romandichter Charles Morgan die schwierige Aufgabe, seinen auf der Schwelle des Sieges über Hitler-Deutschland stehenden Landsleuten Maß und Gewicht ihrer Verantwortung vor Augen zu führen. Natürlich ging es ihm nicht um ein Plädoyer für Deutschland, ja nicht einmal für einen milden Frieden. Es ging ihm um die politische Verwirklichung der besonderen Humanität, welche als Erbe der abendländischen Geschichte auf diese Generation gekommen ist. Es ging ihm um die Erhaltung der Freiheit in der unent-rinnbaren inneren Abhängigkeit der modernen Welt. Der Essay war Warnung und Kampfansage an alles Totalitäre und Kollektive, dessen Gefahren Morgan mit der baldigen Besiegung Hitlers keineswegs als gebannt ansah. „Die Freiheit wird das Boot schwanken lassen, welches bei unangefochtener Einförmigkeit vielleicht auf ruhigerem Kiel dahinfahren würde; doch würde es die Einförmigkeit von Ga-leerensklaven sein, und man würde eines Sklavenhalters bedürfen... Wir sind aber nicht zu diesem Zweck in See gestochen.“

Als Deutsche, die wir heute dreieinhalb Jahre Besatzungspolitik erlebt haben, fühlen wir uns wohl versucht zu fragen: Wozu denn

seid ihr in See gestochen? — Der englische Dichter hat damals Antwort gegeben, und es ist nützlich, sich diese Antwort heute wieder einmal anzusehen. Nachdem Deutschland ein Opfer der Machtpolitik geworden ist — erst der eigenen, dann der fremden —, neigen wir zu der Meinung, daß Politik überhaupt nichts anderes sei als Machtanwendung zum Zwecke der Befriedigung selbstsüchtiger Interessen. Wenn man uns sagt, daß Politik auch edle Motive haben könne, ja daß im Lager unserer jüngsten Kriegsgegner solche Motive am Werke gewesen sind, so möchten wir das wohl als Lüge oder Schaumschlägerei beiseite schieben. Das Zeugnis des Dichters spricht dagegen:

„Nicht als Schulmeister gehen wir unter die Deutschen, sondern um uns, bis ihre Weltanschauung sich gewandelt hat, gegen deren Folgen zu sichern. Ihre Weltanschauung wird nicht geändert durch unser Moralisieren, durch unsere Propaganda oder durch irgendeinen der Prozesse, die heuchlerisch Umerziehung genannt werden. Sie kann sich ändern nur durch die Zeit, nur wenn die Gerechtigkeit, Geduld und Festigkeit unserer Verwaltung ihr Gelegenheit zum Wandel geben, wenn die unversöhnliche Generation ausstirbt und wenn ein jüngerer Deutschland anfängt, den Ausdruck seines Genius in etwas anderem als im Kriege zu suchen. Propaganda ist nutzlos. Eine große kriegerische Nation kann nicht bekehrt, sie kann nur wiedergeboren werden... Eine kriegerische, raubgierige Wiedergeburt muß Deutschland um jeden Preis verweigert werden... Mit Ausnahme dieser einzigen Beschränkung muß Deutschland Gelegenheit erhalten, seine Zukunft selbst zu entdecken und mit eigenen Augen Ausschau zu halten. Einförmigkeit ist nicht die Lösung des Problems, das uns durch die innere Abhängigkeit der modernen Welt gestellt wird. Auch sind wir keine Götter, daß wir von irgendeiner Nation verlangen dürften, nach unserem Bilde wiedergeboren zu werden.“

Daran, wie wir uns zu diesem Zeugnis einstellen, ermißt sich der Grad unserer inneren Gesundheit. Sagen wir: Ei, seht diese Heuchler! Welch trauriger Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis! — so beweisen wir nur, daß uns das Fieber noch nicht verlassen hat. Schauen wir aber durch den Nebel unserer trüben Erfahrungen hindurch in die reine Luft der politischen Humanität, aus der diese Forderungen geboren wurden, und bekennen wir uns mit ihnen zu einer Politik,

deren Wesen die Freiheit in der Bindung und deren Mittelpunkt die unverletzliche Persönlichkeit des Menschen ist — ja dann hat unsere Wiedergeburt wohl schon begonnen, eine Wiedergeburt nicht nach dem Bilde dieser oder jener und auch nicht unserer eigenen Nation, sondern nach dem Bilde Europas.

Freilich ist das ein langsamer Prozeß, und wir bedürften dringend der Geburtshilfe durch die Dichter. Warum ist uns der poeta politicus in unserer Geschichte fast gänzlich versagt geblieben? Liegt es etwa daran, daß wir zu wenig von unsern Dichtern erwarten und meistens nur erhoben oder unterhalten sein wollen? Poeta politicus heißt nichts weiter als: der Dichter als Lehrer und Prophet. Goethe war es, doch ist er gerade als poeta politicus wenig geschätzt und kaum verstanden worden. Die Sehergabe, die bei ihm aus der kühlen Klarheit römisch-antiker Erfahrung genährt wurde, wuchs bei Hölderlin aus dem apollinischen Rausche des geistigen Griechenerlebnisses — und wurde daher als Rausch abgetan oder nicht ernst genommen.

Immer noch können wir aus Goethe und Hölderlin politisch lernen, im Sinne der politischen Humanität. Nötiger noch wäre uns aber hier und heute ein poeta politicus, der uns hülfe, geistig und seelisch den Durchbruch zur europäischen Freiheit zu vollziehen. Was Deutsche aus Kalifornien oder der Schweiz zu uns hereinrufen, kann uns wenig helfen. Dann schenken wir unser Ohr schon lieber den politischen Dichtern unserer europäischen Nachbarn. Wo wir sie nicht verstehen, wollen wir Gott bitten, daß er der babylonischen Verwirrung wenigstens im Abendlande wieder ein Ende bereite. Und sollte uns auch dieses versagt bleiben, so können wir jedenfalls im Latein die kühle Klarheit finden, die uns vor neuen Unbesonnenheiten bewahrt.

Angelsächsische Moralisten

Die Worte Moral und Moralist klingen dem Ohr unserer Zeitgenossen nicht ansprechend. Die sittlichen Werte werden angezweifelt, ihre Verkündiger sind bei vielen in Mißkredit gekommen. Unter Moralisten verstehen wir aber weder Moralprediger noch Sittenrichter, sondern Geister, die nach einer zuverlässigen menschlichen Lebensordnung forschen und sie mit der Kraft persönlicher Überzeugung vertreten.

Die geistige und sittliche Bildung der angelsächsischen Völker wurde und wird stark beeinflusst durch ihre Moralisten. Deren Reihe eröffnet schon Benjamin Franklin, der durch seine Schriften wie durch sein Beispiel den Volksgenossen die Tugenden des Fleißes, der Genügsamkeit und der Unabhängigkeit des Denkens einprägte und vor zweihundert Jahren, lange vor Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“, geschrieben hatte: „Ich hoffe, die Menschen werden schließlich, da sie sich vernünftige Geschöpfe nennen, Vernunft genug aufbringen, ihre Differenzen abzumachen, ohne sich gegenseitig die Hälse abzuschneiden.“ Ihm folgen fast gleichzeitig in England Carlyle und in Amerika Emerson; neuerdings schließt sich ihnen Stephen Berrien Stanton aus New York an. Sie alle gehen davon aus, daß des Menschen Wesen und Bestimmung sich aus den im Denken erfaßten und an der Erfahrung geprüften Lebensinhalten erforschen läßt und daß die Auswirkung des Handelns ein Urteil über dessen Wert ermöglicht. Aus den Lehren der Geschichte, aus den Einsichten und Erfahrungen großer, wahrheitsliebender Geister, aufbewahrt in deren Werken, gewinnen sie praktische Weisheit, die sich im gewissenhaft überprüften eigenen Leben bestätigt und erweitert.

Die angelsächsischen Moralisten sind Volkserzieher, nicht von Beruf, sondern aus Berufung. Sie sind, um mit C. G. Jung zu reden, die erlösenden Persönlichkeiten, die sich von der unentrinnbaren

Kollektivitätsmacht unterscheiden und damit wenigstens seelisch sich befreien und den andern ein hoffnungsvolles Leuchtfeuer anzünden. Sie sprechen aus der Fülle des Herzens; sie sagen nicht, was sie gelernt haben und dann weitergeben; ihr Wort ist erfahrene Wirklichkeit. Ungelebte Wahrheit, Wort, das nicht Fleisch geworden ist, schwebt an der Seele des Hörenden vorbei, klingt, blitzt, ohne in sie einzudringen und sie zu verwandeln. Daher bleibt so vieles Schrifttum, so manche Predigt „tönendes Erz und klingende Schelle“. Von diesen Moralisten geht eine Macht aus, die erweckt, aufrichtet, anspornt, Selbstvertrauen und Zuversicht vermittelt; denn auf alle Wahrheit und Wirklichkeit antwortet die Seele, gibt ein Echo, weil sie wesensmäßig auf die Wahrheit gestimmt ist: „Die Urschriften des Lebens liegen in den Fächern jedes Herzens“ (Stanton).

Diese Autoren bieten keine neuen philosophischen Systeme; aber sie lassen das „alte Wahre“ in seiner unvergänglichen Aktualität erscheinen. Sie festigen die erschütterten Grundlagen wahren Menschentums und die ewigen Bollwerke echter Kultur. Sie sind Optimisten, aber nicht in dem oberflächlichen Sinn eines leichtlebigen Temperaments, eines flüchtigen Herzens, das vom Leben nur nascht und zu seicht ist, um von der Tragik des Daseins aufgewühlt zu werden. Ihr Optimismus ist Glaube an die Welt und das Leben, an die im Grunde gute Ordnung der Dinge, an die alles durchwaltende Gerechtigkeit, an die Würde und hohe Berufung des Menschen, an den Wert und das Recht der Persönlichkeit, an ihre Fähigkeit zur Lebensgestaltung und Selbsterfüllung, zur Anpassung an Umwelt und unabwendbares Schicksal, an ein Glück, das nicht auf günstiger Fügung der Verhältnisse, noch auf Beschierung von äußeren Gütern, sondern auf der Treue zum eigenen Wesen, zur persönlichen Sendung, auf verständiger, williger Anpassung beruht, das nicht geschenkt wird, sondern mit Selbstvertrauen immer neu errungen werden muß. Wohl wird der Mensch zur Tat aufgerufen, denn die Aktivierung der Kräfte ist Leben und bewahrt vor Stagnation und innerer Vergiftung, und nur im Handeln lernt der Mensch — wie schon Goethe in einem einprägsamen Spruch gesagt hat — sich selbst kennen. Aber die fieberhafte Betriebsamkeit der modernen Menschheit, der unstillbare Hunger nach Vermehrung der materiellen Güter wird als eitel erwiesen, weil der Daseinswert auf solche Weise nicht erhöht wird. „Das Herz verarmt durch die Kosten für übermäßige Lebensverfeinerung“ (Stanton).

Von frappierender Aktualität ist das, was Carlyle vor etwa hundert

Jahren über die Gesetze der Weltordnung und des historischen Geschehens schrieb: „In dieser Gotteswelt mit ihren wilden Wasserwirbeln und dem Gischt tobender Ozeane, wo Menschen und Nationen scheinbar regellos zugrunde gehen und das Gericht über eine ungerechte Sache sich hartnäckig verzögert: glaubst du, da herrsche deshalb keine Gerechtigkeit? Dies ist's, was der Tor in seinem Herzen spricht. Dies ist's, was die Weisen aller Zeiten nicht zugaben, sondern wußten, es könne niemals sein und sich eben dadurch als Weise erwiesen. Und wiederum sage ich dir: Nichts anderes besteht als Gerechtigkeit. Etwas finde ich in dieser Welt, das wirklich stark ist: die gerechte Sache, die wahre Sache. Mein Freund, wenn hinter dir die ganze Artillerie von Woolwich (dem englischen Arsenal) herrollte zur Verwendung für eine ungerechte Sache und du im Geiste endloses Feuerwerk vor dir sähest, das jahrhundertlang deinen in diesem Sinn errungenen Sieg bestrahlen sollte, so würde ich dir raten, ‚Halt!‘ zu rufen, den Kommandostab wegzuworfen und zu sprechen: ‚In Gottes Namen, nein!‘ Dein ‚Erfolg‘, armer Wicht, was wird dein Erfolg bedeuten? Ist die Sache ungerecht, so ist sie erfolglos, und mag auch Feuerwerk aufflammen vom Norden zum Süden und mögen Glocken läuten und die Zeitungen Leitartikel bringen, und mag auch die gerechte Sache zu Boden gestampft und verschwunden sein und allen sterblichen Augen als erledigt und vernichtet erscheinen ... Soweit die Sache, für die du kämpfst, wahr ist — nicht weiter, aber genau so weit —, ist sie des Sieges ganz sicher. Das Falsche daran allein wird überwunden, wird aus der Welt geschafft werden, und so soll es auch sein. Aber das Wahre daran ist ein Teil der Gesetze der Natur selbst, wirkt mit den ewigen Strebekräften der Welt zusammen und kann nicht besiegt werden.“ — Sollten diese Ausführungen nicht in allen Staatskabinetten der Welt ausgehängt werden?

Stanton schrieb vor vierzig Jahren: „Aller Stahl, alle Kanonen, aller Marmor und Prunk, womit der Bestand der Gegenwart als einer ewigen Weltordnung entsprechend dargestellt werden soll, ist für das durchdringende Auge bloßes Nebelgebilde. Die Macht der Nationen versinkt, wenn der Geist der Menschheit auf seiner Bahn voranschreitet, und ein Erdbeben im innern Menschen wirft alle unfesten Bauwerke zu Boden.“

Mit derselben Eindringlichkeit, womit Carlyle die Gerechtigkeit, hat Emerson die „compensation“, die Vergeltung für jede, auch die kleinste Tat, als im Weltgeschehen wirkendes Gesetz immer wieder, bis in seine Tagebücher hinein, statuiert.

Diese Moralisten sind natürlich keine Unterhaltungslektüre; sie wollen den Geist des Lesers nicht wiegen und schaukeln, sondern wecken, entzünden, ihn zu Adel und Macht erheben. Sie mögen „Kaviar fürs Volk“ sein; aber ihre Darstellung ist nie blaß, versponnen, verliert sich nie in mystisches Dunkel, das bei uns oft als Zeichen hoher Weisheit gilt. Ihr Stil ist nicht der diskursive, entwickelnde einer Abhandlung; er ist impulsiv, kraftgeladen, von Schlaglichtern erhellt, von Blitzen durchzuckt, aphoristisch, bündig und bilderreich. „Gedankenreiche Kürze kann nur auf Kosten des äußeren Zusammenhangs erreicht werden“ (Stanton). Dieser Autor, der ein Sprachkünstler von hohem Rang ist, wirkt besonders durch lapidare, in alliterativer Verkettung fest geschlossene, einprägsame Sätze.

Der Einfluß der Moralisten auf Gesinnung und sittliche Haltung der führenden Schichten und dadurch mittelbar auf das Volk ist bedeutend. Bis in den Alltag hinein finden sich Zeugnisse der Fernwirkung jener Moralisten. In den USA ist überall, in Familien, Büros und Ämtern der Monatskalender der Quäker zu finden, der in schönem Rot- und Schwarzdruck als eine immer gegenwärtige Gewissensstimme Sätze aus Moralisten, Dichtern und den allen Amerikanern ehrwürdigen Staatsmännern Washington, Franklin und Lincoln darbietet, Sätze, die in schlichter männlicher Sprache die ewigen und daher stets aktuellen und immer neu bewährten Richtlinien für die wahrhaft menschliche Existenz, die Grundlagen des privaten wie des öffentlichen Wohls in Erinnerung bringen. Zwei Beispiele: „Ist die richtige Gesinnung Gemeingut des Volkes, so kann nichts fehlschlagen; ist sie es nicht, kann nichts gedeihen. Deshalb wirkt der Mann, der auf die öffentliche Gesinnung bildenden Einfluß hat, tiefer als jener, der Verordnungen abfaßt oder Entscheidungen ausspricht. Von ihm hängt es ab, ob das Verordnete verwirklicht werden kann oder nicht“ (Lincoln). — „Nur halb die Kräfte, die jetzt Furcht und Schrecken stiften, / das halbe Geld nur, das für Hof und Heer zu zahlen, / gebraucht, von Irrtümern die Hirne zu entgiften: / und kein Bedarf ist mehr an Forts und Arsenalen“ (Longfellow).

Die Geschichte bezeugt, daß die angelsächsischen Völker mit besonderem Interesse und Verständnis für das Gemeinwesen begabt sind. In England hat sich aus dem Schoß des feudalen Staates der Keim der Demokratie entwickelt. Hier hat man lange vor Rousseau nach den Grundlagen und der wesensgemäßen Struktur des „commonwealth“ geforscht und ideale Staatsgebilde, „Utopien“, entworfen.

Politische und soziale Motive dieser Art haben in manchen Dramen Shakespeares künstlerische Gestaltung gefunden. Ist nicht auch der Robinson eine echt angelsächsische, einmalige Schöpfung dieses Geistes? Neuerdings hat H. G. Wells in „A Modern Utopia“ die Rolle des politischen Moralisten wieder aufgenommen.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Robinson entstanden die sogenannten moralischen Wochenschriften (The Tatler, The Spectator und ihre Fortsetzungen), durchaus nicht salbungsvolle Traktate redseliger Bibelpapageien, sondern, um mit Hamlet zu reden, „der Spiegel und die abgeklärte Chronik des Zeitalters“. Die Autoren (Steele und Addison) knüpften wie Sokrates an das Alltagsleben und die aktuellen Ereignisse an, um Sinn herauszuschälen, um durch Wecken des Nachdenkens den einzelnen bewußt und verantwortlich zu machen, um die Glieder der Gemeinschaft zur Selbständigkeit zu erziehen, ihnen die Einsicht zu vermitteln, daß ihr Wohl mit dem der Gemeinschaft wesentlich verbunden ist; denn diese Einsicht ist eine unabdingbare Voraussetzung der Demokratie.

Der Geist der Moralisten, das Bestreben, der Gemeinschaft Seele einzuhauchen, sie zu formen und zu festigen, sie zu bilden für den privaten wie für den öffentlichen Lebenskreis, hat in der Gegenwart eine so typische amerikanische Publikation geschaffen, wie es der jetzt auch bei uns verbreitete (und nachgeahmte) Reader's Digest ist. Liegen zwischen ihm und den moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts auch weite Entfernungen gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung, so ist er doch den letzteren im Geist wie im Stil unverkennbar verwandt. Auch er wird, wie es bei jenen der Fall war, vom einfachen Mann wie von der geistigen Elite gelesen; ein so subtiler Geist wie Paul Claudel bekennt, daß ihm diese Lektüre Bedürfnis ist. Voraussetzung für den Erfolg einer wahrhaft demokratischen Publikation ist selbständiges, nicht nur in der Schule dressiertes, uniformiertes und dadurch uninteressiert gewordenes Denken, ist Aufgeschlossenheit für die schicksalhafte Bedeutung politischer Teilnahme und Verantwortlichkeit, ist Verständnis für die Arbeit der Wissenschaft und Bemühung um die durch sie vermittelten Erkenntnisse, ist, kurz gesagt, Bereitwilligkeit zu dem Wagnis der Demokratie, die in hohem Maße und im besten Sinn auch eine moralische Angelegenheit ist.

Geschichtsunterricht und Politik

Eindringlicher als Worte sprechen die Taten, darum wirkt das Geschene, die Geschichte als nachhaltige Lehrmeisterin. Sie bestätigt die großen Wahrheiten, die von der Offenbarung selber der Menschheit mit auf den Lebensweg gegeben wurden. Sie lehrt unwiderleglich, daß die Gerechtigkeit „das Fundament der Reiche“ ist, daß das Unrecht die Moral der einzelnen wie der Politik untergräbt und daß Unrecht tun sowenig gedeiht wie unrecht Gut. Sie lehrt, daß die Völker zugrunde gehen, die „auf Kriege sinnen“, daß der Frieden aber ein unschätzbares Gut ist für die Menschheit und deshalb das Hauptanliegen derer sein sollte, die eine Verantwortung für die Schicksale eines Volkes auf sich genommen haben, daß Erziehung zum Frieden ein wesentliches Anliegen der Schule ist.

Die Geschichte lehrt aber auch, daß „der Beste nicht im Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“. Daß die Gerechtigkeit Grund und Grundlage des Friedens ist. Wenn nun der Lehrer und die Schule ihre Schüler zum Frieden und zur Friedensliebe erziehen sollen und wollen, die Schüler aber sehen und erleben, wie die Gerechtigkeit, wie das Lebensrecht ihres Volkes von den Mächtigen mit Füßen getreten werden: wenn sie sieht und erlebt, wie man Ideale, an die sie glauben möchte, wieder fälscht und mißbraucht, wie sie es schon einmal erlebt hat: was wird die Folge sein?

Die Folge ist, daß in den Herzen, die ihr Land und Volk lieben, Schmerz und Bitternis erwachen; daß die jungen Menschen, die Patrioten sein möchten, zu Nationalisten werden. Wer einmal die Folgen von Versailles, des Ruhreinbruches 1923, der Besatzung erlebt hat, der sollte gewarnt und gewitzigt sein. Denn die Folge von Versailles, die Folge des Ruhrüberfalles hieß: Hitler. Man muß die Entwicklung an Ort und Stelle erlebt haben! — Und nun soll sich all das wiederholen? Die Sieger müßten sich sagen, daß man ein Volk

sowenig auf die Dauer unterdrücken wie ausrotten kann. Sie müßten soviel Geschichte kennen, um die Folgerungen ihrer Politik für die Zukunft zu ziehen. Aber der Grundfehler dieser Politik ist ihre innere Gespaltenheit: weil man nicht die ganze Gerechtigkeit will, verrät man das Recht, und zuletzt siegt unverhüllt der Egoismus der gerade Mächtigeren. Wie schnell aber diese zu Schwächeren, ja zu Ohnmächtigen werden können, könnte wieder das Beispiel Frankreichs der letzten Jahrzehnte zeigen.

Was dem Politiker von heute fast zur Regel geworden ist, das gelingt dem jungen Menschen noch nicht: er kann Politik und Moral noch nicht trennen; für ihn setzt jede Politik notwendig Moral, die Anerkennung der Grundrechte des Menschen, des Lebensrechtes eines jeden Volkes, die Gerechtigkeit voraus. Und weil er konsequent ist bis zum Radikalismus, darum zieht er die einfachen Folgerungen aus der täglich erlebten Geschichte, aus der Politik.

Man beurteile nun, in welcher Lage sich dieser Situation gegenüber der Lehrer in unseren Schulen befindet! — In einem vor mir liegenden Briefe eines Studienrates, eines ehrlichen Friedensfreundes, heißt es: „Man braucht nicht Pessimist zu sein, und dennoch wird man von den Ereignissen derart geschüttelt, daß man innerlich eigentlich nie mehr zur Ruhe kommt. Ich wehre mich mit allen Kräften gegen die Verzweiflung: wieder stehen wir in der Schule in einer ähnlichen Lage wie im Hitlerreich: Ist man als Lehrer berechtigt, die Jugend zu Idealen zu begeistern, die von einer wahnsinnigen und machterfüllten Menschheit mit Füßen getreten werden? Ich erlebe bei dieser Jugend so viel Schönes und Aufbauendes, daß man von tiefem Bedauern erfüllt wird in dem Bewußtsein, wie schwer man es künstlich dieser Generation macht. Was alles wird noch kommen! Denn wäre die heutige Situation nur Folgeerscheinung, dann könnte man sich bescheiden und könnte planen, aber man sieht klaren Blickes die neugeschaffenen Voraussetzungen und erlebt täglich die grauenvolle Angst...“

Und trotzdem müssen wir alle zusammen helfen, Schule, Familie, Kirche, Presse, Film und Buch, um einen neuen Nationalismus in der Jugend zu verhindern: denn er wäre unser Untergang. Gerade aus Patriotismus dürfen wir keine Nationalisten und Chauvinisten werden. Weil wir unser Volk und unsere Heimat lieben, müssen wir zu jedem Opfer für sie bereit sein. Wir müssen die Tugenden der Geduld, des Warten- und Leidenkönnens neu lernen. Gerade wir Christen müssen zeigen, daß wir an den höchsten Herrn der Geschichte

glauben: an den lebendigen Gott. Wir werden aus diesem Glauben die Kraft gewinnen, uns über den oft unerträglichen Augenblick zu erheben, Abstand finden zu den oft so schmerzenden Nadelstichen, Würde und Freiheit innerlich bewahren in allen Lagen. — Diese Haltung muß der Lehrer selber besitzen und den Schülern vorleben, dann wird er aus Gleichmut und Würde auch den Abstand zum augenblicklichen, oft aufreizenden Geschehen finden.

Und könnte und müßte neben der Religion nicht gerade die Geschichte, als Weltgeschichte betrachtet, in den großen Zusammenhängen gesehen, diese Überlegenheit verleihen? Auch in diesem Sinne sollte uns selber die Geschichte zur Lehrmeisterin werden als Lebensmeisterin. Wenn wir Ernst machen mit der Anwendung und Verwirklichung unserer Grundsätze, dann brauchen wir weder die Wahrheit zu verraten noch die Tatsachen zu beschönigen. Ist es nicht wieder die Geschichte, welche auch für die Politik die Gültigkeit der ewigen Gesetze beweist? Und sollte nicht für sie dieselbe Norm gelten wie im privaten Leben, die da lautet: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!“

Wohl herrscht im neuen Äon ein anderes Gesetz als das ‚Do, ut des‘ des Alten Bundes, der den Menschen die große Wahrheit einprägen sollte, daß Gott der Herr der Geschichte ist. Er hat der Menschheit im Neuen Bunde eine größere Freiheit übertragen, aber auch eine größere Verantwortung; er wirkt seitdem vor allem durch die *causae secundae*, er vermeidet das direkte Eingreifen (er schließt es aber nicht aus); die Menschheit soll erzogen werden für das Reich Gottes, wofür die Weltgeschichte Vorstufe und Vorbereitung ist — so oder so. Die unermesslichen Leiden des ‚Auserwählten‘ sind uns sichere Gewähr dafür, daß die Weltgeschichte nicht eine sinnlose Tragödie ist, sondern der währende Prozeß zwischen Schöpfer und Geschöpf, der am Tage des Weltgerichtes mit dem Spruche: ‚schuldig oder unschuldig oder begnadigt‘ sein Ende findet. Die Historie lehrt durch ihren Ablauf, daß die Welt der Geschichte eine ethische Welt ist, die in dem Kosmos der sittlichen Mächte ihre Basis hat; Ethik und Historie sind gleichsam Koordinaten. Die freie Entscheidung zwischen Gut und Böse ist der Lebensimpuls der geschichtlichen Bewegung. Nur auf die sittliche Welt findet der Ausdruck ‚Geschichte‘ seine volle Anwendung. — „In den sittlichen Mächten liegt die erzieherische Macht der Geschichte.“ (J. G. Droysen, Grundriß der Historik.)

*

Adalbert Stifter als Politiker

Das dichterische, erzählende Werk Adalbert Stifters genießt gegenwärtig eine lebendige Teilnahme. Seine Erzählungen, die „Studien“ und „Bunten Steine“, und seine beiden großen Romane, der „Nachsommer“ und der „Witiko“, sind die Quelle eines reinen und edlen Menschentums und zugleich das Zeugnis einer tiefen inneren Frömmigkeit. In den Gestalten atmet der Wille eines ungeschwächten Lebens, die Kraft des Seins und der Rhythmus des Werdens. Diese Dichtung, in einer schönen Sprache und in meisterhafter Form gegeben, tut den Menschen unseres Volkes heute not, weil sie aus der reinen Vernunft der Seele erwachsen und in der gelassenen Unschuld des Menschenherzens beheimatet ist. Sie hilft dem Menschen in seinem Mühen, das Wesen der Dinge zu ergründen, den Dingen selbst zu gehorchen, um so dem Willen Gottes zu leben.

So viel genannt und beachtet der Dichter jetzt nach beinahe hundert Jahren ist, so vergessen, besser: so unbekannt und fremd ist der Politiker und Staatsbürger Adalbert Stifter geblieben.

Der Alltag hat Stifter immer bewegt. Der Alltag als persönliches Erlebnis, mit seinen großen Sorgen und kleinen Freuden, mit den Geldnöten und Krankheiten. Aber auch der graue Alltag des öffentlichen, staatlichen Lebens hat ihn stets angerührt. Als den Herzschlag seiner Zeit jedoch empfand er den Kampf um die Freiheit, jenes Ideal, das ihm seit jeher ein mächtiges Lebensgefühl gewesen ist.

Stifter ist nicht, wie etwa der junge Schiller oder der junge Keller, in seinen frühen Jahren ein hitziger Feuerkopf gewesen, sondern er hat seinem Staatsbürgertum, seiner politischen Orientierung, stets in vollem Menschenverständnis, in folgerichtigem Denken und Handeln gedient. Er widersetzte sich jeder Gewalt und erkannte als letztes und großes Ziel der Geschichte, über jede kleinliche und

nichtige Tagespolitik hinweg, „die reinstmögliche Menschwerdung“ an, wie sie in der Humanitätsidee von Herder aufgerufen und von Kant, Fichte und Humboldt gefördert worden war. Ohne die realen Bedingungen des Tagesgeschehens zu übersehen und die lebenswirkliche Beweglichkeit zu verachten, ist er doch immer jeder Nützlichkeitspolitik abhold gewesen und ist auch als Staatsbürger und Politiker den Weg des Idealisten gegangen, des Künstlers, der nicht nur die flüchtigen, augenblicklichen Erscheinungen sah und die Oberfläche wertete, sondern in die Tiefe strebte, den Schein vom Wesen getrennt und eine Errungenschaft nicht für den Tag und die Stunde, sondern für die Zukunft verankert wissen wollte.

Stifter, von Natur aus ein Mensch der äußeren und inneren Ordnung, war ein Gegner alles außerordentlichen Geschehens. Er rang und kämpfte für die Freiheit des Menschengeschlechts, aber er lehnte jede Revolution ab, die sich in Blutvergießen, in Zerstörung und Vernichtung äußerte. Auch die Revolution mußte für ihn eine Sache des Geistes sein, des Herzens, der sittlichen Würde und der Selbstbeherrschung. Ein Umbruch durfte seine Aufgabe nicht im Niederreißen der Dinge und im Wechsel von Gestalten sehen, sondern jede Umbildung mußte die Verwirklichung des menschenerhaltenden Sittengesetzes anstreben und die Männer aufrufen, die aus der „größtmöglichen Reinheit und Vollkommenheit“ heraus nach Kraft und Beruf bereit waren, dem Fortschritt zu dienen und den Neubau aufzuführen. Was Stifter in seiner Schrift „Über Stand und Würde des Schriftstellers“ für die Kunst und die Dichtung forderte, mußte auch für die Politik, für das staatliche Leben seine Gültigkeit haben: „Nur was als lebendiger Strom aus der Einheit einer lebendigen, warmen Seele quillt, kann wieder Leben erzeugen und Fortwirken machen.“ Stifter kannte die Mängel und Schwächen seiner Zeit, die zum Jahre 1848 hinführten. Er verurteilte die Diktatur, jene Unfreiheit, die den Menschen, insbesondere den schöpferischen Kräften, den geistig und künstlerisch Schaffenden, auferlegt war. Er litt äußerlich vielleicht weniger darunter als mancher andere, weil günstige Umstände ihm dieses und jenes erleichterten. So war er als Hauslehrer im Hause des Staatskanzlers Metternich tätig und durch die Fürstin Schwarzenberg, die Witwe des Feldmarschalls, in die Kreise des Hochadels eingeführt worden. Aber seine Entschlossenheit, Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit, mit denen er alle Dinge betrachtete, das gesunde Empfindungsvermögen, mit dem er das staatliche Leben klar und weitblickend zu beurteilen vermochte, das Verantwortungsgefühl er-

mahnnten ihn immer wieder, sich als Einzelner niemals außerhalb der Gemeinschaft zu stellen und Nöte und Sorgen, die Unfreiheit, die ganz Europa bedrückten, nicht zu übersehen.

Mit größtem Interesse verfolgte Stifter im Februar 1848 die Vorgänge in Frankreich: Guizot wurde gestürzt und Louis Philippe mußte abdanken. Die Orleans flohen nach England und die Republik wurde ausgerufen.

Im März kam der Sturm über Wien. Metternich dankte ab und verließ die Hauptstadt.

Das ganze Volk wurde von dem Glück und der großen Freude beherrscht. Niemand wollte und konnte abseits stehen. Auch Adalbert Stifter, der seinem Wesen nach ein Mensch der Stille, der Behutsamkeit, des Friedens war, nahm regsten Anteil. Er, der die früheren Zustände verworfen und oft mit Ironie und Bitterkeit über das Metternichsche Regime gesprochen hatte, war glücklich über die Wendung. Er feierte mit Betty Paoly, der Dichterin, die er, Stifter, den größten Lyriker Österreichs nannte, und mit Gustav Heckenast, seinem Verleger, der von Budapest nach Wien gekommen war, die festlichen Märztage. Er wollte gern an die Freiheit glauben, an die echte und wahre Freiheit, daß sie nun für die Völker wie für den Einzelmenschen gekommen sei. In seiner Begeisterung schrieb er: „Wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer, den anderen können alle Mächte der Erde nicht dazu machen.“ Er bemühte sich in Wort und Tat um die Wiener Märzvorgänge des Jahres 1848. Er schrieb in jenen Tagen seine bedeutsame Arbeit „Über Stand und Würde des Schriftstellers“, Aufsätze über die Themen Freiheit, Volksgesittung und Volkserziehung, „Wahlvorsicht“ und „Wen man nicht wählen soll“. Er ging als Wahlmann seines Wiener Stadtbezirks — zur Vorbereitung der Nationalversammlung — nach Frankfurt, ohne jedoch hernach bei den Parlamentssitzungen mitzuwirken oder auch nur zugegen zu sein.

Seine Begeisterung erlahmte schnell. Stifter war kein Mensch der Revolutionen, jener Auseinandersetzungen, die naturgemäß auch Wertvolles vernichten. Er kannte sehr wohl die Irrungen, denen das Volk, seine Masse, allzu leicht erliegt, jene Wirren, die das Menschliche gefährden und alle Vernunft und jede sittliche Würde zunichte machen.

Stifter war bitter enttäuscht von der Auswirkung der Geschehnisse. Er, der „die Zukunft des menschlichen Geschlechts“ gesichert und gewahrt haben wollte, sah nur Schreier und Eiferer auf den

Tribünen, die mit ihren hohlen und leeren Phrasen die Rechte der anderen angriffen und die eigenen Begierden befriedigten .

In heftigen Worten wandte er sich gegen diese Art von Umstürzern, indem er feststellte, daß sie es meistens sind, „die die ersprießlichsten Verbesserungen, welche die Besonnenen und Vorsichtigen eingeleitet haben, wieder zugrunde richten“.

Sein Ideal war die Freiheit. Und dieses Ideal war ihm ein reales Ziel. Die Freiheit, so sagte Stifter, die echte und wahre, die menschliche Freiheit, die nichts mit purer Ausgelassenheit und völliger Gleichheit gemein hat, entwächst der Selbstbeherrschung und dem Maß. Sie gehört zu den höchsten Werten und verpflichtet vor Gott. Sie macht den Menschen erst zum Menschen und unterscheidet ihn vom Tiere, das weder Tugend noch Laster kennt. Und lebten wir in unserem persönlichen Sein und im Hinblick auf das gemeinschaftliche Leben dieser Freiheit, beugten wir uns ihrem Gesetz, das will heißen: „Wären wir alle gut, vernünftig, gerecht und billig gegen den Nebenmenschen, und begingen wir keinen Eingriff in die Rechte des andern, so wäre kein Staat, kein Richter, kein Amt, kein Militär notwendig, höchstens brauchten wir eine Kommission, die dafür zu sorgen hätte, daß nicht durch Zufall ein Schaden oder eine Verwirrung entstünde, zum Beispiel durch Feuer, durch Gewitter, durch Krankheiten und dergleichen. Aber“, so fuhr Stifter fort, „weil es Menschen gibt, die mit Wegsetzung über alle Vernunft nur ihre Begierden befriedigen möchten, so sind Anstalten nötig, daß solche Menschen bei ihren Begierden nicht die Rechte anderer angreifen.“ Darum ist der Staat nötig, darum sind die Gesetze, die Richter, die Ämter und auch die Armeen nötig.

Er hieß die Freiheit den „Probstein der Charaktere“. Er ging so weit, daß er sagte: Selbstbeherrschung „bis zur Opferung des Lebens“, Maß „bis zur Verleugnung der heißesten Triebe“, ist nur in der Freiheit möglich.

So sehr Stifter die Errungenschaften der Märztage von 1848 zuerst bejahte, so klar und deutlich erwachsen ihm Befürchtungen für die Zukunft. Die Männer fehlten, die, jenseits von Eigennutz und Genußsucht, bereit waren, für das allgemeine Wohl zu sorgen und mit umfassender Kenntnis in den Staatsdingen, aus der „Rechtschaffenheit des Charakters und der festen Tugend des Herzens“ heraus, den Neuaufbau zu beginnen.

Aber Stifter sah immer wieder nur die Menschen am Werke, die in Wahrheit „die Feinde der Freiheit“ sind, jene Menschen, „welche

mit heftigen Begierden und Neigungen behaftet sind, die sie immer auf jedem Wege, der ihnen einfällt, befriedigen möchten“.

Er wandte sich auch gegen das „Junge Deutschland“, gegen jene Versemer, die Dichtung und Politik nicht voneinander zu trennen wußten, „die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die Schöne Literatur“ mischten und die Politik nicht „durch wissenschaftliche Staatsbildung“, sondern „in Versen und Deklamationen“ machten.

Aus bitterer Enttäuschung, zugleich aus tiefer Erkenntnis und weiser Voraussicht heraus, schrieb er bereits am 25. Mai 1848 an seinen Verlegerfreund Heckenast: „Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet, und viele meinen, die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von den früheren Systemen abgehen, aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit.“

In dem gleichen Briefe hieß es, daß er, Stifter, stumm sei, „bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht mehr bloß Meinungsgeossen“. Doch das wenige, was er sich „durch mannigfaltige Staats- und Geschichtsstudien eigen gemacht habe“, möchte er „gerne als Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen“. Stifter blieb nicht stumm, er griff immer wieder zur Feder, weil ihm das Wort, „dieser sanfte Ölweig“, von allzu großer Bedeutung war. Das Wort, „das gesänftigte, edle, ruhige, aber allseitig beleuchtende Wort“, sollte die Brücke schlagen, die von der Unfreiheit in die Freiheit führt, sollte dem Menschen die Ausrichtung, die sittliche Kraft, geben, wieder nach dem Rechten, dem Wahren und Ganzen, zu streben, das Maß als Selbstbeschränkung und die Freiheit als Selbstbeherrschung anzuerkennen.

Er schrieb den Aufsatz „Der Staat“, indem er sich mühte, die einzelnen Staatsgebilde und die verschiedenen Verfassungen zu läutern und zu deuten. Er verwies auf die Geschichte, aus deren Bereichen die Gegenwart zu begreifen ist, während andererseits die Gegenwart sich an der Vergangenheit entzünden muß. Diese Gedankengänge sind die ersten Wurzeln für das viele Jahre später erscheinende dreibändige Romanepos „Witiko“.

Stifter suchte in dem Wirrwarr und der Atmosphäre der politischen Ereignisse und Strömungen immer wieder die Ordnung, die sittliche Ordnung, die der festeste Grund für Maß und Freiheit ist. Aber diese Ordnung, nicht zu den unmittelbar bestimmten Gütern zählend, ist kein gesicherter Besitz, sondern sie muß täglich neu errungen werden.

Um aus dem Chaos des Umbruchs und der Umbildungen zu einer äußeren und inneren Ordnung im Staate zu gelangen, braucht ein Land Männer, die nicht „in Träumen, Deklamationen und Phantasien herumirren“, sondern die Charakter, „felsenfeste Ehrenhaftigkeit (die mögen wohl sehr viele haben) und felsenfeste Gründlichkeit (die mögen wenige haben)“ ihr eigen nennen.

Stifter kämpfte immer heftigst dagegen an, daß das Recht des anderen verletzt werde; wenn es aber schon geschehen, so forderte er, daß der Beschädigte wieder in sein Recht eingesetzt werde und Schadenersatz bekomme. Was für den einzelnen und die ihm zugehörige Gemeinschaft gilt, das muß auch für die Völker untereinander Gültigkeit und Bestand haben. Aus dieser Erkenntnis erhob er seine Stimme dafür, daß auch den Tschechen Recht und Freiheit, Gleichberechtigung gewährt werde.

Stifter war kein schlechter Patriot. Er liebte sein Vaterland und seine Heimat. Aber zugleich lebte er ein Leben lang dem Gedanken des Verzeihens und der Versöhnung. So wie der Einzelmensch nur glücklich ist, wenn er dem anderen helfen und nützlich sein kann, so wird auch ein Volk nur glücklich und wahrhaft frei sein können, wenn es die Freiheit und das Glück, den Ruhm der anderen Völker achtet und unangetastet gelten läßt.

Das Schicksal der Völker vollzieht sich wie das Schicksal eines jeden Menschenlebens in den gottgegebenen Naturgesetzen. Wo ein Volk das Bedingte über das Allgemeine stellt, nur das Einseitige, von einem Standpunkt Gültige anerkennt, wo es den Unterschied zwischen Gut und Böse nicht mehr spürt, da werden bald die Zeichen des Verfalls und des Unterganges sichtbar werden. Und das bedeutsame Wort Stifters: „Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß“, hat in allen Zeiten seine Bestätigung gefunden. Der Weg eines Volkes führt ins Dunkel, in den Abgrund, wenn es die Grenzen des Vernunftmäßigen und der Selbstbewahrung überschreitet und sich den Triebkräften der Leidenschaft hingibt.

Stifter sah in Heimat und Herkunft die reichste Quelle jeden schöpferischen Erlebens und zugleich das Bild einer kraftvollen Ordnung. Er fürchtete jedoch, daß auch diese Welt und ihre bewahrenden Kräfte im Menschen zerbrechen müßten, wenn Staat und Sitte ihre bändigende Gewalt verlieren würden. Um die gegebenen Werte, in die der Mensch hineingeboren ist und die er sich durch Mühen und Streben erworben und errungen hat, zu erhalten, gilt es immer wieder, einen Weg zu finden, der die Möglichkeit bietet, die allge-

meine Sittlichkeit zu heben und dadurch die äußere und innere Sicherheit der Gemeinschaft zu gewährleisten.

Stifter mühte sich für sein Volk, für die Menschheit im weitesten Sinne, diesen Weg zu finden, indem er sich mit der Kraft seiner starken Persönlichkeit für die Bildung und Gesittung, für die Volks-erziehung einsetzte. Er würde, so schrieb er an Heckenast, sein Blut dafür hergeben, wenn er die Menschheit „mit einem Ruck“ auf die Stufe sittlicher Schönheit erheben könnte. In Aufsätzen über „Mittel gegen den sittlichen Verfall der Völker“ und „über unsere sittliche Verbesserung“ nannte er die Kirche, die den Menschen das heilige Gut der Religion gibt, und die Schule, in der der Staat seine erste und heiligste Pflicht, den Menschen zu erziehen und zu unterrichten, ihn zum eigentlichen Menschen zu machen, erfüllt, „die zwei Hauptmittelwege“, die den sittlichen Verfall überwinden.

Außer der Kirche und der Schule, so betonte Stifter, gibt es noch eine Körperschaft, die der Erziehung und Verbesserung der Menschen im höchsten Maße dient: die Familie. Die Familie, als die „natürlichste, innigste und festeste Körperschaft“, gibt, wenn sie gut ist, dem Menschengeschlecht die höchste Würde und dem Staat die größte Vollkommenheit. Gott hat sie als „einen wunderbaren Zug von Scheu und zugleich von Annäherung in die Gemüter der zwei Geschlechter gelegt“. Aus den „schönsten und einfachsten Gefühlen“ des Menschenherzens ist sie gewachsen, um durch dieses Band den Menschen „erst sanft, gut und mitleidig“, zu einem „Wächter der Sitte und der Zukunft“ werden zu lassen. Deshalb, so sagte Adalbert Stifter, ruht der Staat am besten und am dauerndsten in einem wohlgeordneten Familienleben.

Es ist nicht nur die Sorge und der Kampf um das tägliche Brot, eine materielle Bedrängnis, gewesen, die Stifter sich um eine Schulratsstelle bewerben ließen, sondern vornehmlich auch das hohe Verantwortungsbewußtsein, das Pflichtgefühl, aus dem heraus er, um der guten Sache willen, dem Staat, seinem Volke und der geliebten Jugend dienen wollte. Er erkannte als dringlichste Aufgabe, die Bildung der unteren Stände für das Wohl und den Zusammenhang des Ganzen zu fördern und zu heben. Mit welch tiefem Ernste Stifter für eine Schulreform kämpfte und mit welch weiser Einsicht er bestrebt war, in seinem Amte zu wirken, bezeugt das Wort, das er den Zeitgenossen und Machthabern zurief: „Sucht nicht mit aller Kraft die hohe Wissenschaft nach ihrem höchsten Fluge zu leiten, sondern

sucht sie zu erhalten, daß sie nicht sinke, und wendet für die Zeit eure Augen und eure Kraft dem Bildungsbedürfnis des unteren Volkes zu, daß diese Bildung sich hebe, den Forderungen der Zeit entspreche und in ein Verhältnis mit der Wissenschaft komme, dann ist es Zeit, beide in ihrem natürlichen Verhältnisse den weiteren und höheren Gang gehen zu lassen.“

Es soll dies für das volle Gemeinschaftsverständnis des Staatsbürgers Adalbert Stifter sprechen, für die demokratische Gesinnung des Menschen, der immer ein Verkünder und Verteidiger des Guten, des Edelsten und Besten gewesen ist und sich niemals außerhalb der Gemeinschaft oder über die Allgemeinheit gestellt hätte.

Stifter, der den Landschullehrer einen der „wichtigsten Männer im Staate“ und die Landschule „die höchste Schule des Staates“ hieß, forderte, daß „nur weise, einfache, würdige, von jeder Leidenschaft und Unregelmäßigkeit entfernte Männer“ diese Stelle bekleideten, wie er andererseits, vom Staate her gesehen, eine tiefere und reichere Ausbildung und bessere Besoldung der Lehrerschaft verfassungsmäßig festgelegt haben wollte. Der Lehrer, häufig ein Sohn armer Leute, mußte durch die Mittel, die ihm der Staat gewähren sollte, sich ein feineres und umsichtigeres Wesen, „wodurch der Mensch auf den Menschen wirkt“, aneignen, um so einen starken Einfluß auf den jungen Menschen auszuüben und ihm den Weg zum wirkenden und einsichtsvollen Staatsbürger zu ermöglichen.

So wie der Mensch sich bemühen soll, die „reinstmögliche Menschwerdung“ anzustreben, sie zu erfüllen, so muß der Staat es als höchste und heiligste Pflicht betrachten, die Schule zu einer Anstalt zu machen, die als erste und letzte Aufgabe die Menschwerdung des Menschen gewährleistet.

Die Begriffe Recht und Gerechtigkeit, Maß und sittliche Vernunft bereits in dem jungen Menschen verankert, werden die Freiheit sichern, die Freiheit, die eigentlich „der leere Raum“ ist, „den die Menschen mit sittlichen Taten ausfüllen sollen“.

Stifters Gedanken über Bildung und Gesittung, über Volkserziehung — leider bis auf den heutigen Tag zu wenig bekannt und kaum beachtet — sind nicht eigentlich durch die politischen Ereignisse seiner Zeit oder durch die Übernahme des Schulratsamtes angerührt und geweckt worden, sondern sie sind, im Wesen und in der Tiefe dieser Persönlichkeit verwurzelt, der Reinheit seiner sittlichen Natur entwachsen.

Stifter ist ein Dichter gewesen, der in feinsten Abstufungen die

seelischen Momente gegeben hat. Aber in seiner Brust lebte zugleich der Politiker, der wirkende Staatsbürger, der sich niemals den realen Bedingungen und Möglichkeiten des täglichen Lebens verschloß, warnend zu seinem Jahrhundert sprach und für die Entwicklung der europäischen, abendländischen Welt den Einsatz des sittlichen Menschen zu Dauer und Gültigkeit forderte.

Jeder, „arm und reich, groß und niedrig, mächtig und schwach“, hat die Pflicht, sich als Kraft „in den Strom der Geschichte“ einzuschalten, um das Gebot seiner Stunde zu erfüllen, zu dem Höchsten hinzustreben, dem Höchsten, das Gott in seiner gewaltigen Schöpfung, der Herrlichkeit des Alls, den Menschen zugedacht hat. Besser werden, rechtschaffener und sittlicher, das ist unsere Aufgabe, durch deren Erfüllung wir den Sinn unseres irdischen Tuns finden und uns darüber hinaus dem Göttlichen wieder nähern.

In der Freiheit Maß zu halten, das Maß aus der Vernunftentwicklung zu gewinnen und zugleich zu erkennen: je höher diese Entwicklung steigt, um so größer wird die Freiheit sein, — das ist, von Stifter her gesehen, ein Ziel, das dem Staatsbürger gesetzt ist, jenes Ziel, das, die hilflosen Triebe und Leidenschaften bindend, nicht zu den absoluten Werten gehört, sondern vom Menschen täglich angestrebt und neu errungen werden muß. Der Staat selbst soll die höchsten Werte des öffentlichen, gemeinschaftlichen Lebens durch die Verfassung festlegen.

Die Verfassung ist das Maß der Freiheit. Sie nennt die Pflichten, die dem Staatsbürger auferlegt, die Rechte, die ihm gegeben sind. Die Verfassung ist der Ausdruck der Selbstbeschränkung und Selbstbestimmung eines Volkes, das tiefbegründete Zeugnis der Vernunftsentwicklung einer Nation.

In Stifters Denken und Fühlen verwirklicht sich die tiefste Erkenntnis Goethes, daß nur das Gesetz uns die Freiheit geben kann. In dem Gesetz des Volkes aber offenbart sich der gemeinsame Weg, den wir zu gehen haben, um ein anderes Gesetz, das Gesetz der reinen Menschlichkeit, zu erfüllen. Unser Schicksal ist in unsere Hände gelegt, so hat es Stifter erkannt, Gott hat uns den freien Willen und die Vernunft gegeben. „Dies ist unser Rang, dies ist unsere Größe.“

Stifters Schriften, seine Aufsätze und Artikel über Staatsbürgertum, über Volkserziehung und Gesittung sind gemeinverständlich gehalten, in so einfacher Art, daß sie den Regierenden und den Wählern zugänglich sind. In ihnen ist das Edle und Große des Men-

schentums verwurzelt, die Willensfreiheit, die verpflichtet, der Blick für die tragende Idee, die Unbefangenheit der Persönlichkeit vor jeder Autorität.

Die glühende Begeisterung für die Seele des österreichischen und deutschen Volkes hat ihn, den Dichter und Staatsbürger, zu einem Seher und Künder der hohen Gerechtigkeit der Geschichte werden lassen. Das Konkrete nimmt in seinen ethisch-politischen Arbeiten den breitesten Raum ein. Wo Skepsis und Verwirrung das Gesicht eines Menschen zu verwischen oder die Kraft eines Volkes zu erlöschen drohen, dort ruft Stifter die Menschen und die Völker auf, aus den Quellen der Vergangenheit ein neues Selbstbewußtsein zu schöpfen.

Der glücklichste und reichste, stolzeste Besitz, den wir aus Adalbert Stifters sittlich-politischen Gedankengängen und Aufzeichnungen empfangen, ist der Wille zur Selbsterkenntnis. Und die Selbsterkenntnis ist der erste gewichtige Schritt, der uns wieder wach und wirksam, tätig sein läßt.

Rubens und Rembrandt

Rubens und Rembrandt genießen unbestrittenen Weltruhm. Beide stammen aus den Niederlanden, ihre Wirkungsstätten, Antwerpen und Amsterdam, liegen nicht weit voneinander; sie gehören derselben Zeit des frühen Barock an — Rubens lebte 1577—1640, Rembrandt 1606—1669. Die Landesgrenzen, die ihre nahverwandten Volksstämme voneinander scheiden, haben sich erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch Religionskriege und die Entfremdung verschiedener Bekenntnisse herausgebildet. Welch ein fundamentaler Unterschied aber zwischen Rembrandt und Rubens sich auftut, offenbart sich beim Vergleich ihrer Werke. Je mehr man sich darin vertieft, um so gründlicher erscheint er.

Die Themen ihrer Bilder machen den Vergleich nicht schwer. Ihre Zeitumstände, ihre Bildung, der Drang zum Ungewöhnlichen waren bei ihnen die nämlichen, zum mindesten standen sie sich darin sehr nahe, und so fehlt es nirgends an den gleichen Vorwürfen. Ihre Verschiedenheit ist nicht so sehr in ihren religiösen Anschauungen als in ihren persönlichen Auffassungen und Qualitäten zu suchen. Der Aristokrat und Weltmann, der Schüler italienischer Malerei und einer weltweiten Bildung in Rubens steht dem Sohn des Volkes, dem fleißigen Bibelleser und Kenner des Amsterdamer Ghettos, dem Stubenhocker und Bahnbrecher des modernen Realismus in Rembrandt gegenüber.

Beginnen wir mit Gegenständen, die der christlichen Kunst seit jeher geläufig waren und bis zur Gegenwart lebendig geblieben sind, mit der Geburt des Heilandes, dem freundlichen Bilde der Heiligen Familie.

Die liebenswürdigsten Seiten seiner repräsentativen Gaben schüttet Rubens auf seine Heiligen Familien aus. Er erhebt sie zur Höhe seines aristokratischen Bewußtseins, zu Spiegelbildern des eigenen Fami-

lienglücks. In der stolzen, glückstrahlenden Erscheinung der Mutter glauben wir Abbilder seiner Gattin zu sehen; ihr Knabe ist kein Wickelkind, fast niemals jünger als drei oder vier Jahre, mit Vorliebe wird ihm der gleichaltrige Johannes als Spielkamerad gesellt, und das Fluidum einer glücklichen Familie begegnet in vollkommener Körperschönheit unserer Empfänglichkeit. Man spürt den Optimismus eines wahren Edelmannes in dem Genuß, ein ungetrübtes Beieinander erlesener Menschen uns vorstellen zu können. Aus menschlicher Würde wird schließlich eine Erhebung der Madonna mit ihrem Kind zur Himmelskönigin, die von anbetenden Heiligen und Engelscharen umschwärmt wird, zu der gewaltigen Apotheose des Antwerpener Hochbildes, in dessen Mitte sie auf erhabenem Throne die von der ganzen Christenheit verehrte Gottesmutter repräsentiert.

Die eigentlichen Weihnachtsbilder, die Anbetung der Hirten und der Könige aus dem Morgenlande, sind bei Rubens Prunkstücke des hohen Barockstils. Man trifft sie in vielen Museen Europas, großartige Schaustücke einer Glaubensinbrunst, die in den Angebeteten kaum mehr Menschen, sondern die Gewißheit göttlicher Herkunft erblickt. Hoheitsvolle Greise, königliche Gestalten in rauschenden Prunkgewändern umdrängen sie; ihre Erscheinung erhebt die Szene in eine Situation, die zum brünstigen Kniefall nötigt; was barocke Phantasie zur Erhöhung ins Übermenschliche ersinnen kann, wendet Rubens zur Verherrlichung des glückverheißenden Geschehens an: „denn Euch ist heute der Heiland geboren“ — der künftige Herr über die Welt.

Einmal in dieser prächtigen Folge macht er der Wirklichkeit die Konzession, den Knaben als hilfloses Wickelkind im Schoße der Mutter ruhen zu lassen, in einer Anbetung der Hirten. Ganz natürlich fehlt es hier an dem sonstigen Pathos; die Hirten betrachten das Kind mit der rein menschlichen Liebe zu einem Neugeborenen. Auch dies lag also nicht abseits von der alles umspannenden Vorstellung des Antwerpener Meisters.

Was er sich als seltene Ausnahme erlaubte, die Natürlichkeit einer irdischen Zusammenkunft, findet man bei Rembrandt als die Regel; und auch als Regel mit einer kostbaren Ausnahme: der Anbetung der heiligen Könige aus seiner Spätzeit (1657). Aber die Pompentfaltung dieses fürstlichen Besuches ist von tiefem Dunkel umschattet und geheimnisvoll eingebettet in schwermutsvolle Gelassenheit; in jene resignierende Stimmung seines Alterswerkes, die wir aus Selbst-

bildnissen und Männerköpfen als das letzte Wort kennen, das der von der Welt verlassene und ausgestoßene Greis den Nachgeborenen zu sagen hatte: das Geständnis eines tiefen, seelisch fundierten Zweifels an der Welt.

Rembrandts Heilige Familien und die wenigen Beispiele seiner Anbetungen durch die Hirten stehen von Anfang an auf einer anderen Ebene als der des Repräsentationsstücks. Ihm sind sie kein Gegenstand staunend verehrter Himmelsherrlichkeit. Bescheidene Leute, als die wir Josephs Familie in der Heiligen Schrift vorfinden, bleiben sie für seine Kunst. Die Zärtlichkeit und liebende Sorge der Mutter scheint ihm echter und ergreifender, wenn sie aus der Ärmlichkeit einer holländischen Kleinbürgerfamilie zu uns spricht. Er kennt nur Menschen von dieser Erde, Menschen aus seiner eigenen Umgebung, und er legt sein ganzes Gefühl in die Wahrheit, mit der ihre dumpfen Stuben, ihre Zimmermannswerkstatt und darin das einzige Glück ihres Daseins geschildert werden, das Erstgeborene in seinen Windeln. Die Spuren der Armut erkennt man schon in dem frühen Bild von 1631, und er variiert das Thema mit der Intensität seiner Helldunkelmalerei bis zu der Traulichkeit des Kasseler Familienbildes mit dem gemalten Vorhang und der herrlichen Ruhe auf der Flucht von 1647, die nichts anderes ist als eine nächtliche Landschaft mit dem einsamen Feuerchen, um das sich die verfolgte Familie ängstlich schart — einem Bild, das in erstaunlicher Weise zugleich die Vermutung bestätigt, daß Rembrandt durch seinen Lehrer Pieter Lastman von dem Frankfurter Elsheimer Kunde erhalten habe. Rubens hat diesen Maler der schönen Bäume und Lichtphänomene wahrscheinlich sogar in Rom persönlich um 1605 kennengelernt. Aber von einer Einwirkung seiner Kunst findet man kaum eine Spur bei ihm, während das Rembrandtsche Nachtstück uns auf den ersten Blick an Elsheimer erinnert. Die Wahlverwandtschaft der beiden hat sich durch weite zeitliche und räumliche Entfernung auf wunderbare Weise durchgesetzt: die Poesie des nächtlichen Waldes mit hohen Bäumen und einem Lagerfeuer, das einen kleinen Umkreis im Dunkel erhellt, entspricht der innersten Empfindung beider Maler — mögen sie in der malerischen Form noch so verschieden vorgehen.

Hier enthüllt sich uns das tiefere Wesen der Rembrandtschen Kunst, der letzte Grund seiner Differenz von Rubens. Sie liegt nicht allein in der Echtheit seines Realismus, der ihn alle Dinge in den Bereich sinnlicher Wahrscheinlichkeit einbeziehen und auch das höchste Göttliche in Menschengestalt kleiden ließ. Davon soll noch

ausführlicher die Rede sein. Was auf den ersten Blick ihn malerisch von Rubens scheidet, ist seine Auffassung des Lichtes als des wichtigsten Phänomens für seine Malerei.

Rubens, der Maler des blühenden Fleisches und üppiger Gewandmassen, rückt uns die Tatsache der Körperlichkeit in dramatischer Entfaltung vor Augen. Der imaginäre Bildraum wird von ihm bis an den Rand mit mächtigen Gestalten erfüllt. Seine Komposition, ob er sie in schwungvollen Diagonalen erregend ausbreitet oder in Auswägung von Körpern und Farbenmassen, im Zusammenballen oder in Bewegungsdynamik parallel zur Bildfläche anordnet: Rubens' Komposition dringt mit körperhafter Wucht auf uns ein, sie steht beständig im Vordergrund der barocken Bühne, sie wirft ihre ungestüme Dramatik uns entgegen, auch da, wo der Inhalt des Bildes ein eigentliches Beharren bedeutet. Sein immenses Kraftgefühl, das Element eines echten Barockmenschen, spricht nicht nur aus erregten Szenen, aus Löwenkämpfen und wilden Mythologien; es setzt sich überall durch, bis in die Sanftmut weiblicher Bildnisse, mit der er ihre herrliche Erscheinung — herrlich von Natur oder von Gnaden des Malers — uns triumphierend entgegenhält. Der vitale Optimismus eines feurigen Temperamentes verleugnet sich nirgends. Und so lieben wir ihn um der Kraft und Echtheit seiner Sinnlichkeit willen, vergessen dabei aber niemals die Überlegenheit seines durchdringenden Verstandes, der alle Dinge herrlich ordnet, sowohl die Dynamik seines Beweugungsrausches, der zur vollkommenen Wahrheit der Gebärden geläutert wird, wie die Überzeugungskraft des psychischen Ausdrucks. Gerade die geistige Stärke in der Motivierung von Gesten und Ausdruck ist es, die mit Deutlichkeit verstärkend neben den Eindruck sinnlicher Fülle tritt und Rubens' Gemälden die Frische unverwelklicher Jugend verleiht.

Gegenüber solcher Weltoffenheit und Aufgeschlossenheit für die Herrlichkeit der Erscheinungen bei Rubens zieht sich die Malerei Rembrandts mit Bedacht auf intimere Aufgaben zurück. Kein Zweifel: auch Rembrandt ist ein Bekenner des Barock, des aufgewühlten Zeitalters der Religionskriege — wie könnte er das anders sein, als Kind des bitter umkämpften Holland —, und so finden wir bei ihm in ausgiebigem Maße die Lust an prunkvollen Stoffen und kostbaren Geräten, das Funkeln von Gold und Edelsteinen da, wo es angebracht scheint, bei den Großen der Erde, den Hohepriestern und Reichen, aber auch an seiner geliebten Saskia und dem Aufputz seiner eigenen Erscheinung; finden aber vor allem das intensiv Malerische ver-

schnörkelter Gemächer und das Geheimnis spärlich erhellter Nacht: eine wesentlich andere Art von Barockbühne, die der schlichten oder leidenschaftlich erregten Handlung seiner Personen als Schauplatz dient. Sie ist aber nur selten mit der äußerlichen Kraft des Dramatischen angefüllt: Er zieht seine geballten Massen vom Vordergrund zurück in eine von Dunkel erfüllte Tiefe. Nicht bloß die Interieurs düsterer Stuben locken seinen Trieb, aus schwarzem Nichts das Thema herauszuentwickeln. Nachdrücklicher empfinden wir dies malerische Problem noch in den Szenen, die unter freiem Himmel verlegt sind. Wenn Rubens das Malerische durch Bewegung und Kontraste seiner Körpermassen aufbaut und sich auch in nächtlichen Szenen nicht weit von der blonden Helligkeit seines Kolorits entfernt, legt Rembrandt den vollen Nachdruck auf den Gegensatz von Licht und Dunkel.

Schon in den kleinen Gemälden seiner frühesten Jahre, zwischen 1627 und 1631, erscheint das beherrschende Phänomen einer unsichtbaren Lichtquelle, die wenige Gestalten, oft nur Gesichter aus dem umgebenden Dunkel heraushebt; besonders auffallend in der ersten Darstellung der Jünger in Emmaus von 1629, in der der pathetisch zurückgeworfene Christus sich als dunkle Silhouette vom erhellten Hintergrund und den entsetzten Gesichtern der Jünger abhebt. Überflüssig, auf die zahllosen Beispiele der Lichterscheinung hinzuweisen, die sich durch sein ganzes Werk ziehen und ihn als den großen Meister des Helldunkels berühmt gemacht haben. Ob das konzentrierte Licht dazu dienen muß, das Heilige als überirdische Erscheinung hervorzuheben, ob mit seinem jähen Hereinstürzen ins Dunkel zugleich das Gräßliche einer wüsten Katastrophe einen Nichtsahnenenden überfällt, wie bei der Blendung Simsons: nicht die Tatsache auffallender Bestrahlung ist das Maßgebliche, sondern das Wunder des Lichtes an sich, „das da scheint in der Finsternis“. Mit der Lichtwirkung verbindet sich oft eine außerordentliche Phantastik der architektonischen Situation, in welche die Menschen gestellt werden, und hier liegt es sehr nahe, von einer gemalten Bühne zu sprechen. Rubens liebt es, den Schauplatz seiner religiösen, oft ekstatischen Szenen mit der Pracht zeitgenössischer Baumassen zu umstellen, Säulen, Architrave und Gewölbe, die an die große Theatralik des viel späteren Padre Pozzo anklingen. Dies war nun Rembrandt in seiner Heimat, die echte Barockbauten nicht kannte, versagt. Um so mehr Phantastik wendet er an die Architekturen aus dem Heiligen Land; Bauten und Interieurs, die nie und nirgends errichtet wurden

und unsere Vorstellung eher nach Indien als nach Palästina locken. Damit überspringt er sein eigenes Jahrhundert und läßt Wirkungen aus dem Theater des 18. und 19. Jahrhunderts vor uns auftauchen; zauberhafte Räume, die nur mit den Mitteln der Bühne herzustellen wären und die Einbildung bis zu den hemmungslosen Erfindungen Gustave Dorés schweifen lassen.

Auch das Phänomen des Lichtes verdankt er augenscheinlich nur seiner eigenen Phantasie. Es gibt Vorläufer, von Elsheimer und Honthorst bis zurück zu Hans Baldung und seinem leuchtenden Christuskind auf dem Freiburger Altar von 1515. Aber Rembrandts Erlebnis ist auf eine Anregung von außen zurückzuführen. Es war innere Offenbarung, die ihm sein Genius vermittelte, und die der Leitstern über seinem Lebenswerk gewesen ist; eine Magie des Persönlichen, die mit keiner Einwirkung zu erklären ist. Hat es große Subjektivisten vor ihm gegeben: die wahre Leuchte des Subjektivismus wurde doch erst mit ihm geboren. Er steht abseits und völlig isoliert, er ist der große Einzelgänger, die aus sich allein schöpfende und neue Werte schaffende Persönlichkeit. Wollen wir seine Verwandten in der Folge kennen lernen, müssen wir bis zum 19. Jahrhundert vordringen, bis zu den Impressionisten der französischen Kunst und bis zu deutschen Malern wie Uhde, denen er unerreichtes Vorbild für ihre Verpflanzung der Christusgeschichte in eine unmittelbare Gegenwart gewesen ist.

Es versteht sich, daß Ausgangspunkt und Ziel des Impressionismus sehr anders aussehen als das Helldunkel Rembrandts, so weit voneinander geschieden wie orthodoxe Gläubigkeit von monistischem Atheismus. Jeder Blick auf eine Landschaft von Monet widerlegt die Annahme, als könnte diese Helligkeit etwa aus Rembrandtischem Dunkel entstanden sein. Aber die Eindringlichkeit und künstlerische Initiative beim Gestalten der Phänomene an sich schlägt gleichwohl über die Jahrhunderte eine Brücke und läßt alle epigonischen Versuche des 17. und 18. Jahrhunderts vergessen, Rembrandts göttliches Licht zu imitieren oder fortzuführen.

Konnte man das Lichtmotiv als Quelle seiner Transzendenz betrachten und als Urgrund aller Poesie, die er in seine Kunst legt, mit der er auch einfache Motive, wie den berühmten Mann mit dem Goldhelm in die Tiefe dichterischer Geheimnisse versetzt, so wiegt demgegenüber die durchgehende Schärfe seines Realismus noch schwerer in der Gewichtigkeit des Schöpferischen. Denn selbst die Lichtquelle, diese Erfindung eines malerischen Genius, ist in fast

allen Fällen auf natürliche Weise zu erklären — eine Kerze, eine Laterne, eine Fackel wirkt im Verborgenen, ein Sonnenstrahl bricht durch ein Fensterchen in die Finsternis des Gemaches. Es gibt für Rembrandts Empfinden nichts Übernatürliches. Christus und seine Umgebung wird mit allen Konsequenzen im Umkreis von Mühseligen und Beladenen geschildert, die er mit durchdringender Beobachtung erlebt und dargestellt hat. Das bis zum Grotesken gehende Widerspruchsvolle seiner Weise aber beobachtet man erst dort, wo er in übernatürliche Sphären übergreift und nie Geschautes auf die Erde zieht, bei Engelsvisionen und im Gebiete der Mythologie.

Der zum Himmel emporfahrende Heiland steht mit sicheren Füßen auf einer Wolke, und kleine Engelsbübchen mühen sich energisch damit ab, sie emporzuschieben; von selber schweben kann er augenscheinlich nicht. Wenn der Abgesandte Gottes Abraham an der Schlachtung seines Sohnes im letzten Augenblick hindert, fährt er mit Wucht hinab und packt den Arm des Vaters mit solcher Gewalt, daß ihm das Messer entfällt und durch die Luft saust; und nicht genug damit: Rembrandt begreift die fatale Situation mit bitterstem Ernst, der Alte hat seine Pranke rüde wie ein Schlächter auf das Gesicht seines Kindes gedrückt, um seine Gurgel für den Messerschnitt freizulegen. So zart Rembrandt sein Gefühl für Mutterliebe auszudrücken weiß: in der Echtheit von Roheitsszenen kommt ihm niemand gleich. Die Lebensgröße und Bildnähe in der riesigen „Blendung Simsons“ erspart uns nichts von der Grausamkeit eines Vorgangs, der an die schauderhaftesten Marterszenen barocker Bilder denken läßt, die Goethe so heftig abgestoßen haben. Fühllosigkeit in der Ausmalung körperlicher Schrecken ist ein Mittel, dessen direkte Aussage jene Hochzeiten des Malerischen nie verschmähen. Bei Rembrandt aber tritt sie so besonders erschütternd ans Licht — und ganz wörtlich: in die grellste Beleuchtung, die er vergeben kann —, weil er sich mit unerhörter Eindringlichkeit in das Geschehen versetzt und es absolut wahr haben und anschaulich machen will.

Allerdings findet man diese für den Barock bezeichnende Drastik der Schilderung nur in der Blütezeit seines jungen Ruhmes, in jenen Jahren, als er sich mit Saskia zusammen in übermütiger Laune gemalt hat. Nur in dieser Zeit rückt er lebensgroße Gestalten ganz in den Vordergrund und nähert sich dem kräftigen Körperideal von Rubens. Die gesteigerte Lautstärke in den Simsonbildern, in mehreren Darstellungen Abrahams, in seinen und Saskias Bildnissen um 1635 bedeuten wohl so etwas wie ein Eingehen auf das Ideal der Gewalt-

pose, der kriegerischen Geste, wie sie der Dreißigjährige Krieg zur europäischen Mode erhob. Es sind nicht die sympathischsten Bilder des dreißigjährigen Meisters. Die seelische Distanz seines Lichtzaubers, seiner in den Mittelgrund zurückverlegten Handlungen hat für eine Weile der Vorliebe fürs Auftrumpfen Platz gemacht. Mit herausforderndem Gelächter hebt er sein Glas dem Betrachter entgegen und freut sich seines Daseins, dem Fortuna hold ist.

Welchen Begriff kann man für seine präzise Wiedergabe sinnlicher Wahrscheinlichkeit einsetzen? Die Armeleutmalerei vom Ende des 19. Jahrhunderts tat sich viel darauf zugute, das Häßliche, Abstoßende und Ärmliche mit vollkommener Aufrichtigkeit vor uns aufzubauen. Aber dieser Realismus, in der Folge des impressionistischen Prinzips aus dem Materialismus einer entgötterten Welt entsprungen, war ideenlos. Er gelangte bis zu völliger Ablösung vom Geist. Häßlichkeit um der baren Häßlichkeit willen konnte niemals einen so durchaus religiösen Mann wie Rembrandt begeistern. Er suchte die Wahrheit und fand sie auch im Gräßlichen; ihm erschloß sich die Wirklichkeit vergangener Historien in der unbedingten Konsequenz einer Darstellung, die aus gegebenen Prämissen unerbittliche Folgen zog. Wir verehren in ihm den Meister eines Realismus, der nicht von außen an die Darstellung der Dinge herantritt, sondern ihren inneren Zusammenhang, ihren Geist und ihre Seele durch Wiedergabe naturnaher Züge vermittelt.

In nächtlicher Stille ruhen Hirten mit ihren Herden im Freien. Wie sollten sie nicht zu Tode erschrecken, wenn aus dem Himmel ein blendendes Lichtmeer aufbricht und leibhaftige Engel ihre Stimme erschallen lassen! Da stürzen die Tiere in rasender Flucht davon, und Hirten schließen sich ihnen in panischer Kopflosigkeit an. Rembrandt nimmt die Erscheinung vom Himmelsboten eben wörtlich; gab es einmal überirdische Wesen, wie die Bibel uns lehrt, so konnten sie auf die Menschen nicht anders wirken als Erscheinungen schreckender Dämonen. Der Engel, welcher Christus aus dem Todesschlaf erweckt, hebt den schweren Deckstein über dem Grabe mit so betont physischer Gewalt empor, daß die darauf schlummernden Wächter kopfüber hinunterpurzeln und andere, aufgeschreckt, zu ihren Waffen greifen. Rembrandt als dem wahren Realisten und Protestanten kann das Wunder sich nur auf physisch begreifliche Weise vollziehen; Engel sind Geschöpfe mit menschlicher, aber gewaltig gesteigerter Muskelkraft. Nur eben: an die Realität von Engeln war nicht zu rühren. Was in der Bibel stand, blieb unerschütterliche Wahrheit,

blieb Voraussetzung seiner Kunst, und es kam seinem Wirklichkeitsbedürfnis nur zu, ihre Existenz bis zum Äußersten glaubwürdig zu machen und mit irdischen Verhältnissen auszugleichen.

Gegenstück zu dem Grausigen ist das Lächerliche der *Groteske*. Es fehlt daran nicht in dem weiten Feld seiner Phantasie; es kommt um so selbstverständlicher, als der Gegenstand fremdartig wird für den Bewohner der Handelsstadt Amsterdam, und darum nur noch anziehender. Aber hier neigt sich die Schale des Urteils bedenklich nahe zur Bemerkung unfreiwilliger Komik, weil der totale Realismus mit der Vorstellung idealer Dinge nicht übereinstimmen kann. Minerva, als bücherlesender Blaustrumpf dargestellt, kann nur Heiterkeit erwecken, und das wohl unbedingt wider die Absicht. Was reizte Rembrandt an einer Personifikation der Göttin Bellona? Der blinkende Harnisch mitsamt Helm und Schild auf dem Leibe eines dümmlichen Modells war vielleicht ein malerischer Anlaß; im Zusammenhang mit der gänzlich unkriegerischen Person wird er zum „vollkommenen Widerspruch, gleich geheimnisvoll dem Klugen wie dem Toren“. Man denkt an die gleichzeitigen antiken Allegorien und Götter, mit denen Rubens souverän zu wirtschaften verstand, und findet bei ihm eine Glaubwürdigkeit, die aus der bildenden Macht seiner Vorstellungskraft stammt — die aber Rembrandts an das Modell gebundene Darstellung auch bei glänzender Malerei nicht erwirken kann. Hier sind dem Realismus doch wohl unübersteigliche Grenzen gesetzt. Er stößt an das verschlossene Tor des echten Idealismus.

Beide Maler haben Ganymed geschildert, wie er vom Adler in die Lüfte entführt wird. Bei Rubens wurde es ein durchschnittliches Stück unter seinen zahlreichen Mythologien, nicht eben groß empfunden im Sinne der machtvollen Symbolik, die Goethes Gedicht und das letzte Gemälde von Hans von Marées zu gestalten wußten; aber auch nicht gerade schwach und gar nicht anstößig. Rembrandt versetzt sich ganz und gar in das Entsetzen eines vom Raubvogel gepackten Kindes (eines etwa Zweijährigen). Es brüllt und strampelt, es weint und hinterläßt noch andere Spuren in seiner Furcht, und alles in lebensgroßer Ausgabe. Will man den Begriff des Grotesken mit Anschaulichkeit illustrieren, den Widerspruch zwischen erdachtem Gehalt und unzureichenden Mitteln: kein besseres Beispiel stände uns zur Verfügung. Auch dies wäre barock zu nennen.

Einmal ist Rembrandt das Groteske in einer bis zum Erhabenen gesteigerten Form gelungen, wo das Komische mit dem echt Dämo-

nischen sich paart, im Raub der Proserpina, einem Bild, das er mit 26 Jahren malte. Zur Dramatik des Momentes, der Überraschung eines Menschenraubes durch überirdische Gewalt, gelangt er durch den Gegensatz des furchtbar prächtigen Götterwagens mit den pechschwarzen Rappen zu dem sehr weiblich ausgedrückten Widerstand der Proserpina samt ihren Zofen, die sich schreiend an ihre Röcke anklammern und mitgerissen werden. Die Wildheit des chthonischen Phänomens kann nicht eindrucksvoller untermalt werden als es durch die realistische Drastik der Gegenwehr geschieht. Die Vision ist überzeugend; so und nicht anders muß das Unheimliche geschehen sein, und die fahle Dämmerung eines Unterweltlichtes tut das Ubrige hinzu.

So selten eigentlich humoristische Momente in Rembrandts Werk auch auftauchen, ganz fehlen sie nicht. Ein verschollenes, nur im Stich uns erhaltenes Bild stellt die Trunkenheit Lots mit seinen Töchtern dar. Der Alte wälzt sich wiehernd vor Vergnügen auf seinem Lager, und die Töchter blicken zweideutig listig auf ihren vielversprechenden Erfolg. Das Anstößige des Vorgangs durch Fidelität der Auffassung zu mildern, war wohl das gute Recht eines Künstlers, dem nichts Menschliches fremd geblieben ist. Und so malt er sich auch selber als Zecher (der er an sich keineswegs war) mit erhobenem Glas, seine frisch eroberte Saskia auf dem Schoß. Schärfere Beobachter werden Vergleiche ziehen mit dem Selbstbildnis von Rubens und seiner ersten Gattin in der Geißblattlaube und dessen Vornehmheit und Feinheit in den Beziehungen der Gatten der zügellosen Weinseligkeit des Holländers gegenüberstellen — der Ausdruck weltvergessenen Sinnenglücks ist gleichwohl von einmaliger Gültigkeit. Ein so hemmungsloser Ausbruch von Glücksgefühl war dem einsam schaffenden Künstler wohl zu gönnen. Denken wir an das Unglück, das ihn nur zu bald heimsuchen sollte, an den Absturz in Schande und äußerstes Elend, der seinen Lebensabend verdüsterte, dann erscheint das Bild uns wie eine Mahnung daran, daß die Götter den allzu früh Frohlockenden gern verderben.

Man darf auch nicht übersehen, zu welch seelischen Erschütterungen Rembrandt hinabsteigen konnte; ein Gebiet, das Rubens nicht mehr zugänglich war und das mit Rembrandts Werten und Schwächen untrennbar verbunden war. Schon seine frühesten Bilder der Leidener Zeit enthalten Motive eines ungewöhnlichen Einblicks in psychische Abgründe. Am stärksten erschüttert wohl Judas, der dem Hohepriester die 30 Silberlinge vor die Füße wirft und sich in den

Qualen der Reue und Verzweiflung windet. Auch mit dem Sünder, den die christliche Lehre in den untersten Abgrund verdammt hat, empfindet der junge Maler jenes Mitleid, das die Pforten der Hölle sprengt. Wer sich dergestalt selber anklagt und bereut wie dieser Judas, kann nicht verworfen werden; wohl aber seine gefühllosen Gegner, die ihm pharisäisch abwinken: „Da sieh du zu!“ Welche Wahrheit in der Todesangst des armen Verräters; er biegt seinen entblößten Hals dergestalt, daß man schon die Schlinge spürt, in der er seinem verfehlten Dasein ein Ende setzen wird.

Nicht minder ergreift eine seiner spätesten Darstellungen, Saul, vor dem David die Harfe spielt, von 1665. Die Ungeschicklichkeit, mit der die erregende Motivation in die Ecke gedrückt ist, der harfende Judenjüngling, verblaßt vor der Gestalt des Königs, dessen bedrängtes Gemüt sich unter dem Einfluß der Musik in einem Strom von Tränen löst. Es gibt wenige Gebärden, die sich so unauslöschlich dem Gedächtnis einprägen, wie die bewußtlose Geste, mit der Saul einen Vorhang ergreift, um sich die Tränen abzuwischen.

Werfen wir noch einen vergleichenden Blick auf die gesamte Erscheinung der beiden Großen, so erkennen wir zwischen ihnen eine Überkreuzung von Vernunft und Irrationalität. Zweifellos hat der Katholizismus den Vorzug einer höheren Transzendenz für sich; der Protestantismus neigt von Anbeginn zu rationalistischer Auffassung von Gott und Welt. So müßte der strenge Katholik in Rubens uns das Widervernünftige vermitteln, der Protestant in Rembrandt das rationale Prinzip. In Wahrheit verhält es sich wohl umgekehrt. Rubens bleibt auf den Gefilden der Erde, seine Werke sind blühende Geschöpfe eines von Sinnlichkeit und Vernunft beflügelten Weltsinns, sie erquicken uns durch ihre gediegene Natur und die Freude an sichtbarer Schönheit. Während Rembrandt der Schöpfer einer irrationalen Lichtwelt ist, die zwar ihre Mittel der unmittelbaren Anschauung der Wirklichkeit entleiht, in der Transzendenz ihrer Absichten aber, im aufgewühlt Seelischen das wahre Element und ihre über die Jahrhunderte reichende Wirkung findet. So ist es kein Wunder, daß sie sehr unterschiedlich auf die Menschen gewirkt haben, und daß es immer schwer sein wird, die Liebe zu dem einen mit der Andacht zum andern zu vereinen.

Herren und Knechte

Mein Herr, Don Cristobal, so erzählte ein alter Neger, war kein schlechter Herr, und andere von uns sind ärger drangewesen. Aber er hatte mich einmal mit sechzig Hieben bestrafen lassen, und damals faßte ich einen Zorn gegen ihn. Ich meinte nämlich, es sei zu Unrecht geschehen. Das meint man leicht, solange man noch keine weißen Haare hat. Was der Anlaß der Strafe war, das weiß ich heute nicht mehr, so etwas vergißt sich, aber das Weitere ist mir noch sehr genau rememberlich. Zwischen diesem Weiteren und jener Bestrafung sind viele Jahre gelegen, vielleicht zwanzig oder noch mehr. Während dieser Jahre hatte mein Zorn mich verlassen, ich tat meine Arbeit und dachte nicht mehr an die alte Geschichte.

Don Cristobal hatte eine Frau, eine schöne mit sehr heller Haut. Sie hieß Donna Maria, und sie hatten drei Kinder, hübsche Kinder und freundliche Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, die hießen Pedro, Antonio und Juanita. Sie hatten mich gern und kamen oft zu mir und brachten mir allerlei Geschenke, und ich hatte sie auch gern, besonders die kleine Juanita, obwohl sie mich oft in meiner Arbeit störten, wenn sie ihren Mutwillen mit mir treiben wollten. Ich arbeitete aber als Gärtner. Der Garten meines Herrn war sehr groß und reichte bis ans Meer. Der Strand war flach, aber dicht vor dem Ufer lag eine kleine Klippe, die recht steil in die Höhe stieg. Auf ihr stand ein alter Wachturm, etwas höher als ein zweistöckiges Haus, und vor meinen Lebzeiten hatte dort immer einer von den Leuten des Herrn Wache stehen müssen, um nach Flibustierschiffen auszuschaun, später aber war die Seeräuberei in unseren Gewässern unterdrückt worden, und da brauchte man eine solche Vorsicht nicht mehr, und so diente der Turm jetzt als ein Schuppen, in welchem die Gartengeräte verwahrt wurden. Vielleicht hatte man früher auch gedacht, in irgendeiner Not werde man sich auf den Turm retten

können; darum war die Brücke, die ihn mit dem festen Lande verband, zum Hinaufziehen eingerichtet. Aber von dieser Einrichtung wurde kein Gebrauch mehr gemacht, und nur ein paar Male im Jahr zog ich die Brücke auf und ließ sie wieder hinunter, um zu sehen, ob sie noch in Ordnung war.

Eines Nachmittags war ich im Turm, um etwas an den Gartengeräten auszubessern, da kam Donna Maria mit den Kindern durch den Garten gegangen. Sie war sehr schön angezogen wie immer, rosenfarben und weiß, und in der Hand trug sie einen Stock, den sie beim Spaziergehen mitzunehmen pflegte. Er war mit bunten Bändern verziert, und oben darauf saß als Knopf eine Kugel aus einem blanken, milchigen Stein. Sie kamen alle vier zu mir in den Turm und stiegen dann die Wendeltreppe hinauf, um der Unterhaltung wegen oben von der Plattform aus den Blick auf das Meer zu haben und nach den Schiffen zu sehen. Und weil Donna Maria mich während des Hinaufsteigens irgend etwas fragte, so ließ ich von meiner Arbeit ab und stieg hinter der Herrschaft ebenfalls hinauf, um Auskunft geben zu können, und so kamen wir denn auf die Plattform, nachdem ich ihnen die Falлтür aufgestoßen hatte.

Im Turm war es nicht sehr hell, aber oben lag der Sonnenschein, und man war immer ein wenig geblendet, wenn man hinaufkam. Darum senkte ich den Blick, und er fiel auf den Knauf des Stockes, den Donna Maria in der Hand hatte. Ich sagte schon, daß dies eine Kugel aus einem geschliffenen Stein war. Er nahm den Glanz der Sonne wohl in sich auf und spiegelte, aber wegen seiner milchigen Beschaffenheit blendete er nicht und hatte doch gleichzeitig etwas Durchscheinendes wie ein dünnes Gewölк, und wenn Donna Maria eine winzige Bewegung mit der Hand machte, so änderte sich sein Aussehen, und das war, als geschähe irgend etwas in seinem Inneren. Ich weiß nicht, wie das zuging, aber ich fühlte, daß ich meinen Blick plötzlich nicht mehr von der Steinkugel lösen konnte, als sei eine Starre über mich gekommen, und so mußte ich dem folgen, was in ihr geschah.

Die kleine Juanita, die damals vielleicht sieben Jahre alt war, lachte plötzlich auf und sagte zu Donna Maria: „Wenn er jetzt die Zugbrücke aufzöge, dann wären wir von der ganzen Welt abgeschnitten, und es könnte mit uns geschehen, was da wollte. Ach, bitte, Mutter, sage ihm doch, daß er die Zugbrücke aufziehen soll!“

In diesem Augenblick ging mit mir eine vollständige Veränderung vor. Nämlich ich stand wieder gefesselt am Pfahle und erduldet

jene Peitschenhiebe, die doch mein Körper längst verschmerzt und meine Seele längst vergessen hatte. Zugleich aber verstand ich, daß nun Don Cristobals Frau und Kinder in meine Hände gegeben waren und daß dies die Stunde war, in welcher mein Zorn gesättigt werden mußte.

Ohne meine Augen von der Kugel abzuwenden, sagte ich: „Das braucht deine Mutter mir nicht erst zu befehlen, das werde ich von selber tun, und nun werdet ihr alle sehen, was weiter sein wird.“ Und nach diesen Worten sprang ich die Wendeltreppe hinunter und griff nach der Winde und zog die Brücke in die Höhe. Danach eilte ich wieder hinauf und fühlte alle die blutigen Wunden auf meinem Rücken brennen, als seien sie mit Salz eingerieben worden, und vor meinen Augen hatte ich einen roten Feuerschein. Ich nahm Donna Maria in meine Arme und trug sie hinunter, und sie fühlte sich an wie eine Leblose und hat auch keinen Laut von sich gegeben. Unten ließ ich sie los, und da ich sah, daß die Kinder auf der Treppe nachgekommen waren, so jagte ich sie mit schrecklichen Worten wieder hinauf auf die Plattform, und hinter ihnen zog ich die Falltür zu, die von oben nicht geöffnet werden konnte. Dann kehrte ich zurück und warf Donna Maria auf die Bastmatte und tat mit ihr nach meinem Wohlgefallen und kümmerte mich nicht darum, daß sie jetzt flehte und wimmerte und auch aus allen Kräften um Hilfe schrie. Zuletzt ergriff ich eine Hacke und schlug damit auf sie ein, bis ihr Kopf ein blutiger Klumpen war und sich nicht mehr merken ließ, ob sie noch einen Atem hatte oder nicht.

Als dies geschehen war, kehrte ich zu den Kindern auf die Plattform zurück. Diese hatten inzwischen laut geschrien, und ihr Schreien hatte sich mit Donna Marias Schreien verbunden, und so kamen allerlei Leute durch den Garten auf das Ufer zugelaufen. Unter diesen erkannte ich in der Ferne auch meinen Herrn, Don Cristobal. Da wartete ich noch eine Weile, bis er näher herangekommen war, damit er seine Strafe recht aus der Nähe mit Augen ansehen konnte, und ich kümmerte mich nicht um das Geschrei der Leute am Ufer und nicht um das Schreien und Weinen und Bitten und Schmeicheln der Kinder, sondern ich sang, so laut ich konnte, ein Lied, das ich einmal in meiner frühesten Jugend gehört, später aber vergessen hatte und nun plötzlich wieder in meinem Gedächtnis vorfand. Es war ein Lied von allen Leiden, welche den Schwarzen durch die Weißen zugefügt worden sind, und es wurde darin aufgerufen, man möge zur Rache alle Herrschaft zum Tode bringen mitsamt den Frauen und den Kindern;

niemand dürfe sein Leben behalten. Und als ich das Lied zu Ende gesungen hatte, da war auch Don Cristobal schon hart am Ufer. Da packte ich Pedro und warf ihn über die Brüstung hinunter auf den Felsenboden der Klippe, und da blieb er liegen und hat sich nicht mehr gerührt. Und ebenso verfuhr ich mit Antonio.

Am Ufer war ein Schreien und Jammern, daß es nicht zu sagen ist. Einer aber von den weißen Leuten des Don Cristobal erhob eine Pistole und wollte auf mich schießen; indessen schob ich geschwind die kleine Juanita vor mir gegen die Brüstung, und so mußte er die Pistole wieder sinken lassen. Und von nun an ließ ich das Kind nicht mehr aus den Händen, sondern achtete darauf, daß ich es immer vor mir hatte. Überhaupt war ich nun in einer großen Ruhe und verfuhr in allem mit Überlegung. Mein Blick war auch ganz klar und frei geworden, und ich hatte keine roten Schleier mehr vor den Augen.

Ich winkte den Leuten unten am Ufer, sie möchten verstummen und anhören, was ich ihnen zu sagen hätte, und nach einer Weile brachte ich es dahin, daß aller Lärm aufhörte und ich mich vernehmlich machen konnte.

Nun erzählte ich meinem Herrn, was ich mit seiner Frau vorgenommen hatte, jedoch einstweilen noch ohne jener alten Bestrafung zu gedenken, und ich tat es mit den ärgsten Worten, die ich finden konnte. Damit aber niemand denken sollte, es sei nur ein leeres Gerede, stieg ich die Wendeltreppe hinunter und holte den Leichnam der Donna Maria nach oben. Hierbei brauchte ich die Vorsicht, daß ich Juanita mit mir hinunter und auch wieder hinauf nahm, denn sonst hätte es ja geschehen können, daß sie Juanita zugerufen hätten, sie möchte sich von der Falltür entfernen und sich zur Seite halten, und da wäre ich beim Wiederauftauchen aus der Falltür durch den Kopf geschossen worden.

Nun zeigte ich allen den Leichnam, und dann warf ich ihn über die Brüstung, und er kam gerade zwischen den Leichen der beiden Knaben zu Boden.

Ich wartete noch eine Zeitlang, bis es am Ufer wieder still geworden war, denn inzwischen hatten sie von neuem mit Schreien und Klagen angehoben, und dann sagte ich zu meinem Herrn: „Gnädiger Herr, Don Cristobal! Erinnerst du dich, daß du mir in meinen jungen Jahren einmal sechzig Peitschenhiebe hast geben lassen? Ich habe dir das nicht vergessen, und heute empfängst du deine Strafe. Du hast jetzt keine Frau mehr, und du hast jetzt keine Söhne

mehr, und es bleibt dir nichts als deine kleine Tochter Juanita, welche ich hier in meiner Gewalt habe. Was meinst du, daß mit dieser geschehen soll?"

Da hob Don Cristobal an zu flehen und zu bitten um Gottes und um aller Heiligen willen, und er versprach mir die Freiheit und ich weiß nicht wieviel Goldstücke, und er würde mich ungestraft fortgehen lassen, und auch keiner von seinen Leuten sollte irgendeine Rache an mir üben dürfen.

Ich ließ ihn eine ziemliche Weile so reden, ohne ihm zu antworten. Darauf aber befahl ich ihm, niederzuknien und alle diese Versprechungen mit einem Eide zu bekräftigen. Dies tat er, und zur Belohnung sagte ich ihm nun, ich sei bereit, nicht ohne weiteres seine Tochter zu töten, sondern erst noch mit mir reden zu lassen und zu erwägen, welch weitere Bestrafung ich ihm aufzuerlegen gedächte, denn mit dem bisher Geschehenen sei sein Vergehen noch nicht genugsam abgebußt.

Ich begab mich unter Mitnahme Juanitas nun abermals nach unten, und als ich wieder auf die Plattform zurückkehrte, da hatte ich ein sehr scharfes Gartenmesser mitgebracht; das schleuderte ich ans Ufer, doch so, daß es im Niederfallen niemanden verletzen konnte.

„Mit diesem Messer, das ich so oft in der Hand gehabt habe“, rief ich, „mit diesem Messer wirst du, Don Cristobal, gnädiger Herr, dir hier unter meinem Angesicht mit deinen eigenen Händen die Nase abschneiden, damit nicht nur du eine Erinnerung an deine gerechte Bestrafung hast, sondern auch alle anderen Menschen bei deinem Anblick immer an sie erinnert werden. Tust du aber nicht, was ich dir aufgetragen habe, so wird deine Tochter in den nächsten Augenblicken den Weg ihrer Brüder gehen müssen.“

Gleich danach aber verbesserte ich mich und sagte: „Nein, das ist nicht richtig, denn nicht den Weg ihrer Brüder, sondern den Weg ihrer Mutter wird sie zu gehen haben.“

Nach diesen Erklärungen heulte und bettelte er wie ein Tollsinniger, doch ließ ich mich nicht bewegen, von den Befehlen, die ich erlassen hatte, etwas zurückzunehmen. Aber wie nun die Vollstreckung meiner Befehle im einzelnen vor sich ging, das kann ich nicht mit klaren Worten erzählen, denn obwohl ich alles genau und mit gierigen Blicken beobachtet habe, so ist es doch, als hätte ich es nicht gesehen. Ich kann dir das nicht erklären, aber wahrhaftig, es ist so, und so will ich mich hierbei nicht aufhalten. Als es vollzogen war, da sagte ich: „Deine Nase, gnädiger Herr, Don Cristobal, hat

sich nicht schuldig gemacht, und so hat sie auch nicht zu ihrer, sondern zu deiner Bestrafung abgeschnitten werden müssen. Anders aber verhält es sich mit deinen Ohren. Diese haben sich unmitteilidig geschlossen, wenn jemand dich um Erbarmen gebeten hat und um den Nachlaß einer verordneten Strafe. Darum wirst du mit diesem selben Messer, das ich so oft in der Hand gehabt habe, dir hier unter meinem Angesicht mit deinen eigenen Händen nun auch die Ohren abschneiden, und nicht nur so ein Eckchen, sondern ganz und gar, so daß jedermann es schon von weitem erkennen und sich eine Lehre daraus ziehen kann. Wenn das geschehen ist, so werde ich dir deine Tochter unverletzt zurückgeben, nicht deinetwegen, der du kein Erbarmen verdienst, sondern ihretwegen, die mir nie ein Leid angetan hat. Weigerst du dich aber, so weißt du, was ich unverzüglich mit Juanita vornehmen werde."

Es ging nun wieder so zu wie vorhin beim Abschneiden der Nase, und so will ich auch hiervon nichts einzelnes erzählen.

Als der von mir erlassene Befehl ausgeführt war, da sagte ich: „Gnädiger Herr, Don Cristobal! Deine alten Untaten sind nun gesühnt, und deine Strafe ist vollendet. Aber ich kann deinem Eide nicht glauben, und selbst wenn du die Hand nicht gegen mich erheben wolltest, so weiß ich doch, daß irgendein anderer von den Weißen etwas gegen mich unternehmen würde, und so könnte ich in alle Zukunft nicht ungekränkt bleiben. Darum habe ich beschlossen, dir mein Versprechen nicht zu halten, sondern mit deiner Tochter und mit mir selber so zu verfahren, wie ihr alle es gleich sehen werdet."

Hierauf schleuderte ich das Kind, das sich an mich zu klammern trachtete, hinunter. Ich wußte, daß nun gleich das Schießen anheben würde. Vor diesem brauchte ich mich freilich nicht zu fürchten, denn jetzt, da ich mit den Leuten am Ufer nichts mehr zu reden hatte, jetzt konnte ich mich ja auf den Boden der Plattform werfen, da hätte die Brüstung mir Schutz geboten, oder ich konnte mich auch auf die Wendeltreppe im Innern des Turmes begeben oder mich unten im Turm aufhalten. Aber verlassen hätte ich den Turm ja doch nicht mehr können, und ich hatte nun meine Rache gesättigt, was also blieb mir weiter zu wünschen oder zu erwarten? Darum dachte ich mich über die Brüstung zu schwingen, um ebenfalls unten zerschmettert zu werden.

Ich streckte also die Hand nach der Brüstung aus und wollte schon das eine Bein anheben. Aber da hörte ich Donna Marias Stimme

sagen: „Ach, wozu denn, Juanita? Mag doch die Zugbrücke unten bleiben. Sieh lieber, wie hübsch das Schiff dort aussieht! Das ist doch wie ein weißer Vogel, der sich auf dem blauen Wasser niedergelassen hat.“

Als ich diese Worte hörte, da löste ich ohne Mühe meinen Blick von der Steinkugel und hob ihn auf, denn zugleich hatte wohl Donna Maria eine Bewegung gemacht, durch welche der Stock mitsamt dem Knauf aus dem Sonnenlichte in die Beschattung ihres Körpers geraten war.

Donna Maria aber hob ihre hellhäutige Hand und deutete auf eins der Schiffe in der Ferne, und die drei Kinder freuten sich an dem Anblick und redeten nun allerhand Dinge, wie Kinder sie reden. Ich sah mich um, aber auch am Ufer oder in der Tiefe des Gartens war von all den Leuten, die zuvor dagewesen waren, nicht ein einziger mehr zu erblicken, weder Don Cristobal noch sonst jemand.

Während ich mich noch umsah, hörte ich, wie Donna Maria mit ihrer freundlichen Stimme mich fragte: „Was ist denn mit dir? Du zitterst ja. Bist du am Ende krank?“ Antonio aber lachte und stieß mich in die Seite und sagte: „Mach doch nicht so ein Gesicht! Hast du vielleicht noch nie ein Schiff gesehen?“

Hierauf wußte ich nichts zu antworten.

Alsdann haben sie noch eine kleine Weile nach den Schiffen geschaut und dies und jenes dabei geredet, und dann sind sie gegangen. Ich aber bin in einer solchen Verwirrung gewesen, daß ich kein Wort habe sagen können, auch als Juanita nach ihrer Gewohnheit mir auf den Rücken sprang und mir allerlei drollige Pferdenamen gab und sich von mir die Treppe hinuntertragen ließ bis an die Brücke. Die Brücke aber war nicht aufgezo-gen.

Ich habe dann diesen ganzen Tag und auch die ganze Nacht in großer Nachdenklichkeit und in großer Beklemmung hingebracht, und am nächsten Morgen bin ich zu meinem Herrn gegangen und habe ihm alles erzählt.

Don Cristobal hörte mich an. Während meiner Erzählung sah ich auf sein Gesicht, ob ich vielleicht aus seinen Mienen erkennen könnte, wie er es aufnehmen würde. Aber sein Gesicht war so, wie es immer war, und es veränderte sich nicht, jedenfalls nicht im Anfang meiner Geschichte. Ob es sich aber weiterhin verändert hat, das kann ich nicht sagen, denn als ich ihm berichtet hatte, wie ich in die steinerne Kugel blickte und was sich nun weiter zu begeben anfang, da stemmte er den rechten Ellbogen auf die Lehne seines

geflochtenen Korbessels und stützte den Kopf in die Hand, so daß ich von seinem Gesicht nur den unteren Teil sehen konnte, und an diesem jedenfalls war keine Veränderung wahrzunehmen. Übrigens pflegte er manchmal in dieser Haltung zu sitzen, und so weiß ich nicht, ob das diesmal eine Bedeutung gehabt hat oder nicht.

Als ich fertig war, da verblieb er noch eine kleine Zeit über so, wie ich es gesagt habe, und es wurde mir bänglich zumut. Dann aber ließ er die Hand sinken und sah mich an mit einem Blicke, der durch meine Augen in mich hindurchging, so daß es mir war, als hätte ich etwas Strenges getrunken, und das verteilte sich nun sehr geschwind durch meinen ganzen Körper bis in alle Spitzen der Gliedmaßen hinein und in das entlegenste Innerliche, und als würden damit zugleich meine geheimsten Gedanken erforscht.

Es kommt mir jetzt so vor, als müsse dieser Blick eine Weile gedauert haben, aber vielleicht ist das ein Irrtum von mir. Dann lächelte Don Cristobal plötzlich, schenkte mir einen Silberreal und sagte, ich solle mir keine dummen Gedanken machen, sondern mich an meine Arbeit scheren. Da freute ich mich über den Silberreal, küßte meinem Herrn den Rock und begab mich an meine Arbeit.

Ich dachte, vielleicht würde von jetzt an Donna Maria mit den Kindern nicht mehr zu mir auf den Turm kommen. Aber so war das nicht. Sie sind noch oft gekommen, und Donna Maria hat auch den Stock mit der Steinkugel bei sich gehabt, und ich habe ihnen die Falltür aufgemacht. Aber so etwas wie damals hat sich nie wieder begeben.

Viele Jahre später, als Juanita schon einen Mann und auch Kinderchen hatte, da sagte mein Herr eines Tages zu mir, er wolle mir die Freiheit schenken und mir auch ein Stück Geld auf den Weg geben. Aber das gefiel mir nicht, und ich bat ihn sehr, er möge mich doch nicht verstoßen, sondern mir erlauben, bei ihm zu bleiben; ich würde mich auch jederzeit gern nützlich machen. Da hat er mir zugesichert, daß ich immer bleiben darf, und dasselbe hat nach seinem Tode Don Pedro getan, und nun lebe ich als ein freier Mann, und niemand darf mich schlagen, und trotzdem muß mein Herr mir zu essen geben.

R U N D S C H A U

Fällt die „Offene Tür“ ins Schloß? Die „Offene Tür“, die die USA seit jeher in China vertreten haben, ist zu einem sich ständig verbreiternden Einfallstor des Kommunismus geworden, und zu einer Hintertür, durch die auch auf die Lage in Europa Einfluß zu nehmen ist. Sie hat sich jetzt bis an den Jangtse geöffnet, und die militärische Situation des „Gissimo“ scheint besiegelt. Aus dem „Lauwarmen Krieg“ ist ein „Krieg um den Frieden“ geworden. Es wird verhandelt und vermittelt, aber selbst nach der merkwürdig unbestimmten Abdankung Tschiangkaischeks weiß man noch nicht, welche Richtung sich endgültig durchsetzen wird: die Befürworter eines „ehrendvollen Friedens“ wie Premier Sun Fo, denen die Kommunisten allerdings bisher eine eindeutige Absage erteilt haben, oder die Kreise um T. V. Soong, den Finanzgewaltigen, die den Widerstand bis zum Äußersten fortsetzen wollen.

Kriege in China sind, ganz abgesehen von ihrer Finanzierung, eine merkwürdige Angelegenheit. Man braucht nur an den klassischen Armeebefehl des Kriegsministeriums vom 28. September zu denken, der den Soldaten „im Interesse der Beweglichkeit des Heeres“ nahelegte, ihre Familien künftig zu Hause zu lassen. Aber so viel scheinen die bisherigen Ereignisse bewiesen zu haben, daß es sich nicht nur um eine militärische Auseinandersetzung handeln, sondern um eine zweite, eine soziale Revolution. Mao Tse tung, der einstige Höhlenbewohner von Yennan, kontrolliert heute die Hälfte des Landes mit 200 Millionen Menschen, von denen 2,7 Millionen seiner Partei angehören. An dieser Zweiteilung Chinas, in dessen nördlicher Hälfte zugleich mit der Besetzung eine laufend durchgeführte Bodenreform kaum wieder zu beseitigende vollendete Tatsachen schafft, ist nicht zu rütteln. Die Fragen, die dafür in der Weltöffentlichkeit um so mehr diskutiert werden und von denen die künftige Politik der Mächte, vor allem der USA, diesen beiden China gegenüber abhängt, sind: 1. Wie rot die gelben Roten wirklich sind, und 2. Ob sich mit ihrem Siege ein Vorhang vor die Offene Tür senkt.

Daß Mao ein überzeugter Marxist ist, kann nicht bezweifelt werden. Aber er hat sich bisher Mäßigung auferlegt, und sein Programm sieht nur

eine Beseitigung des agraren Feudalismus und des Monopolkapitalismus vor, während er den Mittelstand ausdrücklich erhalten will, und auf eine Zusammenarbeit aller Klassen Wert legt. Das Verhalten der kommunistischen Truppen in den besetzten Gebieten, wo das Leben fast ungestört weiter geht und auch die Ausländer nicht behelligt wurden, hat seinen Worten, zunächst jedenfalls, recht gegeben. Ebenso ist von einer sowjetischen Einmischung wenig zu spüren gewesen. Ja, der sowjetische Botschafter, an den sich die Kuomintang mit ihrem Ersuchen um Vermittlung ebenso wandte wie an die USA, England und Frankreich, ist sogar durch „Krankheit“ verhindert. Die kommunistische Idee ist dem chinesischen Wesen durchaus fremd und es sollen sich bereits gewisse Spannungen zwischen der unter Kontrolle des aus Moskau zurückgekehrten Li Li-san stehenden Nordmandschurei und dem Gebiet südlich des Sungari entwickelt haben, die denjenigen recht zu geben scheinen, die in Mao einen anderen Tito sehen, der sich von Moskau keine Vorschriften machen lassen wird, was zudem angesichts der Größe und Verworrenheit des Gebiets weder einfach noch besonders verlockend sein dürfte. Optimisten in Washington sehen sogar die Möglichkeit, auch mit Mao ins Geschäft zu kommen, da er für die Durchführung seiner Reformen auf ausländische Hilfe angewiesen ist, die ihm nur die USA bieten können. Und auch die „Old China Hands“ am Bund in Schanghai scheinen ebenfalls diese Politik des Abwartens zu betreiben und ihre Position nicht vorzeitig räumen zu wollen, während der Rat der 6-Millionen-Stadt sich um Verhandlungen bemüht und die Position Tschiangs weiter erschwert hat.

Es bleibt aber angesichts der jetzigen Mode, die gordischen Probleme einfach durch einen kühnen Schnitt zu lösen — man braucht in Asien nur an Indien und Pakistan, an Palästina und an Korea zu denken — auch noch die andere Möglichkeit — die einer dauernden Zweiteilung Chinas. Es ist bei seiner Größe schon immer schwer zentralistisch zu verwalten gewesen, und zwischen Nord und Süd bestehen in jeder Beziehung tiefgreifende Unterschiede. Der Atem Chinas ist lang. Der Krieg ist noch nicht zu Ende. Und jedenfalls sind Lage wie Tür dort heute noch offen.

Lenin. Als Eisenhower im Sommer 1945 bei seinem Besuch in Moskau zur Besichtigung einer Sportparade auf dem Roten Platz zum Besteigen der Tribüne auf dem Dach des granitenen Lenin-Mausoleums vor der Kremlmauer eingeladen wurde, war er sich der ihm widerfahrenen Auszeichnung wohl bewußt. Er war zwar nicht der erste, aber doch einer der wenigen Ausländer, die sich neben den Erben des siegreichen Führers der zweiten russischen Revolution von 1917 öffentlich zeigen konnten. Aber damals befand sich der im Glassarg mit aller Kunst der Wissenschaft konservierte Leichnam des nunmehr vor einem Vierteljahrhundert 52jährig verstorbenen russischen Intellektuellen kleinadeliger Herkunft noch nicht wieder in der Gruft, zurück von der Flucht hinter die Wolga, wohin die Sowjetregierung

vor den Armeen Hitlers mitsamt ihren Schätzen und Geheimnissen hatte ausweichen müssen. Inzwischen ist wieder Frieden: täglich warten viele Hunderte, geduldig Schlange stehend, auf die Stunde der Öffnung des Mausoleums, um still, zum Weitergehen leise, aber nachdrücklich von den Posten aufgefordert, der unheiligen Reliquie der materialistischen Revolution ihre Reverenz zu erweisen. So gewiß die historischen Verdienste des militärischen Repräsentanten der westlichen Kriegsalliierten um die Rettung des Erbes Lenins waren, so wenig Aussicht hätte er auch nur ein Jahr später gehabt, jener Ehrung nochmals teilhaftig zu werden.

Als Lenin im bitterkalten Januar 1924 in dem bescheidenen Gutshaus Gorki II nahe Moskau von seinem unheilbaren Leiden, das ihn bereits zwei Jahre früher monatelang arbeits- und denkfähig zu machen begonnen hatte, schließlich erlöst wurde, wußte er, daß die Idee der proletarischen Weltrevolution zunächst gescheitert war. Die Kräfte der Ordnung, in Moskau Reaktion genannt, hatten den russischen Brandherd isoliert. Die zur Solidarität mit dem extremen bolschewistischen Flügel der marxistischen Bewegung bereiten Gruppen, die im Baltikum und in Ungarn für Monate, in Bayern und Sachsen für Tage hatten „die Macht ergreifen“ können, waren, „verraten“ von der Mehrheit ihrer sozialdemokratisch geführten Klassengenossen, von der politischen Bühne verschwunden. Durch Krieg und Bürgerkrieg, noch mehr aber durch die dilettantischen Experimente der ersten Revolutionsperiode des Kriegskommunismus völlig erschöpft, war Rußland im höchsten Grade der Unterstützung des Auslandes bedürftig. Unter Verlust wichtiger Randgebiete war schließlich der äußere Friede erreicht worden. 1921 gelang es Lenins Autorität, gegen die Prediger der permanenten Revolution das Steuer auf Gegenkurs zu legen und die „Neue Ökonomische Politik“ mit erheblichen Konzessionen an die Bauern und privaten Unternehmer im Inland und die Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit ausländischen Kapitalisten (Konzessionspolitik — Versuche zur internationalen Notierung der Währung) „im Ernst und für lange Zeit“ einzuführen. Es erwies sich aber, daß die Kapitalisten sich auf den ihnen von der marxistischen Legende angedichteten monopolistischen Imperialismus ebensowenig verstanden, wie die Proletarier der Welt auf ihre Verpflichtung zur Solidarität. Sie begriffen und ergriffen — bis auf einige Kriegsschieber, Knopf- und Bleistiftfabrikanten — die Chance, die sich ihnen in Rußland bot, nicht, und Lenins Nachfolgern in den Machtstellungen, denen nicht zugemutet werden konnte, freiwillig abzutreten, blieb kaum ein anderer Ausweg als eine Politik der Autarkie, die versuchen mußte, sich aus eigener Kraft großzuhugern.

Die ungezählten Trauermeetings, die zum 25. Todestag in der Sowjetunion abgehalten wurden, vollzogen sich unter der Parole „Ohne Lenin auf Lenins Weg unter Stalins Führung“. Ist es Lenins Weg, auf den Stalin Rußland geführt hat? Die russische Februarrevolution verlor ihre Chance, weil Kerenski den Krieg fortsetzen wollte, Lenins

Friedensparole die kriegsmüden Massen jedoch gewann. Seine vorgeschlagene und hemmungslose Entschlossenheit bestimmte den rechten Zeitpunkt für den Gewaltstreich im Oktober, der die Bolschewisten an die Macht brachte. Größer als dieser Geniestreich des Revolutionärs war sein staatsmännischer Entschluß, Rußland aus dem Chaos der Revolution durch „zwei Schritte zurück“ auf dem Wege der Doktrin zu retten. Die staatsmännische Klugheit seines politischen Erben Stalin, dessen geistiges Fundament nur noch bedingt auf dem Grund westlicher Dialektik ruht, hat der faszinierenden Kraft, die von dem Experiment Lenins auf einen weit größeren Kreis ausstrahlte, als ihn die kommunistischen Sektierer in aller Welt darstellen, ein gründliches Ende gemacht. Der Stalinismus ist die Staatsreligion des Herrschaftsgebiets der Sowjetbajonette. Der Sowjetpatriotismus hat mit dem antinationalen Internationalismus von Lenins Lehre und Weg nichts mehr zu tun.

Der verhinderte Alliierte. Die Väter der amerikanischen Verfassung konnten sich nicht träumen lassen, daß ihr Werk 160 Jahre später eines der größten Hindernisse auf dem Wege zur Konsolidierung der internationalen Lage sein würde. Wollte man sie dafür verantwortlich machen, so wäre das etwa ebenso sinnvoll wie die beliebte These, daß Friedrich der Große der geistige Ahnherr des Anstreichers aus Braunau sei. Sehr viele unheilvolle Mißverständnisse unserer Tage rühren daher, daß wir entweder nicht gewillt sind, Menschen einer früheren Epoche aus ihrer Zeit heraus zu verstehen und zu kritisieren oder aber versuchen, das, was früher gut und richtig war, unter ganz anderen Bedingungen auch heute noch anzuwenden. Die Nordamerikaner haben versucht, ihre Verfassung dadurch jugendfrisch zu erhalten, daß sie durch sogenannte amendments den Bedürfnissen des Tages Rechnung trugen.

Diese Methode hat aber ihre Grenzen, und es will scheinen, daß eine solche Grenze bei den Verhandlungen über den Nortatlantikpakt erreicht worden ist. Das Ziel der europäischen Partner ist, die Vereinigten Staaten als Verbündete zu gewinnen. Darunter versteht man in Europa eine Nation, welche unter den im Bündnisvertrag festgelegten Bedingungen verpflichtet ist, ihren Alliierten zu Hilfe zu eilen. Bis zum Ende des zweiten Weltkrieges sind die Vereinigten Staaten ein solches Bündnis nicht eingegangen. Es bedurfte der kritischen Zuspitzung der europäischen Situation, um den Senat im Juni 1948 in der sogenannten Vandenberg-Entschließung erklären zu lassen, daß die USA auch im Frieden Ländern außerhalb der westlichen Hemisphäre sich verbünden und militärische Hilfe leisten dürften. Diese Entschließung war die Voraussetzung dafür, daß die Verhandlungen über den Atlantikpakt überhaupt aufgenommen werden konnten.

Außenpolitische Verträge ratifiziert der Senat. Krieg erklärt jedoch der Kongreß, das heißt Senat und Repräsentantenhaus. Es könnte also ge-

schehen, daß der casus foederis des Atlantikpaktes eintritt, daß vielleicht sogar der Senat die Kriegserklärung billigt, daß aber das Repräsentantenhaus seine Zustimmung versagt. In solchem Falle wäre der ganze Pakt wertlos. Es ist kaum zweifelhaft, daß der jetzige Kongreß eine derartige Krise nicht heraufbeschwören wird. Man kann auch sagen, daß eventuell die harten Gegebenheiten des Tages stärker sein würden als formelle Schranken der Verfassung. Kein Kenner der amerikanischen Politik würde aber wohl bereit sein, seine Hände dafür ins Feuer zu legen, daß die eben beschriebene Komplikation niemals eintreten könnte. Und jeder Kenner der amerikanischen Mentalität wird bestätigen, daß vorläufig an ein amendement, welches diese letzte Souveränität des Kongresses beseitigen oder einschränken würde, gar nicht zu denken ist.

Es ist gut, diese Dinge zu kennen, wenn man sich etwa wundert, daß Schweden so wenig Neigung verspürt, seine bisher mit viel Erfolg betriebene und nicht zuletzt von Rücksicht auf den finnischen Nachbarn bestimmte Neutralitätspolitik aufzugeben und sich auf Gedeih und Verderb dem nordatlantischen Bündnissystem zu verschreiben. Die internationale Politik ist ein kompliziertes Ding und hat viel mehr Seiten, als sich zumal jene Enthusiasten vorstellen, die da glauben, vom Ruin Europas bis zur Neuordnung der Welt sei nur ein Schritt. Walter Lippmann, einer der klügsten Beobachter Europas in den Vereinigten Staaten, schlägt jetzt vor, man solle auf „abstrakte, weitzielende juristische Formeln“ verzichten, weil diese in Europa nur falsche Hoffnungen erwecken könnten. Besser wäre es, einen amerikanischen Oberbefehlshaber für die westlichen Streitkräfte zu ernennen, Kriegsmaterial auf dem Wege des Lend-Lease zu liefern und alle übrigen Probleme der Zukunft zu überlassen.

Auch dieser Vorschlag bedeutet nur eine Teillösung. Er müßte ergänzt werden durch die offene Aussprache, welche John Foster Dulles von seinen Landsleuten fordert, damit ihnen und den Europäern klar werde, wie schwierig „unsere wichtigste außenpolitische Entscheidung seit der Monroe-Doktrin“ zu treffen sei. Es wäre begrüßenswert, wenn auch die deutsche Öffentlichkeit sich die Mühe machte, die nüchternen Tatsachen und Zusammenhänge gründlicher aufzudecken, als das bisher geschehen ist; denn das größte Hindernis bei der Bereinigung internationaler Fragen ist die Unkenntnis der Völker über die Lage der Nachbarn (oft sogar über die eigene Lage).

Insulinde und die Nehru-Doktrin. Der indonesische Archipel, in Holland meist Insulinde genannt, hat dieser romantisch klingenden Bezeichnung seit dem Kriege wenig Ehre gemacht. Die zweite „Polizeiaktion“ dort ist zum Abschluß gekommen oder in das Stadium des Guerillakampfes übergegangen und hat, abgesehen von einer weiteren Diskreditierung der UN, vor allem zwei für die Zukunft wichtige Ergebnisse gezeitigt. Erstens die Vertiefung der Erkenntnis von der zunehmenden Bedeutung des Fernen

Ostens als der Hintertür Europas, durch die hier zwei Westunionsmitglieder, Holland und England (letzteres insbesondere als Mitglied des Commonwealth) in eine Frontstellung zueinander gerieten und das ERP-Sanierungswerk nicht nur wirtschaftlich, durch die Gefährdung der Rohstofflieferungen aus dem reichsten Gummi-, Zinn-, Chinin-, Kopra- und Palmöl-Land der Welt, sondern auch politisch beeinträchtigen. Zweitens die Verstärkung der Parole „Asien den Asiaten“, die jetzt nach der Ausschaltung Japans von Indien als der Vormacht und Stimme Asiens erhoben wird. Schließlich zeigte sich noch einmal, daß die Probleme Asiens nicht zu warten gewillt sind, bis diejenigen Europas ihre Lösung gefunden haben, sondern daß beide zugleich gelöst werden müssen, wenn nicht über dem einen das andere verloren werden soll.

Der Konflikt selbst ist in seinem Wesen klar und nicht neu. Holland ist gewiß keine antilibérale Macht, die die Ära des Kolonialismus gegen alle Zeitströmungen verewigen will. Aber es hat sich nicht entschließen können, dem wenig ermutigenden Beispiel Englands in Burma zu folgen und auf Insulinde, die dreihundertjährige Quelle von rund einem Drittel seines Wohlstands, zu verzichten. Von den zwei Möglichkeiten einer modernen Lösung, völliger Selbstverwaltung oder völliger Unabhängigkeit, hatte es sich für die erstere entschieden und den Inseln als Vereinigten Staaten von Indonesien in der Holländisch-Indonesischen Union eine gleichberechtigte Stellung unter der Souveränität der holländischen Krone versprochen. Es ist juristisch im Recht, wenn es die Ausrufung der Republik in der kurzen Spanne zwischen der Kapitulation Japans und der Landung der Engländer als illegal, und Soekarno, der sich von den Japanern bewaffnen ließ, als Rebellen und Kollaborateur betrachtet. Die Einschaltung der UN beim Waffenstillstand auf der „Renville“, der die erste „Polizeiaktion“ beendete, geschah freiwillig. Ebenso stichhaltig ist auch das andere Argument, daß die von der Republik angestrebte zentralistische Vormachtstellung den föderalistischen Wünschen des restlichen Zweidrittels des Gebiets (bisher in Ost-Indonesien und in Borneo zusammengefaßt) widerspricht, so daß Holland es nur mit den V. St. I. als Gesamtpartner zu tun haben will. Weniger real dagegen erscheint das Schreckgespenst der Hand Moskaus, da die Republik mit dem Moesso-Aufstand aus eigener Kraft fertig geworden ist und auch die Haltung der Sowjetunion, die jetzt vor der UN für Soekarno und Hatta eintritt, die sie vorher als Verräter an ihrem Volk bezeichnete, durchaus zwiespältig erscheint. Die Lösung, die hier, und zwar schnell, gefunden werden muß, darf jedenfalls keine formalistische, sondern muß eine politische sein, wenn sie Bestand haben und die nationalistische Bewegung nicht tatsächlich in ein kommunistisches Fahrwasser treiben soll.

Es scheint sich jetzt auf dem Balkan Asiens das gleiche Verhängnis wiederholen zu wollen, das seit der Auflösung der Donaumonarchie über dem Südosten Europas waltete, wo die Nachfolgestaaten die errungene Freiheit ebenfalls an eine weit stärkere Macht, als Habsburg war, verloren haben.

Um so wesentlicher ist daher die „Nehru-Doktrin“ einer wirklichen Freiheit und Solidarität Asiens, die aus der Konferenzeinladung des indischen Führers spricht und in der sich eine dritte Möglichkeit andeutet. Ebenso interessant wie die Liste der eingeladenen Länder (sie umfaßt die Türkei, Ägypten, Irak, Syrien, Libanon, Hedschas, Persien, Afghanistan, Pakistan, Ceylon, Siam, China sowie Australien und Neuseeland) sind auch die bezeichnenderweise nicht geladenen Länder Israel, Burma. Viet Nam und Malaya, von denen die letzteren sich wiederholt um die Unterstützung Asiens bewarben. Ebenso fehlen die acht asiatischen Sowjetrepubliken, die auf dem ersten Panasiatischen Kongreß 1947 vertreten waren. Das zeigt, daß hier nicht der Kommunismus, sondern ein echter Nationalismus die Triebfeder ist. Und auch die Tatsache, daß nicht nur Indien, sondern auch eine Reihe weiterer Teilnehmer der Konferenz bei aller Selbständigkeit in den Bindungen eines Dominion stehen, eines Status, wie er auch Indonesien zugebilligt wird, eröffnet Wege der Verständigung. Die weitere Entwicklung dieser Kettenreaktion des Nationalismus wird von der Haltung der Mächte und vor allem Hollands abhängen, das über dem Realismus seines Vorgehens den notwendigen Liberalismus und die Großzügigkeit des langjährigen Nutznießers nicht vergessen darf.

Der neue Partner. Als im Dezember 1947 am Ende der letzten londoner Konferenz der „großen vier“ Außenminister hinter Marshall die Tür ins Schloß fiel, war Molotow etwas verdutzt. Die Sitzung war auf unbestimmte Zeit vertagt, obwohl er gerade in seiner, gelinde gesagt, barocken Manier — aber immerhin — einige Gedanken zur Lage des deutschen Problems entwickelt hatte, über die er gern weiter diskutiert hätte. 1948 kam es zu keinem Gespräch zu viert. Die Spekulationen darüber, ob Molotow in Dean Acheson einen neuen Gesprächspartner finden wird, dauern fort.

Die gerade Linie von Marshalls Haltung gegenüber der Sowjetunion, die zum mindesten seit seiner harten Sprache auf der Moskauer Viererkonferenz offenkundig war, obwohl sie erst nachher durch die Artikel des „Mr. X“ als Politik der „Eindämmung“ (containment) ihre klare Formulierung erfuhr, unterlag in Amerika mehrfach Einwirkungen, deren Wurzeln im Legendären oder Anekdotischen zu verlaufen schienen, obwohl sie im Weißen Haus entsprungen waren. Marshalls Gerade schien manchen Beobachtern ins Schwanken zu geraten, etwa als die Absicht des Präsidenten bekannt wurde, seinen Freund, den Oberrichter Vinson, zur Zeit der Pariser UN-Diskussionen mit einem Sonderauftrag nach Moskau zu entsenden oder — keine acht Tage vor dem Datum von Marshalls Rücktrittsgesuch, das auf eine nahegelegte und naheliegende Berufung auf den Gesundheitszustand verzichtete — als der wiedergewählte Präsident in Kansas City auf einer Familienfeier eine politische Rede mit Andeutungen darüber hielt, daß er von führenden Leuten in Moskau wisse, die eine Verständigung suchten. Oder wenn ein Mann, der dem Präsidenten die Mehrzahl seiner

Wahlreden geschrieben haben soll, Beamter im Zweitausenderstab des Weißen Hauses, Jay Franklin (eigentlich Joe Franklin Carter) mehrfach mit Bestimmtheit erklären konnte, daß die künftige USA-Außenpolitik nicht die von Marshall, Forrestal, Byrnes und Vandenberg, sondern diejenige Trumans sein werde. Truman dementierte ihn prompt. Die „Durchleuchtung“ von Acheson hat zunächst nicht ergeben, daß er mit Sympathien für den Kreml belastet sei. Molotow hatte — vor Achesons Rücktritt vom Posten des Unterstaatssekretärs im Sommer 1947 — Anlaß, sich über dessen Beschuldigungen, die Sowjetunion sei imperialistisch und aggressiv, feierlich zu beschweren. Es ist nichts bekannt, was beweisen könnte, daß Acheson in Staatsdiensten eine andere als die amtliche Linie verfolgt habe.

Indessen ist die Neigung zu arabesken Schwankungen bei der Linienführung der amerikanischen Außenpolitik zum mindesten im Felde der Publizität nicht gut zu leugnen, und eben diese Eigenschaft belebt sie erst. Die Politik liebt das Hell-Dunkel und ein atmosphärisch erfülltes Plein Air. Das politische Bild ist keine geometrische Konstruktionszeichnung. So stur die Moskauer Grundhaltung, so karg auch die dortige Publizität zu sein pflegt — so z. B. bei der routinemäßig unfreundlichen Kommentierung von Trumans Botschaften an den Kongreß —, gibt es doch auch Ausblicke, die um die Paradescheuklappen herumschielen. Etwa wenn Molotow in seiner Rede zum 31. Revolutionsjahrestag am 6. November Trumans Sieg über Dewey immerhin als das kleinere Übel begrüßte, der UN nützliche Qualitäten beimaß (obwohl die Sowjetunion sich dort in einer hoffnungslosen, wenn auch keineswegs bei allen Abstimmungen gleich schwachen Minderheit befand) oder wenn der erste außenpolitische Kommentar der „Prawda“ im neuen Jahr am 3. Januar zum Ruhrstatut erklärte, eine notwendige Konsequenz sei die Einleitung einer neuen Aktion zu einem „dauerhaften demokratischen“ Frieden mit Deutschland.

Die Frage, wo die von Truman in Kansas City zitierten „Freunde einer Verständigung“ im Kreml zu suchen seien, hat viele Beobachter der amerikanischen Presse ausgiebig beschäftigt. Zumeist endeten die Untersuchungen in phantasievollen, aber völlig unkontrollierbaren Kombinationen über neue Gruppierungen und Spaltungen im Politbüro: Molotow contra Beria contra Bulganin contra Malenkow usw. in wechselnder Reihenfolge. Wer ein etwas besseres Gedächtnis besitzt, kann sich erinnern, daß Stalin selbst 1946 und Anfang 1947 bis in die Tage der Moskauer Konferenz in einer ganzen Kette von Interviews, zuletzt noch gegenüber Harold Stassen, der damals als republikanischer Präsidentschaftskandidat dort aufkreuzte, seinem Glauben an die Möglichkeit eines Nebeneinander zweier politischer Systeme („Komunismus in einem Lande ist möglich!“) Ausdruck gab, sofern der Wille zur Verständigung vorhanden sei. Wir wissen auch aus den englischen und amerikanischen Dokumentenpublikationen zu den Verhandlungen über die Berliner Frage im letzten Sommer in Moskau, daß Stalins zweimaliges Eingreifen bei den Partnern den Eindruck seines guten

Willens hervorrief, und wir wissen ferner, daß dort und noch vielfach der russische Wunsch nach Viermächteverhandlungen über das deutsche Problem als wichtigstes Nahziel der Kremlpolitik bekundet wurde. Wenn Molotow auf der fälligen Tagung des Obersten Sowjets seine obligate Rede hält, könnte Gelegenheit sein, etwas zur Sache zu sagen, sofern diese Sache vor dem nach Trumans Wiederwahl veränderten Prospekt der amerikanischen Szene in neuer oder alter Beleuchtung auftaucht. Immerhin ist das Verhältnis USA—UdSSR keine Sache, die allein durch anekdotische Beleuchtungsscherze auf die Dauer gewinnen kann.

Ironie — oder tiefere Bedeutung? — Ein amerikanischer Presseoffizier heftet in seinem Office zwei deutsche Zeitungsblätter an die Wand; auf dem einen sieht man als Blickfang das Porträt eines deutschen Generals, das andere zeigt ein „Pin-up-girl“. Unter dieses Nebeneinander setzt er die Unterschrift: „Wir brauchen eine höhere Auflage!“ — In der Tat: nicht nur mit dem unfehlbaren Sex appeal, auch mit dem Appell an militärische Instinkte erreicht man im heutigen Deutschland dieses Ziel. Die enge Nachbarschaft aber, in die jene Gegenüberstellung das Soldatische und das Weibliche bringt: verrät sie nicht noch tiefere und verschlungener Zusammenhänge? Es ist doch nicht zufällig, daß das Ansprechen des Soldatischen ebenso der Absatzwerbung dient, wie das Ansprechen des Geschlechtlichen. Es gibt eine chemische Affinität sozusagen zwischen Militär und Weiblichkeit — das bezeugt zum Beispiel der Text fast aller Soldatenlieder. In der polaren Spannung zwischen den Geschlechtern aber gilt, daß es auf keiner Seite etwas gibt, für das nicht auf der anderen eine Antwort, eine Entsprechung zu finden wäre.

Im Bilde des Soldaten, das will sagen: in der soldatischen Uniform und ihrem wichtigsten Attribut, der Waffe, symbolisiert sich die Männlichkeit in spezifischer Ausprägung. Es ist das Aggressive, ja das Gewalttätige in dieser Gestalt, das auf die primitive Natur vieler Frauen einen elementaren Reiz ausübt. Von da her ist die eindeutige Reaktion alles Ursprünglich-Weiblichen auf die Uniform zu verstehen, die dieser geradezu den Wert eines sekundären Geschlechtsmerkmals verleiht. Diese sexuelle Wirkung der Montur erklärt auch am besten den Sturm der Zügellosigkeit, der über die deutschen Lande hinwegging, als die amerikanischen Uniformen auftraten, deren Fremdheit ihre erregende Anziehungskraft noch erhöhte. Auf der anderen Seite entspringt die narzissische Lust des Mannes an der Uniform und das gesteigerte Selbstgefühl, das sie ihm verschafft, zum großen Teil eben dieser erotisierenden Kraft, die ihr innewohnt. — Das Weibliche aber, wie es im Bilde jenes Girl symbolisiert ist, tritt in das Blickfeld des Soldaten als reines Sexualwesen, als Gegenstand des Begehrens; so ist auch das Mädchen dieses Typs, ebenso wie der Mann, in der soldatischen Perspektive wesentlich auf Eigenschaften der Gattung reduziert. Es wird zum unpersönlichen, leicht austauschbaren Objekt,

zum Spielzeug; — und damit erweist sich der Soldat, von dieser Seite her gesehen, als eine Spezies des homo ludens, als ein Typus, der — trotz Disziplin und Exerzierreglement, trotz Kampf und Schlachtentod — auch im Spielerischen und Schrankenlosen des ungebändigten Lebens beheimatet ist. Wenn wir neben den gestrafften Zügen des typischen deutschen Offiziers das in handgreiflicher Naturwahrheit und grellbunten Farben gehaltene Bild des Girl sehen: wer denkt da schon daran, daß in und zwischen diesen beiden Polen Spannungen und Kräfte gesammelt sind, die, unter einer hier streng beherrschten, dort harmlos lächelnden Oberfläche verborgen, stets bereit sind, die mühsam gewahrte Ordnung einer humanen Welt zu sprengen!

Es ist die Nähe zum Elementaren, zum Animalischen im Menschen, die den beiden Typen das Gemeinsame gibt: jenen untergründig wirkenden Magnetismus, der wohl auch den amerikanischen Offizier, ihm selbst unbekannt, dazu bestimmte, seine amüsante Bildmontage aufzubauen. Er hat der Ironie darin zur Wirkung verholfen. Der tieferen Bedeutung aber war Novalis auf der Spur, als er den nachdenklichen Satz schrieb: „Es ist sonderbar, daß nicht längst die Assoziation von Wollust... und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und ihre gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat.“

„C“ für co-operation. Die Dampfer auf dem Bodensee sind wohl derjenige Zweig der deutschen Schifffahrt gewesen, der die geringsten Kriegsschäden erlitten hatte. Schon bald nach dem 8. Mai 1945 versahen die behäbigen Raddampfer und die schnittigen Schraubenschiffe wieder ihren gewohnten Dienst zwischen Lindau, Meersburg, Konstanz und den übrigen Uferstädten und -dörfern. Das äußere Gewand freilich war anders als früher. Nur wenige Dampfer waren dem feldgrauen Tarnanstrich entgangen, und alle führten nun die französische Trikolore, wo jüngst noch Hitlers Hakenkreuz geflattert hatte. Die Deutschen am Bodensee sind über beide Flaggen nicht glücklich gewesen. Hitlers überhitzter Nationalismus fand keine Heimstatt an den Gestaden des Sees, der seit den Tagen der Römer ein europäischer Knotenpunkt gewesen ist. Ob man nun Schweizer, Österreicher oder Deutscher oder früher vielleicht Württemberger, Badener oder Reichsstädter war — man hatte mit allen Menschen am See die gleiche Heimat, man aß die gleichen Fische und trank den gleichen Wein. Freilich sind diese Menschen alle gute Patrioten, und jeder ist stolz auf die besondere Leistung und Eigenart seines Ländchens oder Städtchens. Und weil auch die Deutschen am Bodensee gute Patrioten sind, waren sie nicht glücklich darüber, daß „ihre“ Dampfer seit 1945 unter fremder Flagge fahren mußten. Aber was sollte man tun, zumal es eine deutsche Flagge nicht mehr gab? So nahm man dieses kleine Übel mit manchem größeren in Kauf und ging seinen Geschäften nach. Jedenfalls verstieg man sich nicht zu der nationalen Entrüstung einiger „Sommergäscht“, die am Ufer blieben, weil sie den

Bodensee unter der „feindlichen“ Flagge nicht befahren wollten. (Wieviele von diesen wackeren Leuten haben sich wohl früher geweigert, der Flagge des Volksfeindes Hitler zu folgen?)

Alle diese milden oder wilden Gefühle gehören nun der Vergangenheit an; denn die französische Militärregierung hat soeben ihre Trikolore auf den Bodenseedampfern niedergeholt und angeordnet, daß auch diese Schiffe künftighin die blau-weiß-rot-weiß-blaue Flagge „C“ aus dem internationalen Flaggenalphabet führen sollen. Das ist ein weiser Entschluß, dem wir unsern Beifall nicht deshalb versagen sollten, weil wir ihn lieber früher vernommen hätten.

Um diese Signalfolge wie überhaupt um die ganze Flaggenfrage sind in den letzten Monaten in Deutschland so erbitterte Diskussionen geführt worden, als ob davon das Leben der Nation abhinge. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Signalfolge sich als Bundesflagge eignen würde. Im Augenblick heißen wir sie auf dem Bodensee willkommen. Die Trikolore war das Symbol der Besetzung. Die Signalfolge ist gewiß noch nicht das Sinnbild der Freiheit. Wohl aber könnte dieses „C“ die co-operation einleiten, die echte, freudige, verantwortungsbewußte Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Franzosen, welche die Voraussetzung jeder europäischen Gesundung ist.

Auch ein 30. Januar. Gelegentlich liebt die Geschichte zu scherzen, zumal in grimmigen Augenblicken. Die Historiker versichern uns, daß es echte Parallelen in der Geschichte nicht gebe; aber der weise Ben Akiba sagt, es sei alles schon einmal dagewesen. Allzu bekannt ist die Parallelität der beiden Rußlandfeldzüge der Jahre 1812 und 1941, die fast auf den Tag genau im Juni begannen und im russischen Winter ihr schauriges Ende fanden. Kaum bekannt, aber nicht minder merkwürdig ist die Duplizität des 30. Januar. Der braune Tyrann ließ diesen Tag als den Augenblick seiner „Machtergreifung“ feiern, als den eigentlichen Beginn seiner Revolution. Künftige Historiker werden kaum bestreiten, daß an jenem Tag des Jahres 1933 die Höllenfahrt des deutschen Volkes begann.

Merkwürdig ist nun, daß an eben diesem Tage Oliver Cromwell das letzte Hindernis auf seinem Wege zur Alleinherrschaft beseitigt hat. In London fand am 30. Januar dieses Jahres in Whitehall unter freiem Himmel ein Gedenkgottesdienst an jener Stelle statt, auf der vor genau dreihundert Jahren König Karl I. unter dem Richtschwert sein Leben ließ. Der Hinrichtung war ein Hochverratsprozeß vorausgegangen, dessen Hergang uns Heutige bedenklich an Freislers „Volksgerichtshof“ erinnert und jedenfalls einer juristischen Prüfung nicht standhält.

Es ist sehr bezeichnend, daß das englische Volk die Vorgänge des Jahres 1649 nicht als Revolution, sondern als Usurpation empfindet. Die „glorious revolution“ kam erst 1688. Sie war viel unblutiger, in ihrer Wirkung aber viel umwälzender als die „Machtergreifung“ Oliver Cromwells. Zwar hatte

auch er einen beträchtlichen Teil des Volkes auf seiner Seite, als er in den vierziger Jahren den Kampf des Parlamentes gegen das absolute Gottesgnadentum des Stuartkönigs führte. Aber auch damals erstrebte die große Mehrheit nicht die Tyrannis des nachmaligen Lord Protectors, sondern ein leichteres und gerechteres Leben. (Was sagte Ben Akiba?)

Die Hinrichtung des Königs war für das Volk niemals ein Ziel des Kampfes gewesen. Gewiß mag Karl durch unnachgiebiges Beharren auf seinem „göttlichen Recht“ sein Schicksal mitverschuldet haben. In seinem Prozeß versicherte er, daß er mehr als jeder andere die Freiheit des Volkes wünsche, „aber ich muß Euch sagen, daß seine Freiheit darin besteht, eine Regierung zu haben, nicht aber darin, an dieser Regierung einen Anteil zu besitzen, der ihm nicht gebührt. Untertan und Souverän sind gänzlich verschiedene Dinge.“ Wie wenig aber schließlich die Enthauptung vom Volk gebilligt wurde, verrät der Bericht eines Augenzeugen: „Ich sah das Schwert fallen und kann betrübten Herzens wahrhaft sagen, daß in demselben Augenblick, der mir unvergeßlich ist, durch die Tausende von Anwesenden ein Stöhnen ging, wie ich es vorher nie gehört und nimmer wieder zu vernehmen wünsche.“ — Der gesunde politische Instinkt des englischen Volkes ahnte, daß dieses nicht die rechte Revolution, nicht die Revolution des Rechtes war, die mit der „Bill of Rights“ erst vierzig Jahre später kommen sollte.

Die Wahl der Auserwählten. Der jüdische Staat Israel hat zum erstenmal gewählt. Die Umstände der Wahl haben nicht eben dazu beigetragen, die Vorstellungen der ausländischen Beobachter zu klären. Mapai und Mapam sind dem Europäer Hekuba. Leider! Denn wir werden uns bemühen müssen, die Vorgänge im Mittleren Osten etwas aufmerksamer zu verfolgen, wenn wir die großen Zusammenhänge der internationalen Politik verstehen wollen.

Soweit sich die Dinge heute (27.1.) übersehen lassen, scheint die gemäßigste Richtung (Mapai) den größten Teil der Stimmen auf sich vereinigt zu haben. Es sieht also so aus, als würde die Regierung Ben Gurion am Ruder bleiben, und damit scheinen auch die Aussichten für einen günstigen Ausgang der Verhandlungen mit Ägypten mindestens nicht abgenommen zu haben. Darum sollten alle Friedensfreunde mit diesem Wahlergebnis zufrieden sein.

Am bemerkenswertesten ist wohl die Niederlage der extremen Linken. Die Kommunisten haben augenscheinlich noch nicht 5 v. H. aller Stimmen gewinnen können, und zusammen mit Mapam, der linkssozialistischen Partei, die eine Orientierung Israels nach Moskau befürwortet, entfällt nicht einmal ein Fünftel aller Stimmen auf diejenigen Kräfte, die einer Zusammenarbeit ihrer Nation mit dem Westen entschieden abgeneigt sind.

Diese Tatsache verdient besondere Beachtung, weil sich in Europa und nicht zuletzt in der deutschen Öffentlichkeit die irrige Meinung verbreitet

hat, daß der Staat Israel ein Vorort Moskaus im Mittleren Orient sei. Diese Ansicht wird nicht dadurch richtiger, daß das Foreign Office sich ihrer bedient, um darin eine Rechtfertigung seiner überaus unglücklichen Palästinapolitik zu finden.

Die Triebkraft des jungen Staates Israel ist ein sehr lebendiger Nationalismus. Man mag diesen prinzipiell beklagen, darf aber nicht übersehen, daß er als Antwort auf die nationalistische Politik der arabischen Nachbarstaaten unvermeidlich ist. Der für viele Beobachter überraschende Erfolg der israelitischen Waffen erklärt sich ferner aus der Tüchtigkeit der jüdischen Bürger — eine Tüchtigkeit, welche Europa mit berechtigtem Stolz als sein Erbteil betrachten dürfte; denn im Gegensatz zu den eingeborenen Arabern — die ja auch Semiten sind — besteht die tragende Schicht des Staates Israel fast ausschließlich aus europäischen oder nordamerikanischen Immigranten oder deren Kindern.

Der Antisemitismus sitzt bei uns so tief, daß wir uns von der Vorstellung, die Juden seien für Handwerk, Landwirtschaft oder gar Wehrdienst gänzlich ungeeignet, noch nicht freimachen können. In Palästina ist der Gegenbeweis nachdrücklich erbracht worden. Die jüngsten Wahlen haben nun außerdem bewiesen, daß auch der Kommunistenschreck auf Palästina nicht anwendbar ist. Schon das bedeutet einen Gewinn; denn es lehrt wieder einmal, daß die internationale Politik zu lebendig ist, um sich in Schemata pressen zu lassen.

Das nordische Dilemma. Die schwierigen Verhandlungen der skandinavischen Staaten über einen Verteidigungspakt scheinen bis auf weiteres zum Scheitern verurteilt zu sein. Wieviele Menschen in Deutschland sind sich bewußt, daß dieses Ergebnis ein Unglück für Europa bedeutet? Die Begriffe „Unglück“ oder „Unheil“ haben angesichts der Katastrophen der letzten Jahrzehnte an Schwergewicht verloren. Trotzdem meinen wir es sehr ernst, wenn wir hier von der unheilvollen Wirkung der skandinavischen Uneinigkeit sprechen.

Wir Deutsche sollten uns hüten, in dieser Frage Partei zu ergreifen. Alle drei Regierungen handeln aus wachem Gewissen und starker Verantwortung. Schweden fühlt sich dem teilweise stammverwandten Finnland, das mit so bewundernswertem Geschick einen politischen Mittelkurs steuert, heute mehr denn je verpflichtet. Norwegen blickt — schon geographisch — nach Westen und hat die bittere Erfahrung einer zu konsequenten Neutralitätspolitik hinter sich. Dänemark steht vollends in der Mitte und befindet sich in einer Verwirrung, welche eigentlich nur als typisch europäisch bezeichnet werden kann.

Es ziemt einem Außenstehenden nicht — uns Deutschen schon gar nicht! —, den skandinavischen Regierungen irgendeine Patentlösung zu empfehlen. Trotzdem wird man uns nicht verwehren, daß wir uns als Euro-

päer die Frage vorlegen, welche Lösung uns im Interesse Europas als die beste erscheinen würde.

Das Unheil unserer Zeit liegt in dem Entweder-Oder-Denken. Die Welt droht jeden Tag mehr in zwei Hälften zu zerfallen, deren eine nach Washington und deren andere nach Moskau tendiert. Es wird zur fixen Idee, daß man nur entweder à la Russe oder à l'Americaine leben könne. Zwischen diesen beiden Mühlsteinmöglichkeiten droht die uns allein gemäße Lebensweise à l'Européenne zermahlen zu werden.

Aus diesem Grunde wäre ein unabhängiger Skandinavienblock ein Gewinn für Europa gewesen. Er hätte zeigen können, daß es neben dem unerbittlichen Entweder—Oder des Dänen Kierkegaard schließlich noch das Auch des europäischen Humanismus gibt. Wir schreiben „gibt“, nicht „gäbe“; denn auch nach dem Scheitern des skandinavischen Versuches — welches wohl keiner der drei Parteien zur Last gelegt werden kann — halten wir daran fest, daß Europa zwischen Ost und West bestehen kann. Insofern haben diesmal vielleicht die Schweden die europäischste Haltung gezeigt — auch wenn sie es selbst nicht gewußt haben sollten.

Ein Dementi. Auf Seite 182 f. des November/Dezemberheftes der „Deutschen Rundschau“ brachten wir unter dem Titel „Wir sind mal wieder so weit“ einen Hinweis auf Mitteilungen des Chefredakteurs des DPD, Fritz Sänger, daß Gunter d'Alquéin im State Departement in Washington in maßgebender Funktion für spezielle Propagandaaufträge in der Deutschlandabteilung tätig ist. In „News of Germany“, Vol. 14, Nr. 78, S. 3 vom 20. 1. 1949 erklärt Col. Gordon E. Textor, director of informations service division OMGUS, daß dieses Gerücht falsch sei und d'Alquéin und Hermann Rockmann im September 1948 lediglich nach USA gebracht seien, um in dem Prozeß vor der grand jury gegen den US-Staatsbürger Martin James Monti wegen seiner Sendungen über den deutschen Rundfunk im Kriege als Zeuge vernommen zu werden. Das sei notwendig gewesen, um den gesetzlichen Bestimmungen über die Prozedur in Hochverratsprozessen zu genügen, da in solchen Prozessen zwei Zeugen vernommen werden müßten. In einem offiziellen Dementi des State Departements ist festgestellt, daß d'Alquéin weder damals im State Departement beschäftigt gewesen wäre noch daß beabsichtigt sei, ihn dort in irgendeiner Eigenschaft zu verwenden und daß alle anderen Behauptungen jeglicher Grundlage entbehrten.

Wir nehmen mit Befriedigung von diesem Dementi, das uns erst jetzt zugänglich gemacht wurde, Kenntnis und betonen, daß dadurch auch unser Kommentar zu der angeblichen Verwendung d'Alquéins hinfällig geworden ist.

Wir nehmen gern Gelegenheit festzustellen, daß unsere Ausführungen in dem gleichen Heft Seite 83 über die versagte Unterstützung unserer Zeitschrift im Kampf um Berlin sich nicht auf eine USA-Dienststelle bezogen haben, daß vielmehr die USA-Dienststellen die einzigen gewesen sind, die uns im Kampf um Berlin wirksame Unterstützung gewährt haben.

R. P.

L I T E R A R I S C H E R U N D S C H A U

„Der tanzende Gott“

Es wird behauptet, daß amerikanische Archäologen sich mit der Absicht tragen, die italienische Stadt Sybaris bei Tarent, die seit vorchristlicher Zeit unter einer Lehmsschicht begraben liegt, wieder auszugraben. Sybaris — dort feierte das Wohlleben derartige Orgien, daß der Begriff der Sybariten Allgemeingültigkeit erlangte. Die Stadt gehörte zu den griechischen Gründungen in Unteritalien und wurde zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. in einem Krieg mit der Nachbarstadt Kroton vernichtet. Ihre Einwohner lebten derart in den Tag hinein, daß sie einen Tyrannen, Telys, zur Macht kommen ließen, der schließlich auch den Krieg heraufbeschwor und dadurch für den Untergang direkt verantwortlich wurde.

In der Geschichte vergehen Namen wie Schall und Rauch. Was immer war und immer bleiben wird, das sind die Menschen, die sich in ihrer Grundanlage niemals ändern. Aber gerade unsere Epoche hat in einem erhöhten Maße Anlaß, über den Menschen nachzudenken. Der Haß, die Liebe, der Größenwahn und der Rausch, die alle aus dem Triebleben hervorgehen, stehen wieder einmal der Humanitas gegenüber, die sich aus dem Geist ableitet. Nun hat es immer Zeiten gegeben, in denen der Geist scheinbar vor dem Chthonischen kapituliert hat, aber die Maßstäbe, die echten, unumstößlichen, feierten immer wieder ihre Auferstehung, so daß der Weg des Geistes aus dem Inferno zur Erlösung führte.

Gustav René Hocke, der sich als Romanist und vielgereister Feuilletonist großer Zeitungen einen Namen gemacht hat, hat sich nun in einem Roman mit diesem ganzen Problemkreis befaßt. Schon mit seiner Essay-Sammlung über Griechenland, „Das verschwundene Gesicht“, und mit seinen Schriften über Frankreich, „Das geistige Paris“ und „Der französische Geist“ (Karl Rauch-Verlag, Boppard), hat er seine Meisterschaft des Erkennens und des Darstellens bewiesen. Sein erster Roman, „Der tanzende Gott“, der fast 800 Seiten stark ist, ist ein groß angelegtes Werk — vielleicht sogar ein wenig zu groß angelegt. Die epische Kraft bezwingt den Leser, aber der Stil hätte an manchen Stellen noch besser gefeilt werden sollen. Von welcher großen Konzeption der Autor beseelt wird, geht daraus hervor,

daß „Der tanzende Gott“ nur der erste Band einer Trilogie ist, die unter dem Titel „Die Komödie des Geistes“ erscheinen und noch den zweiten Band „Kinder der Finsternis“, der im 16. Jahrhundert spielt, und „Die spanische Treppe“, dessen Handlung ins 20. Jahrhundert verlegt wurde, umfassen wird.

Die Handlung des ersten Romanbandes ist gut durchgeführt und gibt der geistigen Thematik, die folgerichtig zu dem verheißenen Sieg des Geistes über die Materie führt, das Gerippe. Das Volk von Sybaris wird von einer „seelischen Seuche“ befallen und verhält sich in diesem Krankheitszustand so, wie kranke Völker sich eben benehmen. In diese weit zurückliegende Atmosphäre projiziert Hocke das Erleben und die Erschütterungen unserer jüngsten tragischen Vergangenheit, so als wolle er zeigen: das ist das Leben — das ist der Mensch. So handelt es sich auch nicht um einen historischen Roman, sondern eher um die romanhafte Ausweitung tiefster Werte und Unwerte. Obwohl in eine historische Vergangenheit versetzt, wirkt dieser Roman völlig überzeitlich, wirkt wie ein Ausschnitt aus der menschlichen Komödie, hinter der, immer wieder spürbar, die einzige absolute Wahrheit, Gott, steht.

Aber es ist für die Romanhandlung sehr wirkungsvoll, daß die „seelische Seuche“ an dem verlotterten Sybaris mit seinem triebhaft-dunklen Dionysischen dargestellt wird und im Gegensatz dazu der Musterstaat Kroton mit dem weisen Pythagoras als dem Ausdruck des geistig-klaren Apollinischen aufleuchtet. Fern aller Tagesbezüglichkeit erfahren wir, wie sehr Massenwahn, Rausch, Heroismus und Sexualität beieinander wohnen. Immer wieder taucht die Frage auf: Wer herrscht, die Straße oder der Mensch, die Faust oder der Geist? Pythagoras erntet nur Hohn mit seinem Plädoyer für die Vernunft, in dem es heißt: „Das Volk wird eine richtige Entscheidung, wenn man sie überzeugt vorträgt, weil man weiß, daß sie wahrhaftig ist, sofort verstehen. Das Volk ist immer gut, wenn es von Einsichtigen gelenkt wird; es ist immer schlecht, wenn man ihm Haß in die Ohren schreit. Sollte es einige im Volk geben, die aufgehetzt wurden, so werden sie sich dem Beschluß des Rates, der aus seiner Mitte stammt, beugen müssen. Unfreiwillig werden sie gehorchen müssen, bis sie einsichtig geworden sind, bis sie erkennen, daß es richtig war, wie für sie entschieden wurde. In Kroton herrschen die Besten des Volkes, nicht die Straße!“

Wir erkennen uns selbst in der Not des Individuums, das sich dem kriegischen Massenzeitalter von Sybaris ausgeliefert fühlt. „Ich habe mich verändert, ich bin nicht mehr wie ich war. Seit einigen Tagen ist es mir, als sei alles, was ich in den letzten Jahren getan habe, von einem anderen als von mir selbst getan worden. Suche ich mich im Früheren, so finde ich mich nicht mehr. Schlimmer aber ist die Angst. Es ist eine unbestimmte Angst. Sie verfolgen mich zwar, um mich hinrichten zu lassen, aber nicht allein davor fürchte ich mich. Es ist etwas anderes. O, warum muß ich so unglücklich sein? Es ist doch nicht gerecht, daß ich so gequält werde!“

Wer quält mich überhaupt? Ich sehe nur immer diese schwarze, schreckliche Drohung.

Schon in der vorchristlichen Zeit wurde das durch die Not und die heraufdämmernde Einsicht geborene Aufbegehren gegen die Tyrannis durch den wohlorganisierten Schrecken niedergehalten. „Nachts durchstöberten die Ordner die Häuser, ergriffen Schuldlose, die irgendein Aushorcher angezeigt hatte, und rissen sie aus dem Kreise der weinenden Familie. Sie verschwanden, und man hörte nichts mehr von ihnen. Gerichte gab es nicht mehr; wollte man sich erkundigen, so wurde man mit Peitschen verjagt oder selbst festgenommen. Irgendeine Gewißheit, verschont zu werden, gab es nicht, denn selbst Ordner wurden plötzlich auf offener Straße abgeführt; unter den Gehängten an der Agora sah man sogar einmal zwei Redner und einen ehemaligen Edelsteinhändler, von dem manche wußten, daß er ein gefährlicher Aushorcher gewesen war. Sobald es dunkel wurde, mußte man sich nun vor dem Grauen fürchten, das nicht nur durch die Luft fauchte, sondern sich auch nachts durch die Straßen schlich. — Das dauerte eine gewisse Zeit, und dann erstickte der Schrecken das letzte Murren; diejenigen, die zweifelten, verwandelten ihre Zweifel aus Furcht wieder in eine Bejahung des heilenden Stadtgottes. Sie sagten es sich immer wieder, daß Er doch der Retter sei, und zerstampften wilder und wilder die letzten Bedenken, bis sie wieder in den leichteren Tanzrausch gerieten, der sie von sich selbst, von dem Eingekreistwerden durch ihr eigenes Urteil erlöste.“

Über Untergang und Leistung, über Licht und Nacht enthält der Roman tiefe Erkenntnisse. „Nur das Stoffliche des Volkes wird versinken, das, was an ihm rein geblieben ist, seine vergeistigte Seele, wird leben für alle Zeiten. In einem wird Griechenland noch einmal den Urgrund aufleuchten lassen: in der Schönheit, und diese Schönheit wird viele Menschen vor der Verzweiflung retten, denn um diese Schönheit zu schaffen, mußte dem schrecklichen Stoff die Wahrheit des Urgrundes abgerungen werden.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Hast du die Geduld des Lichtes erreicht, das du nie spüren würdest, wenn die Nacht es nicht unaufhörlich mit ihrer Finsternis bedrängte, so wird auch dir die allumfassende Kraft des Lichtes zuteil. Du wirst stillglühend im höchsten Sein mitschwingen, eine lichte Liebe zum All spüren, denn sie erhält alles, wie das Licht alles durchdringt. Unvergänglich ist das Licht, die Nacht aber vergänglich.“

Es gibt viele Stellen im „Tanzenden Gott“, die man immer wieder liest und deren Sinn dann immer tiefer wird. Dann spürt man auch, daß hier ein Dichter spricht, der der christlichen Tradition des Abendlandes nicht nur mit den Worten, sondern mit dem Herzen derart verpflichtet ist, daß er die Größe und den Mut aufbringt, kompromißlos ganz Mensch und Geist zu sein. So dürfte von dem letzten Werk von Gustav René Hocke eine läuternde Wirkung ausgehen, zumal er mit geradezu tiefenpsychologischen Erkenntnissen das menschliche Wesen an der Wurzel berührt. Solche, die

sich getroffen fühlen, werden zu dem billigen Mittel greifen, den „Tanzenden Gott“ als einen schlecht verhüllten Abklatsch unserer Zeit abzutun und hinzufügen, „man mag es nun nicht mehr wiedergekaut haben!“ Nun, die so reden, wollen nicht begreifen, daß die Zeit des Literatentums vornehm-plätschernder Observanz vorüber ist und unsere Stunde den Bekennermut zur eindeutigen Haltung fordert.

Die Kraft und die geistige Spannweite des „Tanzenden Gottes“ geht weit über den Durchschnitt unserer zeitgenössischen deutschen Romanliteratur hinaus. Da er zudem auch noch einen Weg weist, muß man den weiteren Bänden der Trilogie mit Spannung entgegensehen.

Es bleibt zu wünschen, daß die Nymphenburger Verlagshandlung, München, die folgenden Bände nicht mehr so armselig druckt und ausstattet (zumal zum Preis von 18 DM).
h.-e. h.

Erneuerung der Kulturmorphologie

Der niederländische, seit vielen Jahren in München lebende Kunsthistoriker, Vorgeschichtler und Kulturphilosoph F. Adama van Scheltema ist in den Jahren des „Dritten Reiches“ durch eine Reihe sachlicher, den Einflüssen des Zeitgeistes gegenüber weitgehend unabhängiger Arbeiten über altnordische und prähistorische Kunst, darunter auch über den Osebergfund, sowie durch eine thematisch gelöstere, feinsinnige Studie „Die geistige Wiederholung“ in engeren, wissenschaftlich-literarischen Kreisen bekannt geworden. Unter der „geistigen Wiederholung“ verstand Scheltema jenes durchgreifende, oft beobachtete Gesetz einer Parallelität und Entsprechung individueller und genereller Entwicklungen, wie man es aus der Biologie und der Psychologie kennt, wie es sich für die neuere Forschung aber auch im unsicheren, scheinbar ganz vom Einmaligen bestimmten Felde der Geschichte, insbesondere der

Kulturgeschichte und der Kunstgeschichte erkenntlich macht. Scheltema ist nun von hier aus sowie von ausgedehnten Forschungen in der gesamten Kunstgeschichte des Abendlandes zu einer Erneuerung kulturmorphologischer Theorien gekommen, die er in einer kleinen Schrift „Die geistige Mitte. Umriss einer abendländischen Kulturmorphologie“ (Leibniz Verlag München) vorlegt. Diese Schrift lohnt eine erste Erörterung und ein Referat ihrer tragenden Gedankengänge.

Kulturmorphologie ist uns ein besonders durch Breysig, Spengler und Frobenius geläufig gewordener Begriff geworden. Er setzt die Annahme voraus, daß die Gesamtkultur des Menschen auf der Erde sich aus einzelnen großen, voneinander relativ gesonderten Kulturkörpern zusammensetzt, die als Organismen mit bestimmtem Potential und begrenzter zeitlicher und räumlicher Ausdehnung zu verstehen sind. Auch die ältere Geschichtsphilosophie Vicos oder Hegels hat dieser Annahme im

Grunde nicht widersprochen, indem man die ferneren Kulturräume wie Indien oder Ostasien immer gegenüber dem eigentlichen Schauplatz der „Weltgeschichte“, dem europäisch-vorderasiatischen Raum absonderte oder bei der Betrachtung außer acht ließ. Eine eigentliche Kulturmorphologie wurde freilich erst geboren, als insbesondere Oswald Spengler den bestechenden Versuch unternahm, unsere engere „Weltgeschichte“ in ihrer Kontinuität zu zerschlagen und auf drei oder vier als fensterlose Monaden voneinander geschiedene Kulturzyklen zu verteilen. „Apollinische, faustische, magische Seele“, hießen die physiognomischen Kennzeichnungen, mit denen an die Stelle des alten Schemas der abendländischen Geschichte: Altertum, Mittelalter, Neuzeit eine neue historische Schichten- und Verwerfungslehre gesetzt wurde, die fraglos manches überraschende Licht in das Verständnis des Geschichtsablaufs geworfen hat, soviel Bedenken sich auch vor allem gegen das Dogma von der Unbeeinflussbarkeit der Kulturkreise gegeneinander und damit gegen die Aufgabe eines absoluten Begriffes von Geist, Bewußtsein und Kultur vorbringen lassen. In der berechtigten Opposition gegen die Gewaltsamkeiten der Spenglerschen Kulturmorphologie und zumal gegen ihre unscharfen, gefühlsgebundenen Begriffsbildungen, andererseits aber auch gegen eine pseudomythische, biologische Relativierung und Umwertung der überkommenen Auffassungen vom Kulturaufstieg der abendländischen Menschheit gewann die strenge

Hegelsche Konzeption der Weltgeschichte wieder an Ansehen, nach der es sich bei den allein relevanten Kernprozessen der Geschichte nicht um irgendwelche vagen überindividuellen Lebensvorgänge von Kulturseelen, sondern um eine Selbstbewußtwerdung des absoluten Geistes handelt, vor der alles uferlose historische Detail, soweit es zu diesem zentralen Geschehen in keiner Beziehung steht, nur Stoff und „faule Existenz“ ohne Interesse für die Idee ist. „Mit dem Ranke ist das nichts...“, urteilte Hegel, weil jener ein unphilosophischer, bloß dem empirischen Stoff verhafteter Historiker sei. Zwischen den Einseitigkeiten Hegels und denen der neueren, zumal der Spenglerschen Kulturmorphologie hat Scheltema nun einen Platz bezogen, der die Idee des Organismus der Kultur mit einem übergreifenden geistigen Prinzip aller Geschichte zu verbinden sucht. Scheltema bildet keine physiognomischen Begriffe wie Spengler, um Kulturen zu charakterisieren; er enthält sich jedes Pathos der Wertung, auch der, die in dem aus dem Pflanzenleben erborgten Bilde des Blühens, Wachsens und Reifens verborgen liegt, und liest aus der Geschichte einen einfachen großen Rhythmus der „Atmung“, des Pulschlags ab, den er Ent-mittlung und Zu-mittlung nennt. Der Geist geht in Systole und Diastole „aus sich heraus“ und „in sich hinein“. Zu diesen Fundamentalkategorien kommt Scheltema aber erst, indem er die Geschichte in den größeren Horizont der Vorgeschichte eingliedert, die sozusagen zu ihrem vollen Bilde die

zweite, die unbewußte und unterbewußte, deswegen aber keineswegs (wie Hegel annahm) nachtschwarze, leb- und bewegungslose Hälfte hinzufügt. Von der Vorgeschichte her werden wir zur Annahme der Kulturkreistheorie gezwungen, was auch Spengler übersah, als er die neuere abendländische Kultur im Mittelalter und damit in einem schon hochbewußten Stadium beginnen ließ. Auch Scheltema löst die alte Einheit unserer Geschichtsschematik mit Altertum, Mittelalter und Neuzeit als unorganisch auf und setzt an die Stelle des schon hochdifferenzierten griechisch-römischen „Altertums“ unsere eigene mittel- und nordeuropäische Vorzeit als unser legitimes „Altertum“; freilich ohne die albernen Glorifizierungen der Naziepoche, die aus jener zeitlich-organischen Priorität eine solche des Wertes und Geistes machen wollten. Von hier ergibt sich dann so etwas wie ein „periodisches System der Kunst- und Kulturentwicklung des Abendlandes“, das überraschende Einblicke nicht zuletzt in das Verständnis der gegenwärtigen Epoche eröffnet. Daß es sich bei ihr um eine „Endzeit“ handelt, in einem einerseits gänzlich unpathetischen, andererseits dem weiteren geschichtsphilosophischen Denken absolute Punkte setzenden Sinne, ist mehr oder weniger eine gemeinsame Überzeugung des Zeitalters, die sich in hundert Aspekten anbietet. Nur soviel deutet Scheltema in seinen Schlußperspektiven an, daß die bisherige Periodizität uns erlaubt, den „Durchbruch eines hochgeordneten zentralgeistigen

Kulturzeitalters“ eines „Großmittelalters“ für möglich zu halten. Nicht nur in unserem Referat, sondern auch in der programmatisch gedrängten Schrift selber ist vieles im Stadium der Andeutung stecken geblieben. Anderes wiederum könnte den Anschein allzu großer Systematisierungsfreude erwecken; wenn auch der Autor soviel gebildete Vor-sicht und „gegenständliches Denken“ (im Goetheschen Sinne) zeigt, daß man kaum jemals das Gefühl bekommt, über ein noch nicht genügend entwässertes, sumpfiges Gelände geführt zu werden. Ein zuchtvoller Geist, der seine Gefahren nicht im allzu Genialischen, seine Stärke als Forscher aber vor allem in der Frühgeschichte und der Deutung kunstgeschichtlicher „Hieroglyphen“ besitzt, hat hier einen fesselnden und nachhaltigen Beitrag zur Erneuerung kulturmorphologischer Gesichtspunkte geliefert.

Joachim Günther

„Finckenschläge“

Als ich das Büchlein von Werner Finck „Aus der Schub-lade — Bekanntes und weniger Bekanntes“ (Berlin, F. A. Herbig, DM 3,80) in die Hand bekam, wurde meine Erinnerung an meine Abrede in der Hitlerzeit mit Werner Finck sehr lebendig, daß er monatlich einen politischen „Finckenschlag“ in der „Deutschen Rundschau“ ertönen lassen sollte. Seine Zustimmung war nicht leicht zu erringen, da er, der über eine unbegrenzte Redefähigkeit verfügt, vor jeder schriftlichen Fixierung seiner politischen Aperçus und

Bonmots eine nahezu unüberwindliche Scheu hat. Die Verwirklichung des schönen Plans wurde damals durch Fincks unmittelbar nach unserer Abrede erfolgte Verhaftung vereitelt. Nun freut man sich von Herzen über jeden einzelnen der hier gesammelten Beiträge in Versen und Prosa. Unübertrefflich diese Wortkaskaden, die Treffsicherheit der

Satire, die übersprudelnde Laune, das Gewicht der tieferen Bedeutung in leichtester Verpackung! Hoffen wir, daß Finck beim Aufräumen weiterer Schubladen uns auch im geschriebenen Wort den gleichen Dienst leistet und die gleiche Freude bereitet, wie wenn wir ihn auf der Bühne hören. Denn wir haben nur diesen einen Finck. r. p.

Der Aufsatz von Professor Dr. theol. Josef Sellmaier ist der Einleitung seines demnächst im Verlag Cassianeum in Donauwörth erscheinenden Buches „Lehren der Geschichte“ entnommen.

Deutschland, Frankreich und Europa

Seit tausend Jahren bestimmt das Thema Deutschland—Frankreich das Schicksal Europas und hat es zumeist in einer höchst tragischen Weise bestimmt. Systola und Diastola seines Herzschlages regierten Anziehung und Abstoßung, Umarmung und Würgegriff dieser beiden Völker — die sich nie trennen können, die sich immer Aug in Aug gegenüberstehen, sowohl in dem großen Sinn des sich im Blick aneinander Festsaugens, wie auch — in den schlimmen Zeiten — in dem bösen und dürftigen Sinne der in der Parabel des Evangeliums vom Splitter und Balken im Auge des Bruders zum Ausdruck kommt. Das gilt im geistigen Bereich so gut wie im Bereich des Politischen. Wie wäre überhaupt bei Völkern, die so schicksals-beschwert sind, eine Trennung zwischen dem Geistigen und dem Politischen zu machen? Ist denn das eine nicht das andere im jeweiligen Zustande seines „Anders-Seins“? Seltsam: oft war das befruchtende geistige Überströmen dann am stärksten, wenn der eine dem anderen politisch als Widersacher schlechthin galt — und oft ist er es auch gewesen. Ich brauche nicht Namen wie Goethe, Taine und Renan zu nennen, ich brauche hier nicht Friedrich und Voltaire zu zitieren und nicht von Rousseau und der deutschen Romantik zu sprechen. Es ist so, als ob in solchen Zeiten die eine Schale der Waage jeweils mit der anderen Schale in der Verbindung kommunizierender Gefäße gestanden hätte, um ein Gleichgewicht zu erhalten, das die Bewegung der Zeit zu bedrohen schien. Dieses sich gegenseitige Erfassen, dieses gegenseitig voneinander Besessensein geht oft bis in das Elementare des Bewußtseins von der Landschaft „drüben“ und von den Lebensströmen, die sie ausatmet und ausstrahlt.

Warum leben diese Völker wohl so lange schon in diesem wirklich heillosen Verstricktsein? Alle Völker betrachten sich im Spiegel des Vorurteils, eines Vorurteils, das nicht immer ein Vorurteil der Ver-

nunft ist — le coeur a des raisons que la raison ne connaît pas... — Aber niemals verhüllten Völker sich die Wirklichkeit des „anderen“ so hartnäckig mit dem Randschleier des Vorurteils als dort, wo es sich um uns Deutsche und Franzosen handelt. Es ist, als ob diese beiden Völker sich davor fürchteten, daß ein Blick in die wahre Wirklichkeit des anderen ihnen den Krampf lösen könnte, aus dem sie glaubten beziehen zu müssen, was man die „nationalen Energien“ nennt. Ich erinnere an das Frankreichbild der deutschen Nationalbewegung, das mit Kleists „Hermannschlacht“ anhebt und über die Lyrik der Befreiungskriege zur populären Vorstellung von der „weltschen Tücke“ geführt hat. Und ich erinnere mich auf der anderen Seite einer Notiz in den Tagebüchern Maurice Barrès': er stand mit seinem kleinen Sohne an der Grenze. „Dort wohnen die Deutschen“, sagte er. „Haben die auch eine Seele?“ fragte der Kleine zurück. „Nein“, antwortete der Vater und notiert dazu in seinem Tagebuch: Ich wußte wohl, daß es eine Idiotie war, aber solche Idiotien erzeugen Energien...

Und oft ist dieses Vorurteil nichts anderes als ein Tabu, das den Völkern das Vorbeigehen am anderen „im Gewissen“ erlaubt — indem es sie „kanonisch“ dazu verpflichtet und damit die Rektifikation des Maßstabes verbietet, an dem man sich selber messen muß. Denn unsere beiden Völker haben sich immer aneinander gemessen. In jenem großen Sinne sowohl, daß sie sich steigerten, um vor dem anderen, groß geschauten bestehen zu können, als auch in dem kleinen Sinne, daß sie — in ihren Stunden der Schwäche und des Kleinmuts — den anderen verkleinerten, um sich die Illusion eigener Größe zu schaffen. Jedes hat immer seine Bestätigung im Blicke des anderen gesehen. Und was es dem anderen nachsagte, war oft nichts anderes als der Bodensatz, den es auf dem Grunde seiner eigenen Seele fand. Und was es dem anderen nachrühmte, war oft nichts anderes als der lichte Schaum der Träume, von denen aus der eine nach seinem Kythara segelte, das er für das zugeborene Land des anderen hielt — und der andere nach seinen Märchenwäldern, Wunderbergen und Nibelungenschauern (und seinem Sparta ...) aufbrach, von denen er nicht wußte, wie sehr sie sein waren, und die er für das erworbene Erbe des anderen hielt.

Darum ist in den Bereichen des Geistes und des Seelischen dem Problem des deutsch-französischen Verhältnisses nicht so beizukommen, wie man dem Verhältnis zu anderen Völkern beikommen kann, denn es geht um viel mehr als um den Streit eifersüchtiger Nach-

barn, um mehr als um Bereinigung von Mißverständnissen — es geht darum, daß diese Völker so lange miteinander ringen werden, als sie nicht ineinander aufgegangen oder in etwas, das sie beide faßt wie der Ring das Juwel, oder daß sie untergegangen sind. Ich denke manchmal, wenn ich an uns Deutsche und Franzosen denke, an die letzte Strophe des Gedichts von Baudelaire „L'Homme et la Mer“:

Et cependant voilà des siècles innombrables
Que vous vous combattez sans pitié ni remords —
Tellement vous aimez le carnage et la mort,
Ô lutteurs éternels, ô frères implacables!

Vor diesem Hintergrund ist das Politische zu sehen. Dieses Politische lebte ja noch weniger als der Mensch vom Brot allein. Wegen dieses Hintergrundes ist alles wechselbezogene Deutsche und Französische im Bereich des Politischen immer so ungleich anders und immer so ungleich mehr, als wenn es sich um andere Völker handelt.

Man könnte fragen: Warum muß das alles bei zwei Völkern so sein, die sich geistig, und auch was die Güter dieser Welt anbetrifft, in so wunderbarer Weise ergänzen; man könnte fragen: Warum muß das alles so sein, wo doch gerade hier im Grunde alles auf das Vortrefflichste korrespondiert?

Nun, um es klar zu sagen: All das ist so wie es ist, weil, politisch betrachtet, das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich seit Generationen heillos verdorben ist. Es ist eine schlimme Sache, daß alles, was im Bereich des Geistigen befruchtende Spannung sein kann und dort, wo es Auseinander-setzung ist, wie die Katharsis der Tragödie neues Leben zur Entfaltung zu bringen vermag, im Bereich des Politischen allzu leicht lähmendes Gift und verwüstende Katastrophe wird, die nichts reinigt, sondern nur mit Trümmern verschüttet, was sich an Leben hätte regen können.

Man muß das klar erkennen und einsehen, warum das alles so heillos ist. Man darf nicht nach Mittelchen suchen und glauben, mit diesen Mitteln könne man heilen; nein, man muß die ganze Schwere der Krankheit und die ganze Hoffnungslosigkeit der bisherigen Therapie erkennen, wenn wirklich geholfen werden soll. Dazu ist nichts mehr vonnöten als die klarste Erkenntnis des Tatbestandes, in den unsere Wirklichkeit einbegriffen ist. Die Erkenntnis dieses Tatbestandes ist genau so wichtig wie die Erforschung der Ursachen, „warum es so gekommen ist“. Vielleicht haben wir Deutschen und Franzosen uns immer ein wenig zu sehr darum bemüht, nach Ur-

sachen von irgend etwas, das unser Wunschbild trübte, zu suchen, und haben darüber vergessen, die jeweilige Gegenwarts-Wirklichkeit zu erfassen und anzufassen. Vielleicht wird uns erst der Schauer vor der Schwärze der Wand, vor der wir stehen, den Mut geben, sie zu überspringen. Wir kommen aus dem bösen Zauberkreis der Ursachenreihen nicht heraus, wenn wir in den alten Bahnen verbleiben. Wir müssen eine neue Ursachenreihe anlegen, und vielleicht gibt uns der Mut zur Hoffnungslosigkeit die Kraft, das Verhängnis der Kausalitäten zu brechen.

Wir werden unter seinem Antrieb zu neuen Ufern aufbrechen müssen — vielleicht gemäß dem Worte Cromwells, daß niemand so weit gelangt, als wer nicht weiß, wohin er geht; vielleicht nach cartesianischer Weise aus der Analyse unserer Erfahrungswelt im Lichte des *lumen naturale* das Ziel entwerfend, zu dem uns der neue Weg führen soll.

Mancher wird sagen: Es könnte doch ganz einfach gehen, wenn die Völker vergäßen, was war; dann würde es möglich sein, neu zu beginnen. Aber — und hier spreche ich zu uns Deutschen — die Franzosen werden erst dann vergessen können, wenn sie genau wissen, daß wir Deutschen nicht vergessen, warum es so kommen konnte! Wie es aber mit dem Nichtvergessen der Völker bestellt ist, dafür haben wir viele betrübliche Zeugnisse.

Warum ist, wenn wir auf der gegenwärtigen Ebene verbleiben, alles so aussichtslos? Weil auf beiden Seiten ein Mythos der Schuld besteht, der jeweils nicht das eigene Opfer, sondern das des anderen fordert! Für die Deutschen stellt sich dieser Mythos so dar: Frankreich ist das Volk, das ihm, den Deutschen, das Heilige Reich zerstört hat und das später uns das weltliche Reich neidete und sich immer quer auf unserem Wege befand, wenn wir zu uns selbst suchten. Für Frankreich blieben die Deutschen die Eindringlinge, jene, die immer „vor den Toren“ stehen, die Limes-sprenger; jene, deren ewiges Werden das ruhige Sein im Glücke Hesperiens in Frage stellt — kurzum jene, die immer wieder zertrümmern, was sich anschickte Dauer zu sein. Dieser Mythos wirkt sich politisch-geschichtlich wie ein ungeheures Hauptbuch aus, das beide Völker führen, mit Blättern für Soll und Haben, und es ist schrecklich, daß beide Völker die Seiten des Hauptbuches immer wieder vertauschen möchten und darüber hinaus in den Kolonnen, die „der andere“ geführt hat, die Posten bestreiten. Spricht man über diese Dinge, so hebt ein Streiten an, und der eine rechnet dem anderen vor, was er verschuldet habe und

nach welchen Maßen man zu messen habe. Immer aber wird der Saldo dem anderen zur Last geschrieben und in den Bereich des Moralischen gehoben und damit auf beiden Seiten zu einer Sache des Affekts gemacht. Und das ist es, was die ganze Situation so heillos macht: trotz viel Vernunft auf beiden Seiten und trotz viel guten Willens zwischen beiden Völkern — immer der Affekt! Affekte aber haben die schreckliche Eigenschaft, daß sie nicht durch Gründe ausgeräumt werden können, sondern sich nur durch andere Affekte vertreiben oder überlagern lassen.

Nehmen wir ein Beispiel aus unseren Tagen: Die Deutschen haben das Gefühl, als ob die Franzosen alles tun, um den Weg der Deutschen zu einer Neuformung ihrer nationalen Existenz zu verbauen. Daraus resultiert bei uns viel Empörung und Bitterkeit; wenn wir sie äußern, dann gibt man uns zur Antwort, daß die Franzosen so handelten, nicht weil sie uns übel wollten, sondern weil es nötig sei um ihrer Sicherheit willen. — Wer könnte den Franzosen bestreiten, daß sie gute Gründe haben, um ihre Sicherheit besorgt zu sein? — Die Geschichte lehre sie, so sagen sie uns, daß Deutschland als einheitlich geführter Staat ein gefährlicher Nachbar sei, dem sie mehrmals schon fast erlegen wären. Darauf antworten wir Deutschen: Ihr Franzosen habt zu der Zeit, als sich die europäischen Völker zu Nationalstaaten bildeten, alles getan, um uns mit List und Gewalt daran zu hindern, ein Nationalstaat zu werden. Darum mußte alles so kommen, wie es gekommen ist. Darauf folgen dann wieder Einwendungen der Franzosen, und so geht dieses böse Spiel unendlich weiter.

So geht es nicht. Keiner will hören und keiner will verstehen, jeder erwartet das Schuldbekenntnis des anderen. Bestenfalls noch, daß man zugibt, daß es auch „das andere Deutschland“ oder „das andere Frankreich“ gäbe. Doch alsbald kommt man aus irgendeinem Hintergrund mit dem Hinweis, daß in Zeiten der Krise das „ewige Deutschland“ und das „ewige Frankreich“ immer wieder hervorbrächen und das „andere Deutschland“ das „andere Frankreich“ aus dem Felde schlugen.

Wie soll man sich angesichts dieser Dinge verhalten? Seit alters hat man Versuche gemacht, „durch Überbrückung der Gegensätze“ Abhilfe zu schaffen. Diese Versuche haben gelegentlich ein wenig geholfen, aber an den Grundtatsachen haben sie nichts geändert.

Es gibt Menschen, die glauben, es könne wirksam geholfen werden, wenn die kulturellen Beziehungen zwischen beiden Völkern

aktiviert würden. Solche Aktivierung ist wunderschön; aber leider hat die Geschichte gezeigt, daß in den Dingen, um die es hier geht, auch die intensivste kulturelle Berührung nichts Entscheidendes auszurichten vermag. Wie eng war diese Berührung vor 1914 und vor 1933 — und wie dumm haben sich dann in der Krise hüben und drüben die Menschen aufgeführt, die sehr tief in diesen kulturellen Beziehungen gestanden haben! Und: kulturelle Beziehungen müssen, wenn sie wirklich kulturelle Beziehungen sein sollen, zweckfrei sein, also ohne politische Absicht geführt werden. In dem Augenblick, in dem eine politische Absicht einströmt, werden sie zu Veranstaltungen der Propaganda, und was diese, im Sinne der Tiefenwirkung, taugt und was sie nicht taugt, das haben wir erleben können... Man soll die kulturellen Beziehungen um der Formung des Menschen und um der Steigerung des Reichtums des Lebens willen fördern und immer wieder fördern — aber man erwarte davon keine unmittelbare und in die tieferen Schichten der Völkerseele und der Völkerschicksale dringende Wirkung. Manche meinen, in ferner Zukunft werde es sich schon auswirken. Gewiß — aber wir haben nicht mehr sehr viel Zeit! Wir können nicht warten, bis die übernächste Generation endlich so weit ist! Wenn wir das Verhängnis nicht in den Jahren, die uns noch gegeben sind, ausräumen — dann wird es in Europa bald nichts mehr in Ordnung zu bringen geben!

Wenngleich der Versuch, das Fremde in seiner Wesenhaftigkeit durch den Umgang mit den Werken seines Geistes zu suchen und zu finden — sich darin zu finden — ein großes Abenteuer ist, zu dem immer nur der Einzelne aufbricht — oft ohne zu wissen, wohin er geht — so möchte ich doch den Wert von Einrichtungen, die sich um die Steigerung der kulturellen Beziehungen unserer Völker bemühen, besonders betonen. Ich möchte aber davor warnen, zu glauben, mit dem Wirken im Bereich seines Aufgabenkreises seien wir der Verpflichtung enthoben, uns um die konkreten politischen Aufgaben zu bemühen, die uns die Zeit je und je stellt! —

Andere glauben wiederum, alles könne zum Guten geändert werden, wenn über die Grenzen hinweg die persönlichen Beziehungen vertieft werden. Doch wie dicht sind diese persönlichen Beziehungen schon gewesen und wie wenig haben sie eingebracht! Jedesmal, wenn durch die Zeitläufte die Gruppenaffekte hochgeschwemmt wurden, schwand immer wieder alles dahin — vielleicht mit der einen Ausnahme, daß jeder jeweils seinen Franzosen oder seinen Deutschen vom Gesamturteil ausgenommen hat...

Immerhin: Die Pflege und Vertiefung persönlicher Beziehungen ist eine gute Sache — es ist ja schon etwas, wenn ein Volk nicht mehr von dem anderen glaubt, daß dort alles rothaarig sei...

Viele glauben, man könne durch geschickte politische Abmachungen etwa im Sinne des Locarno-Vertrages Wesentliches ändern. Nun, man hat gesehen, was der Locarno-Vertrag wert gewesen ist. Keiner soll zweifeln, daß er ehrlich gemeint war und daß man berechtigt war, Hoffnungen darauf zu setzen. Aber es zeigte sich, daß vor dem Elementaren in der Tragik des deutsch-französischen Verhältnisses auch die geschicktesten Konstruktionen nicht halfen. Und wer möchte ihnen nach dem Geschehen der letzten zwanzig Jahre heute noch Kredit geben?

Andere wieder glauben, man könne diese Dinge durch eine Verdichtung der wirtschaftlichen Beziehungen gefahrlos stellen. Gewiß, wirtschaftliche Abmachungen können über vieles hinweghelfen — aber hatten wir solche wirtschaftlichen Verflechtungen nicht schon längst? Waren die Abkommen der Schwerindustrie — Stahl- und Kohlenabkommen — nicht so eng, wie sie in unserem Wirtschaftssystem nur sein können? Doch welchen Nutzen brachten sie letzten Endes unseren politischen Verhältnissen? Sie konnten weder 1933 noch 1939 verhindern. Trotzdem: auch diese Dinge sind gut und man muß sie fördern. Aber man darf bei aller Wahrnehmung ihres Nutzens nicht glauben, es sei damit allein Entscheidendes und Grundstürzendes geschehen. Vor den echten, aus dem Grunde kommenden Krisen in den Beziehungen der Völker haben derartige Dinge keinen Bestand.

Aber was soll man dann nur tun? Soll man müde die Waffen strecken und sich in die Abseitigkeit zurückziehen, in den Garten Epikurs oder in den Zynismus, jene Fluchtbewegungen derer, die sich vor der Zeit fürchten? Nein, man sollte das nicht tun. Man sollte an die Dinge herangehen in Nüchternheit und mit der klaren Erkenntnis all dessen, was unserem guten Willen entgegensteht. Dann wird man erkennen, daß wir den Affekt, der zwischen uns steht, überwinden können, wenn wir uns an eine gemeinsame Aufgabe machen und dabei im Geiste Walt Whitmans zu einer „équipe“ oder — wie die Angelsachsen sagen — zu einem Team werden, zu einer Gemeinschaft von Menschen also, die diese Gemeinschaft nicht aus der Gefühlhaftigkeit suchten, sondern zu einem Gespanne werden mußten, weil der Karren, auf dem ihr Schicksal fährt, nur gemeinsam aus dem Schlamm gezogen werden kann. Wieviele Affekte haben sich

nicht schon durch den Zusammenschluß einzelner zu einer équipe lösen lassen! Wirklichkeit und Geist der équipe würde auch bei unseren Völkern die Affekte überwinden, und sollte es so schwer sein, sich zusammenzuspannen, wo doch jeder einzelne spürt, daß wir alle miteinander nur Schiffbrüchige auf dem Floß der Meduse sind? Wenn wir bisher im Dschungel und daher nach dem Gesetz des Dschungels lebten, warum machen wir uns dann nicht daran, diesen Dschungel gemeinsam zu lichten und an Stelle des Dschungelgesetzes das Gesetz des Menschen zu stellen?

Freilich könnte bei solchem Vorhaben nun leicht die Versuchung anfallen, die gemeinsame Aufgabe ausschließlich als ein Tun gegen jemand zu sehen, beispielsweise als Verteidigung des Abendlandes gegen eine Macht, die es bedrängt. Vielleicht kann es nötig werden, aber hüten wir uns davor, uns in diese Möglichkeit zu verlieben! Haben wir nicht schmerzhaft erfahren, daß man bei der Verabsolutierung eines „Anti“ beliebiger Art allzu leicht das Gesetz desjenigen übernimmt, den zu bekämpfen man ausgezogen ist? Kurzum, Europa kann man nicht gegen etwas bilden, sondern nur für etwas, nämlich für Europa selbst. Wenn ich von Europa spreche, so begreife ich dieses Wort in aller Nüchternheit, abgelöst von den tiefen Schauern und lichten Schwingungen, die das Wort bei Novalis hat. Ich verstehe es im Sinne eines vernünftig organisierten Gemeinwesens, in dem wir alle leben, das uns alle überwölbt. Wenn wir uns Europa nur als Koalition unserer Völker gegen Rußland vorstellen können, dann werden wir nicht Europa schaffen, sondern Europas Untergang beschleunigen.

Es gibt heute zwei Kraftfelder, die alle politischen Dinge bewegen und ihre Richtung bestimmen — ihre Pole sind Moskau und Washington. Fügen wir ein drittes hinzu, indem wir das Kraftfeld Europa schaffen! Es ist eine alte Sache, daß wo nur Zweie sind, die Vernichtung droht, denn Zweie werden immer versuchen, einander zu überwältigen, um alles zu sein. So ist der Mensch. Nur dort, wo auch ein Dritter ist, kann aus dem Nicht-Einssein eine fruchtbare Einheit werden. Zwei ist immer die Zahl des Todes gewesen; drei die Zahl der neuen Einheit nach dem Fall...

Wie soll dieses Europa aussehen? Wir alle irren, wenn wir glauben, wir könnten Europa schaffen, indem wir es halb schaffen. Wenn Europa werden soll, dann muß man aufs Ganze gehen, dann muß man Europa zu einer ökonomischen, politischen und konstitutionellen Einheit machen. Es darf kein loser Staatenbund sein, es muß ein echter

Bundesstaat sein, in dem ein „europäisches“ Parlament, eine „europäische“ Regierung, ein „europäischer“ civil service walten und dessen Organe nicht Konferenzen „nationaler“ Interessenvertreter sind!

Auch wenn dieses Europa geschaffen sein wird, werden jene Affekte, die uns Deutsche und Franzosen beschwerten, nicht sofort aufhören. Aber es will schon etwas bedeuten, daß diese Affekte dann nicht mehr zu Kriegen führen können. Die Main-Linie, die ja in der Welt der Affekte noch eine gute Weile bestanden hat, konnte nach der Bildung des einheitlichen Deutschen Reiches doch wenigstens nicht mehr Ursache von Kriegen werden! Sollte die Rhein-Linie nicht einmal zu einer Main-Linie reduziert werden können? Dadurch, daß das deutsch-französische Verhältnis nur auf europäischer, nie jedoch auf nationalstaatlicher Ebene geregelt werde; nur so, daß man die Ursachen, die es so verhängnisvoll werden ließen, dadurch wirkungslos macht, daß man dieses Verhältnis in einen Bereich hebt, in dem, was bisher das Bestimmende war, gegenstandslos wird.

Nun bleibt die Frage, wie das gemacht werden soll. Viele glauben, es müsse dann „die deutsch-französische Verständigung“ vorausgehen. Es ist kein Zweifel, daß sich in den offiziellen Beziehungen beider Staaten vieles bessern läßt. Aber leider wird alle Verständigung auf nationalstaatlicher Grundlage immer eine Verständigung mit Vorbehalten sein. Diese Vorbehalte werden aber soviel kassatorische Klauseln sein, daß man mehr als auf den andern Tag nicht wird rechnen können. Wir werden aber nur dann etwas Gedeihliches schaffen können, wenn Vorbehalte überflüssig geworden sind — das heißt, wenn wir Europa haben! Darum kann die Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen nur das Produkt Europas und nicht die Voraussetzung Europas sein.

Wir müssen also jetzt schon und ernsthaft mit Europa anfangen. Es gibt tausende Projekte dafür, die alle klug ausgedacht sind — und von denen keines verwirklicht werden wird. Europa läßt sich nicht nach Projekten bauen, sondern wird sich seinen Ring um sich selber formen. Vielleicht wird die Jugend dabei besonders viel mitzureden haben; Europa wird das Produkt seiner Geschichte sein; vielleicht wird es aus einer List der Geschichte entstehen. Manchmal schon habe ich gedacht, es könnte aus Dingen hervorgehen, von denen man heute glauben könnte, daß sie getan werden.

So könnte es sein, daß die Besetzung unseres Landes für das Werden Europas mehr tun wird als alle „Projekte“. Nicht etwa, weil jene, die an der Ausübung der Besatzungshoheit beteiligt sind, immer den

Gedanken an Europa in sich tragen, sondern weil diese Leute je und je — oft sogar gegen ihre Absicht — gezwungen werden, europäisch zu handeln und Balken für das Gerüst des europäischen Hauses herbei zu tragen.

Ich lenke Ihre Gedanken auf das ERP, das große amerikanische Hilfswerk für Europa, ohne das wir alle verhungern würden und das allen Regierungen kontinentale Maßstäbe aufgezwungen hat. Solchen Institutionen, denen vielleicht keine politische Absicht zugrunde gelegen hat, schaffen eine europäische Wirklichkeit, der man eines Tages nur noch die Krone wird aufsetzen müssen, um Europa auch als politische und konstitutionelle Realität zu haben.

Man kann aber auch falsche Wege gehen. Europa ist nur zu schaffen, wenn alle Staaten bereit sind, auf wesentliche Teile ihrer Souveränität zugunsten einer übergeordneten Einheit zu verzichten. So wie die Menschen nun einmal sind, werden sie aber freiwillig derartige Rechte nur dann aufgeben, wenn sie wissen, daß sie dafür etwas erhalten werden, was den Verzicht lohnt. Wenn sie aber durch den Spruch der Welt schon vorher bekommen haben, was ihnen sonst nur auf Grund i h r e r Leistung gegeben werden würde, werden sie keine Veranlassung mehr haben, ihrerseits Rechte abzugeben: sie haben ja schon, was „der andere“ als Gegenleistung bieten könnte. Darum ist das Ruhrstatut ein Hemmschuh auf dem Wege Europas. Denn warum sollten seine Nutznießer ihrerseits auf Souveränitätsrechte verzichten, da sie doch all das schon erhalten haben, was sie unter normalen Umständen nur als Gegenleistung für eigenen Verzicht hätten erhalten können. Warum sollten sie sich denn noch veranlaßt fühlen, zugunsten eines fernen Europa auf Souveränitätsrechte zu verzichten, wo sie doch schon alles in der Tasche haben, was ihnen „Europa“ ökonomisch bieten könnte. D a s ist unser eigentlicher Einwand gegen d i e s e s Ruhrstatut; es ist ein europäischer Einwand! Wir müssen bei diesen Dingen immer konkret bleiben. Wir müssen das legitime Bedürfnis der Franzosen und anderer Nachbarn nach Sicherheit klar sehen. Dieses Bedürfnis muß befriedigt werden. Solange es das nicht ist, werden diese Völker in einem Zustand der Unausgewogenheit leben, der ihnen nur selten vernünftige Reaktionen auf deutsches Verhalten erlauben wird. Andererseits aber würde eine andauernde differentielle Behandlung Deutschlands in diesem Lande zwangsläufig nationalistische Gegenbewegungen und Desperation auslösen und Desperados erzeugen.

Wenn man meinen sollte, dem französischen Sicherheitsbedürfnis

könne nur dadurch Rechnung getragen werden, wenn man Deutschland an die Kette legt, so wird man nicht Sicherheit erzeugen, sondern den schlimmsten aller Nationalismen, den Kettenhundnationalismus.

„Europa“ ist die einzige Möglichkeit, den Völkern unseres Kontinents jene Sicherheit zu geben, auf die sie alle Anspruch haben, ohne daß die einen gezwungen wären, die anderen an die Kette zu legen. „Europa“ allein erlaubt Sicherheit und gleiches Recht für alle seine Völker.

Der Weg dorthin wird voller Enttäuschungen sein. Wir werden jeden Tag zu spüren bekommen, wie tief unten der Boden liegt, den wir zu beackern haben. Es wird Rückschläge geben, Rückschläge, die zeitweilig das ganze Beginnen aussichtslos erscheinen lassen werden. Vielleicht wird man sich noch lange Zeit mit Vorläufigkeiten, mit Etappen begnügen müssen, aber wir Deutsche wollen nicht vergessen, daß wir v o r zuleisten haben.

Ich möchte noch mit einer Meinung nicht zurückhalten: Vor lauter Hinwendung zu der Aufgabe, Europa zu bilden, laufen wir Gefahr, die Aufgaben des Tages, des Hier und Jetzt zu vergessen. Doch nur, wenn wir die jeweils nächstliegenden Aufgaben auf die Hörner nehmen, werden unsere Wege nach Europa führen. Wie aber, wenn die Geschichte mit uns so verfahren sollte, daß uns niemals am Fensterkreuz der Einkehr die Kerze der Hoffnung leuchtet? Was dann? Und wieviel Hoffnung erlaubt uns schon unsere Zeit! Nicht sehr viel . . . Aber vielleicht ist gerade diese Leere an Hoffnung unsere Chance, die einzige — und die größte, die diese ganz gnadenlose Zeit uns gibt: zum Ganzen stößt man nur vor, wenn einen nicht ein Versprechen — wie die Hoffnung es gibt — verleitet, die Erfüllung auf halbem Wege abzuwarten. Hoffnungslosigkeit macht frei. Hoffnung wirft uns in die Kausalitätenreihe von gestern zurück. Die Zukunft aber ist ein weißes Blatt, das w i r beschreiben. Und wenn wir zu versagen drohen sollten vor dem, was uns in die Arme fallen wird, dann laßt uns des Wortes Wilhelms von Oranien, des Taciturnus, eingedenk sein:

Il n'est pas nécessaire d'espérer pour entreprendre,
il n'est pas nécessaire de réussir pour persévérer.

England — Europas Helfer oder Hemmschuh?

Ein kluger Amerikaner hat im vorigen Jahr den Satz geprägt, es werde in England wie in den Vereinigten Staaten viel zu wenig beachtet, daß Großbritannien sich aus einer Weltmacht mit europäischen Interessen in eine europäische Macht mit Weltinteressen verwandelt habe. Man braucht diesem Satz nicht zuzustimmen; aber man wird nicht leugnen können, daß die richtige Erkenntnis der gewandelten Stellung Englands in der Welt gerade auch für die Länder Europas entscheidende Bedeutung gewinnen muß.

Die Gesundung, ja man muß wohl sagen: die Geburt Europas hängt von mehreren Faktoren ab, deren relative Bedeutung sich nur schwer bestimmen läßt. Über die entscheidende Rolle, welche Frankreich und das deutsch-französische Verhältnis zu spielen haben, ist an dieser Stelle bereits gesprochen worden*). Ohne Frankreich und ohne Deutschland ist Europa nicht möglich. Es bleibt späteren Betrachtungen vorbehalten, zu zeigen, daß auch die übrigen Nationen Europas — im Westen und im Osten! — ihre besondere, unentbehrliche Rolle zu spielen haben. Ebenso wird noch von der Bedeutung der beiden außereuropäischen Weltmächte für die Zukunft des Abendlandes zu sprechen sein.

Es dürfte aber keine Übertreibung sein, wenn man feststellt, daß im gegenwärtigen Augenblick außer Frankreich keine andere Macht so entscheidend auf die Gestaltung der europäischen Dinge einwirken kann wie Großbritannien. Darum ist es notwendig, sich mit der schwierigen Entscheidung vertraut zu machen, vor die sich England heute oder morgen gestellt sieht — die Entscheidung für oder wider Europa.

*) Vgl. Hanns-Erich Haack, „Frankreich — Zerstörer oder Begründer Europas“ in Nr. 2/1949 der D. R.

Das Verständnis für die Eigenart der Engländer und für den besonderen Charakter der britischen Weltmacht ist in Europa niemals sehr verbreitet gewesen. Der Kontinentaleuropäer hat gegenüber England meistens nur Bewunderung oder Haß empfunden. Die deutsche Öffentlichkeit ist in dieser Beziehung immer besonders hemmungslos gewesen, und so war es schon von dieser Seite her nicht weiter verwunderlich, daß das deutsch-englische Verhältnis niemals eine haltbare Grundlage gefunden hat.

Auch heute trifft man nur selten auf eine annähernd richtige Einschätzung der britischen Stellung und Politik. In Deutschland wird sie vielleicht erschwert durch die Tatsache der Besetzung; aber selbst noch so verständliche oder begründete Beschwerden gegen einzelne Vertreter oder Maßnahmen der Militärregierung oder selbst gegen die britische Deutschlandpolitik überhaupt befreien uns nicht von der Pflicht, zu einem klaren Verständnis der Stellung Englands in der Welt und seines daraus folgernden Einflusses auf die Zukunft Europas vorzudringen.

Diese Aufgabe wird allerdings dadurch erschwert, daß die Auswirkungen des jüngsten Krieges auf die weltpolitische Rolle Großbritanniens noch keineswegs abzusehen sind. Eindeutig ist der nahezu vollständige Zusammenbruch der britischen Vorherrschaft in Ost- und Südostasien. Auf ihr ruhte vor allem die britische Weltherrschaft, die im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte. Insofern kann man also vom Ende der britischen Weltherrschaft sprechen. Eindeutig ist ferner der Zusammenbruch der innerenglischen Gesellschaftsordnung, die den Ersten Weltkrieg gerade noch mit Mühe überstanden hatte.

Alles übrige ist jedoch im Fluß. Das gilt sowohl von den außenpolitischen Folgen des innerenglischen Strukturwandels wie auch von der künftigen Entwicklung des — immer noch, zumal in Afrika, beträchtlichen — Kolonialreiches, für die eine amerikanische Wirtschaftshilfe auch ohne den „Fair Deal“ Präsident Trumans bereits seit längerem in Aussicht genommen war. Ungeklärt ist weiter das künftige Verhältnis Englands zu der arabischen Welt wie auch der wirtschaftliche und kulturelle Einfluß in vielen überseeischen Gebieten. Vor allem aber bedürfen die künftigen Beziehungen innerhalb des Commonwealth einer sehr gründlichen Klärung, ehe sich Endgültiges über die Stellung Englands sagen läßt.

Die wahrhaft revolutionäre Entwicklung, welche das britische Weltreich während des letzten Jahrzehnts durchgemacht hat, wird bis heute wohl selbst in England nicht immer mit genügender Schärfe erkannt. Sie ist eine unmittelbare Folge des Zweiten Weltkrieges. Die Emanzipation Indiens bereicherte das Commonwealth um drei Gliedstaaten: Indien, Pakistan und Ceylon. Ferner haben die alten Dominien zugleich mit diesem Namen auch die letzten Spuren großbritannischer Vorherrschaft abgestreift und treten nunmehr als völlig unabhängige Mächte in Erscheinung, die in wirtschaftlicher Hinsicht dem Mutterland zum Teil sogar über den Kopf gewachsen sind.

Die neue Lage verdient revolutionär genannt zu werden, weil die drei jüngsten Gliedstaaten des Commonwealth ihrer Bevölkerung und Tradition nach nicht britisch sind, d. h. daß dort die politisch tragende Schicht nicht aus Weißen besteht, die in europäisch-britischer Überlieferung aufgewachsen sind. Hinzu kommt noch, daß auch in einigen alten Dominien die Krone an symbolisch-einigender Kraft verloren zu haben scheint. Beide Faktoren bedeuten eine beträchtliche Belastung der bisherigen Struktur des Commonwealth. Daß diese bisher widerstanden hat, ist ein neuer Beweis für die erstaunliche Elastizität dieser bedeutendsten politischen Schöpfung des abendländischen Geistes.

Die Commonwealth-Konferenz, die im Oktober 1948 in London stattfand, hat sogar gezeigt, daß der Wille zur Zusammenarbeit selbst bei den neuen, farbigen Gliedstaaten sehr viel stärker zu sein scheint als die zentrifugalen Kräfte, deren Vorhandensein weniger überrascht als ihre Schwäche. Man wird in Europa gut daran tun, diese Tendenzen in Rechnung zu stellen und nicht noch einmal dem stetig wiederkehrenden Irrglauben vom unmittelbar bevorstehenden Ende der britischen Staatengemeinschaft zu verfallen.

Für unsere Betrachtung hat die Londoner Konferenz als wichtigstes Ergebnis die endgültige Beseitigung der letzten Spuren britischer Vormachtstellung gebracht. Großbritannien ist heute nicht mehr *primus inter pares*, sondern es ist ein Land wie alle anderen auch. Das ist die staatsrechtliche und politische Wirklichkeit. Daß es daneben noch eine historische und psychologische Wirklichkeit gibt, die beispielsweise Australien und Neuseeland mit viel wärmeren Gefühlen nach London denken läßt als Südafrika oder Pakistan — das steht auf einem andern Blatt und sollte weder über- noch unterschätzt werden. Zunächst einmal hat jeder Gliedstaat gleiche Rechte und Pflichten.

Worin allerdings gerade die Pflichten bestehen, das ist in London ganz offen geblieben. Deshalb ist es auch vorläufig nicht möglich, das Verhältnis Großbritanniens zu Europa näher zu bestimmen.

Ziemlich unbestritten ist, daß alle Commonwealth-Staaten die Möglichkeit haben sollen, sich an regionalen Zusammenschlüssen zu beteiligen, wie es jetzt gerade in Südostasien auf Grund der sogenannten Nehru-Doktrin geschieht und wie Kanada es seit Jahren im Rahmen der westlichen Hemisphäre getan hat. Insoweit steht also auch Englands Beteiligung an einem europäischen Zusammenschluß nichts im Wege. Nur darf England so wenig wie irgendein anderer Commonwealth-Staat über seinen regionalen Verpflichtungen die primären Ansprüche des Commonwealth vernachlässigen. Zudem muß England stets berücksichtigen, daß es — im Gegensatz zu allen übrigen Gliedstaaten — über ein gewaltiges Kolonialreich verfügt, dessen Ansprüche an das Mutterland nicht gering einzuschätzen sind.

England und Europa

Daher sollte man sich, wie immer die inneren Verhältnisse des Commonwealth sich künftig gestalten mögen, über einen Punkt in Europa keinen Illusionen hingeben: für Großbritannien kommt immer zunächst die Bindung an Commonwealth und Kolonialreich. Mit dieser Zusicherung hat auch Premierminister Clement Attlee seine Kollegen aus den übrigen Gliedstaaten im vorigen Oktober nach Hause reisen lassen. Es wäre nur eine weitere Illusion, wollte man sich eine Änderung der britischen Haltung von einer konservativen Regierung erwarten. Dafür zeugen Äußerungen, die auf dem letzten Parteitag der Konservativen in Llandudno gefallen sind, der nur wenige Tage vor der Commonwealth-Konferenz stattfand. Damals sagte Anthony Eden, der immer noch als der aussichtsreichste eventuelle Nachfolger Churchills in der Parteiführung gilt: „Zuerst Einigkeit mit dem British Commonwealth, dann Einigkeit mit Westeuropa und dann Einigkeit über den Atlantik hinweg.“

Wenn heute die Konservativen viel nachdrücklicher für den westeuropäischen Zusammenschluß eintreten, so mag das zum Teil auf einer klareren Erkenntnis der tatsächlichen Erfordernisse beruhen. Zweifellos hat Winston Churchill wieder einmal seine staatsmännische Hellsicht bewiesen, als er als erster unter den europäischen Staatsmännern die deutsch-französische Zusammenarbeit als Grundlage der europäischen Zukunft forderte. Zweifellos setzt er sich seither

auch aus Überzeugung dafür ein und nicht etwa aus parteipolitischen Gründen. Ob aber Churchill als Premierminister ganz so weit gehen könnte oder wollte, wie er heute fordert, ist mindestens ungewiß. Sicher ist, daß es unter den jüngeren Konservativen etliche gibt, die sich heute schon den Kopf darüber zerbrechen, wie sie sich im Falle einer Rückkehr in die Verantwortung ein wenig von der Linie Churchills distanzieren könnten.

Diese auch heute noch vorhandene Abneigung gegen allzu weitgehende „European commitments“ ist ein traditioneller Charakterzug der britischen Außenpolitik. Er erklärt sich daraus, daß England gegenüber Europa von jeher eine merkwürdige Zwitterstellung eingenommen hat, die sich in der englischen Sprache dahin ausdrücken läßt, daß „Britain in Europe, but not of Europe“ sei. Solange die Insel-lage Trennung bedeutete, wurde schon dadurch die Verschiedenheit betont und gefördert. Später sorgten dann die wachsenden überseeischen Verpflichtungen dafür, daß England Europa mehr und mehr den Rücken kehrte. Sein Interesse an Europa ist jedoch niemals erloschen.

Ausdruck dieses Interesses war der Begriff des europäischen Gleichgewichts. Dieser besagte, daß keine europäische Macht so stark werden durfte, daß sie den Kontinent beherrschen und von dort aus die Pax Britannica in der Welt stören könnte. In Deutschland sind Ströme von Tinte geflossen, um dieses „anmaßende“ und „schamlose“ Prinzip des „perfiden Albion“ zu schmähen. Warum nur? Ist es denn nicht die eigentliche Bestimmung Europas, im Gleichgewicht zu sein? Gewiß entsprach dieses Prinzip den weltpolitischen Interessen Großbritanniens, welches ein unruhiges Europa in seinem Rücken nicht dulden konnte. Aber wäre es nicht den Völkern Europas sehr viel besser bekommen, wenn sie sich beizeiten auf die Segnungen des europäischen Gleichgewichts besonnen hätten? Das gilt vor allem für Frankreich und Deutschland.

Eines allerdings dürfte das Prinzip des europäischen Gleichgewichts schlüssig beweisen: daß England sich nicht als Teil Europas fühlte, sondern als dessen Gegenüber. (Das gilt freilich nur für das Gebiet der Politik; geistig hat England seit seiner Bekehrung zum Christentum einen unlöslichen Bestandteil des Abendlandes gebildet.) Man kann allerdings dem Wesen der britischen Politik mit der Ratio niemals ganz gerecht werden. Nur selten werden in England politische Konzeptionen und Absichten in das kalte Licht der verstandesmäßigen Prüfung gerückt. Im allgemeinen spielt sich das politische Leben dort

mehr als in andern Ländern in der Sphäre des Intuitiven, ja des Instinktiven ab. Keyserling hatte gar nicht so unrecht, wenn er bei seiner Betrachtung des englischen Nationalcharakters an den Jagdhund erinnerte. Jedenfalls macht gerade diese Wesensart die Engländer den meisten andern Völkern so schwer verständlich, daß selbst der stammesmäßig so nah verwandte Holländer G. J. Renier seinem zugleich boshaft und liebevoll gemeinten Buch den Titel „The English, are They Human?“ geben konnte.

Die Sowjetunion als neuer Faktor

Hat nun der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen an diesem grundlegenden Verhältnis Englands zu Europa etwas geändert? Die Einstellung der maßgeblichen britischen Politiker in Regierung und Opposition spricht dagegen. Immer noch dürfte richtig sein, daß England „in Europe“ ist, nicht aber „of Europe“. Das bedeutet, daß England nicht gleichgültig sein kann, welches Schicksal Europa erleidet. Darüber hinaus ist aber durch das Vordringen der Sowjetunion bis an die Elbe ein neuer Faktor auch für die britische Politik erschienen.

Der russische Gegenspieler ist freilich für England nichts Neues. Während aber früher Rußland für London nur eine europäische Großmacht unter andern war, geht es diesmal um mehr. Nicht nur das machtpolitische Gleichgewicht in Europa ist empfindlich gestört, ja zerstört. Es droht vor allem die Vernichtung der abendländischen Kultur. Hier kann England sich nicht nur negativ interessieren. Hier muß es aktiv handeln, wenn es verhindern will, daß ihm die Basis entzogen wird, auf der seine eigene Existenz ruht. Machtpolitisch könnte England sich vielleicht ein neues Gleichgewicht errechnen, welches dem Koloß aus Asien das nicht minder kolossale Amerika entgegensetzt. Geistig und kulturell geht das nicht. Geistig ist England „of Europe“, und diese Erkenntnis dürfte mehr als alles andere gerade Churchill zum beredtesten Fürsprecher einer aktiven britischen Europapolitik gemacht haben.

Ideologie und Außenpolitik

Wenn nun die britische Regierung zwischen den traditionellen und sehr realen Anforderungen des Commonwealth einerseits und den sehr viel weniger wägbaren Geboten der europäischen Nachkriegsnot andererseits nicht immer den richtigen Kurs steuern würde, so

brauchte das niemand zu verwundern. Selbst ein im Politischen so erfahrenes Volk möchte in solcher Lage wohl einmal fehlgehen. Erstaunlich ist hingegen die Tatsache, daß England heute diejenige westliche Macht ist, welche einer wirklichen, konstruktiven Erneuerung Europas am meisten im Wege steht. Hat der Commonsense dieses Volk oder seine Regierung verlassen? Die Geschicklichkeit, mit der die Regierung Attlee die internen Probleme des Commonwealth und auch der britischen Innenpolitik angepackt und häufig gelöst hat, spricht dagegen. Das Wirken des Commonsense wird aber durchkreuzt und manchmal vereitelt durch ideologische Strömungen, wie sie in der kontinental-europäischen Politik an der Tagesordnung sind, in England aber nur selten an die Oberfläche dringen.

Es gehört zu den erstaunlichsten Erscheinungen der britischen Nachkriegspolitik, daß die mit so überraschender und überwältigender Mehrheit ans Ruder gekommene Labourregierung verstanden hat, Maß zu halten. Sie hat unter den überaus schwierigen Verhältnissen der Nachkriegsjahre eine „revolutionäre Reform“ des gesamten Gemeinwesens vorgenommen, ohne dabei das Staatsgefüge zu zerstören. Die gelegentlichen Übertreibungen — z. B. die Versuche zur weiteren Entmachtung des Oberhauses — fallen gegenüber der allgemeinen Vorsicht und Zurückhaltung nicht ins Gewicht. Um diese Mäßigung recht zu würdigen, muß man sich nur einmal vorstellen, mit welcher doktrinären Hast und Rücksichtslosigkeit eine deutsche Partei mit einer derartigen Mehrheit zu Werke gehen würde.

Wenn also insoweit in England der Commonsense wieder einmal Triumphe feiert, muß man um so mehr bedauern, daß gerade in der Außenpolitik die Ideologie eine häufig maßgebliche Rolle gespielt hat. Das gilt insbesondere für alle Fragen, die mit der europäischen Neuordnung zusammenhängen. Die Labourregierung hätte so großzügig sein sollen, der Europabewegung im eigenen Lande nicht deshalb die Förderung zu versagen, weil Churchill, der nun eben auch konservativer Parteiführer ist, sie ins Leben gerufen hatte. Sie hätte ihren eigenen Abgeordneten die Teilnahme an diesen Bestrebungen nicht verbieten sollen. Sie hätte seinerzeit nicht die französischen Sozialisten anstiften sollen, sich gleichfalls vom Europa-Kongreß im Haag fernzuhalten. Sie hätte nicht verlauten lassen sollen, daß nur ein sozialistisches Europa die Unterstützung eines sozialistischen Großbritannien erhalten könnte. Hier ist offensichtlich der Commonsense durch die Ideologie zeitweilig in den Hintergrund gedrängt worden — zum Schaden Europas.

Die Rolle Ernest Bevins

Schließlich soll man den Einfluß der menschlichen Persönlichkeit gerade auf die Außenpolitik nicht unterschätzen. Das zeigt sich nirgends deutlicher als heute in Frankreich, wo sich Robert Schuman innerhalb eines Jahres zu einem Staatsmann von überragendem europäischem Format entwickelt hat. Ernest Bevin betrachtet sich selbst gern als einen der Baumeister des neuen Europa. Ob dieser Anspruch begründet ist, wird die Geschichte lehren. Sie wird vielleicht manche Dinge offenbaren, die dem Auge des Zeitgenossen verschlossen bleiben. Gegenwärtig scheint aber in Westeuropa eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung der öffentlichen Meinung darüber zu bestehen, daß die, natürlich vom britischen Gesamtkabinett vertretene, außenpolitische Reserve gegenüber allen Plänen für eine tatkräftige Förderung des europäischen Zusammenschlusses ihren persönlichen Exponenten und Protagonisten in Außenminister Bevin findet.

Es ist notwendig, auf diese Übereinstimmung der europäischen Meinung zu verweisen, weil wir Deutsche uns leicht von Gefühlen zu einem falschen Urteil hinreißen lassen könnten; denn wir wissen ja seit Jahren, daß Mr. Bevin Deutschland und die Deutschen nicht liebt. Sonst wäre er gewiß schon einmal dem Beispiel des Staatssekretärs Byrnes oder des Außenministers Schuman gefolgt und hätte Deutschland einen Besuch abgestattet. Sonst würde er auch nicht, wenn er in seinen Reden über die Zukunft Europas — etwa jüngst vor der ausländischen Presse in London — die Völker Westeuropas aufzählt, jedesmal sorgfältig die Erwähnung der Deutschen vermeiden. Es steht uns natürlich nicht zu, diese Gefühle des britischen Staatsmannes zu tadeln; er wird seine Gründe haben. Aber wir können bedauern, daß im Foreign Office die europäischen Dinge offenbar in einem ganz andern Licht erscheinen als am Quai d'Orsay, wo Robert Schuman jüngst erklärt hat, daß die Bedeutung, die Frankreich der Bildung eines Europäischen Rates beimesse, nicht auf Eigenliebe, sondern auf der Tatsache beruhe, daß die französische Regierung die Schaffung dieser beiden Organisationen für ein Mittel zur Lösung des Deutschlandproblems halte.

Wie stark auch die Persönlichkeit des britischen Außenministers hierbei ins Gewicht fällt, haben gerade die in den letzten Januartagen geführten Verhandlungen um die Errichtung des Europäischen Rates gezeigt. Die dieserhalb einberufene Konferenz der fünf westeuropäischen Außenminister stand unter einem sehr ungünstigen Vorzeichen.

Waren doch die Mitglieder des Europäischen Studienkomitees nur wenige Tage vorher in Paris ergebnislos auseinandergegangen, weil England sich den französischen Vorschlägen, über die gleich noch zu sprechen ist, nicht anschließen wollte. Über Nacht trat dann in London ein Wandel ein, und es wurde immerhin ein Kompromiß erreicht, welches zwar längst nicht alles bringt, was Frankreich (und Europa) sich erhofft hatte, aber doch immerhin den Fortgang der Arbeit ermöglicht.

Die Erklärung für dieses alle Beobachter überraschende Ergebnis war die moralische Niederlage, welche Außenminister Bevin am Vorabend der Konferenz mit seiner Palästinapolitik im Unterhaus erlitten hatte. Nicht nur die Opposition hatte Bevin den Rücken gekehrt, sondern etwa hundert Labourmitglieder waren absichtlich der Abstimmung ferngeblieben. Eine weitere Herausforderung der Opposition und der Öffentlichkeit durch beharrliche Unnachgiebigkeit in der Europa-Frage erschien der Regierung nicht zweckmäßig, und so entschloß man sich zu einem Kompromiß. Schweizer Beobachter melden allerdings aus London, daß es falsch wäre, daraus auf eine grundsätzliche Sinnesänderung Bevins oder der Regierung zu schließen.

Der britisch-französische Gegensatz

Trotz des beträchtlichen Einflusses, den eine so starke Persönlichkeit wie Ernest Bevin auf die Politik seines Landes haben muß, wäre es jedoch verfehlt, zu verkennen, daß hier eine grundsätzliche, tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen England und Frankreich vorliegt. Dabei mag es für viele deutsche Beobachter, die geneigt sind, an fixen außenpolitischen Vorstellungen festzuhalten, überraschend sein, daß nicht etwa England die Franzosen zu einer konstruktiven Politik ermuntern muß, sondern daß heute die Dinge häufig umgekehrt liegen.

Von Paris ging jedenfalls der Plan für eine europäische Versammlung aus, deren Mitglieder als freie Delegierte ihrer Nationen über die weitere Verwirklichung einer europäischen Föderation beraten sollten. Die Delegierten sollten nicht an Weisungen ihrer Regierungen gebunden sein, damit sie wenigstens manchmal schon nicht mehr als Engländer, Franzosen oder Deutsche, sondern als Europäer ihre Stimme abgäben.

Die britische Regierung lehnte diesen Plan ab und schlug ihrerseits ein Ministerialkomitee vor, also einen Ausschuß von Regierungs-

vertretern, die, mit fester Marschorder ausgerüstet, von Zeit zu Zeit zu Beratungen zusammenkommen sollten. Der Unterschied ist klar. Dem britischen Vorschlag fehlt gänzlich das ideelle Moment, ohne welches, wie man in Paris und anderswo erkannt hat, die europäische Bewegung nicht lebensfähig, sondern zu einem baldigen Aktentod verurteilt sein würde.

Ob nun nach dem Hin und Her der Verhandlungen der parlamentarische Pyrrhussieg des britischen Außenministers allein genügt hätte, um das Londoner Kompromiß herbeizuführen, muß angesichts einer höchst beachtlichen Meldung des Korrespondenten der „Neuen Züricher Zeitung“ in der englischen Hauptstadt bezweifelt werden, die übrigens weit über den konkreten Anlaß hinaus die europäische Situation beleuchtet. Der Schweizer Journalist schreibt, Robert Schuman habe noch unmittelbar vor der Londoner Konferenz zu verstehen gegeben, „daß er notfalls gemeinsam mit Westdeutschland, Italien und der Beneluxgruppe eine europäische Föderation ins Werk zu setzen gewillt wäre, zu der dann eben England nicht herbeigezogen würde, falls Bevin sich den Forderungen seiner Partner als vollständig unzugänglich erwiesen hätte ... Bevin hat eine solche Entwicklung zweifellos gefürchtet und hat es vorgezogen, ihr zuvorzukommen.

Ob das Londoner Kompromiß lebensfähig ist, wird die nahe Zukunft lehren. Es wird sich zeigen müssen, ob der ideelle Schwung der Versammlung ausreichen wird, die nüchternen Mitglieder des Ministerialkomitees auf dem Wege zu einer wirklichen Föderation der europäischen Nationen voranzutreiben. Immerhin ist ein neuer Faktor geschaffen worden, und es wird vor allem von England abhängen, welche Wirkung er auf die Zukunft Europas ausüben kann. Die eigentlichen Gründe für die britische Bedenklichkeit sind immer noch nicht klar. Die offizielle Begründung, daß in einer europäischen Versammlung die Kommunisten Oberwasser bekommen könnten, findet nirgends Glauben. Etwas ernsthafter ist schon der Einwand, daß eine europäische Versammlung eines Tages die Souveränität des britischen Parlaments beschränken könnte, was dann schwerwiegende Folgen für Großbritanniens Stellung im Commonwealth haben könnte. Diese Möglichkeit ist natürlich nicht zu bestreiten, doch werden die europäischen Völker darauf erwidern müssen, daß man sich nicht waschen könne, ohne naß zu werden. Europa kann nicht wachsen, ohne daß die Souveränität seiner Glieder beschnitten wird.

Vielleicht ist gerade dieser britische Einwand dazu angetan, die Dinge einer Klärung zuzutreiben. England wird vor die Entscheidung gestellt, wie es sich künftig zu Europa stellen will. Die historische Erfahrung spricht dafür, daß England nicht als vollberechtigtes und -verpflichtetes Mitglied einer künftigen europäischen Föderation angehören wird. Englands Gesicht ist auch heute noch gen Westen gerichtet. Wir sollten nicht vergessen, daß derselbe Churchill, der 1946 in Zürich für die Neuordnung Europas auf der Grundlage deutsch-französischer Zusammenarbeit eintrat, einige Monate vorher in dem nicht minder berühmten Fulton-Speech die Schaffung einer einheitlichen angelsächsischen Staatsangehörigkeit vertreten hatte. Beide Vorschläge entsprangen einem sicheren Sinn für politische Realitäten.

Die Zukunft Großbritanniens liegt nicht in Europa, so unlöslich sein Schicksal auch immer mit demjenigen des alten Kontinents verbunden bleiben wird. England wird weiterhin ein politisches Gebilde sui generis bleiben. Seine geistige Existenz ist im Abendland verwurzelt und wird mit dem Abendland stehen oder fallen. Im übrigen jedoch kann es auf seine Verflechtung mit dem Commonwealth nicht verzichten, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die Verbindungen zwischen Commonwealth und Nordamerika im Laufe der Zeit immer inniger werden — wobei dann spätere Geschlechter entscheiden mögen, wer in wem aufgegangen ist.

Wenn wir also mit dem eingangs zitierten Amerikaner meinen, daß England aufgehört hat, Weltmacht zu sein, so stimmen wir seinem Nachsatz nicht völlig zu. Gewiß hat England heute noch weltweite Interessen, aber es ist keine europäische Macht geworden. Es steht, wo es stand: zwischen den Kontinenten.

Insofern kann man also von einer wirklichen Entscheidung Englands überhaupt nicht sprechen, sondern höchstens von der Notwendigkeit, gewisse Dinge zu klären. Es ist natürlich, daß Großbritannien zu besonders enger Zusammenarbeit mit den westeuropäischen Ländern genötigt ist, solange die Gefahr eines Krieges so drohend ist. Es ist nicht minder natürlich, daß eine gewisse wirtschaftliche Verflechtung immer bestehen bleibt. Diese ist ja aber heute schon überhaupt nicht mehr ein regionales, sondern ein universales Phänomen. Über die Unlöslichkeit der geistigen und kulturellen Verflechtung Englands mit Europa haben wir schon gesprochen. Alle diese Dinge sind aber nicht identisch mit der vollen Mitgliedschaft Großbritanniens in einer

europäischen Föderation. Diese wäre nur möglich, wenn das Commonwealth zerbrechen und die übrigen überseeischen Bindungen Englands an Gewicht erheblich einbüßen würden.

Die wirkliche Entscheidung Englands lautet anders. Sie heißt: wird England Europas Helfer oder Hemmschuh sein? Wenn in London einmal die Erkenntnis, daß England organisch nicht zu Europa gehören kann, sich durchgesetzt haben wird, dann erst schlägt die europäische Stunde des Inselreiches; denn Europa kann auf England nicht verzichten. Nichts wäre etwa gefährlicher, als wenn die Völker Europas aus dem Gefühl oder der Erkenntnis der Besonderheit Englands den Schluß zögen, daß sie ihr Schicksal ohne die Freundschaft und hilfreiche Unterstützung dieser Großmacht meistern könnten.

Wenn auf dem Kontinent heute die britische Politik verurteilt wird, so sollte man nicht vergessen, aus welchen Wurzeln sie genährt wird. England hat sich im Kampf gegen Hitler wirtschaftlich ruiniert. Daß dieser Kampf im britischen Interesse lag, ist selbstverständlich; wir sollten darüber aber nicht vergessen, daß er auch im Interesse Europas lag und daß ohne den unerschütterlichen Widerstand des britischen Reiches im Sommer 1940 heute wohl kaum der Grundstein zu einer freien Föderation der europäischen Völker gelegt werden könnte. Als Folge dieser Kriegsanstrengung hat England in den Nachkriegsjahren einen wirtschaftlichen Kampf um Leben und Tod geführt. Daß in diesen Jahren der nationale Egoismus oft die Oberhand gewann, ist gewiß nicht lobenswert und verdient keine Billigung, sondern Tadel — aber ist es gar so unverständlich?

Freilich beschwert sich heute Frankreich — und nicht allein dieses — mit Recht über den wirtschaftlichen Nationalismus der Engländer. Gewiß klingt es uns sonderbar in die Ohren, wenn englische Industrien politische Maßnahmen ihrer Regierung gegen die Wiederbelebung der deutschen Ausfuhr verlangen. Wir wollen diese Dinge weder übersehen noch verschweigen. Aber das alles sind noch Krankheitserscheinungen. Wie sehr sich gerade auch kluge Engländer darüber im klaren sind, daß solche egoistischen Wünsche jetzt zurücktreten müssen, zeigt folgender Kommentar des „Manchester Guardian“: „Den Vierjahresplänen zufolge wird die deutsche Ausfuhr 1952 48mal so groß sein wie im Jahre 1947. Damit bleibt sie im Vergleich zur Vorkriegszeit relativ immer noch kleiner als die britische, nämlich 126 Prozent gegenüber unseren 146 Prozent (1938 = 100 Prozent). Das ist gewiß nicht mehr, als Westdeutschland erreichen muß, wenn es einen erträglichen Lebensstandard bekommen und auf die amerikanischen

Subventionen verzichten soll. Solche Ausweitung zu verhindern, ist weder möglich noch in unserem Interesse.“

Hier zeichnet sich die Entscheidung ab, die England treffen muß. Vorläufig mag es noch oft als Hemmschuh Europas erscheinen — sein Beruf ist es, Helfer zu sein. Es kann das weit über die wirtschaftlichen Dinge hinaus. Ja, eigentlich beginnt seine Helferrolle überhaupt erst im Bereich des Politischen. Wenn die Gemeinschaft der europäischen Staaten entstehen und lebensfähig bleiben soll, wird sie auf die kostbaren Erfahrungen nicht verzichten können, welche die britische Staatengemeinschaft im Zusammenleben freier Völker gesammelt hat.

„Geduld läßt mit der Zeit von Dornen Feigen lesen!“ Die Zerstörung Europas hat dreißig Jahre gedauert. Das vierte Jahr des Aufbaus nähert sich jetzt seinem Ende. Wir sollten nicht unzufrieden sein mit dem, was schon erreicht worden ist. Wenn nur im kommenden Jahr auch an den Ufern der Themse etwas von dem schwungvollen Realismus und der nüchternen Begeisterung für eine gute Sache spürbar wird, mit der die Staatsmänner an der Seine gegenwärtig für Europa wirken — dann kann der Erfolg nicht ausbleiben.

Vom Umgang mit Siegern

Es ist kein Zufall, daß wir auch in der deutschen Unterhaltung den „Mann auf der Straße“ englisch benennen müssen, um ohne Minderung und Abstrich die Macht anzudeuten, die „the man in the street“ für das öffentliche Leben des bürgerlich-demokratischen Zeitalters darstellt. Dem „Mann auf der Straße“ kann man seine angelsächsische Herkunft nicht absprechen. Vielleicht ist er überhaupt nur in England wirklich zu Hause und bleibt in andern Ländern eine mehr oder weniger verselbständigte Fiktion.

Die öffentliche Meinung in der Welt

Es ist zu vermuten, daß er nur in seinem Ursprungsland eigenen Rechtes ist und selbständig denkt und will und in dieser Eigenständigkeit sich so bewußt als Subjekt des politischen Geschehens fühlt, daß wirklich er es ist, der nach eigenem Zuschnitt die öffentliche Meinung macht, die in der übrigen Welt doch mehr oder minder Konfektionsware ist.

Der amerikanische Vetter des man in the street mag seinem angelsächsischen Erbe und auch den freiheitlichen Traditionen seines eigenen Landes immerhin verdanken, daß es im Vergleich zu europäischen Verhältnissen sicher viel länger dauert, bis das weite Land von New York nach San Franzisko von einer Zentrale aus ausgerichtet ist, wie es dann auch wieder langsamer geht, bis eine Kehrtwendung vollzogen ist. (Wir Deutsche werden schon fast ungeduldig ob der Zähflüssigkeit in dem gegenwärtigen Meinungswandel zu unseren Gunsten.)

In Europa ist die Anfälligkeit der Völker — soweit man von ihnen überhaupt wie von Personen sprechen kann — gegenüber dem Kunstprodukt der öffentlichen Meinung je nach Temperament ver-

schieden. In Italien schaffte der Faschismus in seinen besten Tagen einen Meinungsumschwung in einer guten Woche. (Die Geschichte der italienisch-deutschen Beziehungen ist eine Kette von Beispielen.)

In Deutschland war, von dem Spuk der „Machtübernahme“ abgesehen, das Tempo wohl etwas schwerfälliger; dafür aber erfaßte der Sog der öffentlichen Meinung in unserm Land der Reserveoffiziere auch viel widerstandsloser die Leute von „Besitz und Bildung“, die doch in anderen Ländern durch die kühlere Skepsis des lateinischen Denkens und den gesunden Individualismus eines heitereren und weniger streberischen Lebens allen Uniformierungen mißtrauischer begegnen und sich lieber einen eigenen Vers zur offiziellen Melodie machen.

In Diktaturen ist die öffentliche Meinung wie jede öffentliche Angelegenheit Staatsmonopol. Monopolistische Unternehmen können ohne den Abnehmer kalkulieren: bei dieser Meinungsbildung ist der Mann auf der Straße nicht mehr Subjekt, sondern restlos Objekt.

Die öffentliche Meinung in Deutschland

Neuerdings sind wir in Deutschland jeder offenen „Aktion“ und jeder getarnten Propaganda gegenüber sehr empfindlich geworden. Es gibt Menschen, denen die Zeitungen und Parteien schlechthin Lügenfabriken sind, deren Machenschaften man sorgsam wägen muß. Sind wir darum in unserem politischen Denken selbständig geworden? Gibt es bei uns jetzt eine Erscheinung wie *the man in the street* in England?

Eine wirkliche öffentliche Meinung, die nicht von oben her für die Straße gemacht wird, sondern unten auf der Straße entsteht und durch dieses natürliche Wachstum etwa die *vox Dei in voce populi* sein kann, ist nicht das dumpfe Gefühl einer Masse, sondern ist in einer großen Mehrheit selbständig denkender Individuen die Wiederholung des gleichen Sinnes: ist *common sense* also, wie man es wieder mit dem englischen Wort sagen muß, um den ganzen Sachverhalt richtig zu erfassen. Wenn man aber bedenkt, daß man diesen ‚*common sense*‘ nach der gleichberechtigten üblichen Übersetzung auch als „gesunden Menschenverstand“ begreifen muß, hat man wohl die Frage nach dem Wert der öffentlichen Meinung im heutigen Deutschland beantwortet.

Was man in Deutschland „öffentliche Meinung“ nennt, sind allge-

meine Stimmungen, deren Veränderungen nicht in klaren Rhythmen verlaufen wie die Schwankungen, denen auch der gesunde Menschenverstand unterliegt. Die Labilität unserer Stimmungen erinnert an die Ausschläge einer Fieberkurve. Unsere Empfänglichkeit für politische Spannungen, unsere lebhaften Reaktionen auf die Vorgänge in der Welt sind ja nicht ein Zeichen eines gesunden Urteilsvermögens und politischer Reife. (Die zum größten Teil bewußt unpolitischen Sportler zeigen sich doch in geradezu grotesker Weise stimmungsmäßig abhängig von der Gunst und Laune der Welt. Dieses buhlerische Verhalten, das zur Olympiade den Siedepunkt erreichte, hat einen unangenehmen Beigeschmack nationaler Taktlosigkeit, die uns Deutschen schon in allen ihren Formen geschadet hat.) Im Vergleich mit der soliden Robustheit des man in the street hat unser öffentliches Verhalten etwas Hysterisches. Himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt zu sein, ist immer das Zeichen eines anormalen Zustandes: wir sind die unglücklichen Liebhaber der ganzen Welt geworden. Wir jubeln auf bei jedem anerkennenden Wort, dessen Bedeutung wir maßlos überschätzen. Welches Aufheben machen wir davon, daß man uns bei Auslandsbesuchen nicht wie wilde Tiere behandelt, sondern ganz schlicht und einfach als — Menschen, und dabei ist „Mensch“ ein sehr vieldeutiger und mißkreditierter Begriff! Wie zerschmettert aber fühlen wir uns, wenn man uns zeigt, daß wir doch die Besiegten sind, wie zerbricht dann immer aufs neue unser mühsam geordnetes Weltbild! Als ob es ein unlösbarer Widerspruch wäre, uns als Menschen menschlich zu begegnen, aber uns als Volk die ganze Last unseres Schicksals spüren zu lassen. —

Die deutsche Fieberkurve

Es ist allmählich an der Zeit, diese nationalen Pubertäterscheinungen zu erkennen und zum Abklingen zu bringen. Wieviel Hoffnung haben wir auf den Einmarsch der Alliierten gesetzt, und wie verzweifelt waren wir, als wir etwa bei der ersten Festsetzung unserer jährlichen Stahlerzeugung einmal ihre Zuneigung zu uns in nüchternen Zahlen ausgedrückt fanden. Nach der Erholung von dieser Enttäuschung kam der Einbruch der 1200 Kalorien. Und dann sprach Byrnes in Stuttgart, und Pakenham löste Hynd ab, und am nächsten Tag wurde Helgoland bombardiert, und im Osten wurde die Jagd auf Deutsche wieder aufgenommen. So durchmaßen wir

mit der selbstquälerischen Inbrunst des unglücklichen Liebhabers die Höhen der Hoffnung und die Tiefen der Verzweiflung.

Für die jüngste Zeit braucht man sich zur Verdeutlichung des Krankheitsbildes nur die Fieberkurve der Woche anzusehen, die der Bekanntgabe des Ruhrstatuts folgte. Zweifellos waren dabei parteitaktische Spekulationen auf die nationalistischen Instinkte der Massen im Spiele, die dann wieder zurückgepiffen werden mußten; aber auch eine große Zeitung der FDP, die ihrer Struktur nach es sich wie kaum eine andere Partei leisten kann, auf bloße Stimmungsmache zu verzichten, schwankte von einer Ausgabe zur andern vom „Ruhrdiktat als Schlag gegen Europa“ zum „Ruhrstatut als Prüfstein für Europa“.

Wir sollten uns hüten, durch einen rosenroten Optimismus den kommenden Dingen eine falsche Beleuchtung zu geben. Wir hätten ja auch kühler und nüchterner und besonnener auf das Ruhrstatut reagiert, wenn das Sechsmächte-Abkommen mit einer einschneidenden Beschränkung unserer Souveränität auf wirtschaftlichem Gebiet nicht auf einem Hintergrund erlassen worden wäre, auf dem vorher der Film der Wiederherstellung deutscher Wehrhoheit abgelaufen war. Deutschland müsse remilitarisiert werden, hieß es in französischen Zeitungen, und damit wir Deutsche auch schnell genug mit dem Räppelchen spielen konnten, wußten Zeitungen in Deutschland von diesem ominösen Artikel eher, als er überhaupt in Frankreich erschienen war; und damit wir des kindlichen Spiels auch nicht vergäßen, wurde der absurde Gedanke in Deutschland gerade von solchen Blättern übernommen, die ihre Vorliebe für Frankreich nie verleugnen.

Wir können zwischen diesen Ereignissen keine ursächlichen Zusammenhänge nachweisen; aber wir kennen uns selbst gut genug, um wenigstens behaupten zu können, daß man bei der gegenwärtigen krankhaft labilen Anfälligkeit unseres Volkes für Einflüsterungen und Parolen jeder Art jede Stimmung machen kann, die man als Folie zur moralischen Begründung und Rechtfertigung aller Maßnahmen gegen uns gerade braucht.

Der innere Umgang mit Siegern

Darum halten wir diese Hysterie im deutschen Interesse für so gefährlich und verderblich. Von diesem aufreizenden Verhalten müssen wir abkommen; wir müssen uns doch wieder einmal in der

Öffentlichkeit der Welt benehmen können: wir müssen endlich den Umgang mit Siegern lernen! Das Handbuch dieser Kunst ist kürzlich in deutscher Sprache erschienen. Selbstverständlich ist es nicht von einem Deutschen geschrieben. Ein Deutscher hätte die Welt wegen seiner merkbaren Absicht verstimmt. Ein Franzose, der in der Zeit der Niederlage seines Volkes sich über die Möglichkeiten der Besiegten Gedanken macht, deren Anwendbarkeit auch auf unsere Verhältnisse ihre allgemeine Gültigkeit vermuten läßt, spricht überzeugender für uns.

Selbstverständlich sind André Gides Aufzeichnungen aus den Jahren 1939 bis 1942 (in deutscher Übersetzung 1948 bei Kurt Desch in München erschienen) von der lebendigen Mannigfaltigkeit, welche die Franzosen von den „Journaux“ ihrer Schriftsteller von Rang erwarten, und unser Thema ist nur einer der zahllosen Fäden, die für das reiche Gewebe des Tagebuches gesponnen werden. Dieser eine Faden zeichnet aber doch ein deutlich sichtbares Muster ab, das wir nicht übersehen sollten.

Über diese eine Frage hinaus sind auch die deutsch-französischen Beziehungen überhaupt mit klugem Verständnis untersucht worden; aber jetzt sind die Franzosen an der Reihe, sich über diese Einsichten Rechenschaft zu geben: über ihre verhängnisvolle Einschätzung Hitlers in den ersten Jahren seiner Herrschaft, über den Vertrag von Versailles als Geburtsurkunde des Dritten Reiches; für die Franzosen allein gilt es auch, daß mit psychologischer Notwendigkeit eine deutsch-französische Verständigung mit dem Opfer des Siegers beginnen muß.

Mustergültig aber auch für uns ist André Gides innerer Umgang mit den deutschen Siegern gerade in der Zeit tiefster äußerer Entfremdung. Mozart und Goethe sind die Ruhe seines Herzens. Er liest Lessing, Hebbel, Hölderlin; ja er beschäftigt sich sechs Wochen hindurch mit Grimmelshausens „Simplicissimus“; und immer wieder kehrt er zu Goethe zurück, diesem „unerschöpflichen Labsal“, auf dessen Art er leben und denken möchte.

Der äußere Umgang mit Siegern

Goethe gibt ihm auch das oft wieder aufgenommene Stichwort für den äußeren Umgang mit den Siegern: „Untersuchen, was ist, und nicht was behagt!“ Gide ist ein Mann des „Engagements“, nicht der „klassischen“ Weisheit Goethes; es ist darum kein überlegen re-

signierendes Wort, sondern ein politischer Aphorismus, wenn er diese Gedanken Goethes dahin wendet: „Um weniger unter der Enge der Zelle zu leiden, gibt es nur eins: sich genau in der Mitte halten.“

Dieses kluge Verharren in der Mitte scheint gerade uns so notwendig zu sein, um die unbedachten Reaktionen unserer „öffentlichen Meinung“ und die entsprechenden Gegenmaßnahmen der andern zu vermeiden. Wir müssen untersuchen, was ist! Für den Besiegten aber ist dieses göltig: „Wir sind besiegt. Sobald wir etwa daran zweifeln wollen, wird uns der Sieger daran zu erinnern wissen; machen wir uns doch nichts vor. Und wenn er uns heute aufstehen hilft, so nur, um uns eine Leistung zu ermöglichen, von der er den größeren Nutzen haben wird...“ Nur muß der Besiegte wissen, daß seine Leistung immer gering sein wird im Vergleich mit anderen Partnern, die der Sieger finden kann; und gerade wir restlos zerschlagenen Deutschen können unsere Kompensationsmöglichkeiten nicht leicht unterschätzen.

Zwar hat der Gegner auch ideale Gründe für seine Hilfe, und „es ist zweifellos am besten, so zu tun, als zweifle man nicht an der Ehrlichkeit“; aber „es scheint mir immerhin, als sei derjenige heute der Weisere, der sein Wissen, daß er betrogen ist, nicht allzusehr zeigt; da er mit einem Schlag aufhörte, weise zu sein, wenn er so handelte, als ob er wissend wäre“.

Dabei brauchen wir gar nicht an der Ehrlichkeit unserer Gegner zu zweifeln oder ihnen Betrug zu unterstellen. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß die Verführung des Faktischen zwingender ist als die Mahnung des Idealen, daß der Weg des geringsten Widerstandes aber bei uns liegt und über uns hinweg geht: „ohne Illusionen, um später nicht allzu bittere Enttäuschungen zu erleben“.

Einen weiteren beherzigenswerten Rat, für den wir Gide zu danken haben, übernimmt dieser von Renan: „Wie viele Angelegenheiten muß man lösen, indem man sie nicht löst. Nach einigen Jahren ist man ganz überrascht, daß die Frage gar nicht mehr existiert.“ Es gibt eine immanente Gerechtigkeit der Geschichte, die im Laufe der Zeit von innen her manches Unrecht wieder ausgleicht, das eine unzeitige Kritik nur versteifen kann.

Man braucht vor dem Bösen nicht innerlich schwach zu werden oder die Augen zu verschließen; aber man soll überlegen, wann und wie man seinen Namen nennt. Im Handbuch für Besiegte heißt das so: „Ich mache mir eine Tugend aus der Geduld.“ —

Die Katastrophe des Menschen

Der ungeheuerste Krieg unserer Geschichte hat Vernichtung in einem Ausmaß hinterlassen, das jede Vorstellungskraft übersteigt. Das Gesicht Deutschlands wird davon für Generationen gezeichnet sein, ohne daß es heute schon möglich wäre, die Kriegsfolgen und ihre weiteren Auswirkungen ganz zu ermessen. Auch die Grundlagen unseres Daseins als Kulturvolk sind erschüttert und in Gefahr, völlig zerrüttet zu werden. Niemand sollte sich einer Täuschung darüber hingeben: das materielle Substrat der Kultur, auf das die Tradition ihrer Werte sich stützt, ist zu einem großen Teil endgültig zerstört, im wörtlichen Sinne unwiederbringlich verloren. Deshalb ist die Lücke, die das Bewußtsein der jungen Generationen von der geistigen Überlieferung der Vergangenheit trennt, nicht mehr ganz auszufüllen.

Auch die Zerstörungen im Bereich der moralischen Existenz wird erst die Zukunft in ihrem ganzen Umfang und ihren Folgen offenbaren. Die jahrelange Propaganda und die Gleichschaltung jeder Art von Erziehung hat die schlecht getarnte Amoralität der nationalsozialistischen Lehre und Praxis in die breiten Schichten des Volkes getragen. Wenn hier auch Widerstandskräfte lebendig blieben, die nicht gebrochen werden konnten, so wäre es doch falsch, die vergiftende Wirkung zu unterschätzen. Der Schock der Niederlage und des Zusammenbruchs, der die staatliche Zwangsregelung aller Lebensverhältnisse mit einem Schlage aufhob, hat in vielen Menschen ein moralisches Vakuum offengelegt: mit dem autoritativen Zwangssystem scheint ihnen jede sittliche und rechtliche Ordnung überhaupt hinfällig geworden und ihres verbindlichen Charakters beraubt zu sein. Die soziale Ordnung wird immer mehr durch die Regeln eines heimlichen oder offenen Kampfes aller gegen alle ersetzt. Not und Elend wirken im gleichen Sinne und haben das Gefühl für Gut und Böse, für Recht und Unrecht in unzähligen Menschen auf primitivste Rudimente zurückgeführt.

Für den flüchtigen Blick entsteht leicht der Eindruck, als ob diese Katastrophe nur Folge der Terrorherrschaft, des Krieges und des Zusammenbruchs in der Niederlage sei. Daraus entspringt der optimistische Glaube, daß nach Beendigung des Krieges und nach Beseitigung des Nationalsozialismus jenen verhängnisvollen Auswirkungen der Boden schon entzogen sei und einem „Wiederaufbau“ in gewohnter Betriebsamkeit nichts mehr im Wege stehe. Alle Gedanken dieser Art sind zweifellos verfehlt und beruhen auf einer oberflächlichen Betrachtung der Dinge. Was wir erlebt haben und erleben, ist nicht eine Häufung von zufälligen Ereignissen, die aus ebenso zufälligen Bedingungen entstehen; es ist vielmehr ein in sich zusammenhängendes Geschehen: das Ergebnis einer langen vorbereitenden Entwicklung. Bildlich gesprochen: nicht ein Unglücksfall ist uns zugestoßen, sondern wir stehen in der akuten Krise eines längst eingeleiteten Krankheitsprozesses.

Darüber nun kann kein Zweifel bestehen: im Mittelpunkt dieses Geschehens steht der Mensch. Was aus dem Menschen wurde und geworden ist oder was er selbst aus sich gemacht hat, das ist bestimmend gewesen für die Entwicklung der Dinge, und das ist auch verantwortlich für alles, was am Menschen geschehen ist und vom Menschen wieder ausgeht. Der Kern der Katastrophe ist die Katastrophe des Menschen. Sie ist die wesentliche Tatsache und der tragende Grund auch für alle Formen der äußeren Katastrophe. Ihre Wurzeln aber sind nicht erst in den zwölf Jahren der Hitlerherrschaft zu suchen; sie liegen tiefer und reichen zurück in eine viel längere Vergangenheit.

Wir stehen also vor der Frage: Wie ist diese Katastrophe möglich geworden? Einer Antwort kann man von verschiedenen Seiten her näherzukommen suchen: vom politischen Geschehen, von der Sozialgeschichte, von der wirtschaftlich-technischen Entwicklung usw. Man wird aber vor allem den geistesgeschichtlichen Wandlungen nachzugehen haben, in denen seit dem Ausgang des Mittelalters das Wesen des Menschen und das Bild, das er sich von sich selbst macht, umgeprägt worden ist, und in denen seine Religion, die Welt seiner Werte, sein Lebensgefühl und sein Verhältnis zur jenseitigen und diesseitigen Welt von Grund auf umgestaltet worden sind. Man wird auch die Folgen zeigen müssen, die der Umsturz aller äußeren und inneren Lebensvoraussetzungen in der Seele des Menschen gezeitigt hat. Und schließlich wäre zu fragen, ob vielleicht in den Erschütterungen der Gegenwart ein neuer Typus des Menschen sich manifestiert,

sei es, daß er in ihnen zum Ausdruck kommt, sei es, daß er, als ihr Geschöpf, sie immer weiter treibt.

Vielleicht wird jeder Versuch einer Antwort alle erwähnten Momente, wenn auch mit verschiedenem Gewicht, einbeziehen müssen. Andererseits macht die Fülle der Tatsachen, die dabei ins Spiel kommen, und deren unübersehbare Verflochtenheit eine runde, abschließende Antwort unmöglich. Auch die eindringendste Analyse kann nicht zu einem völligen Begreifen des Ganzen führen. In den entscheidenden Wandlungen der Geschichte bleibt stets ein Rest, den selbst die dichteste Häufung von sozialen, geistigen und seelischen Momenten, die man nur aufdecken mag, nicht überzeugend aufzulösen vermag. Denn im Menschen selbst ist ein spontan Lebendiges wirksam, das sich der vollständigen Ableitung aus vorgegebenen Bedingungen entzieht. Wäre es anders — wäre das Geschehen grundsätzlich restlos aus solchen Bedingungen ableitbar, dann wäre Geschichte auch prinzipiell berechenbar. Sie wäre ein vollständig determinierter, zwangsläufiger Prozeß, in dem Freiheit und Verantwortung, Persönlichkeit und Schicksal keinen Raum hätten.

Auch in der weitesten Perspektive, in der das Problem gesehen werden mag, bleibt das menschliche Element das Wesentliche. In allgemeiner Wendung gesagt: Der jeweilige Zustand der Welt ist Ausdruck und Abbild des jeweiligen Zustandes des Menschen. Jede Umwälzung in Politik, Wirtschaft, Technik, jede Umgestaltung im sozialen, seelischen und geistigen Leben steht in Zusammenhang mit einer Veränderung im Menschen. Es bildet sich in ihm ein anderes Lebensgefühl, ein verändertes Wertgefüge, in dem er sich selbst und die Welt erlebt — und das bedeutet im eigentlichen Sinne eine Veränderung der Substanz des Menschen: nämlich dessen, was sein Sein und Verhalten bestimmt und unbewußt lenkt. Und wenn dann in solcher Verwandlung und Neugestaltung auch neue Ideen entstehen und zur Geltung kommen, so ist es doch wieder der Mensch, der die seinem Lebensgefühl entsprechenden Ideen, indem er sie schafft, zugleich auswählt — diejenigen nämlich, die ihn selbst in seinem neuen Lebensgefühl bestätigen und sein neues Wertgefüge rechtfertigen.

Manche Deutungen der Ereignisse, die heute angeboten werden, stellen die Dinge so dar, als habe erst das Deutschland Hitlers zum ersten Male in der Geschichte die Ideale der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Menschenwürde verraten und in den Staub getreten — als hätten diese Ideale zuvor unerschüttert und unan-

gefochten unter den Menschen und Völkern Geltung besessen und sich verwirklicht. Die Geschichte lehrt, wie weit die Welt in Wahrheit schon immer von einem so vollendeten Zustande entfernt war — und wieviel weiter sie sich in den letzten hundert Jahren noch davon entfernt hat. Aber wenn auch die Katastrophe des Menschen keineswegs nur im deutschen Menschen oder im deutschen Volk entstanden und zutage getreten ist — daran kann kein Zweifel bestehen, daß die Unmenschlichkeit in den Greueln des Nazismus einen nicht zu überbietenden Höhepunkt erreicht hat. Das wird heute schon wieder gern vergessen oder bagatellisiert. Hier wurde Unmenschlichkeit mit deutscher Gründlichkeit praktiziert und organisiert, reglementiert und mechanisiert — mit einer verruchten „Sachlichkeit“, die den finsternen Hintersinn des bekannten Wortes enthüllt: deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun. Deshalb ist hier noch eine besondere Frage zu lösen: wie nämlich gerade im deutschen Volk dieses außergewöhnliche Maß von Unmenschlichkeit möglich geworden ist. Dafür wäre aber festzuhalten, daß das, was die Essenz des Nationalsozialismus bildete, nämlich hemmungslose Bereitschaft zur Gewalt, zwar die wesentliche, aber nicht die alleinige oder letzte Ursache gewesen ist. Heute nimmt der Gedanke Gestalt an, daß der moralische Auflösungsprozeß der westlichen Welt zuerst in Deutschland reif geworden ist und sich deshalb hier in einem ungeheuren Ausbruch zerstörter Menschlichkeit manifestieren mußte. Und daß deshalb vielleicht gerade deutschen Menschen die Aufgabe zufallen könnte, aus ihren erlebten Erfahrungen den Zustand der Welt zum ersten Male zu vollem Bewußtsein zu bringen.

Das Ethos der Humanität hat schon am Ausgang des 18. Jahrhunderts die selbstverständliche Geltung verloren, die es im Bewußtsein der Aufklärungszeit besessen hatte. In den großen und furchtbaren Ereignissen der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege und ihren Folgewirkungen erlag der naive Glaube des Rationalismus an einen gleichsam naturnotwendigen Siegeszug der Humanitäts- und Vernunftideale endgültig den wiederauflebenden Mächten des Historisch-Gewordenen, Überlieferten, Beharrenden. Der nationale Gedanke erwachte wieder und verdrängte den Traum einer weltbürgerlichen, übernationalen Kulturgemeinschaft der Völker, wie sie Goethe noch vorgeschwebt hatte. Und schließlich wurde der Glaube an allgemeingültige Wahrheiten und Normen verdrängt durch einen alle objektive Geltung auflösenden Subjektivismus und Relativismus. Unterhalb dieser geistesgeschichtlichen Bewegung aber

verläuft eine Entwicklung der sozial-ökonomischen Lebensbedingungen, deren Anfänge mit denen des Industriezeitalters zusammenfallen, deren erste Folgen dann etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts sichtbar werden, und deren zerstörende Auswirkungen auf den Menschen und die Menschlichkeit in unserem Jahrhundert in ihrer ganzen Größe zutage getreten sind. Das Ergebnis dieser Entwicklung hat Albert Schweitzer schon 1923 mit folgendem Satz gekennzeichnet: „Tatsächlich bewegen sich Gedanken vollendeter Inhumanität seit zwei Menschenaltern in der häßlichen Klarheit der Worte und mit der Autorität logischer Grundsätze unter uns.“ Mit zahlreichen Äußerungen dieser Art ließe sich belegen, daß der Verfall der Menschlichkeit nicht erst in der jüngsten deutschen Vergangenheit und nur in ihr Wirklichkeit geworden ist.

So werden wir zu der Einsicht geführt, daß der Mensch schon seit langer Zeit, nicht erst seit 1914 oder 1933, vor einer wesentlichen Aufgabe versagt hat. Diese Aufgabe heißt: Anerkennung und Wahrung des Wertes und der Würde des Menschen, Achtung für ihn als lebendiges Wesen und als sittliche Person. Indem der Mensch diese Aufgabe verfehlte oder sich ihr entzog, schuf er die Voraussetzungen, aus denen die heutige Katastrophe erwachsen ist. Er selbst aber hörte auf, Mensch im vollen Sinne zu sein; er war nur noch ein fragmentarischer Mensch. Und schließlich verlor er überhaupt das Bewußtsein dessen, was ihm aufgegeben ist, damit ein wirklicher Mensch aus ihm werden könne. Dieses ihm Aufgegebene faßt unsere Sprache in das Wort Menschlichkeit.

Im Alltagsgebrauch steht das Wort Menschlichkeit oft nur für einzelne Akte der Güte, der Hilfsbereitschaft, des Mitleids und so weiter. Hier aber soll es auf eine bleibende Gesamthaltung hindeuten. Das persönliche Sein als Ganzes wird damit getroffen. So erhält die Idee der Menschlichkeit den Sinn einer Aufgabe, einer ethischen Forderung. Diese steht nicht in einem unaufhebbaren Widerspruch zur Natur des Menschen. Denn sie muß ja im Wesen des Menschen ihren Grund und Ursprung besitzen; sonst hätte sie nie in ihm entstehen können. Der Gegensatz der Menschlichkeit zur triebhaften Natur des Menschen bildet zwar die Grundlage für mannigfaltige Konflikte; aber diese können in einer inneren Ordnung ihre Lösung finden. Nur in einer solchen Ordnung wird der Mensch zum Menschen im vollen Sinne. So verstanden ist also der Mensch nicht etwas, das „überwunden“, sondern das immer von neuem errungen werden muß.

Wird Menschlichkeit wieder als Idee ergriffen und als Forderung erkannt, dann entsteht angesichts der Katastrophe des Menschen die Aufgabe, den Weg zur Menschlichkeit wiederzufinden. Das wird nur möglich sein, wenn zuvor die Wege sichtbar geworden sind, die in die Unmenschlichkeit geführt haben. Hier liegt auch heute noch eine große und wichtige Aufgabe. Aber wird es möglich sein, die Menschheit zur Einsicht zu bringen, daß sie sich auf Irrwegen befindet und daß nur die Umkehr auf den Weg der Menschlichkeit noch Rettung bringen kann? Die erschütternde Erfahrung, daß die Mehrzahl der Menschen von dem ungeheuren Geschehen, das hinter uns liegt, beinahe unberührt geblieben ist und unbelehrt wieder den alten Wegen folgt, läßt wenig Hoffnung. Es ist verführerisch, am Schreibtisch wirklichkeitsferne Ideen für eine Wiedernerziehung zur Menschlichkeit zu entwickeln. Aber schon ein Blick in eine beliebige Zeitung müßte alle bequemen Hoffnungen auf eine Wiedergeburt der Humanität erschreckend ad absurdum führen. Nein, es genügt nicht, sich einer fröhlichen Zuversicht und dem zu nichts verpflichtenden Glauben an den Sieg des Guten in dieser Welt hinzugeben, der merkwürdigerweise — auch für einen Autor — noch immer zum guten Ton gehört. Jacob Burckhardt hat einmal von einem „verrückten Optimismus“ gesprochen ... Täuschen wir uns nicht: es bedarf unablässiger Achtsamkeit, Selbstprüfung und Besinnung, also einer Wiedererweckung des Gewissens. Nur durch einen Entschluß, den jeder Einzelne für sich selbst fassen muß, nur durch eine innere Wandlung in uns selbst kann vielleicht der Menschlichkeit in beharrlicher Mühe Schritt für Schritt wieder Boden gewonnen werden.

Hormone und Persönlichkeit

Wenn man noch vor wenigen Jahrzehnten gewisse kleine Drüsen des menschlichen Organismus als schicksalbestimmend für ihren Träger bezeichnet hätte, so wäre eine solche Annahme gewiß auf lebhaften Widerspruch gestoßen. Denn das Schicksal des Menschen wird doch — wenn wir hier einmal von den Einwirkungen der Umwelt bewußt absehen — in erster Linie von seiner Psyche bestimmt; diese aber wurde nach der bisher gültigen Auffassung im Gehirn, oder noch enger: in der Großhirnrinde lokalisiert gedacht.

In dieser Anschauung vollzieht sich nun in neuerer Zeit ein bemerkenswerter Wandel. Nicht, als ob das Gehirn in seiner Eigenschaft als oberster Regler und Lenker aller psychischen Vorgänge entthront worden wäre. Aber es zeigt sich doch immer deutlicher, daß auch noch andere Organe oder Organsysteme an der Art des Ablaufes psychischer Reaktionen beteiligt sind; und da ist es besonders das System der innersekretorischen Drüsen, dessen tiefreichenden Einfluß nicht nur auf das körperliche Geschehen sondern nicht minder auch auf die seelische Verfassung die ärztliche Wissenschaft an immer neuen Beispielen kennen lernt.

Tagtäglich kann der hormontherapeutisch wirkende Arzt erleben, daß die Drüsen dieses Systems, die man wegen ihrer Eigenschaft, die Drüsenstoffe oder „Hormone“ unmittelbar in den Blutkreislauf einzusondern, auch als „Blutdrüsen“ bezeichnet, in nachhaltiger Weise auf das Seelenleben einwirken. Ihre einzelnen Komponenten wie Keimdrüsen und Hirnanhang (Hypophyse), Schilddrüse, Nebenschilddrüsen und Nebennieren machen ihre hormonalen Effekte auf das Geschehen in der Nervenzelle entweder unmittelbar durch den Blutchemismus oder auf dem Wege über das dem Willen nicht unterworfenene „vegetative“ Nervensystem geltend; und indem sie in eindrucksvoller Weise nicht nur das triebmäßige und gemütsbetonte

Verhalten, also das, was wir „Temperament“ nennen, mitbestimmen, sondern — wie die jüngste Forschung erwies — in hohem Grade auch die intellektuelle Leistung beeinflussen, können sie wesentlichen Anteil gewinnen an der Formung der Gesamtpersönlichkeit.

Von dieser Feststellung war nur ein Schritt zu dem Unternehmen, berühmte Persönlichkeiten, zumal solche, die „Geschichte machten“, gewissermaßen auf ihre Blutdrüsenformel hin zu analysieren; und wenn auch derartige nachträgliche Untersuchungen aus naheliegenden Gründen auf sehr große Schwierigkeiten stoßen, so lassen dennoch die Träger bzw. Trägerinnen mancher historischer Namen recht eindeutig den Einfluß der Hormone auf ihre Lebensführung und ihr Wirken, kurz auf ihr „Schicksal“ erkennen.

Eine Reihe derartiger Analysen sind von dem britischen Arzt Dr. J. Geikie-Cobb vorgenommen worden; es liegt nahe, daß sie sich in erster Linie auf Namen aus der englischen Geschichte beziehen. Wir greifen zwei Gestalten heraus, die den Geschichtsforschern von jeher viele Rätsel aufgegeben haben, und deren „hormonales“ Porträt der Verfasser schon in seinem Buch „Die Wirkstoffe des Lebendigen“*) mit wenigen Pinselstrichen zu skizzieren versucht hat: Heinrich VIII. und Elisabeth.

Heinrich, der von 1491 bis 1547 lebte, war in jüngeren Jahren ein schöner, hochgewachsener Mann von wohlproportioniertem Wuchs, prächtigem Haar und strahlenden Augen. Bekanntlich war das Eheleben des Königs so bewegt, daß er bis zu seinem 52. Lebensjahr nicht weniger als fünf Frauen verbrauchte: Katharina von Aragonien, Anna Boleyn, Johanna Seymour, Anna von Cleve und Katharina Howard. Wenn er ihrer überdrüssig war, so wirkte notfalls auch das Schafott mit, um den Weg für eine neue Königin freizumachen.

Eine deutliche Zäsur in Heinrichs Leben macht sich um seine fünfziger Jahre herum bemerkbar. Was des Königs Daseinslauf damals so nachhaltig beeinflußte, kann nach der heute gültigen Vorstellung nur ein abruptes Nachlassen der Schilddrüsentätigkeit gewesen sein. Es stellt sich dann eine eigenartige Abstumpfung aller seelischen Reaktionen ein, die Hand in Hand geht mit einer Verlangsamung der Körperfunktionen. Durch den gestörten Säfteumlauf kommt es zu einer Quellung des Gewebes, die Haare fallen an manchen Stellen aus, und der ganze Mensch wird träge, gleichgültig und passiv.

Daß es sich hier nicht um eine bloße Vermutung handelt, wird deutlich durch ein in neuerer Zeit in einem englischen Schloß entdecktes

*) Verlag Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Gemälde Heinrichs, das — höchstwahrscheinlich von der Hand Holbeins — den König mit aufgedunsenem und ein wenig indolentem Gesicht, mit sulzigen Schwellungen unter den Augen, mit schütterem Haar und mit im äußeren Drittel ausgefallenen Augenbrauen zeigt.

Heinrichs Lebensführung vom 52. Jahre an entspricht der eben skizzierten Annahme. Die Aggressivität, Launenhaftigkeit und Unberechenbarkeit in seinem Wesen scheinen damals ein Ende gefunden zu haben; denn von nun ab verlief sein Eheleben vollkommen friedlich, sodaß seine sechste und letzte Gemahlin, Katharina Parr, ihn sogar überlebte.

Nicht minder aufschlußreich als der Werdegang Heinrichs VIII. scheint — vom hormonalen Blickpunkt betrachtet — das Leben der Königin Elisabeth, die — eine Tochter Heinrichs mit seiner zweiten Frau Anna Boleyn — von 1558 bis 1603 mit starker Hand und klugem Sinn England regierte. Um die hormonale Bedingtheit ihrer eigenartigen Lebensumstände verständlich zu machen, bedarf es vorweg der Feststellung, daß die innersekretorische Tätigkeit der weiblichen Keimdrüse und die davon abhängigen monatlichen Vorgänge durch psychische Vorgänge weitgehend beeinflußt werden können, wie es übrigens jede Frau weiß.

Diese starke Rückwirkung seelischer Reaktionen auf die Keimdrüsentätigkeit gibt uns den Schlüssel zum Verständnis von Elisabeths Werdegang. Ihr Jugendbildnis zeigt durchaus weibliche Züge; nichts läßt vermuten, daß ihre weiblichen Funktionen nicht in voller Ordnung waren. Man wird also annehmen dürfen, daß die hormonale Tätigkeit ihrer Keimdrüse damals durchaus normal war. Indessen, die äußeren Umstände scheinen dies geändert zu haben. In eine von Wirren erfüllte Zeit hineingeboren, mußte Elisabeth mit eiserner Hand, mit durchaus männlicher Tatkraft und Energie ihr Herrscheramt ausüben, wollte sie nicht untergehen.

Unter dieser immerwährenden Betätigung männlichen Geistes, unter dem, durch den Zwang der Verhältnisse bedingten Hineinwachsen in eine ausgesprochen männliche Haltung, ist wohl das Ursprünglich-Weibliche in ihr zurückgedrängt worden. Man könnte sich vorstellen, daß unter solchen Einflüssen die monatliche Periode schon in jugendlichen Jahren aufgehört hat; und dies war in den damaligen Zeiten, die von einer Hormonbehandlung nichts wußten, gleichbedeutend mit Kinderlosigkeit.

Nun war aber damals die Unfähigkeit, einen Thronerben hervorzu-
bringen, nicht nur eine mißliche, sondern — wie die Erfahrung lehrte

— bisweilen auch eine recht gefährliche Sache. Daher wohl Elisabeths Ausspruch, sie wolle als jungfräuliche Königin sterben; ein Gelöbnis, dem sie in der Tat trotz aller politisch-wichtigen Eheanerbietungen und trotz aller diesbezüglichen Bitten ihres Parlamentes treu geblieben ist. Dennoch hat sich das Weibliche in ihrem Wesen bis zu ihrem Tode nicht verleugnet: es offenbarte sich in der Verhätschelung ihrer Günstlinge, in unberechenbarer Launenhaftigkeit und in einer grotesken äußerlichen Eitelkeit und Putzsucht.

Geradezu als Schulbeispiel mangelnder Drüsenfunktion erscheint auch der während der Revolution enthauptete König Ludwig XVI. von Frankreich. In klassischer Weise finden sich bei ihm die Stigmata einer hormonalen Minderleistung sowohl der Schilddrüse wie auch der Hypophyse. Von den Auswirkungen schwacher Schilddrüsentätigkeit war schon oben die Rede; ein unterschwelliges Arbeiten der Hypophyse tut sich u. a. in folgenden Erscheinungen kund: Menschen dieses Typs fühlen sich zumeist dem Lebenskampf nicht gewachsen; sie sind in ihrer Haltung schwankend und unsicher, ohne Initiative und Aktivität, gehen Entschlüssen aus dem Wege, fügen sich in das Gegebene, und dies bisweilen in solchem Ausmaße, daß man geradezu von einer „hypophysären Gutmütigkeit“ sprechen könnte. Ein starkes Wirken der Hypophyse dagegen hat in allem und jedem eine gerade gegenteilige Haltung zur Folge.

Sehen wir uns Ludwigs Porträt an, so fällt die frühzeitige Verfettung, das Gedunsene, Gequollene des Gesichts, der stumpfe, schwerlidrige Blick, die fleischige Nase und Lippe, das mächtige, fast ohne Absatz in den kurzen dicken Hals übergehende Doppelkinn und der schütterere, weit auf der Stirn zurückfliehende Haaransatz sogleich in die Augen. Zu diesen äußeren Stigmata paßt in jeder Beziehung die seelische Verfassung. Alle psychischen Reaktionen erfolgen mit unglaublicher Schwere und Trägheit, langsam und schwerfällig laufen die Gedanken ab, und die Nervenstumpfheit ist so groß, daß keinerlei Affekte, weder Freude noch Zorn, weder Hochstimmung noch Angst, den König aus seinem lethargischen Gleichmut aufzurütteln vermögen. Gleichsam schlaftrunken stolpert der unbeholfene und schwerfällige Mensch durchs Leben, niemals zu einem Entschluß sich auffassend, schüchtern bis zur Gehemmtheit und unmännlich alles gehen lassend, wie es will, durch nichts und gar nichts zu erschüttern. Ihn verlangt es einzig und allein nach Ruhe, nach gutem Essen, schweren Weinen und nach Schlaf. Als der Pöbel sich anschickt, die Tuilerien zu stürmen, ist es Ludwig, der durch seine unglaubliche Entschluß-

losigkeit jede wirksame und zu jenem Zeitpunkt noch durchaus mögliche Verteidigung unmöglich macht; die Flucht nach Varennes, bei der es um Leben und Tod geht, scheitert nicht zum mindesten daran, daß der König die Zeit verschläft und immer noch etwas essen muß; und selbst, als die Guillotine schon ihre Schatten auf den Verurteilten wirft, vermag das seine stumpfe Gleichmütigkeit auch nicht im geringsten zu erschüttern.

Auch Ludwigs Nachfolger auf Frankreichs Thron: Napoleon Bonaparte, ist eine Gestalt, in deren Lebenslauf hormonale Ereignisse die Wegemarken eingegraben haben. Wer Oktave Aubrys Buch „Sankt Helena“ aufmerksam liest, wird nicht daran zweifeln, daß das merkwürdig periodische Wirken der Schilddrüse und der Hypophyse in nicht geringem Grade das Schicksal des Imperators mitbestimmt hat. Napoleon hatte einen auffallend langsamen Puls von durchweg 48 Schlägen in der Minute. Dies kann hinweisen auf eine geringe Tätigkeit der Schilddrüse, oder — richtiger wohl — des schilddrüsengerichteten Hormons der Hypophyse. Ebenso ist auch das Wachstumshormon dieser Drüse nicht stark aktiv gewesen, denn Napoleons Körperlänge betrug 152 Zentimeter. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang ferner das Fehlen des äußeren Drittels der Augenbrauen, das schon als Zeichen geringer Schilddrüsentätigkeit erwähnt wurde.

Die übrigen Wirkstoffe des Hirnanhangs scheinen aber in der Glanzzeit des Korsen in voller Funktion gewesen zu sein, wobei freilich ein deutliches Auf und Nieder ihrer Aktivität immer wieder unverkennbar ist. Darauf deuten gewisse anfallsartige Ausbrüche explosiver Art, die von starken Kopfschmerzen und Mattigkeit gefolgt waren; und auch die merkwürdig sprunghafte Art seiner Geschlechtslust, angefacht jeweils von den keimdrüsengerichteten Wirkstoffen der Hypophyse, weist in die gleiche Richtung.

Man möchte meinen, daß das Drüsensystem Napoleons sich vor der Zeit erschöpft, sich gleichsam in Übersteigerung selbst verzehrt habe: mit 28 Jahren ist der Sohn des Notars aus Ajaccio Diktator von Frankreich, mit 35 Kaiser, mit 38, nach dem Frieden von Tilsit, nahezu der Beherrscher Europas.

Eindeutig tritt das Bild eines vorzeitigen hormonalen Niedergangs auf einem Porträt Napoleons auf St. Helena zutage. Jetzt ist die Minderleistung von Hypophyse und Schilddrüse unverkennbar: der ganze Körper ist verfettet, Doppelkinn und dicker Bauch lassen an der Schwäche der Schilddrüsenfunktion keinen Zweifel. Sehr wesentlich

ist auch, daß nach dem Urteil der allerdings stark voreingenommenen englischen Zeitgenossen die geistigen Fähigkeiten damals schon stark zurückgegangen waren, und daß der Kaiser in seinen letzten Jahren von ausgesprochener Geschlechtskälte war.

Vollends bestätigt wird die Diagnose vorzeitigen hormonalen Aufbrauchs durch die Autopsie, die nach dem, bekanntlich durch Magenkrebs verursachten Tode des Imperators vorgenommen wurde. Der Bauch, das Netz und auch das Herz zeigten sich verfettet, das Kopfhair war kärglich und dünn, der Haarwuchs am Körper spärlich, die Genitalien von fast atrophischer Kleinheit. Alles in allem kann man ein frühzeitiges Versagen des Hirnanhangs mit seinen verschiedenen drüsengerichteten Hormonen annehmen; und so hat man gesagt, es sei Napoleons Hypophyse gewesen, die den Aufstieg und Niedergang dieses Beherrschers Europas bewirkt habe.

Eine Dichtergestalt aus unserem engeren Kulturkreise möge die Reihe der männlichen Beispiele beschließen: der Schweizer Conrad Ferdinand Meyer. Seine Entwicklung steht in ganz ungewöhnlicher Weise unter dem Einfluß einer verspätet einsetzenden Tätigkeit des Systems Hypophyse-Keimdrüse. Bis zu seinem 39. Lebensjahr ist C. F. Meyer ein menschenscheuer und verschlossener Mensch, der es zu nichts bringt und zu nichts zu gebrauchen ist. Dann setzt sich mit einemmale die geistige Pubertät durch, des Dichters Seele erwacht, und vom 39. bis zum 67. Lebensjahre vollendet er sein gesamtes künstlerisches Werk als einer der bedeutendsten Schweizer Dichter der neueren Zeit. Ein bis zu einem gewissen Grade ähnlicher Werdegang findet sich übrigens, wie Kretschmer in seinem Buch „Geniale Menschen“, mitteilt, auch bei Dostojewskij und Liliencron.

Von großem Interesse ist schließlich die Feststellung, daß das Genialische dort, wo es sich in einem weiblichen Organismus manifestiert, fast immer an das Mitwirken einer mehr oder weniger starken männlichen Komponente geknüpft erscheint. Zum Verständnis dessen darf vorausgeschickt werden, daß jeder Mensch in seinem Säftestrom nicht nur das eigengeschlechtliche, sondern auch ein Spürchen des fremdgeschlechtlichen Hormons beherbergt. In der Sprache der Hormonwissenschaft ausgedrückt, lautet die obige Feststellung also folgendermaßen: geniale Leistungen setzen so gut wie immer das Vorhandensein eines kräftigen Einschusses männlichen Hormons voraus.

Drei Frauengestalten von hohem geistigen Rang mögen uns das demonstrieren: Rosa Bonheur, die größte Malerin aller Zeiten, George Sand, die eigentlich Aurore Dudevant hieß und wohl als die hervorragendste und produktivste Schriftstellerin Frankreichs bezeichnet werden darf, und schließlich unsere Landsmännin Annette von Droste-Hülshoff, die einzige deutsche Dichterin, die Klassikerehren erworben hat.

Was Rosa Bonheur anbelangt, so war sie, wie ihr Biograph Peyrol berichtet, nicht nur in ihrer ganzen Wesensart, sondern auch in ihrem Äußern durchaus mannähnlich. George Sand läuft als junge Frau ihrem Manne davon, läßt ihre beiden kleinen Kinder im Stich, legt sich ein männliches Pseudonym und Männerkleidung bei und „studiert“ in ihr das dunkelste Paris. Auf einem Maskenball läßt sie ihren Geliebten als Mädchen verkleidet erscheinen, und sie zündet sich — was damals als geradezu ungeheuerlich galt — eine Zigarette an der anderen an. In ihren Büchern aber erscheinen — was ihr selbst ihre Freunde vorwerfen — die Frauen immer wieder als engelhafte Dulerinnen, die Männer dagegen als teuflische Sklavenhalter.

Die Gedichte und Balladen der Droste schließlich sind, wie Kretschmer in dem erwähnten Buch bemerkt, neben vielem echt Weiblich-Zartem dort, wo sie am echten wirken, in einer geradezu auffallenden Weise auf männliche Töne gestimmt; in ihnen ist von Jagd und Waffenlärm die Rede, von Unheimlichem, von Gewalttat und blutigem Mord, von Landsknechten und Soldaten. Und ihr Innerstes offenbart sie vielleicht am aufrichtigsten in den Worten:

„Wär ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär ich ein Mann doch mindestens nur . . .“

Diese genialen Frauen also waren genial, weil sie in Wahrheit mehr oder weniger Männer waren, weil nämlich ein gutes Maß männlichen Hormons in ihren Adern pulsierte.

Vielleicht gehört auch Charlotte von Stein, wenngleich sie in gar keiner Weise den Anspruch der Genialität für sich erheben kann, in weiterem Sinne in den Kreis der zuvor skizzierten Frauentypen. Sie war eine etwas kühl angelegte Frau; und obgleich sie sich Mutter von sieben Kindern nennen durfte, scheint dennoch das Ursprünglich-Weibliche in ihr zu Gunsten ihrer schöngeistigen Interessen zurückzutreten. Bezeichnend ist, daß sie über Rousseaus Erziehungstheorien

zwar glänzend Bescheid weiß, ihre eigenen Kinder aber nicht zu erziehen versteht. In familiären Dingen erweist sie sich mehr als einmal kalt, um nicht zu sagen gefühllos. Den Tod des einen Sohnes vergißt sie, dem anderen mitzuteilen; und als der im Alter kränkelnde Gatte des öfteren stürzt und sie einmal, beim Ersteigen der Haustreppe, das Geräusch des Fallens hinter sich vernimmt, deutet sie nur, ohne das Haupt zu wenden, mit der Hand über die Schulter nach dem begleitenden Lakeien und befiehlt: „Aufheben!“

So ist es denn auch nicht Jugend und Schönheit, was den jungen Goethe beim Beginn seiner Weimarer Zeit zu der sieben Jahre älteren Frau hinzieht, sondern es ist ihr hoher Sinn für geistige Dinge, ihr ahnendes Verständnis für das, was in seiner Seele vorgeht; der Glanz, mit dem sein eigener Genius ihm aus ihr wieder entgegenstrahlt.

Offenbart sich nicht ein geheimnisvolles Naturgesetz in der Tatsache, daß Goethe — nach einem Jahrzehnt edelster Seelenfreundschaft mit Charlotte — später dann doch den Weg zu einer ganz und gar weiblichen Frau findet? Mögen die Urteile über Christiane Vulpius noch so geteilt sein; in einem stimmen sie alle überein: daß die „Mamsell“ eine in jedem Bezug weibliche Frau mit allen weiblichen Charaktereigenschaften war. Ihrer Persönlichkeit prägte das Weibhormon — und nur dieses — den Stempel auf; mit ihr wäre eine Seelenfreundschaft durch ein Jahrzehnt hindurch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Goethe aber war in jedem Sinne ein Mann; und je älter er wurde, um so größer scheint seine Abneigung gegen Frauen geworden zu sein, bei denen allzu viel geistige und ästhetische Bestrebungen das wahre Weibtum beeinträchtigten. Thomas Mann läßt in seinem Roman „Lotte in Weimar“ Adele Schopenhauer sagen: „Er hat eine ironische Aversion gegen schöngeistige Frauenzimmer . . . es mischt sich in sein Verhältnis zum Weiblichen ein Absprechendes, ich möchte fast sagen Gröbliches — ein männliches Partisanum, das uns den Zugang zum Höchsten, zur Poesie und zum Geiste, verwehren möchte . . .“

In diesen Worten ist alles gesagt. Das Ewig-Weibliche trägt schließlich doch den Sieg davon; jenes Weibliche, das der in naturwissenschaftlichen Dingen so seherische Goethe schon als „ewig“ erfühlt, und dessen körperliches Substrat von einem Drüsensaft gebildet wird, der, wie die Forschung unserer Tage erkannte, seit Jahrmillionen von den Uranfängen des Lebens an das Werden und Vergehen alles organischen Seins beherrscht und weiter beherrschen wird, solange es eine lebende Zelle auf diesem Planeten gibt. —

Europäisches Philosophenkonzert

Wer nur von Ferne in die Diskussionen der Philosophen hineinhört, hat nicht ohne weiteres den Eindruck, als vernähme er eine vielstimmige Symphonie; er wird eher an das Einspielen der Instrumente vor einem Konzert erinnert, wobei jeder Musiker auf seinem Instrument herumprobiert, ohne auf den Nachbarn zu achten oder gar, um deren Spiel zu übertönen. Indessen ist dieser Eindruck nicht richtig. Für den, der „Ohren hat zu hören“, fügen sich die scheinbar vereinzelt und sich störenden Klänge zu langausgesponnenen Melodien, und diese wieder zu einer kontrapunktischen Polyphonie mit Harmonien, Parallelismen, fugenartigem Ineinandergreifen der Stimmen, mit reichen Variationen und Modulationen der Themen, also zu solchen Formen, die in der Musik die Vielheit der Töne zur Einheit bringen. Denn bei aller Gegensätzlichkeit im einzelnen ist die Philosophie wie die gesamte Kultur der europäischen Nationen seit dem Mittelalter eine Einheit, gleichen Zielen zustrebend und sich wechselseitig bereichernd und befruchtend. Und aufs Große angesehen, haben dabei die verschiedenen Nationen einen ganz bestimmten Denkstil; sie stehen in einem hochkomplizierten Ergänzungsverhältnis, wie etwa in einer Symphonie die Streichinstrumente, die Holz- und Blechbläser, also daß die Philosophie der europäischen Völker, wenn man von allerlei Nebengeräuschen abstrahiert, nicht ein chaotisches Stimmengewirr, sondern eine einheitliche Symphonie darstellt.

Das tritt im Mittelalter noch deutlicher heraus als in der Neuzeit. Denn damals war die Einheitssprache der Bildung in allen europäischen Ländern das Lateinische, und es bestanden keine Sprachgrenzen in der Philosophie. Die scholastischen Philosophen waren nicht durch die Sprache gehindert, auch auf ausländischen Kathedern

zu lehren. Der Irländer Johannes Eriugena lehrte in Paris, ebenso zeitweilig der Deutsche Albertus Magnus. Dort und in Köln gehörte zu seinen Schülern der Italiener Thomas von Aquino, der später außer in Rom und anderen italienischen Städten zeitweilig ebenfalls in Paris lehrte. Ebenso dozierte sein Gegner Duns Scotus außer in Oxford in Paris und Köln. Und Wilhelm von Ockham, aus England vertrieben und in Avignon in Haft gesetzt, fand in München eine Lehrstätte. Das aber sind nicht vereinzelte, sondern typische Lebensläufe, die die internationale Zusammenarbeit der Philosophen beweisen.

In den späteren Jahrhunderten, als die Philosophen neben dem Lateinischen sich auch ihrer Landessprachen bedienten, hörte darum doch die übernationale Zusammenarbeit nicht auf. Der Italiener Giordano Bruno verfocht seine Philosophie nicht nur in seinem Heimatlande, sondern auch in Frankreich und England, ebenso in Wittenberg, Helmstedt und Prag. Der Franzose Descartes lebte zeitweilig in Deutschland und später in den Niederlanden. Der Engländer Hobbes hat im ganzen zwanzig Jahre in Frankreich zugebracht und wurde stark von Descartes beeinflusst. Der Deutsche Leibniz hat die Nachbarländer nicht bloß durch Reisen kennen gelernt, er blieb auch später in Korrespondenz mit Gelehrten verschiedenster Nationalität. Sein Hauptwerk, die „Nouveaux Essais“, sind ein in französischer Sprache abgefaßter Dialog mit dem Engländer Locke, der seinerseits sein Hauptwerk in Auseinandersetzung mit dem Franzosen Descartes geschrieben hatte. Im 18. Jahrhundert war die „Aufklärung“ eine in allen Kulturländern ziemlich einheitliche philosophische Bewegung. Der Schotte Hume pflog in Paris Umgang mit den Enzyklopädisten und Rousseau. Ebenso wurde Kant, obwohl er Königsberg niemals verließ, von Hume „aus seinem dogmatischen Schlummer erweckt“ und durch Rousseau stark beeindruckt.

Auch im 19. Jahrhundert wurde, obwohl auf allen Kulturgebieten die Nationalität eine stärkere Macht wurde, dennoch die Philosophie nicht national gebunden. Die deutschen Philosophen Kant, Schelling, Hegel übten internationale Wirkung aus. In Frankreich gibt es einen sehr hochstehenden Kantianismus, in Oxford herrschte Hegel noch lange, als er in Deutschland fast vergessen war. Die Franzosen Comte und Taine, die Engländer J. St. Mill und Spencer kamen zu internationaler Wirkung. Und die Deutschen Karl Marx und sein Gegenpol Nietzsche fühlten sich nicht nur als Europäer, sie bekämpften beide leidenschaftlich die nationalen Schranken. Bis in die Gegenwart

dauert die übernationale Einheit philosophischen Denkens. Der Franzose Bergson, der Italiener Croce, die Deutschen Spengler, Driesch, Keyserling, um nur ein paar Namen zu nennen, wurden in alle Kultursprachen übersetzt. Der Däne Kierkegaard wurde freilich erst nach seinem Tode eine europäische Berühmtheit. Internationale Philosophenkongresse bringen die Denker aller Kulturnationen auch in persönliche Berührung miteinander. Es sind die gleichen Probleme, die in allen Ländern bearbeitet werden, wobei die nationalen Besonderheiten des Denkens nicht trennend, sondern anregend wirken.

Vielleicht die merkwürdigste, aber wenig beachtete Erscheinung im internationalen philosophischen Geistesleben ist die, daß seit der Renaissance die deutlich hervortretende nationale Verschiedenheit in der Philosophie auch eine kontrapunktische Ergänzung ist, die sich zu höherer Einheit zusammenfügt. Sieht man nämlich von Einzelheiten ab, blickt man auf die Gesamthaltung der Philosophen der verschiedenen europäischen Nationen, so ergeben sich ganz charakteristische Unterschiede in der Problemstellung und Problembeantwortung. Wieweit dabei eine angeborene geistige Struktur des Nationalcharakters, wieweit eine spezifisch nationale Tradition entscheidend ist, mag hier außer Diskussion bleiben. Tatsache ist, daß man von ganz typischen nationalen Verschiedenheiten, einem spezifisch italienischen, englischen, französischen und deutschen Denkstil sprechen kann, die sich jedoch in erstaunlicher Weise ergänzen, und die ich hier kurz skizziere.

Das Hauptproblem der Griechen war die Einheit der Welt. Fast alle griechischen Denker waren Monisten, die hinter der Vielheit der Erscheinungen nach einem einheitlichen Prinzip suchten. Die älteren Denker fanden dies im Wasser, in der Luft, in einem „Apeirov“, im Denken, das zugleich Sein ist, in der Zahl. Aber auch seitdem Heraklit, die Sophisten und die Atomisten auf die Realität der Vielheit hingewiesen hatten und die absolute Einheit der Welt zweifelhaft geworden war, strebten doch Plato wie Aristoteles, wenn auch auf verschiedenen Wegen, danach, die Einheit in der Vielheit als das wahrhaft Wirkliche zu erweisen, bis dann gegen Ende der Antike in Plotin nochmals ein Monist von höchster Konsequenz auftrat.

Es ist nun bezeichnend, daß in der späteren Zeit es gerade Italiener waren, also die nächsten Erben der Antike, die in ihrer Philosophie das Streben nach Einheit am entschiedensten weiterführten.

Im Mittelalter setzte Thomas von Aquino den platonisch-aristotelischen Universalismus, den Primat des Allgemeinen gegenüber dem Individuellen, am treuesten fort, ihn zugleich mit dem christlichen Monotheismus verbindend. Und in Giordano Bruno erstand nochmals ein fanatischer Monist, der in Gott „die Ursache, das Prinzip und das Eine“ fand, wie es der Titel eines seiner Werke ausspricht.

In radikalem Gegensatz zu den griechischen und italienischen Monisten und Universalisten sind die englischen Philosophen seit dem Mittelalter fast alle Pluralisten gewesen. Sie interessieren sich für die Fülle und Besonderheiten der Einzelheiten; die Einheit beschäftigt sie erstaunlich wenig. Sie sind in der Politik Individualisten, in der Wirtschaft Liberalisten und Freihändler, in der Wissenschaft ist ihre Größe das Feststellen einzelner Tatsachen in ihrer Fülle, während sie oft die Zusammenfassung zur Einheit und Systematik vernachlässigen. Das tritt schon im Mittelalter heraus, wo der Nominalismus, der extremste Gegensatz des Universalismus, gerade von englischen Denkern vertreten wurde, für die selbst die vereinheitlichenden Begriffe nur „flatus vocis“ sind. Hobbes sieht zwar, als Sohn des absolutistischen Zeitalters, den Staat als ganzheitliche Wesenheit, läßt ihn jedoch durch Vertragsabschlüsse der Individuen zustande kommen. Für Lockes Denken besteht nur das Einzelsubjekt, und Hume löst sogar das Ich noch in Elemente auf. Ebenso sind die meisten Denker Englands im 19. Jahrhundert, die Bentham, Mill, Spencer, individualistische Liberalisten; der Staat als die Einheit ist nur sekundär. Und William James, der zwar Amerikaner, aber englischer Abkunft war, hat in seinem „Pluralismus“ und seinem „radikalen Empirismus“ die englische Weltauffassung wohl am konsequentesten in ein System gebracht.

Vom Monismus der Griechen und Italiener und dem Pluralismus der Engländer hebt sich das Denken der Franzosen durchgehend als dualistisch-antithetisch ab. Sie suchen die Welt nicht als Einheit und nicht als Vielheit, sondern als Zweiheit zu verstehen. Gleich der erste große Metaphysiker, der in Frankreich noch heute als Vertreter spezifisch französischen Geistes gilt, Descartes, ist ausgesprochener Antithetiker, insofern sich ihm die Erfahrungswelt in die scharf voneinander getrennten Substanzen der Ausdehnung und des Denkens spaltet. Für Pascal ist die Antithese zwischen Vernunft und Herz charakteristisch. Rousseaus Denken ist von der Dualistik zwischen Natur und Kultur beherrscht. Taine hat die Antithetik zwischen Vererbung und Milieu in die Wissenschaft eingeführt, und auch der

berühmteste Denker Frankreichs in der neuesten Zeit, Henri Bergson, denkt durchaus antithetisch. Materie und Gedächtnis, Raum und Zeit, Verstand und Instinkt sind die Gegensätze, deren Antithetik ihm die Welt verständlich macht. Die Antithese, die Schiller bereits für die Dichtung an dem paarweis gereimten und durch den Hiatus in der Mitte zweigeteilten Lieblingsvers der Franzosen, dem Alexandriner, aufzeigte, beherrscht auch das Denken der französischen Philosophen. So verschieden die Gegensätze formuliert werden, fast immer tritt die antithetische Form klar heraus, die als solche das französische Denken keineswegs unbefriedigt läßt wie die Denker anderer Nationalität, so insbesondere die deutschen.

Denn die deutschen Denker sind fast durchgehend Synthetiker, die zwar Gegensätze anerkennen, aber sie in einer höheren Einheit überbrücken und aufgehoben sein lassen. An Stelle der Zweiheit der Franzosen setzen sie meist eine Dreiheit, bei der der dritte Faktor eine Synthese der beiden ersten ist, was den Franzosen oft als unzulässige Verwischung und Vermengung der Gegensätze erscheint, den Deutschen selbst jedoch als die Aufhebung des ansonst Unvereinbaren. Gleich der erste deutsche Philosoph, der sich von der antiken Tradition frei macht, Nicolaus Cusanus, hat die Formel für das synthetische Denken in seiner „Coincidentia oppositorum“, dem „Zusammenfallen der Gegensätze“, gefunden. Ein Synthetiker größten Stils ist dann Leibniz, der auch in seinem praktischen Wirken ein Vermittler und Ausgleicher war, für eine Synthese von Protestantismus und Katholizismus und auch sonst überall ausgleichend zu wirken strebte. Seine Monadenlehre ist eine Synthese von Einheit und Vielheit, von Materie und Geist, von Welt und Gott. Auch Kant ist Synthetiker; denn sein Transzendentalismus sucht den Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt zu überbrücken, und für den Gegensatz zwischen reiner und praktischer Vernunft führt er als „Mittelglied“ die Urteilskraft ein. Durch Fichte wird dann die berühmte Formel: Thesis, Antithesis und Synthesis aufgestellt, nach der auch Schelling und noch viel konsequenter Hegel den Weltprozeß zu denken versuchten. Diese Hegelsche Dialektik lebt später, ins Materialistische umgebogen, bei Marx weiter und ist heute ein politischer Machtfaktor geworden. Durch Schopenhauer wurde die Welt zwar dualistisch in Wille und Vorstellung aufgespalten, aber sein größter Nachfolger, Eduard von Hartmann, führt diese Antithetik in seinem „Unbewußten“, welches Denken und Wille in Einheit ist, zur Synthese. Übrigens ist auch Goethe als Denker ein Mittler, ein Synthetiker,

denn sein Polaritätsbegriff meint eine höhere Einheit in einer Gegensätzlichkeit, und er hat selbst eine ganze Reihe solcher Polaritäten zusammengestellt. Auch der jüngste deutsche Philosoph von Weltgeltung, Oswald Spengler, ist Synthetiker großen Stils. Zwar denkt er häufig in schroffen Antithesen: Seele und Welt, Kausalität und Schicksal, Burg und Dom; er ist auch Pluralist, besonders indem er die Verschiedenheit der von ihm getrennten Kulturen stark betont; aber in ihrer Gesamtschau ist seine Geschichtsphilosophie doch synthetisch, insofern jene Kulturen, obwohl er selbst dies Gleichnis nicht braucht, wie die Stimmen einer Fuge begriffen werden und ein einheitliches Entwicklungsgesetz in ihnen allen aufgezeigt wird.

Natürlich soll nicht gesagt sein, wenn ich jeweils eine ganz bestimmte Eigenart der nationalen Philosophie an ihren bedeutendsten Vertretern aufwies, daß daneben nicht andere Strömungen ebenfalls in jedem Lande bestanden hätten, und die aufgezeigten Eigenarten der nationalen Philosophie umgreifen nicht die Gesamtheit der philosophischen Problematik. Aber die Richtigkeit jener Charakteristik wird dadurch nicht aufgehoben, daß man in jedem Lande Denker nennen kann, die mehr dem einen oder anderen fremdländischen Denktypus angehören. Gewiß hatte England den stark unter griechischem Einfluß stehenden Shaftesbury und die Oxforder Hegelianer; es gibt in Frankreich ebenfalls Monisten wie Malebranche oder Synthetiker wie Comte. Und in Deutschland gibt es Denker wie Nietzsche und Mach, die nicht als Synthetiker in jene Typologie eingehen. Aber gerade das notwendige Bestehen von Gegenströmen in jedem Lande beweist das, wovon wir ausgingen, daß das philosophische Denken der verschiedenen Kulturländer doch eine Einheit bildet, eine vieltimmige Symphonie, in der die Stimmen nicht alle parallel laufen, sondern kontrapunktiert und sich abwechselnd ein Ganzes bilden. Nicht nur trotz, sondern sehr wesentlich auf Grund ihrer nationalen Verschiedenheit ist die europäische Philosophie, wie die europäische Kultur überhaupt, eine Einheit.

Und damit komme ich auf eine letzte Frage, die sich manchem Leser vielleicht aufdrängt, die Frage nämlich, welcher dieser nationalen Denkstile nun der beste sei und welches System als die Wahrheit zu gelten habe. Man steht dieser Frage ähnlich wie der Frage gegenüber, wer denn die Wirklichkeit am richtigsten und wahrheitsgetreuesten im Bilde erfaßt habe: Raffael oder Watteau oder Dürer

oder Rembrandt oder Constable? Eine solche Frage verkennt das Verhältnis des menschlichen Geistes zur Außenwelt, der niemals bloße Abbildung gibt, selbst wo er danach strebt, sondern mehr, nämlich geistige Gestaltung unter ganz bestimmten Gesichtspunkten, die im Subjekt bedingt sind, nicht als Willkürlichkeiten, sondern als Notwendigkeiten. Und welche dieser Gestaltungen demjenigen, der den gemalten oder gedachten Weltbildern gegenübertritt, am überzeugendsten scheint, hängt ebenfalls von der persönlichen Art seiner Geistigkeit ab. Der schöpferische Geist mag und muß einseitig sein, wie jeder Musiker in einer Symphonie zunächst seine Stimme zu spielen hat, obwohl er dabei auch von den anderen Stimmen getragen wird und sich an diesen orientiert. Aber wie für den Hörer des Konzerts erst die Gesamtheit der Stimmen die Symphonie bildet, so wird auch derjenige, der Philosophie treiben will, erst in der Gesamtheit der Systeme das finden, was der Menschegeist bisher an Wahrheit ermittelt hat. Wie es, richtig gesehen, keine spezifisch italienische, französische oder englische oder deutsche Kultur gibt, sondern nur eine europäische Kultur italienischer, französischer, englischer und deutscher Prägung, so gibt es auch nur eine europäische Philosophie italienischer, französischer, englischer und deutscher Prägung. Es ist, um zu unserem Ausgangsgleichnis zurückzukehren, ähnlich wie in einer Symphonie; erst die Gesamtheit der Philosophen aller Kulturländer, gerade in ihrer Verschiedenheit und Ergänzung, repräsentieren die Philosophie, mindestens die europäische Philosophie. Wer heute Philosophie studierte und nur einen Denker oder nur eine nationale Philosophie heranzöge, verhielte sich nicht anders als einer, der in einem Orchesterkonzert nur ein Instrument oder eine Gruppe von Instrumenten isolierend zu hören suchte, wobei ihm das Ganze notwendig entgehen müßte. Wenn ich von einem europäischen Philosophenkoncert sprach, so meine ich das in dem Ursinn des Wortes con-certare, das zusammen Streiten bezeichnet, nicht bloß ein Gegeneinander, sondern auch ein vereint Streiten, einem gemeinsamen Ziele zu. Und so ist ja auch die Gesamtheit der europäischen Nationalkulturen nicht bloß ein Streit gegeneinander gewesen, sondern ein gemeinsamer Streit für einheitliche Ideale.

Porträt eines Atheisten

Sonderbarerweise wurde Ludwig Andreas Feuerbach im Pfarramt zum Hl. Jodokus in Landshut katholisch getauft (1804), wiewohl der Vater scharf ausgeprägter protestantischer Überzeugung war. Die Taufe des vierten Sohnes war offenbar ein Zugeständnis des eben nach der bayrischen Universitätsstadt versetzten berühmten Kriminalisten, der sich, nachdem er kaum nach Landshut gekommen, der wärmsten Zuneigung der Katholiken und besonders der Geistlichen rühmte. Paul Johann Anselm Feuerbach stammte aus Hainichen bei Jena, seine Gattin Wilhelmine Tröster aus Dornburg. Er war, bedeutend in seinem Fache, ein fanatischer Arbeiter, überaus reizbar, „voll Ehrgeiz und Ruhmbegierde“. Schon eineinhalb Jahre nach seiner Berufung war die Stellung zu seinen Berufsgenossen so unerträglich geworden, daß er um die Versetzung nach München einkam. Acht Jahre später wurde er Vizepräsident in Bamberg. Ein fünfter Sohn, Friedrich, war ihm noch geschenkt worden, drei Töchter folgten. Alle Söhne taten sich im späteren Leben durch ungewöhnliche oder auffallende Leistungen hervor auf dem Gebiete der Archäologie, Mathematik, Rechtslehre und philosophisch-kritischen Polemik, alle mochten stolz darauf sein, daß sie „Feuerbäche“ waren. Die leidenschaftliche Art des Vaters verstrickte ihn in späteren Jahren in Beziehungen zu einer Frau, die als „herrsüchtig und ränkevoll“ geschildert wird und ihn selbst von seiner Familie loszureißen vermochte. Erst nach ihrem Tode fand er zu seiner Gattin zurück.

Er war inzwischen nach Ansbach versetzt worden. Hier besuchte Ludwig das Gymnasium. Von seinem sechzehnten Jahre an fühlte er, nach einer Mitteilung aus späteren Jahren, ganz von sich selbst eine entschiedene Neigung zur Religion. Beeinflussungen, betonte er, seien nicht im Spiele gewesen, im Gegenteil, der Konfirmationsunterricht

hätte ihn ganz gleichgültig gelassen. Er begann, sich in die Heilige Schrift zu versenken, ja, er lernte aus eigenem Antrieb hebräisch bei dem Rabbi von Ansbach, dessen Sohn er zum Erstaunen der Bürgerschaft in Latein unterrichtete. Auch sein um viele Jahre älterer Bruder Anselm, der Vater des Malers, schwankte eine Weile zwischen Theologie und Archäologie, in deren Dienst er sich später einen Namen erringen sollte. Ludwig erwählte in Heidelberg die Theologische Fakultät, sein bevorzugter Lehrer war Daub, der, als Anhänger Hegels, sich verpflichtet fühlte, seine Hörer mit dessen Philosophie bekannt zu machen.

Wir müssen gestehen: Wir haben nur äußere Züge, die uns fesseln. Die innere Geschichte Ludwig Feuerbachs, das Ringen seines Geistes, seiner Seele, lassen sich schwer erfassen, sofern es mit der in solchen Dingen gebotenen Behutsamkeit geschehen soll. Der Ort, wo allem Vermuten nach der Kampf ausgetragen worden ist, bleibt im Dunkel, wir wissen das Entscheidende nicht festzustellen, ob er in eine echte Beziehung zu Jesus Christus gelangt war, welche Vorstellung er vom Herrn hatte und auf welche Weise etwa diese Gegebenheiten in ihm zerstört wurden. Hegels Vorlesungen bewirkten, daß er sich von der Theologie lossagte und für die Philosophie entschloß, durchaus gegen den Willen des Vaters, der aber offenbar nicht den theologischen Beruf, sondern nur das bürgerlich gesicherte Amt eines Theologen für den Sohn wünschte und die Philosophie als zu unsicher ansah. Auch hatte der Vater, der in seiner Jenaer Studienzeit ein Verehrer des Kantianers Reinhold war, seine eigenen Erfahrungen mit der Philosophie gemacht; sie war ihm „nichts als ein vermeintliches Wissen dessen, worüber sich nichts wissen läßt“. Aber Ludwig kämpfte sich durch. Er war fest überzeugt, daß Theologie, ein „Mischmasch von Freiheit und Abhängigkeit, Vernunft und Glauben“, sich mit Philosophie nicht vereinen ließ. Der Vater übergab den Sohn dem zu erwartenden Gericht über seinen Starrsinn, einer „kummer-vollen Existenz ohne Brot und Ehre“.

Seltsamerweise war Feuerbachs Heidelberger Lehrer Daub am wenigsten davon überrascht, daß sein Schüler von der Theologie zur Philosophie überging. Wäre er noch im selben jugendlichen Alter, sagte der Professor zu einem Studenten, so würde er gleich das „andere Zeug“ von sich, um nach demselben Ziele zu streben. Indessen schrieb Ludwig dem Vater, er habe in der Theologie wirklich gelebt, gebangt, gezürnt mit den Propheten, an den Lippen des Herrn gehangen, aber nun sei ihm Palästina zu eng.

„Ich bin wie eine hab- und herrschsüchtige Seele, die alles, aber nicht als empirisches Aggregat, sondern als systematische Totalität an sich reißen und verzehren will; unbegrenzt, unbdingt ist mein Verlangen: ich will die Natur an mein Herz drücken, vor deren Tiefe der feige Theolog zurückbebt, deren Sinn der Physiker mißdeutet, deren Erlösung allein der Philosoph vollendet. Den Menschen, aber den ganzen Menschen;“

Den Händen der „schmutzigen Pfaffen“ sei er entronnen, um Geister wie Aristoteles, Spinoza, Kant, Hegel zu Freunden zu haben. Der Philosoph, fuhr er in einem späteren Briefe fort, stehe in der Welt und ihren Diensten wie der gemeinste Tagelöhner, seine Gedanken seien nur in Beziehung auf sie und vermitteltst ihrer gedacht. In einem „höchst zerrissenen, unglücklichen, unentschiedenen Zustand“ war er nach Berlin gekommen; als er sich nach zwei Jahren von Hegel verabschiedete, um nach Erlangen zu gehen, trennte er sich auch schon von dessen Philosophie, von der Spekulation überhaupt. „Ich habe“, sagte er mit schroffer, fast verletzender Offenheit zu dem Philosophen, „zwei Jahre ungeteilt ihrer Philosophie gewidmet. Nun habe ich aber das Bedürfnis, mich in das direkte Gegenteil zu stürzen, ich studiere nun Anatomie.“ Das heißt, er wollte vom Gedanken zum Sein, zur Natur, zum „wahrhaft Wirklichen und Wesenhaften“, zur Erfahrung der Endlichkeit, des Todes.

Der Tod muß für ihn wie für die Jugend so oft eine erschütternde Erfahrung gewesen sein, vielleicht dankt er ihr den Anstoß zum eigenen Denken. Wie persönlich ist diese Vorstellung von der Erde, von der tragischen Unwiederbringlichkeit der irdischen Existenz:

„Die ganze Erde ist daher so durchlöchert, wie ein Sieb, so porös, wie ein Schwamm; überall sind Spalten, Sprünge, Risse, so viele Gestorbene sind, so viel leere Räume und unbesetzte Plätze gibt es, jeder Tod ist ein gewaltiger Riß in der lebendigen Natur.“

Im Tode aber findet Feuerbach auch sich selbst, er entwirft eine Dialektik des Todes und spricht zugleich ein Ja und Nein zur Vergänglichkeit. Der Tod, der die Schranken, das Besondere, Einmalige, nicht Wiederkehrende setzt, ist gewissermaßen das Prinzip der Welt, wie es Feuerbach in den seiner Untersuchung angefügten Reimsprüchen sagt:

„Nur nach dem Schlag der Todesuhr
Bewegt sich und bekommt Figur,
Und fügt sich in der Form Verband
Der ird'schen Masse lockrer Sand.
Es ist fürwahr die ganze Welt
Nur nach der Todesuhr gestellt.“

Aber als Aufhebung des eigentlich Wirklichen ist der Tod, der die „Offenbarung der Liebe“ war, bloße Negation, er ist nichtig, ebenso wie die Unsterblichkeit als Vorstellung von einem Sein jenseits der Natur, des ausschließlich Wirklichen, als Auflösung der das Bestimmte fassenden Grenze nichtig ist. Nicht alles sein, sondern etwas sein: das ist ihm das Wesentliche. „Sei etwas und du bist unsterblich.“ So siegt die Bejahung des Todes im Sinn des Daseinsprinzips, nicht des Endes, über die Lehre von der Unsterblichkeit.

„Um daher die Unsterblichkeit zu widerlegen, mußttest du das Herz gegen sie empören, mußttest du die Negation der Empfindung selbst zu einer Sache der Empfindung, die Anerkennung der Wahrheit des Todes zu einer Ehrensache des Herzens machen . . . Religion ist nichts anderes als die subjektive, eingefleischte Gewißheit.“

Am Ende der Reimsprüche hat der Sechszwanzigjährige bereits die furchtbare Verneinung ausgesprochen, deren Vertreter er vor der Geschichte bleibt:

„Dein Gott ist nur dein eignes Ich,
Geputzt, geschmücket säuberlich.
Erst bringst du dich in einen Schweiß,
Dem Herzchen wird ein bißchen heiß;
Das Selbst im Schweiß sich transpirieret,
Und von sich selbst sich separieret,
Und dieses ausgeschiedne Ich
Zum Gott für's Selbst bestimmt sich.
Es macht das Ich sich zum Objekt,
Das ist der Komödie Sujet. —

Er (der Pietist) setzt im Jenseits sich zur Ruh
Und sieht dem Weltlauf lächelnd zu.
Sich labend, frei vom Todeskampf,
An seines eignen Selbstes Dampf,

Der oben in der Himmelsferne
Verdichtet sich zu einem Kerne,
Und annimmt der Person Gestalt —
„Das Selbst ist einzig der Gehalt.“

Und die Moral dieser Hingabe an die vergängliche Wirklichkeit:

„Fall betend nieder vor dem Tod,
Allmächtig ist die Todesnot.
Erst laß vom Tode dich erschüttern,
Von seinem Schrecken dich durchzittern;
Dann kommt von selbst in dein Gedärme
Des Lebensfriedens linde Wärme.
Erst beiz' im Tod vom Selbst dich rein;
Versöhnung kommt schon hintendrein.“

Hier bleibt kein Trost mehr denn die Natur:

„Macht euch vertraut mit Natur, erkennt sie als eure Mutter,
Ruhig sinket ihr dann einst in die Erde hinab.“

Damit ist das Wesentliche geschehen: Gott als Phantasiegebilde des Ich, als Spiegelbild des Menschen, die Natur als das Vergängliche und doch einzig Wirkliche, aus dem der Mensch sich erhebt, in das er zurücksinkt, das aber in aller Vergänglichkeit um so reicher wird, je beharrlicher der Mensch sich vom Wahn des Jenseits löst: das blieb Feuerbachs Botschaft. Alle Kraft des Menschen ist auf die Erde verwiesen, das heißt aber auch an die Geschichte, die Politik, die brennende, erschütterte, aufgewühlte Gegenwart. Ihr die Botschaft des Atheismus zu bringen, hielt Feuerbach für seine Aufgabe; er war von ihr ebenso überzeugt wie davon, daß die Abkehr vom Jenseits, die Hinwendung aller menschlichen Kräfte auf das Irdische eine Befreiung bedeute und nun endlich vollbringe, was das Christentum nicht vermocht hatte und das Elend lindere auf Erden. Aber revolutionäres Pathos durchglühte ihn. Sein Angriff galt ebenso der Herrschaft des Geistes und der Offenbarung wie der Staatsform seiner Zeit: Mit dem monarchischen Gott mußte auch der Monarch auf Erden fallen. Freiheit hieß seine Parole, es war jene Freiheit, die bedenkenlos zur Tyrannei wird, wenn sie auf geistige Gegner, auf den Glauben an Christus den König trifft, auf die einzige Wahrheit, die frei macht, wie oft auch ihr Name vergeblich geführt worden sein mag. Aber auch jenseits dieser Wahrheit täuschte sich Feuerbach

ähnlich wie Nietzsche, der glaubte, in der Lehre von der Ewigen Wiederkehr, der Unabänderlichkeit, Undurchbrechlichkeit des Irdischen die „extremste Form des Nihilismus“ gefunden zu haben. Die Feuerbachsche Proklamation des Irdischen — über das hinaus nichts ist und sein kann — und damit des Besonderen, der Person, der Zeit, des Volkes und der es umgebenden Natur, meinte die höchste denkbare Bewertung der Vergänglichkeit — es sollte sich erweisen, daß das Irdische in dem Maße an Ernst und Würde verliert, in dem es aus der Perspektive des Jenseits gelöst wird. Feuerbach glaubte, Gott als „Naturgespenst“ und Selbstvergötzung des Menschen entlarvt zu haben, als Produkt der Natur, es sollte sich zeigen, daß das Erdenleben flüchtig-gespenstisch wurde, sobald es seinen Wert in sich selber sucht, daß nun erst die Stunde schlug für den ungeheuersten Mißbrauch des Irdischen, die Herabwürdigung des Menschen durch die entfesselte, letzter Gerichtsbarkeit entzogene Staatsmacht. Ein wahrhaftiger, folgerichtiger Nihilismus oder Atheismus muß der Verleugnung Gottes die Ablehnung aller irdischen Werte, die Verneinung des Lebens anschließen.

Es widerstrebt uns, eine solche Lehre als Philosophie zu bezeichnen, als eine gewaltige geschichtliche Macht aber hat sie sich gestern und heute in Deutschland, Amerika und vor allem in Rußland erwiesen. Begeisterte Verehrer bewirkten es, daß in Amerika eine Stadt, ein Fluß nach Feuerbach genannt wurden. Schon zu Lebzeiten des Denkers entwarf Jacob von Khanikoff, der Übersetzer seiner Schriften ins Russische, einen phantastischen Plan, die Werke des deutschen Atheisten durch Vermittlung einer Londoner Firma in großen Auflagen in Rußland einzuschmuggeln, aber dafür eigneten sie sich nicht. Es genügte, die Zündfläche der russischen Intelligenz in Brand zu setzen. Darauf breitete sich das Feuer mit solcher Hartnäckigkeit aus, daß noch im gegenwärtigen Rußland der prinzipielle Widerspruch gegen Feuerbachs Lehre, auf die sich alle Revolutionäre von Bjelinski bis Lenin beriefen, als staatsfeindlich angesehen werden dürfte. Aber selbst Kierkegaard hatte eine gewisse Hochachtung vor Feuerbach: dieser habe mit der letzten Formation von Freidenkern seine Sache viel schlauer angegriffen als die Vorgänger; ja, er hätte eigentlich die Aufgabe übernommen, „das Christentum gegen die gegenwärtigen Christen zu verteidigen“. So fällt, in weitester Perspektive freilich, auch das Werk des Atheisten in einen höheren Plan und — furchtbarerweise — um so gewisser, sofern es in gnadenloser Tragik getan wird. Er spricht die Irrtümer, die Sünde, die Ver-

nachlässigungen seines Zeitalters aus — und es kann nur überwunden werden, was ausgesprochen wird. Um so größer ist die Verantwortung des Gläubigen gegenüber dem Widerspruch: er muß ihn ernst nehmen und ihn beantworten mit der Wahrheit des Wortes wie des Lebens und Tuns.

Uns aber beschäftigt hier das Bild des Mannes, der die atheisticpolitische Lehre vortrug und sich unter ihre besondere Verpflichtung stellte. Kein Zweifel: er hätte sie in der Politik vertreten müssen; denn auf Zeit und Stunde war sie abgestellt. Sein Trachten war indessen allein auf ein akademisches Amt gerichtet. Als der Staat es ihm verweigerte, zog er sich grollend ins Gelehrtenleben zurück. Drei Stunden von Ansbach fand er in stiller Waldlandschaft auf dem Schlosse Bruckberg, einem Rokokobau, der einst dem markgräflichen Hause Ansbach-Bayreuth gehörte, die ihm zusagenden „fürstlichen Räume“ (nach dem Ausdruck eines Verehrers); das Schloß war zur Porzellanfabrik umgewandelt worden. Feuerbach vermählte sich mit Bertha Loew, der Tochter des mit der Verwaltung des Unternehmens betrauten Johann Christoph Loew, der einer fränkischen Pfarrersfamilie entstammte. Pläne, nach Paris zu reisen, nach Amerika auszuwandern, scheiterten zum Teil an finanzieller Bedrücktheit; die Einkünfte aus den Schriften reichten nicht aus, die auf den Export angewiesene Fabrik litt unter den politischen Wirrnissen jener Jahre. Aber die Wälder um Bruckberg sandten Holz, Wild und Geflügel ins Haus, ein „gut unterhaltener Karpfenteich“ trug zum Tische bei, die Täler, Wälder, Dörfer und Forsthäuser forderten zu wechselnden Spaziergängen auf; den Abend verbrachte Feuerbach gerne in der Schloßwirtschaft beim Bier mit Forstleuten, Lehrern und Bauern, zu den wenigen äußeren Ereignissen des Jahres gehörte der Besuch böhmischer Musikanten im Dorf.

Auf Schriften zur Geschichte der neueren Philosophie, Monographien über Leibniz und Bayle folgten religiös-politische Schriften, die mit dem Buch „Vom Wesen des Christentums“ zu aufsehererregender Wirkung gelangten. Wir dürfen uns auf den Besuch eines unbekannten westfälischen Bauern berufen, der eigens aus seiner Heimat nach Bruckberg gewandert war, um den Verfasser dieser Schrift kennenzulernen. Feuerbach hatte sich mit solcher Liebe in Land und Leute eingelebt, daß ihn selbst Bauern über das Wetter und Ernteaussichten befragten, er verstand sich auf Pflanzen und Tiere und schützte sie, hielt Stare und Kanarienvögel, Meerschweinchen und Eichhörnchen für sein Töchterchen; auch eines Rehleins nahm er sich an, dessen

Mutter von einem Wilderer erschlagen worden war; er selber sammelte auf seinen Spaziergängen Sauerklce für seinen Schützling.

Ob ihm der bestehende Widerspruch zwischen seiner idyllischen Lebensweise und der furchtbaren Sprengkraft der Gedanken, denen er sein Dasein widmete, bewußt geworden ist? Das unruhige Jahr 1848 zog ihn von Bruckberg fort nach Frankfurt, dem Schauplatz der unglücklich-unausgetragenen Kämpfe der Zeit; persönlich-materielle Sorgen wirkten mit der großen Erregung zusammen. Die Volksversammlung in Ansbach hatte Feuerbachs Kandidatur für die Nationalversammlung vorgeschlagen. Am 4. April 1848 richtete die in Mainz erscheinende Zeitschrift „Didaskalia“ eine Adresse an ihn, den „edlen Denker“, der in Zeiten der geknechteten Lehre nie Vernunft und Wahrheit dadurch entweiht habe, daß er versucht hätte, den Bestand der Dinge zu rechtfertigen. Mit ihm endlich habe die Menschheit begonnen, das ewig Wahre und ewig Rechte nur in der Natur zu suchen, das Glück in der Natürlichkeit; er dürfe nicht fehlen beim Aufbau ewigen Wohles, darum solle er aus seiner Verborgenheit treten und in der konstituierenden Nationalversammlung als Wächter dafür eintreten, „daß auch nicht ein Titel des Gesetzes sich einschleiche, der mit unserer eigentümlichen Natur in Widerspruch stünde.“

Die Forderung war, angesichts des scharfen politischen Akzentes des Feuerbachschen Atheismus — eines Atheismus für das gesamte Volk, das ganze öffentliche Leben — durchaus berechtigt. Aber seltsam: „Eine unmittelbare Beteiligung an jenen Verhandlungen“, sagt sein Verehrer und Biograph Wilhelm Bolin, „wurde Feuerbach glücklich erspart. Seiner Überzeugung nach dem äußersten Radikalismus angehörend, würde er, ganz abgesehen von seinem für praktische Dinge von größerer Tragweite sehr ungeübten Weltblick, die äußerst unbehagliche Stellung der ohne jeglichen Einfluß bleibenden Minderheit im Parlament schwerlich lange ertragen haben.“

Noch eine andere Adresse erreichte ihn in Frankfurt: die Bitte eines Teiles der Heidelberger Studentenschaft, in Heidelberg seine Lehre über die Religion vorzutragen. Noch unschlüssig, ob er diesen Antrag annehmen sollte, besuchte er seinen Bruder Anselm in Freiburg; damals hat vermutlich die denkwürdige Begegnung mit dem Freischarenführer Gustav Struve stattgefunden, der noch einmal versuchte, den Aufstand ins Badische zu tragen. Feuerbach solle mitkämpfen. Aber der Denker verwies auf die Aussichtslosigkeit des Unternehmens:

„Ich gehe jetzt nach Heidelberg und halte dort den jungen Studenten Vorlesungen über das Wesen der Religion, und wenn dann von dem Samen, den ich dort ausstreue, in hundert Jahren einige Körnchen aufgehen, so habe ich zum Besten der Menschheit mehr ausgerichtet, als Sie mit Ihrem Dreinschlagen.“

In der Tat, er begann am 10. Dezember 1848 im Rathaus zu Heidelberg die Vorlesungen, die als rücksichtslose Verkündung des Atheismus vor Studenten, Handwerksmeistern und Gesellen immer merkwürdig sein werden. Wie ist aber die Verurteilung des „Dreinschlagens“ zu verstehen, wenn Feuerbach schon in der ersten Vorlesung sich zur Vorherrschaft des Politischen über alle anderen Interessen, zur Absage an Lehren und Lernen, zum „politischen Materialismus“ bekannte? Er meinte, vom Denken zum Sein, von der Abstraktion zur Wirklichkeit durchdrungen zu sein. Eine gewisse Unverbindlichkeit des Denkens sollte ihm selber wohl zum Schutz, dem Volke aber zum Verhängnis werden. Nachdem er die radikalste Forderung stellte, die in ihrer Anwendung Land und Welt umstürzen mußte, zog er sich wieder nach Bruckberg zurück, zu leben, wie er bisher gelebt, und als er im Jahre 1860 unter unglücklichen materiellen Veränderungen den geliebten Sitz aufgeben mußte, da konnte, wie sein Biograph schreibt, „dem in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit allein sich behaglich fühlenden Denker nicht zugemutet werden, eine Mietskaserne zu bewohnen und sonstige städtische Ungelegenheiten zu ertragen.“

Denken und Sein: der Widerspruch geht durch das ganze Vermächtnis. Der leidenschaftliche, bescheiden-selbstbewußte, heftige Mann mit dem ins „Fuchsige“ spielenden Vollbart fand eine neue Heimstätte in einem adeligen, gartenumgebenen Landhaus auf einem Hügel vor dem Laufer Tor in Nürnberg, freilich in beengten Verhältnissen; die Turmzimmer in Bruckberg, die freie, reine Natur und ihre ländlichen Besucher mußten ihn für die Nürnberger Bierwirtschaften „Das goldene Roß“, „Der Hirsch“, „Der graue Kater“, „Der Frühlingsgarten“ entschädigen. Man schätzte seine Empörung, seine Sarkasmen, aber zuweilen kam er auch nach Hause mit dem Geständnis: „Ich habe niemand gefunden“, oder mit dem bitteren Bekenntnis: „Ich wollte, ich wäre Holzhacker geworden.“ Seltsam bleibt die Nachricht, daß ihn noch wie in frühester Jugendzeit das Geläute der Glocken „magisch“ berührte; niemand durfte ihn stören, wenn sonntags das Geläute der Nürnberger Glocken nach dem Rechenberg herübertönte.

Wir möchten ihn in dieser Haltung verlassen, wie er den Glocken der Kindheit lauscht, so wie es Faust getan, als er von Himmelsmächten gerettet wurde. Wer mag sagen, was in ihm geschah, während er auf die Glocken hörte, was in den letzten Monaten, da ein Schlaganfall ihn in Dämmernis versetzt hatte? Schweigen liegt auch über diesem Leben, dessen Wirkung übrigens kaum greller gedacht werden kann. Einzelnen Verfolgten hat er auf edelmütige Weise geholfen — und er hat dazu beigetragen, daß Völker und Kontinente in eine ungeheure Bewegung gerieten, er bebt nicht davor zurück, herabzusetzen, was Lebenden und Toten heilig war.

Als Feuerbach im Herbst 1872 auf dem Johannes-Friedhof in Nürnberg, wo Dürer und Pirkheimer ruhen, unter der Teilnahme einer sehr großen Menschenmenge begraben wurde, pries ihn der Redner als den Lehrer des „Himmelreichs auf Erden“: diese Lehre sei sein Evangelium, und darin sei der Verketzte eins mit Christus. Auch der Prediger der Freien Gemeinde sprach; Feuerbach sei nicht zu ihr übergetreten, sondern die Gemeinde zu ihm. Aber hinter dem „Himmelreich auf Erden“ steht die Welt in Brand. Dieses Himmelreich bedeutet in Wahrheit unendliches Leid; denn mit der Verleugnung Gottes ist die Welt entwürdigt — und niemand schützt den Menschen, wenn Gott ihn nicht schützt. So hat sich ein grauenvoller Irrtum entdeckt, indem er sich verwirklichte, es mag ein Irrtum des Bedürfnisses nach Wahrheit, nach Liebe gewesen sein, das die Zeit nicht erfüllte. Feuerbach glaubte, daß die Liebe zu Gott die Liebe zum Menschen ausschließe, er verstand nicht und wollte nicht verstehen, daß wir den Menschen allein auf die rechte Weise lieben in Gott, und die Menschenliebe in Gefahr der Mißachtung, der Vergewaltigung des Menschen gerät, wenn sie die Krone der Ebenbildlichkeit nicht achtet als Schranke menschlicher Gewalt. Demut schließt solchen Irrtum aus; diese Demut hat dem Denker offenbar gefehlt, gefehlt hat ihm aber auch der Mut, zu tun, was er lehrte, gefehlt hat ihm darum auch die Gnade. Denn Gnade wäre es gewesen, wenn er unbarmherzig aus aller Idylle herausgeworfen worden wäre in seine Zeit und den Austrag des Kampfes seiner Ideen mit der von Gott gesetzten Wirklichkeit erfahren hätte.

„Was bin ich? fragst du mich. Warte, bis ich nicht mehr bin.“ Mit diesem Wort gibt er uns das Rätsel seines Lebens und Daseins zurück: er war, nach dem Zeugnis der Gattin, in einer „wundervollen Herbstnacht“ ruhig eingeschlummert, seine Züge waren unverstellt, der Ernst seines Antlitzes war ihm verblieben. Wir haben kein Recht, zu

zweifeln, daß er den Tod gestorben ist, den er lehrte: der Friede jener letzten Herbstnacht des Jahres 1872 in Rechenberg bei Nürnberg und der Sturm, den die Lehre des Gottesleugners entfesselte und immer noch weiter ausbreiten sollte: sie sagen uns noch einmal in ihrer Unvereinbarkeit und schicksalsträchtigen Wechselbeziehung, welches Gesetz gebietet über das Wirken des Geistes in der Geschichte. Feuerbachs äußeres Leben war das eines Gelehrten und Wohltäters, der am liebsten mit Förstern und Bauern und mit Tieren Umgang hielt, das Innere war Aufruhr, verzehrende Feuersbrunst. Nun, da er nicht mehr ist, da ist dieses Innere offenbar geworden, wie er es vorausgesagt hat.

Wir sehen diese trotzige, undurchdringliche Stirne an, die ein Leben lang zu denken wagte: Gott ist nicht, diesen Mund, der nicht betete und sich dem ersten Du, das sich auf Menschenlippen drängt, verschloß, diese eingesunkenen, wie überdeckten Augen, dieses Haupt, das sich zurückbeugt, ein ungelöstes Nein. Wir finden keine Antwort auf die Frage dieser Erscheinung, die uns nicht verlassen will. An den Argumenten Feuerbachs liegt nicht sehr viel. Sie sind eintönig, abstoßend, flach. Es ist nicht schwer, ihn zu widerlegen und vor die Rätsel seines Weltbildes zu führen, vor denen er verstummen muß. Aber die lichtlose Erscheinung bleibt in ihrer Furchtbarkeit: ein Leben unter der Hülle des Idylls gelebt, in die Zeit geworfen als Nein, ein entsetzlicher, nicht auszutilgender, aus dem Grabe sich wieder erhebender Widerspruch, im Grunde das schrecklichste Phänomen, das möglich ist auf Erden.

Die Wiederkehr der Jugend

Der Mann, der nach dreizehn Jahren in die kleine Hochschulstadt zurückgekehrt war, um seiner Jugend wieder zu begegnen, der Mann, der einem sehr jungen Mädchen begegnet war, und dieses Mädchen entstammte nicht seiner „Sphäre“, und die Schauspielerin Luzie in der fernen großen Stadt würde lachen, sähe sie ihn nun und wüßte sie sein Ziel, das er nicht wußte, noch nicht, nicht ganz, dieser Mann ging auf der bergansteigenden Straße empor und ging hastig und war zuweilen atemlos und dachte.

Der Mensch war das Ebenbild Gottes. Je innigere Nähe, je tiefere Geborgenheit. Doch jeder suchte sie, in der Nähe zum anderen Menschen, und manchmal wurde sie spürbar, für Zeit, für eines Lächelns Zeit, für die Sekunde des Blutes, das schwingende, schwingendunkle Rauschen einer Nacht. Und wieder war Einsamkeit und diese Trauer und das vergebliche Sichsehnen. Denn jeder war das Ebenbild Gottes, und jeder war der andere und suchte, jeder, auch er, ein jeder suchte, die Suche ging durch alle hin und hatte viele, auch böse, auch trübe, unheilige Namen. Denn keiner war Gott und jeder doch das Ebenbild, und Gott im andern zu finden gelang nicht, nie für eine Dauer, und hätte doch das Suchen aufgehoben: ungespürt und darum unersehnt und nie mehr umbangt stände Gott in den Liebenden, und stand nur jenseits. Unerreichbar, und war nicht im andern zu fassen. Zu fassen im andern war dies, daß man sich sehnte nach dem, den man Stille nannte, Begütigung, Güte, Ruhe, Atem, Schweben, Angstlosigkeit, Lächeln, Gott. Gott war nicht habhaft. Und doch fühlte der Mann sich beschwingt, verjüngt auf seinem Weg, und doch war etwas in ihm von den zauberhaften Erregungen des Jünglings, der er gewesen war. Und Schuldgefühle, die diese Erregung durchdunkelten, machten die Spannung gespannter, die Sehnsucht sehnender, das unklare Hoffen atemlos. Was er erhoffte, hätte er nicht sagen können. Es zu erfragen,

verbot ihm die Gefährdung, die er in der Antwort verborgen fühlte. Aber vielleicht kam die Atemlosigkeit, die ihn einmal stehenbleiben hieß, nur vom zu hastigen Gehen auf der steigenden Straße. Der Mann hieß Schor, Schor ging Margret entgegen, und wo die Landstraße in weitem Schwung das Waldstück umgriff, wollte er Margret treffen. Er wartete am Saum der Bäume, die Spur seiner Schritte im dünnen Schnee schnitt in spitzem Winkel von der Straße ab. Er hatte sich ein wenig verfrüht.

Es war nicht kalt. Graues Schneelicht hing im Geäst. Die Stille des Nachmittags vertiefte den Entschluß, der eine Zwischenstation bedeutete auf einer Strecke. Die Ruhe, die er zu empfinden vermeinte, wirkte überraschend. Es gab eine geheime, subtil verborgene Ordnung, und es gab Schlüsselstationen, in denen man jener Ordnung unversehens inne wurde. Es hatte etwas von Zauberei. Es war eine erregende Ruhe oder eine beruhigende Erregung. Es war die Erregung aus dem Wissen und aus der Unvermutetheit des Wissens, in anderen als nur den eigenen Bezügen gebunden zu sein. Man lebte in einem sehr verwirrten Zimmer, und man ging einmal fort. Und man kam zurück und fand sich von jener Ordnung beschenkt. Es war das alte Zimmer, doch es war verwandelt. Diese Verwandlung galt es wahrzunehmen als eine Begebenheit, die einen Zustand veränderte und den neu entstandenen mit neuer, geheimer Bewegung erfüllte, und diese Bewegung setzte sich fort bis tief in einen selbst hinein. Dies war die Definition seiner Überraschtheit und des Erregenden seiner Ruhe. Es war subtil und glücklich und zugleich erfüllt von einer zärtlichen Agilität. Es war die Strecke, und es war der Abstand. Und der Abstand war das Maß des Unerreichten. Und das Maß des Unerreichten war das Band zum andern, und auch zum anderen, zum Außermenschlichen.

Mit leisem Ton fiel Schnee, als würfen nachdenklich spielende Geister ihn von Zweigen auf die Erde hinab. Es hatte etwas schwebend Friedliches, das jede Erinnerung an den Alltag zum Anprall schwermütigster Verlorenheiten machen mußte. Doch Schor dachte nicht zurück. Er hielt sich mit vorsichtiger Seele im Zauber des ihn umrinnenden Augenblickes. Er lächelte verwirrt, doch fühlte er das nur Vorgebliche solcher Verwirrung. Man war nicht alt, solange man verwirrt sein konnte, und man alterte nicht mehr, sobald man erkannte, daß jene Verwirrung heiteres Spielen der ruhigen Erregung war. Luzie in ihrer Stadt spräche von Lampenfieber.

In dem Augenblick, da er sich gegen das Andringen von Erinnerungs-

wellen, von Gefühlen überglitzerten, aus jener Sphäre und aus dem Umstand seiner Entfernthet aufgescheucht zur Wehr setzen wollte, sah er Margret aus der baumgesäumten Wegbiegung kommen. Obgleich er noch in der Kulisse stand — und wem wohl fiel der größere Part in dem nun beginnenden Dialog zu? — bemerkte sie ihn sofort. Er sah es an der geringen Veränderung, die in ihrem Gesicht sich vollzog. Es lächelte nicht. Es war von dem Wissen berührt, gesehen zu werden. Es war nun nicht mehr allein. Sie lächelte nicht und winkte nicht. Sie kam nur, und sie kam mit einem Zögern, das nicht stärker als eine Sanftheit ihres Gehens spürbar wurde.

Die Sekunden weiteten sich in eine hallende Lautlosigkeit. Sie war voll von schimmernder Kühle. Er spürte das, es war, als beginne eine neue Unschuld ihn zu durchströmen. „Bist du gekommen“, sagte er und achtete nicht auf das Bebende, das ihm die Stimme verjüngte. Er lächelte in ihre Augen hinein und sah für eines Herzschlags Länge nichts außer ihnen, und ihm war, als drehe sich die Erde unter seinen Füßen, sein Blick verletzte sich, er ließ die Lider sinken.

„Ja“, sagte sie freundlich und einfach.

Sie gingen die nun zwiefache Spur hangabwärts in Richtung zur Straße zurück und blieben stehen, wo die starre Woge der Wiesenbreite von links die Waldmitte fallend umfaßte. „Du möchtest wieder zum Friedhof gehen?“, sagte er und wartete auf Ihr Ja und war gedrängt von dem Wunsch, kein Geheimnis mehr vor ihr zu haben, und war beglückt, unwissentlich, von der hellen Sicherheit dieses Wunsches. Sie nickte, da er sie fragend ansah, ahnungslos nickte sie und ein wenig zerstreut. Ihr war es gleichgültiger als ihm, zum Friedhof zu gehen. Sie schritten langsam aus, der Kies, mit dem der Schnee sich schon verband, knirschte kaum, war vom Frost noch an die Erde geheftet.

„Wie kalt das Gitter ist —“, sagte Schor, seine Spannung und alles unter einem Lachen verbergend.

Sieh sah auf seine Hände, er nickte ihr zu, den Vortritt zu nehmen. Sacht knarrend schlug das Tor aneinander.

Er fühlte Kälte. „Frierst du nicht?“, rief er und blickte nicht auf ihren dünnen Mantel.

Sie hob die Schultern, ihre geröteten Wangen trugen ein Lächeln, das den Mund kostbarer machte, als sie antwortete: „Ich habe doch den Mantel an!“

„Ja“, sagte er und fror. Er war nicht mehr ganz ruhig, vorüber waren die Minuten der erregenden Ruhe, der Lautlosigkeit und neuen

Unschuld, der schimmernden Kühle, der poetischen Verzauberung. Es war kalt, ein nebelnder Nachmittag neigte sich, ein rauchiger Abend wartete, die klamme Ode, die Leere des Hotelzimmerchens. Und was ereignete sich bis zum leeren Verrinnen des restlichen Tages? Plötzlich klangen die Schritte hart. Margrets Schuh machten ein knarrendes Geräusch. Ein Duft von welkendem Schnee lag über dem von Erde und starrendem Lorbeerlaub. Die Dinge waren wieder greifbar, wieder Gegenstände und nur dies, Gegenstände, an die man stoßen konnte, nicht mehr Gestalt gewordene Bilder eines tiefen, betörenden lautlosen Traumes. Er litt an dieser Verwandlung, die Verlust war.

Sie standen vor dem eingesunkenen, dreizehn Jahre alten Grab von Margrets Schwester und ihrem Kind.

„Daß du so gern hierher gehst“, hörte er sich sagen. „Du kanntest sie kaum . . .“ Er war entzaubert. Angst hatte dies vermocht.

„Wenn ich nicht käme“, sagte sie ohne Tadel, „wer käme dann?“

„Ich“, sagte er hölzern. Er starrte die Steine der Grabfassung an, rauh behauene längliche Granitbrocken, er zählte sie. Nun lief die Szene an. Ach, sie hatte früher begonnen, sehr früh.

„Du?“, rief Margret. Er hörte, wie sie sich ihm mit einer halben Körperdrehung zuwendete. Der Kies knirschte metallisch. „Du bist doch nur meiner wegen mit mir hierhergegangen“, sagte sie verwundert, eine vom Wesen des Schauplatzes überschattete Heiterkeit in der Stimme.

„Ich könnte schon früher hier gewesen sein“, sagte er langsam. Seine Worte klangen unbetont, und sie empfand das Unvertraute des Klanges. „Als ich dich noch nicht kannte —“, sagte er, Atem in der Stimme.

Sie schwieg. Sie sollte nicht schweigen, die Szene mußte ablaufen, sie wurde quälend, bedrohlich. Da stand er neben einem Mädchen, das siebzehn Jahre jünger war als er, und litt an ihrer Ahnungslosigkeit und an dem Erfordernis seiner Aussage. War es nicht sinnlos? Konnte er nicht ruhen lassen, was verblichen war? Mußte er dieses junge Geschöpf einbeziehen in Zusammenhänge, die zu kennen keine Bereicherung für sie bedeuten konnte, die sie verwirren, verstören mußten? Er stampfte mit dem Fuß auf, um solcher Überlegungen Herr zu werden. Es waren Fluchtgedanken, nichts sonst. Er atmete tief. „Warum sagst du nichts?“, rief er.

Sie blickte ihn an. Ihre Ahnungslosigkeit war eine Gefährdung seines Entschlusses, seines Wunsches nach Sauberkeit seiner selbst, war

eine Hürde, die er überspringen mußte. „Ich könnte deine Schwester gekannt haben“, sagte er fast schroff. Und doch klang es wie etwas Verlorenes und so, als suche es den, der es finden solle.

Sie schwieg.

„Ich kannte Lisa“, sagte er übertrieben laut, und es klang lächerlich. Es korrigierte die Wichtigkeit, die in der Äußerung verborgen war. Er atmete etwas freier. „Und ich wußte sogar, daß es dich gab. Sie erzählte mir von ihrer kleinen Schwester.“

Er horchte angespannt seinen Worten nach. Er klammerte sich an diese Angespanntheit, um nichts empfinden, nichts denken zu können. Er wartete. Dann rief er: „Ja! Sieh mich nur an! Sieh mich an mit deinen großen Augen... Sie sind“, sagte er willenlos, „schön... Dein Gesicht ist wie mit einer Nadel gezeichnet, mit einem Diamant — weißt du das denn nicht?“ Er lachte ausatmend, sinnlos, unmotiviert.

Aber sie sah ihn forschend an. Sie sah ihn forschend an, und dann ging ein winziges, fast unmerkliches Beben durch ihre Gestalt, und sie schüttelte den Kopf, als wolle sie das Beben abschütteln. „Was sagtest du, vorher?“, rief sie, und das Beben war in ihrer Stimme.

„Ja“, sagte er trocken, nachlässig, und nickte ihr zu. „Ich bin nicht so gut, wie du glaubtest! Nein, nein! Ich könnte — ein Verführer könnte ich sein! Damals war Lisa nicht viel älter als du, ein paar Jahre!“

Sie sah ihn an, kleinen Gesichts, er sah die Verletzlichkeit ihrer Wangen, der Jochbögen, der kleinen Schläfenbuchten, er sah des Mundes zögerndes Schönsein. Dieser Mund war von einem Flirren belebt. Er sah es. Er nickte.

„Wir wollen gehen — —“, sagte sie fast unhörbar.

„Einen Augenblick, bitte“, rief er unnötig laut. „Du spürst, ich erzählte dir kein Märchen. Es wäre widerwärtig. Aber Lisas Kind — verstehst du?“

Sie sah an seiner Schulter vorbei, sie wirkte ratlos in einer Besonnenheit, verwundet, erschreckt, mehr erschreckt als verwundet vielleicht — er wußte es nicht. „Nein“, sagte sie knapp.

„Ich kann dir nichts verheimlichen!“, rief er drängend. „Es war Lisas Kind. Und meines.“

Sie lief nicht fort. „Das — warum sagst du das?“, fragte sie langsam.

„Mein Gott!“, rief er, „weil es wahr ist!“

Als sie ihn wieder ansah, erkannte er, daß sie begriffen hatte. „Nun können wir gehen“, sagte er und hob tief atmend die Schultern.

Sie wendete sich wortlos ab und ging vor ihm her. Sie hatte den

gleichsam entblößten Gang betrunkenen Frauen, wie er deren eine in seiner Kindheit gesehen und nie ganz vergessen hatte. Was wollte das aus tausend Schichten des Gelebten jäh wieder aufsteigende Bild?

Vor dem Friedhofsportal zögerte Margret. Die Dämmerung stieg aus dem Tal empor, Dämmer des Waldes kam ihr entgegen, ein tonloses Schluchzen schwang die Begrüßung zwischen beiden, die Augenblicke träuften von bleicher, nie zu tröstender, unverwindlicher Einsamkeit.

Er mußte sich wehren, dagegen, gegen Margrets Schweigen und Gehen, gegen alles... „Suchst du etwas? Der Schnee vor deinen Füßen ist Schnee wie überall — —“, sagte er verzweifelt. „Wenn du mir Adieu sagen willst — dann wäre schnell noch vorzubringen, daß wir jung waren, Lisa, ich... Daher kam es. Nur daher kam es ja!“

„Und du gingst fort“, sagte sie grübelnd, unpersönlichen Klanges.

„Das ist es ja!“, rief er aufbegehrend, „schrecklich jung — beide!“

Er hielt sich neben ihr. Sie ging nicht schneller. Auf der Straße wendete sie sich um. „Durch den Wald?“, wagte er zu fragen, schülerhaft.

Sie nickte.

„Du willst schon zurück, heim?“, rief er.

„Heim — —“, sagte sie leise. „Auf das Gut, wieder ins Personalhaus. Ach, heim...“

„Margret“, rief er und blieb vor ihr stehen und wollte etwas sagen, irgend etwas, das sie trösten, erwärmen, das sie und mit ihr ihn selbst aus dieser Einsamkeit reißen könnte, und stockte. Denn sie lächelte.

Es war nicht das Gesicht der jungen Magd vom Gutshof. Sie lächelte und sah zu ihm auf.

Er riß sein Taschentuch hervor. „Da, nimm es, ja, es ist ja dafür da...“

Sie regte sich nicht, während er ihr Gesicht abtupfte. Sie hielt die Augen geschlossen.

„Im Wald“, rief er und kümmerte sich nicht um das Flattern seiner Stimme, „liegt gewiß wenig Schnee! Unter den dichten Tannen, der Weg!“

Sie nickte in sein fragendes Gesicht, in sein fragendes Dastehen.

Im Wald sagte er: „Du schweigst — wie der Januartag. Schon wird es Nacht... Die Dämmerung bringt mich auf! Mußt du so schweigen?“ Er wußte, daß er hätte schweigen sollen. Sie verfügte nicht über das abgenutzte Kleingeld vieler Worte. Er hatte zu warten, wie ihre Rechnung aufgehen, welche Endsumme sich ergeben werde. Betroffen erfaßte er, daß die Szene noch unbeendet war.

Margret blieb stehen. Als wollte sie die Struktur einer Baumrinde ergünden, starrte sie den halbmeterdicken Stamm einer riesigen Tanne an. Er sah Margrets Profil, er sah, daß sie etwas zu sagen hatte und daß es ihr schwerfiel, daß es aber gesagt werden mußte, und er hielt sich reglos. Fast wagte er nicht zu atmen.

„Beinahe“, sagte sie tonlos und nickte, „hättest du mich auch gehabt...“

Die Stille war plötzlich von feurigen Gestirnen durchbraust. Oder vom Gelächter unsichtbarer Lemuren. In seinen Ohren verfiel sich das Echo, in seinen Schläfen staute es sich, klirrte. Leben, schienen sie zu schreien, Lebendigkeit — was bedeutet das alles?

Er mußte sich befreien. Er mußte kopfüber in das Element springen, das aus ihren Worten aufwaberte, aus diesen Worten, die trübselig waren, trübselig und trunken von Hohn, von einem diesem Mädchen unbekannten Hohn. „Ich“, sagte er, „ich — auch —?“

„Ja“, sagte sie, und er konnte nicht unterscheiden, ob lästerliche Leichtheit oder ein unterdrücktes Weinen ihre Stimme so flatternd emporgetrieben habe.

„Ich entsinne mich nicht —“, stammelte er, „ich, und: ich auch —?, bei welcher Gelegenheit?“

Er mußte sie ansehen, es mochte gefährlich sein, es mochte ihn verletzen, sie nur anzusehen, er gehorchte einem Zwang. Sie zu sehen bedeutete, die Einsamkeit um ein Weniges zu verringern. Vielleicht.

Sie lächelte! Sie sah den Baum nicht mehr, sie lächelte, fast sah es heiter aus, gestillt, fremd heiter, eine Nacktheit darin, etwas sublimiert Entblößtes, geschlechtlich, fremd, und unwillentlich lockend, so lächelte sie. Fast sah es hetärenhaft aus. Er haßte sie. Doch nein — wie denn — er irrte, verwirrte sich, etwas narrte ihn, er war absurd, alles war absurd, dies alles, er, sie, der Baum, das höhnische Schweigen, das Dämmer, das tief und satt und egoistisch mit sich beschäftigt, in sich verfangen war.

Sie sah, glasklaren wachen Blickes, das wieder Fragende in seinem Gesicht. „Auch?“, flüsterte er.

„Freilich —“, sagte sie weiblich, frauenstill. Er registrierte: frauenstill, sagte sie es. Er begriff. Doch es versöhnte nicht. Und er brauchte Zeit, bis er ein Wort zu sagen wußte, und dann war es kein gutes Wort, es war — sein Bewußtsein formulierte es sofort in einer quälenden Sucht nach Analyse — ein Wort aus den dunkeln Dickichten des Instinkts. Es ärgerte ihn, es zog ihn herab, es war geeignet, die letzten Trümmerteile der Schweben zu zerbrechen, auch die kostbare Bitter-

keit, die schwermütige Kostbarkeit des Schmerzes zu verätzen — und es war stärker als solche blitzschnellen Warnungen. „Hat dich denn schon einer gehabt?“, fragte er laut, boshaft, boshaft, laut, grob, leidend, töricht.

Sie warf den Kopf zur Seite und sagte leise: „Ja.“

Er schrie nicht und lachte nicht, und er stieß sie nicht mit seinen Fäusten. Er fühlte sich ausgehöhlt, gelähmt sein Empfinden, sein Geist, selbst sein Körper schien gelähmt zu sein. „Warum sagst du mir das?“, fragte er angestrengt nach einer Minute stummen Dastehens und Fortblickens. Seine Stimme klang nach Alltag. Er ertappte sich dabei, daß er die dunkel umronnenen Stämme der Tannen zählte, vier, sieben, elf, vierzehn — und sein Bewußtsein schien sich verwirrt und gelähmt und benommen wieder zu verlieren, es verlor sich mit den Stämmen, die das Dunkel aufzog, das höhnisch lauerte. Er wartete nicht. Er stand nur noch da.

Margret trat von dem Baum zurück. Es geschah so jäh, ihre Bewegungen waren so heftig, daß er taumelnd die Augen aufriß, als erwache er aus widerlichem Traum. Sie stieß an seinen Arm im hastigen Vorüber und lief, zehn, zwanzig Schritte.

Er folgte ihr, sie stand doch dort und schien zu warten.

Sie gingen. „Warum?“, rief sie überschattet. „Du fragst, warum?“ Es klang fast lässig. „Warum ich es dir sagte?“

„Ja.“

Sie zwang ihn, stehen zu bleiben, indem sie sich vor ihn stellte. Sie schien verwandelt zu sein. Das Lächeln, das sie zeigte, hatte er nie gesehen, diesem Lächeln war er nie zuvor begegnet, auf keiner Bühne hatte er es erlebt. Bestürzt suchte er sich der Scheu zu erinnern, die manchmal ihr Gesicht und ihren Blick verringert hatte, ins Enge hinein, ins Dürftige, Düstere, Kraftlose, ins Peinliche hinein. Er war ratlos, er war erbittert, verwirrt wie nie, er litt.

„Einmal sagtest du mir, ich sei schön“, sagte sie leise, atmend, ihrer sicher. Er konnte nicht an ihr vorbei.

„Mehrfach“, antwortete er, betroffen von diesem unvermuteten Klang, verwundert, rätselnd.

„Es stimmt?“, rief sie leise.

Er nickte, er konnte nichts sagen, etwas würgte ihn.

„Ich sagte es dir, weil —“, ihre Stimme entflatterte. Unangefochten aber blieb das Lächeln, das ein Zufallsblick ihm zeigte.

„Ich habe dich sehr gern —“, sagte sie fast flüsternd, sagte es ohne Betonung, fast klagend. Fast klagend klang es, unbetont.

Er tastete jäh nach ihrer Schulter, nach ihren Händen.

Er schwieg, und sie antwortete schweigend, sie schwiegen im sinkenden, im plötzlich vom Lidschlag eines fernen, fremden, atemwarm schweigenden Wesens geregten Dunkel, ein fernes Wesen stand im Dunkel und lächelte blicklos, ungeregt.

Auf dem Weg dann zur Stadt hinab, er war allein, es war Nacht, es war finster zwischen den wenigen Sternen, auf dem Weg hinab glitt er aus und schlug sich eine Hand blutig und lächelte. Er fühlte sich siebzehnjährig. Eine flüchtige Frage galt der Unauffindbarkeit seines Hochmuts, und die Luft war schlafkühl, und ihre Wärme erfüllt von Güte.

Tröstung im März

Schafe. Und über dem Hang,
Kühl, Märzlicht wie Wein.
Der Wolke Bild im See
Ist rein.

Nun währt es nicht mehr lang,
Dann blüht's um Stock und Stein,
Und Vogelschwingenklang
Wird dir zu Häupten sein.

HERMANN STAHL

Frühe Minute

Schwarzer Acker und Nacht und Floß
Und Segel klaffern. Du bist namenlos.

Geblüh wogt auf und sinkt. Es müßte
Den Vögeln bang sein an der Morgenküste.

Doch Schlaf und Schlaf drängt all dies Frühe
Ins blinde Gesicht. „Und sie wissen sich nicht.“

Laubwerk der Tröstung Bitterkeit ist weit
Vom Raum entfernt, vom Nochnichtsein beschneit.

Der Kuckucksruf am fernsten Stundensaum
So winzig vor dem Stern im Traum der Bäume —

Wer sah schon, daß umdunkelt von den Raben
Die schweren Wurzeln wieder Flügel haben —

Nun über den grauenden Graben wehn,
Allen Schatten und Schwaden plötzlich entgehn —

Weit, Herrlichkeit wie Hügel zu sehn:
Läutwerk Bäume durch läutende Räume!

Und niemals schrie der kupfergrüne Hahn
Mit Stund und Zahl des Traumes End heran,

Und noch nicht schrie — — das Dämmer stürzt ins Wehn,
Die Wurzeln klirren schlangenkalt im Stein.

Und Nebel weben Süße und für wen ...
Erschrockenes Herz, bleib dein.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

LUDWIG TIECK

Dichter, Dünner, Dehner

Wir haben so viel gestritten, erforscht, studiert und systematisiert, um die Poesie in die ihr gehörigen Klassen zu bringen, und einen hauptsächlichlichen Unterschied hat man bisher immer aus der Acht gelassen. Wenn der Grieche schön „Poet“ sagt, so spricht der Deutsche auch löblich „Dichter“. Ja, dieser Begünstigte soll alles, was den gewöhnlichen Menschen als Ahndung, Einfall oder gehaltlose Laune vor der Seele flattert, dichten, verdichten. Jene Geburten der zartesten Geister, die das blöde Auge in der Natur, wenn diese im schaffenden Schlummer liegt und die süßen Träume geistig und durch Blumen und Blütenbäume fliegend ausgießt, gar nicht oder als matte und unbedeutende Gespenster sieht, soll der Poet verdichten, daß wir alle das liebende Herz und den Phantasie Reichthum unserer Mutter erkennen. Glaubst du, daß vielen Menschen diese wunderbare Gabe verliehen sei? Denn es ist ja das Schaffen aus dem Nichts oder dem Chaos.

Diese wackern, herrlichen Schöpfer werden nun immerdar mit jenen verwechselt, die ich — ohne alle Bitterkeit und Ironie! — im Gegensatz die Dünner, Verdünner nennen möchte. Mit großer Geschicklichkeit, oft mit vielem Talent, wissen sie einen Gedanken, ein Gefühl, Bild, das ihnen beim Dichter auffällt, anmutig zu verdünnen, um das, was sich körperlich und geistig figurirt hat, wieder allgemach in die Gegend des Dunstes und Nebels mit vielen Worten hineinzuspedieren. Wenn der Dichter uns das Fernste und Unsichtbarste recht nahe vor die Augen rückt, so wissen diese Dünner das Nächste und Deutlichste so unkenntlich zu machen, daß man oft nicht ohne Erstaunen und einigen Schwindel ihren künstlichen Prozessen zusieht. Ganze Bibliotheken sind damals, den Gold-

schlägern mit ihrem Goldschaum nicht unähnlich, aus dem „Werther“ herausgedünnt. Wie aber kein Mensch, selbst nicht der mächtigste Monarch, darauf verfallen wird, seine Gemälde mit Rahmen von massivem Golde zu umziehen, um seine Mundtasse einen echt goldenen Reif zu legen, auf seinen in Marmor gebundenen Büchern, auch wenn es Prachtexemplare sind, gediegene goldene Lettern zum Titel einzuprägen, sondern wir uns alle hier der leichten Vergoldung oder selbst des Goldschaumes als des besser ziemenden Materials erfreuen: so sind auch für tausend Gelegenheiten des Lebens und für die größere Zahl der Leser, Genießender und Gebildeter die Arbeiten dieser D ü n n e r viel passender und bequemer als die Werke der Dichter. Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß treffliche, zarte Menschen, die recht ein Studium des Lebens daraus gemacht hatten, sich an diesen goldschäumenden Dünnern zu entzücken und zu erbauen, ganz verdutzt und fast erstarrt dastanden, wenn sie einmal zufällig an einen Dichter gerieten.

Es gibt Provinzen, die sich in unserm Deutschland auszeichnen, daß sie recht fruchtbar in Hervorbringung dieser Dünner sind. Sie sind dem Vaterlande in vielen Rücksichten sehr nützlich.

Oft wirst du sehen, daß das echte Werk eines Dichters nicht viel Eingang findet und wenig beachtet wird; es ist zu gediegen und dadurch zu unbequem. Was geschieht? Eine Anzahl Dünner macht sich an das unbehilfliche Wesen, schlägt, preßt, klimpert, zieht, dehnt, faselt und prattert und schnattert so lange, bis die verständigen Fabrikanten daraus ein Dutzend begeisternder Lieblingswerke hervorgeschnitzelt haben, die in der Literatur eine neue Epoche zu begründen scheinen.

Mit diesen Dünnern hängen die D e h n e r zusammen, die auch ihre Verdienste haben können. Sie verhalten sich zu den Dünnern wie die Drahtzieher zu den Goldschlägern.

Freilich muß man die Verdichter nicht mit den Verdickern verwechseln, diesen Grobschmieden in der Poesie, wo der Haufe oft genug das Platte, Gemeine mit dem Kräftigen, Großen verwechselt.

Ich habe dir, mein Freund, nur eine Andeutung meiner Ästhetik geben wollen. Die Nutzenanwendung überlasse ich dir selbst.

(Aus der Novelle „Der Mondsüchtige“, etwa 1830)

R U N D S C H A U

Ärger an der Themse. Man könnte auch hinschreiben: „Deutschland nicht gefragt.“ Nämlich in London und anderswo in Großbritannien. Die Verschlechterung der Stimmung der britischen Öffentlichkeit gegenüber Deutschland ist ein Faktum. Man soll so etwas weder übersehen noch übertreiben. Auch Einzelmenschen betrachten sich nicht immer mit den gleichen Gefühlen: wie sollte das dann bei Völkern möglich sein? Die Deutschen pflegen den Einfluß der Gefühle auf die Politik zu überschätzen; richtig beurteilen sie ihn fast niemals.

Was ist nun eigentlich in England geschehen? Zunächst einmal stoßen wir auf ein ganz allgemeines Mißvergnügen über die internationale Lage: Palästina und der Mittlere Osten, Trübung des Verhältnisses zu Washington, Trübung des Verhältnisses zu Paris. Sodann Berlin. Der Londoner Vertreter der „Neuen Zürcher Zeitung“ schreibt seinem Blatt, daß das Ergebnis der Berliner Wahlen die Engländer nur teilweise erfreut, teilweise aber beunruhigt habe. Ein weniger eindeutiges Bekenntnis der Berliner zur westlichen Freiheit hätte vielleicht bei Gelegenheit „zum Vorwand genommen werden können für einen Versuch, die verfahrenene Situation in Berlin ohne allzu großen Prestigeverlust zu beenden. Seit den Novemberwahlen ist das unmöglich. London ist sich ohne Illusionen darüber klar, daß es für die Westmächte kein Zurück aus Berlin gibt.“ Daß die Aussicht, die kostspielige Luftbrücke ad infinitum fortsetzen zu müssen, in England keine Begeisterung auslöst, ist verständlich. Wir sind auch nicht begeistert; aber wir haben die Berliner Situation nicht herbeigeführt.

Viel ernüchternder noch hat in England zweifellos das Anlaufen der deutschen Ausfuhr gewirkt. Die erstaunlichen Erfolge des britischen „export drive“ während der letzten drei Jahre hatten viele Engländer augenscheinlich übersehen lassen, daß diese Expansion zum großen Teil einfach darauf beruhte, daß Deutschland nicht exportieren konnte oder durfte. Das wird jetzt anders, muß auch anders werden, wenn Deutschland dem britischen Steuerzahler nicht mehr zur Last fallen soll. Diese rauhe Wirklichkeit hat für den einzelnen britischen Exporteur und auch für die gesamte britische Wirtschaft fühlbare Folgen. Daß darüber geklagt wird, ja daß man das

Foreign Office gegen seine eigene (für Deutschland zuständige) Abteilung auszuspielen versucht, ist menschlich verständlich. Politisch weise ist es nicht; denn die Entwicklung ist unabänderlich. Der „Manchester Guardian“ berichtet, daß britische Industrielle und Gewerkschaftler befürchten, „daß deutsche Firmen vielleicht die Möglichkeit erhalten, unter Ausnutzung der Nachkriegsverhältnisse in Deutschland die britischen Preise zu unterbieten und einen unfairen Wettbewerb aufzunehmen“. Dazu ist festzustellen, daß die deutsche Wirtschaft natürlich unter den jetzigen deutschen Verhältnissen arbeiten muß. Kluge Engländer wissen das auch, und allmählich werden Realismus und Commonsense sich wieder durchsetzen.

Es geht schließlich immer wieder um die Frage, ob Deutschland gesundes Glied eines künftigen Europas werden soll oder nicht. Bejaht man die Frage — und wir wissen, daß viele Engländer sie bejahen —, so muß die Sachlichkeit sich gegen die Ressentiments durchsetzen. Wie ungeklärt jedoch die Lage in England noch ist, beweist ein Bericht über das Ruhrgebiet im Regierungsorgan „Daily Herald“. Dort heißt es, daß die britische Militärregierung die Demontage beim „Bochumer Verein“ eigentlich nur deswegen unter allen Umständen durchsetzen müßte, weil es sich geradezu um eine Prestigefrage handle. Über die wirtschaftspolitischen Aspekte ließe sich reden; aber die Autorität der Besatzungsmacht müßte unbedingt aufrechterhalten werden. — Man könnte dazu einen Essay über das Thema „Autorität und Freiheit, oder: Vom Einfluß des militärischen Denkens auf die Politik“ schreiben.

Insoweit möchte man also sagen, daß wir die britische Verärgerung eben ertragen und abwarten müssen, bis sich dieser unberechtigte und von uns unverschuldete Groll verflüchtigt. Aber ganz so einfach ist es nicht, und wir sind nicht ganz so unschuldig, wie wir meinen; denn in diese psychologische Situation der britischen Öffentlichkeit schlug die nationalistische Welle, die ganz unverkennbar in den letzten Monaten über Deutschland hinweggegangen ist. Noch heute plätschern viele Leute — auch Politiker und Journalisten — nicht ohne Vergnügen in dieser trüben Flut herum. Es genügt wohl an drei Dinge zu erinnern: Die Berliner Wahlreden, die Debatte über die Remilitarisierung und die erste Reaktion auf das Ruhrstatut. Wir mögen sagen, daß dieser Nationalismus eine unvermeidliche Nachkriegerscheinung sei; selbst wenn das richtig wäre, so wäre er damit nicht schöner. Und es ist immerhin verständlich, daß im Ausland, wo man nicht so schnell wie in Deutschland vergißt, wer den letzten Krieg angestiftet und Europa zerstört hat, solche Erscheinungen Unruhe und heftige Reaktionen hervorrufen. Auch sollten wir nicht vergessen, daß die sozialen Mißverhältnisse im Gefolge der Währungsreform und der betrübliche Mangel sehr vieler Deutscher an echtem nationalen Empfinden, d. h. an Verantwortungsgefühl für die notleidenden Volksgenossen, natürlich auch von reisenden Ausländern gesehen und weitererzählt werden.

Auch dieses Ding hat also zwei Seiten. Die Aufdeckung möglichst aller Faktoren, die zu dieser atmosphärischen Störung beigetragen haben, scheint uns eine Pflicht aller derer zu sein, die an der Klärung der europäischen Zukunft interessiert sind. Ist das einmal geschehen, so sollte jede Partei daran gehen, das zu beseitigen, was sie selbst zur Störung beigetragen hat. Das Gleichnis vom Splitter und Balken gilt auch hier. Warten wir nicht auf die andern, sondern beginnen wir mit unserm Balken!

Deutsch-Französisches Institut. Die wirtschaftliche Zwangsläufigkeit und die Verlagerung der politischen Schwergewichte in der Welt weisen heute deutlicher denn je auf die Notwendigkeit einer Verschmelzung der europäischen Staaten. Wenn es bisher noch nicht dazu gekommen ist, so nur deshalb, weil für die Mehrzahl der Menschen nichts schwieriger ist, als die Loslösung von alten, auch noch so sehr überholten Gewohnheiten, wozu wir hier besonders den Nationalstolz zählen. Inzwischen wissen wir auch, daß der für Europa so nötige Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich weder über die reine Politik, noch allein über die Wirtschaft, und erst recht nicht über kulturelle oder sogar nur literarische Zusammenarbeit zu erreichen ist. Aber alle diese Gebiete müssen mitwirken, insbesondere aber müssen die Menschen immer wieder an dieser Aufgabe arbeiten.

In Paris hat sich im vergangenen Jahre — von der deutschen Öffentlichkeit zu wenig beachtet — das „Comité Français d'Echanges avec l'Allemagne Nouvelle“ gegründet, zu dessen Präsidium der Philosoph und Schriftsteller Emmanuel Mounier, der Herausgeber der linkskatholischen Zeitschrift „Esprit“, der bekannte Germanist der Sorbonne, Professor Edmond Vermeil und Rémy Roure, der Chefredakteur der Zeitung „Le Monde“, gehören. Im Vorstand dieses Komitees findet man neben dem Mitglied der französischen Akademie Professor Robert d'Harcourt und dem Germanisten der Universität Caen Professor Jean Angelloz, den Dominikanerpater Maydiou sowie den Dichter Jean Paul Sartre. Alle diese Männer bedeuten etwas in Frankreich und es gibt wohl kein anderes Land, in dem die Elite von solcher Bedeutung für das öffentliche Denken ist. Das Anliegen dieses Komitees, also die Bereinigung des französisch-deutschen Verhältnisses, wurde inzwischen von dem Außenminister Robert Schumann in einigen leisen Ansätzen zu einer konstruktiven Europapolitik des Quai d'Orsay bestätigt.

Auch in Deutschland gibt es schon eine Reihe von Einrichtungen ähnlicher Art, aber von vorerst noch sehr unterschiedlicher Qualität, und die meisten sind erst im Entstehen begriffen. Von kommunaler deutscher Seite aus hat unseres Wissens als erster Oberbürgermeister Dr. Elmar Doch von Ludwigsburg die Initiative zur Gründung eines Deutsch-Französischen Instituts ergriffen. Das tat er nicht zuletzt im Hinblick auf die alten wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Württemberg und

Frankreich und insbesondere auch Ludwigsburg, wobei jedoch das Institut selbst ausdrücklich in die Richtung Europa weist, ja eine Verbindung mit der Welt herstellen will und nur aus dem Bewußtsein heraus, daß der erste vor dem zweiten Schritt getan werden muß, sich das nachbarliche Verhältnis besonders angelegen sein läßt.

Auch das Deutsch-Französische Institut in Ludwigsburg weist eine Anzahl über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannter Namen auf. Präsident ist Professor Dr. Carlo Schmid, und im Vorstand und Beirat findet man u. a. die Namen von Professor Dr. Theodor Häuß, Landtagspräsident Keil, dem Intendanten von Radio Stuttgart Erich Hoffmann sowie dem des Industriellen Otto Heinrich Franck und Graf Leutrum von Ertringen. Schon diese Namenreihe zeigt, wie offen das Institut für alle Denkweisen steht.

Am 12. Februar 1949 wurde im überfüllten Ordenssaal des Schlosses in Ludwigsburg dieses Deutsch-Französische Institut festlich eröffnet. Professor Edmond Vermeil überbrachte die Grüße der Universität von Paris und sprach im Namen des „Comité Français d'Echanges avec l'Allemagne Nouvelle“. Er berichtete von der schon begonnenen Arbeit des Pariser Komitees, das sich auch keineswegs scheue, Übergriffe der eigenen Besatzungsmacht anzuprangern. Die Bemühungen gälten vornehmlich der Jugend, nicht nur weil der Jugend die Zukunft gehöre, sondern weil sie für den europäischen Gedanken am bereitesten sei und weil man hüben wie drüben der Jugend keine Verantwortung für alles Gewesene zuschieben könne. Professor Carlo Schmid umriß das deutsch-französische Problem in einer völlig illusionslosen Art und Weise. Seine Ausführungen waren von solcher Bedeutung, daß wir sie als Manuskript auf Seite 193 dieses Heftes veröffentlichen.

Der Brückenbau hat jedenfalls begonnen, und der Trinkspruch, den Carlo Schmid später an Professor Vermeil richtete, war viel mehr als nur eine schöne Wendung, er umriß ein Programm: „Auf Ihr Frankreich, auf unser Deutschland und auf unser gemeinsames Vaterland: Europa!“

Es spukt am Kap der Guten Hoffnung. Einige Jahre nach dem Beginn der braunen Schreckensherrschaft erschien in den Vereinigten Staaten das in Deutschland nicht sehr bekannt gewordene Buch von Sinclair Lewis „It can't happen here!“. Mit diesem Ruf begleitete ein großer Teil der amerikanischen Öffentlichkeit Hitlers blutigen Weg durch die deutsche und europäische Geschichte. Sinclair Lewis zeigte in romanhaft-satirischer Schilderung, daß es eben vielleicht doch auch in den USA geschehen könnte. Trotzdem hat ein ansehnlicher Teil des amerikanischen Volkes auch heute noch seine Selbstsicherheit nicht verloren. In Europa liegen die Dinge anders. Das Buch des klugen Schweizers Max Picard über „Hitler in uns“ hat viele Menschen zum Nachdenken gebracht. Wo das nicht reichte, trägt die gaullistische Bedrohung der französischen Innenpolitik ihr Teil zur Aufklärung bei.

Immerhin würde noch vor einem Jahr die Behauptung, daß ein Gliedstaat des Commonwealth auf faschistische Abwege geraten könnte, nicht nur auf britischen Gesichtern ein ungläubiges oder gar mitleidiges Lächeln hervorgerufen haben. Die südafrikanische Wirklichkeit weiß es heute besser. Die Wahlniederlage der United Party des erfahrenen Burengenerals und weisen Staatsmannes Jan Christiaan Smuts im vorigen Jahr löste zunächst einen Schock aus, der dann jedoch durch die beruhigenden Erklärungen des Nationalistenführers Dr. Malan und durch die Tatsache seiner nur verschwindend kleinen Mehrheit im Parlament gemildert wurde. Seither hat Malan so geschickt zu operieren verstanden, daß sich die Weltöffentlichkeit sehr bald andern Dingen zuwandte und ihn im Trüben fischen ließ.

Die Vorgänge in Südafrika sind in ihrer eventuellen Rückwirkung auf die Weltpolitik zu bedeutsam, als daß sie mit einer kurzen Betrachtung abgetan werden könnten. Hier soll darum nicht von den Taten der Regierung Malan die Rede sein, sondern von dem Geist, der in ihnen wirkt. Es ist der Geist Hitlers. Dr. Malan hat jüngst ein Memorandum veröffentlicht, in welchem er sich mit der unwiderleglichen Behauptung der Opposition beschäftigt, daß die verfassungsmäßig garantierten Rechte der Eingeborenen nur von der in der Verfassung geforderten Zweidrittelmehrheit des Parlaments beseitigt werden könnten. In dieser Behauptung sieht Malan eine unzulässige Beschränkung der Parlamentssouveränität und erklärt zur Begründung, das souveräne Parlament sei allmächtig; als Quelle aller Gesetze könnten seine Handlungen niemals unrechtmäßig oder im eigentlichen Sinne verfassungswidrig sein. Daher brauchte das Parlament sich nur so lange an die Beschränkungen der Verfassung zu halten, wie ihm das gut erschiene.

Noch heißt es hier: das Parlament. Bei uns hieß es schon nach kurzer Zeit: „Der Führer ist der oberste Gerichtsherr des deutschen Volkes.“ Immerhin erklärt auch heute schon der im Dritten Reich geschulte Dr. Diederichs, der gleich Malan Mitglied des geheimen „Broederbond“ ist, welcher als die eigentliche Regierung der Südafrikanischen Union angesehen werden muß: „Der Nationalismus glaubt, daß das Individuum seine größte Freiheit in der Nation findet.“ Weiter noch geht der Außenminister Eric Louw, der jüngst geäußert hat: „In der Republik werden nur noch jene stimmen dürfen, die durch Wort und Tat ihre vorbehaltlose Loyalität gegenüber Südafrika und der Republik bewiesen haben. Dies schließt von vornherein alle Juden aus.“

So schnell kann es gehen! So kurz ist der Weg von der Demokratie zum Führerstaat. Der „Grand Old Man“ Südafrikas pflegt seit Jahrzehnten an jedem Wochenende den Tafelberg zu besteigen. Dort oben weht ein frischer Wind, und frei schweift der Blick über das Kap der Guten Hoffnung hinaus aufs westliche Meer. Sein Nachfolger sollte desgleichen tun. Statt dessen bleibt er in der muffigen Enge seiner Studierstube — man scheut sich fast

zu sagen, daß es die Studierstube eines ehemaligen Geistlichen ist — und hält Zwiesprache mit Gespenstern. Man denkt an Felix Timmermans, der in einer seiner schönsten Geschichten von einem abgesetzten Pfarrer erzählt, der Umgang mit dem Teufel hatte. Heil und Unheil wohnen eben eng zusammen im Herzen der Menschen. Es liegt an uns, wofür wir uns entscheiden.

Hundhammer — Abraxas. Wir Deutsche sollten endlich einmal „Demokratie lernen“, meint die Welt, und auch wir sind sehr dafür. Aber leider wissen wir, daß das gar nicht so leicht ist. Einmal, weil der deutsche Charakter sich nicht sehr gut dazu eignet, und zum andern, weil die uns gegebenen Beispiele keineswegs überragend sind.

Aber wir müssen uns immer vergegenwärtigen, daß wir das Ausland als Zuschauer unserer Bemühungen haben. Sehr oft wird man draußen ungeduldig und meint, wir würden das uns gesetzte „Klassenziel“ nie erreichen. Die Ungeduld ist nicht immer angebracht, aber sie ist verständlich, wenn beschämende Eingriffe in die Freiheit der Kunst erfolgen, jener deutschen Kunst, die sich in unser aller Interesse anstrengen muß, den deutschen Namen in der Welt wieder ein wenig zu revalorisieren.

Nach einer fünfzehnjährigen tragischen Epoche sind wir an großen Kunstwerken nicht überreich. Um so mehr freuen wir uns, wenn hin und wieder besondere Leistungen zutage treten.

Im vergangenen Herbst gab es an der Münchner Oper eine Uraufführung, deren Ruf weit über die Grenzen Europas hinausstrahlte. Werner Egks Faustballett „Abraxas“ erschien mit der bezaubernden Pariser Primaballerina Solange Schwarz und den großartigen Bühnenbildern Znamenaceks auf den Brettern. Der Komponist dirigierte bei der Premiere selbst und hatte auch die Einstudierung des Balletts überwacht. Im Zuschauerraum drängte sich ein internationales Publikum, das sich zu nicht geringem Teil aus Fachleuten von weit und breit zusammensetzte. Wie gesagt, diese Premiere wurde zu einem Riesenerfolg, und alle Fachleute waren sich darüber einig, daß das neue Egksche Ballett, das an Schwung seinen „Joan von Zarissa“ noch übertrifft, über kurz oder lang über alle großen Bühnen der Welt gehen würde.

Für dieses Ballett nahm die Münchner Oper ihre höchsten Eintrittspreise. Aber gleichwohl waren sämtliche Aufführungen immer schon tagelang vorher ausverkauft. Es zeigte sich, daß man einen „Kassenerfolg“ hatte — trotz der hohen künstlerischen Qualitäten des Balletts.

So dachte das Publikum, so folgerte die Presse, und in dieser Vorstellung schwelgte die Intendanz.

Jedoch nach sechs Vorstellungen verschwand das Ballett aus dem Programm der Münchner Oper und erschien bis heute nicht wieder. Zunächst wurde nur geheim geflüstert, es sei „ganz von oben“ verboten worden. Dann sickerten wirklich greifbare Andeutungen durch. Schließlich kamen

konkrete Anfragen aus dem Ausland, ob es wahr sei, daß ... Nun, leider bewahrheitete sich alles. Der bayerische Kultusminister Dr. Dr. Alois Hundhammer hatte entschieden, daß das Ballett vom Programm zu verschwinden habe, da die Darstellung der Hexen, der Lust und der Hölle seinen sittlichen Anforderungen an die Oper nicht entspräche. Auf eine Anfrage im Landtag las der Kultusminister einzelne Sätze aus den Textanweisungen für das Ballett vor, die von lauten Pfui-Rufen seiner Parteifreunde begleitet wurden. Dabei hatte man sehr hochstehende und doch sehr kunstverständige CSU-Persönlichkeiten in der Premiere getroffen, die sich begeistert für das Ballett aussprachen. Was aber würden die Abgeordneten im Parlament wohl rufen, wenn ihr Minister Auszüge aus Goethes Walpurgisnacht oder sogar aus dem Tannhäuser oder der Walküre, um von Wedekind ganz zu schweigen, verlesen würde?

Es muß sehr anerkannt werden, daß weite Kreise in München und ganz besonders die wirklichen Kunstfreunde öffentlich gegen das Ministerverbot aufgetreten sind. Es wurden präzise Fragen gestellt, mit welchem Recht der Minister ein solches Verbot über den Kopf der Intendanz hinweg aussprechen könnte, wie sich dieses Verbot mit dem in der Verfassung verankerten Grundsatz, daß die Kunst frei sei, vertrage, und ob der Kultusminister berechtigt sei, nur als Vertreter seiner Partei zu urteilen, oder ob er nicht der Repräsentant des ganzen Volkes, also auch der Opposition, sei. Alle diese Fragen blieben bisher ohne Antwort.

Uns interessieren hier diese innerbayerischen Auseinandersetzungen nicht. Uns kommt es auf die Wirkung solcher Maßnahmen auf das Ausland an. Endlich haben wir wieder einmal ein Kunstwerk von internationalem Rang, und schon heftet sich ein ministerielles Verbot daran. Es scheint kein Zufall zu sein, daß dieses wirklich kleinliche Verbot von dem gleichen Minister ausgeht, der in einer Urfehde mit den Studenten der bayerischen Universitäten liegt, dem manche Professoren den Vorwurf machen, weder freiheitlich noch großzügig zu sein, und der sogar von der Presse verlangt, seine Befehle unbesehen gutzuheißen. Uns aber will scheinen, daß derartige ministerielle Eingriffe in die höchsten Gebiete der Kunst weder die Demokratie noch das deutsche Ansehen im Auslande fördern. Ja, der Minister fördert nicht einmal das Anliegen seiner katholischen Kirche, die in der Welt einen besonderen Ruf für ihre Weite, Großherzigkeit und Toleranz genießt (etiam peccata!), der er hingegen in München einen Anstrich der Muffigkeit, Kleinlichkeit, ja sogar des Muckertums verleiht.

Als 1928 Josephine Baker eine Deutschland-Tournée machte, durfte sie in allen Städten auftreten — nur nicht in München. Dort erhielt sie ein Auftrittsverbot wegen angeblicher Unmoral. So bewahrten die Münchner „Moralisten“ zwar die bayerische Hauptstadt vor Josephines Bananentanz — aber der braune Tanz durfte sich lustig entwickeln. Und was dann erst alles verboten wurde!

Wollen wir wieder von vorne anfangen? Seit wann sind Minister dazu da, unser Ansehen in der Welt noch weiter zu mindern? Diese Frage ist auch berechtigt, wenn Herr Hundhammer „es gar nicht so gemeint hat“. Einer seiner Freunde charakterisierte ihn unlängst so: „Der Alois ist ein gescheiter und rechtschaffener Mann, dem Gott sehr viele Gaben in die Wiege gelegt hat, aber auch die eine unveräußerliche hinzulegte: die, immer auf dem falschen Bein Hurra schreien zu müssen.“

Schade — daß es so viele falsche Beine gibt.

Das Bekenntnis zur Barbarei. „Der Monat“ hat das Verdienst, im Januarheft eine Proklamation in Erinnerung zu rufen, die zu der Zeit, als sie erschien, wohl kaum die Beachtung gefunden hat oder schon finden konnte, die sie verdient. Es handelt sich um das Nationalbolschewistische Manifest, das als „Programm des deutschen Widerstandes“ im Jahre 1930 in der Zeitschrift „Widerstand“ veröffentlicht wurde. Dieses Manifest ist in der Tat, wie der Kommentar von Horst Falkenhagen betont, von großem Nutzen für das Verständnis der Zusammenhänge, die von gewissen politischen Konzeptionen der „Schwarzen Reichswehr“ bis zur Polizeiarmerie der Ostzone reichen. Aber seine Bedeutung geht über diesen engeren zeitgeschichtlichen Rahmen weit hinaus. Denn es ist ein Dokument zur Geschichte des Verfalls der europäischen Tradition in Deutschland, das in seiner Eindeutigkeit und Prägnanz kaum übertroffen werden kann. Es enthüllt eine Perversion des moralischen Bewußtseins, die nicht etwa für die nationalbolschewistische Ideologie allein kennzeichnend gewesen ist, sondern selbst im Nationalsozialismus nur eine einzelne, besonders ausgreifende Erscheinungsform gefunden hat.

Der Bruch mit der geistigen Überlieferung wird radikal vollzogen in der Forderung: „Entschlossene Abkehr von allen Werten, die Europa hochschätzt.“ (Ein Grundsatz übrigens, der von dem Wahn eingegeben ist, daß Gültigkeit und Herrschaft der Werte der Willkür von „Entschlüssen“ unterworfen sei.) Welche Leitgedanken sollen an die Stelle jener abgetanen Werte treten? „Strenge Gewöhnung an Unterordnung, Gehorsam, kärgliches Leben, Entbehrungen und alle Arten männlicher Tugenden. Wille zur Armut, Wille zu einfachem Lebensstil . . . Bekenntnis zum Autoritären und zu einem harten Dasein in Zucht und Pflichten . . . Pflege der Wehrhaftigkeit mit allen Mitteln.“ Wir wissen heute, was aus solchen klingenden Phrasen, in die ein unechtes ideales Pathos hineingelegt wird, in der allzumenschlichen Wirklichkeit zu entstehen pflegt. Wir haben auch gesehen, daß das einfache kärgliche Leben ein Privileg der „bescheidenen Volksgenossen“ bleibt, während die Führerschicht mit ihrem Anhang die schwere Pflicht auf sich nimmt, Größe und Macht des Volkes in würdigem äußerem Rahmen zu repräsentieren. Und wir kennen die Antwort, die auf Nietzsches entlarvende Frage: Was bedeuten asketische Ideale? — angesichts dieser

Tugendlehre zu geben ist. Sie bedeuten nichts anderes als Betrug, nicht zuletzt auch Selbstbetrug; darüber hinaus aber sind sie ein Zeugnis geistiger und menschlicher Armseligkeit und kultureller Impotenz. Sie sind deshalb in einem anderen, viel tieferen und weiteren Sinne, als es die „Ethik des gesteigerten Lebens“ in Nietzsches Gefolge gemeint und verstanden hat, ein Zeichen des Niedergangs und des Verfalls.

Die Erfahrung hat uns auch darüber belehrt, was von den erhabenen Zielen zu halten ist, die durch solche asketische Moral sowie durch Terror, Zwangslager und all die anderen heilsamen Mittel der autoritären Gewalt-herrschaft verwirklicht werden sollen. Sie haben volltönende Namen: „Befreiung, Selbstbehauptung und Größe des Volkes.“ Aber sie werden unvermerkt zu überwertigen Ideen, zu Wahngelbten und Scheinwerten, mit denen man sich selbst und die Gefolgschaft benebelt und fanatisiert; — soweit sie nicht nur als Aushängeschild dienen, hinter dem sich die Macht- und Besitzgier der herrschenden Oligarchie versteckt. — Diese Moralver-fälschung führt zur Verneinung und Verkehrung aller echten Werte, zu einem pervertierten „Idealismus“, dessen Quintessenz in folgenden Pro-grammpunkten des Manifests ausgesprochen wird: „Absage an die Humanität. Bejahung auch des Barbarischsten, wenn es um des nationalen Aufstiegs willen notwendig ist.“ Es ist jener Idealismus, der im Dritten Reich den Gipfel der Ruchlosigkeit damit erreichte, daß die Abtötung des eigenen Gewissens als löbliche „Selbstüberwindung“ bezeichnet und zur Pflicht erhoben wurde.

Das Bekenntnis zur Barbarei, das seinerzeit in jenem Manifest abgelegt wurde, war ein Warnungszeichen, — aber es wurde nicht verstanden. Seit-dem hat die Unmenschlichkeit in der Welt nur immer weiter um sich gegriffen. Und der Zweifel drängt sich auf, ob die abendländische Menschheit in dieser Stunde ihrer Geschichte überhaupt noch fähig ist, den Weg zu erkennen, auf dem sie von den entfesselten Kräften der Barbarei vor-wärts getrieben wird, — und der in ihrer Selbstvernichtung enden wird, wenn sie sich nicht auf die Werte besinnt, die Europa einst „hochschätzte“.

Ein deutscher „Gartenmensch“. Wenn am 9. März dieses Jahres Karl Foerster in Potsdam-Bornim seinen 80. Geburtstag feiert, so werden die dankbaren und freundlichen Wünsche von ungezählten Menschen in Deutschland und der ganzen Welt zu ihm gehen, deren Quintessenz es ist, daß diesem Menschen noch lange ein Schaffen in voller Kraft beschied sein möge. Die ältere Generation wird sich noch lebhaft daran erinnern, welche Sensation es seiner Zeit bedeutete, als er seinen bahnbrechenden Feldzug für den Steingarten und für eine wahre Gartengestaltung begann. Foerster erkannte aus innerer Berufung schon früh, welche große Bedeutung der Garten im Leben des einzelnen, des Volkes, ja der Menschheit haben sollte. Er hat sein ganzes Leben dem Umgang mit Blumen gewidmet, ihre

Sprache gehört und ihre Botschaft vermittelt. Denn zu den Menschen sprechen die Blumen, die ihre Sinne und Herzen ihnen erschließen. Wir denken hier nicht an die Sprache der Blumen im Sinne des vulgären Gebrauchs als Botschafter der Liebe, obwohl es doch seinen tiefen Sinn hat, wenn zum Beispiel in England das Tragen eines Efeublattes die Aufforderung bedeutet: stick to me, bleib mir treu.

Dichter wie Hermann Hesse und Karel Capek vernahmen die Sprache der Blumen und würdigten die Bedeutung des Umgangs mit ihnen. Man soll nun freilich nicht behaupten, daß der Beruf des Gärtners an sich schon genüge, um gute, freundliche und zugängliche Menschen zu schaffen. Theodor Fontane jedenfalls war nicht dieser Ansicht. Er schrieb einmal: „Er war ein Gärtner, also ein Muffel“. Wir hörten aus einem Gespräch von Erich Schmidt mit dem gründlichen Goethe- und Fontanekenner Otto Pinower über diese Stelle, dessen Ergebnis war, daß dieses unfreundliche und verallgemeinernde Urteil von Fontane auf persönliche unerfreuliche Erfahrungen zurückging.

Was aber die Liebe zum Garten aus einem Menschen machen kann, dafür ist gerade Karl Foerster ein überzeugender Beweis. Er hat unzähligen Menschen eine Wunderwelt, vielleicht das schönste Spiel des Schöpfers, erschlossen und Freude gegeben. Er hat das lebendige Gefühl für das Beglückende der Blumen, kennt aber auch das Dämonische in ihnen. Nicht im Sinne von „der Blumen Rache“, aber der erregenden Wirkung des Farbenrausches. Wer einmal einen von Foerster geschaffenen oder angeregten blauen Garten gesehen hat, der bleibt beeindruckt von den nahezu unbegrenzten Möglichkeiten der Farbenwirkung der blauen Blumen.

In einem schönen Aufsatz hat Karl Foerster in Heft 7 dieser Zeitschrift vom Juli 1948 seine Ideen entwickelt, welche segensreichen Folgen Gemeinschaftsgärten und ein „Europäisches Gartengespräch“, dessen Entwicklung zu einem Menschheitsgartengespräch er voraussieht, in richtiger Auswertung für den Emporgang von Pflanze und Mensch haben können. Er spricht mit Fug und Recht von dem erregenden Fortschritt in diesem unfaßlichen Bereich der Lebensfreude, der in diesem Teil der Weltschönheit als Möglichkeit schlummert.

Es ist vielleicht eine der wesentlichen Aufgaben gerade heute, in unser so grauenvoll verarmtes äußeres und inneres Leben durch zielbewußt geleitete Bestrebungen in der Gartenpflege Farbe und neue Zuversicht zu tragen. In dem Eingang zu dem erwähnten Aufsatz sagt Foerster — und kennzeichnet selber am besten den Segen seiner eigenen Arbeit —: „Nur Mut, liebe Freunde, auch unsere beste Lebenszuversicht auf allen Gebieten wird doch oft recht bald beschämt durch eine schnelle oder höhere Erfüllung dessen, was wir hofften, und zwar an mehr Stellen der Erde, als wir erwarteten. Zuversicht ist die Göttin des Daseins und kann sich ihrer lebensgestaltenden Kraft nie genug bewußt werden.“

...und der Laie wundert sich. Zu den brennendsten Problemen der christlichen Kirchen in aller Welt — das haben der jüngste Deutsche Katholikentag und die Ökumenische Konferenz in Amsterdam übereinstimmend bewiesen — gehört die Frage nach Stellung und Aufgabe des Laien in der Kirche. Für die römische Kirche sind diesem Problem aus dogmatischen Gründen engere und jedenfalls andere Grenzen gezogen als für die Kirchen der Reformation, in denen man ja eigentlich von Laien überhaupt nicht sprechen kann. Daß es dort trotzdem ganz allgemein geschieht, kennzeichnet ein Mißverhältnis, über dessen Beseitigung sich viele evangelische Christen heute Gedanken machen.

Die jüngste Generalsynode der Evangelischen Kirche in Deutschland, auf der auch diese Frage lebhaft diskutiert wurde, ist der Lösung nur wenig näher gekommen. Es bedurfte schon eines energischen Drängens der Laienminorität, um zu erreichen, daß dem neuen „Rat der Evangelischen Kirche“ wenigstens vier anstatt der vorgesehenen drei Laien angehören; diesen vier Laien stehen acht Theologen gegenüber. Muß das so sein? — Es ist gut und richtig, daß das Oberhaupt dieses Rates ein Bischof ist. Muß aber auch dessen Stellvertreter Theologe sein? Würde nicht die Wahl eines Laien auf diesen Posten bewiesen haben, daß man die Erfordernisse unserer Zeit verstanden hat?

Über die Zusammensetzung des Rates und die Besetzung der Ämter ist auf dieser Synode lange und heftig gestritten worden — länger und heftiger, als mancher Laie erwartet hatte. Dabei scheint aber niemand überhaupt auf den Gedanken gekommen zu sein, daß der umstrittene Posten des stellvertretenden Vorsitzenden vielleicht am besten mit einem Laien besetzt worden wäre. Es hätte dann freilich ein weiterer Bischof zurückstehen müssen.

Hier handelt es sich nicht um Kirchenpolitik. Es ist auch nicht damit getan, daß viele Theologen das immerwährende Drängen der Laien mit einem „antiklerikalen Komplex“ hinwegzuerklären versuchen. Es geht den Laien ja in den allermeisten Fällen überhaupt nicht darum, einen Posten zu bekommen, sondern sie wollen versuchen, die Kirche aus dem — neuerlich selbstgeschaffenen — Ghetto zu befreien. Sie wollen den Glauben an Christus wieder in die Mitte des Lebens rücken und damit zu der weltverwandelnden Kraft machen, welche dieser Glaube in früheren Jahrhunderten gewesen ist. Eduard Spranger hat jüngst einmal darauf hingewiesen, daß weiten Kreisen unseres Volkes das Christentum als die „große Unmöglichkeit“ erscheint. Er fordert darum, „daß sich evangelische Theologie und Kirche sehr viel mehr mit der Problematik der Gegenwartskultur befassen müssen, als sie heute geneigt sind. Es ist eine verhängnisvolle Täuschung, wenn sie glauben, die Lösung für alle Seelennot finde sich fertig in den Worten der Bibel. Selbst wenn dies der Fall wäre, müßte doch erst noch die Verbindung ihres ewig feststehenden und ewig ausreichenden

Sinnes mit der besonderen Seelenlage des zeitverhafteten Menschen hergestellt werden. Das aber gelingt nicht ohne genaue Kenntnis der spezifischen Stellen, an denen sich Menschliches und Göttliches im Innern jeweils begegnen.“

Die Sorge der Laien ist, daß die Kirche heute mit ihrer Verkündigung allzu oft an den Menschen vorbei oder über deren Köpfe hinweg redet. Das braucht nicht so zu sein. Es ließe sich ändern, wenn Reden und Hören in der Kirche etwas weniger einseitig verteilt würden, als es heute — zur schmerzlichen Verwunderung der Laien — immer noch der Fall ist.

Japan wählte rechts. In Japan ist manches anders als in den besetzten Gebieten Europas. Es gibt keine Zonen. Das Land hat sich unter den fünf Sternen MacArthurs stetig entwickeln können. Auch seine Konkurrenz fängt zwar an Sorgen zu bereiten, aber es führt bereits nicht nur wieder 70 Millionen Meter Baumwollstoffe im Monat aus, sondern darf sogar Sprengstoffe exportieren. Die „Liberalen“ dort sind wie die „Demokraten“ streng konservativ. Und sie haben nun bei den Wahlen des 23. Januar, den dritten seit Hiroshima, erstmals die absolute Mehrheit errungen, wozu der General seine Anerkennung aussprach, daß sich hier in einer für Asien kritischen Stunde eine konservative Philosophie durchsetzte. Eines der ganz wenigen Länder in der Welt, in denen solches der Fall ist.

Nicht alles ist natürlich beim alten geblieben. Die Besatzung hat vieles reformiert. Gewerkschaften entfalteten sich. Die Frau trat ins politische Leben. Eine Bodenreform wurde durchgeführt. Aber im Schatten der Ereignisse in China wurde das Steuer in Japan so stark nach rechts herumgelegt, daß man geradezu von einer Pause der Demokratisierung zugunsten der wirtschaftlichen Sanierung spricht. Ihr sichtbarer Ausdruck ist der Widerruf der berühmten Direktive FEC 230 über die Zerschlagung der Zaibatsu-Familientrusts, der statt 325 nur einige wenige, wie die Nippon Eisen- und Stahlwerke, erlagen. Dieser Kurs entspricht auch dem politischen Klima des Landes selbst, und die Wahlen haben dafür die parlamentarische Bestätigung geliefert. Das kurze Zwischenspiel einer sozialdemokratischen Regierung war kein Erfolg. Die Partei, nach den Wahlen vom April 1947 mit 143 Mandaten die stärkste des Parlaments, ist jetzt auf 49 geschrumpft, — eine Quittung für die niemand befriedigenden Spannungen zwischen ihrem radikalen Gewerkschaftsflügel und den gemäßigten Elementen, die sowohl von der Besatzung wie der Mehrheit des Volkes abgelehnten Streiks und die Tendenz zu Verstaatlichungen. Eine Vorlage dieser Art wurde damals von der Opposition dadurch sabotiert, daß sie sich drei Tage lang betrank, um nicht verhandlungsfähig zu sein. Den Demokraten brachte die Korruption in ihren Reihen, die auch der Anlaß zu diesen vorzeitigen Wahlen war, einen Absturz von 124 auf 68 Sitze.

Dennoch ist die steile Mandatskurve der Liberal-Demokraten Yoshidas

von 132 auf 264 (bei insgesamt 466 Sitzen) erstaunlich. Ebenso erstaunlich, wie der Anstieg der Kommunisten von 4 auf 35, aber von ganz anderer praktischer Tragweite. Die Kommunisten bleiben, auch wenn sich ihr Anhang in den Industriezentren stark vergrößerte, doch eine Fraktion ohne Konsequenzen, der vor allem die Bodenreform den breiten Boden entzogen hat, den die Partei in anderen asiatischen Ländern besitzt. Ihren Wahlerfolg verdankte sie nicht zuletzt so skrupellosen und primitiven Parolen, wie den, daß die Atombomben nicht auf Deutschland, sondern auf Japan geworfen wurden, weil es ein gelbes Volk sei, oder daß der Kuba-Zucker aus USA von Lepra-Kranken verpackt werde. Vor allem aber natürlich dem Argument, daß die notwendige Zusammenarbeit mit einem kommunistischen China (Japan bezog seinen Koks und Eisenerze vorwiegend aus der Mandschurei) nur von ihnen erfolgreich gelöst werden könne. Yoshida dagegen verhalten der vorherrschende Wunsch Japans nach Arbeit, nach Wahrung der Tradition und schließlich auch die nüchterne Einsicht, daß er der Mann des Vertrauens MacArthurs ist, zum Siege. Obwohl er als Vertreter der Industrie und des Grundbesitzes, einschließlich eines Teils der Bauern, im Grunde für freie Wirtschaft ist, hat er sich doch vorbehaltlos auf das von MacArthur verordnete System der Austerität und der kontrollierten Wirtschaft, das zur Beseitigung der Inflation und Steigerung der Produktion (die bisher erst bei 40 Prozent des Vorkriegsstandes verharrt) wie der Ausfuhr notwendig ist, festgelegt. Japan soll wieder zur Werkstatt des Fernen Ostens werden, denn man hat eingesehen, daß nur dann auch die politischen Reformen Dauer haben können, daß nur so dem Kommunismus Einhalt zu gebieten ist, und daß die Sanierung Japans die Voraussetzung für eine Sanierung ganz Ostasiens bleibt (wo die Handelsbeziehungen mit Indien sich bereits günstig entwickeln und wo man selbst einem Wirtschaftsverkehr mit dem China Maos nichts in den Weg legt). Neben der starken Hand MacArthurs wird sich nun auch die starke Hand Yoshidas an diesem Programm beteiligen, und zwar voraussichtlich auf vier Jahre.

In der Strategie des Ostens spielt Japan von USA aus gesehen, die Rolle Englands gegenüber Europa. Es ist der militärische, wirtschaftliche und politische Eckpfeiler seines Systems. Und an die Stelle des bisherigen Bundesgenossen China scheint immer mehr der neue potentielle Verbündete Japan zu treten. Wie immer der China-Konflikt endgültig ausgehen mag — der eigentliche bisherige Sieger ist Nippon.

L I T E R A R I S C H E R U N D S C H A U

„Irrweg und Umkehr“

Wir haben lange warten müssen, bis dieses Buch (Carl H. Mueller-Graaf: Irrweg und Umkehr. Betrachtungen über das Schicksal Deutschlands. Reclam-Verlag, Stuttgart, 262 S., DM 6,80) zu uns kam. 1946 erschien es unter dem Pseudonym Constantin Silens in der Schweiz und erregte alsbald in der ganzen Welt Aufsehen, weil hier erstmalig von einem Deutschen der Versuch unternommen wurde, ohne Ressentiments, ohne Parteibrille und ohne Furcht vor Deutschen und Ausländern den Dingen auf den Grund zu gehen. Der Erfolg dieses Versuches ist unbestreitbar und wird auch von denen nicht geleugnet werden, die in einzelnen Punkten anderer Auffassung sind als der Verfasser, dessen Geisteshaltung mit den drei Adjektiven christlich, fortschrittlich-konservativ und europäisch ungefähr umrissen sein dürfte.

Der klare, ordnende Geist des Autors findet seinen Niederschlag schon in der Anlage des Buches. Es besteht aus zwei Hauptteilen, die sich wiederum in je drei Abschnitte gliedern. „Der Irrweg“ enthält die Vorgeschichte („Drei Jahrhunderte Untertanen“), die Entstehungsgeschichte („Das Weimarer Versagen“) und den Ablauf („Die Höllenfahrt“) der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft. Die „Umkehr“ gliedert sich in einen allgemeinen Überblick („Die weltpolitische Situation“), in den Vorschlag einer Therapie für unser krankes Volk („Die Umkehr der Deutschen“) und einen sehr nachdrücklichen Appell an die andern Nationen („Frieden?“), daß sie ihre Stunde nicht versäumen möchten.

Mueller-Graaf holt weit aus, und eben das ist eines der größten Verdienste dieses Buches. Er hat erkannt, wie sinnlos es ist, den Deutschen heute vorzuwerfen, daß sie etwa 1933 oder 1937 „Parteigenossen“ wurden; denn der deutsche Irrweg hat viel früher begonnen. Ein Aufblitzen der deutschen „Kompromißlosigkeit“ sieht er schon in der Reformationszeit (ohne deshalb der platten Albernheit zu verfallen, die in Luther einen Vorläufer Hitlers erblickt): „Hier schon flammte ein Fanatismus auf, der alles andere verachtet, und der lieber eine Welt zugrunde gehen läßt, statt

einzu lenken und, das Bestehende achtend, sich einem Ausgleich nicht verschließt."

Das eigentliche Unheil aber kam mit dem Dreißigjährigen Krieg, in dessen Verlauf in Deutschland das Bürgertum zugrunde gerichtet wurde, welches überall sonst in Europa in den nächsten anderthalb Jahrhunderten die politisch entscheidende soziale Schicht gewesen ist. „Die territorialen Fürsten allein überdauerten den Sturm und wurden damit wohl oder übel zu Trägern der weiteren politischen Geschehnisse. Es entstand der absolute Obrigkeitsstaat, in dem Bauer und Bürger nicht freie, der Macht teilhaftige, mitverantwortliche Teilhaber an der Gemeinschaft waren, sondern gehorsame Untertanen."

Mueller-Graaf lehnt es (wie uns scheint: mit Recht) ab, die Fürsten für diese Entwicklung verantwortlich zu machen. Er wird dabei auch der geschichtlichen Rolle Preußens gerecht. Insbesondere wendet er sich mit erfreulicher Schärfe gegen die zweite Albernheit der letzten Jahre, die Friedrich den Großen und Hitler auf eine Stufe stellt. Er liebt den Menschen Friedrich gewiß nicht, aber er wird dem Fürsten gerecht, der durch seine unermüdliche Arbeit den Grund gelegt hat, auf dem das Preußen der Brüder Humboldt überhaupt erst bestehen konnte.

Die Entartung Preußens, dem dann Hitler — nicht etwa erst das Kontrollratsgesetz! — den Todesstoß versetzt hat, führt der Verfasser (wiederum scheint uns: mit Recht) auf das Versagen des freiheitlichen deutschen Nationalgefühls nach den napoleonischen Kriegen und in der Paulskirche sowie auf die politische Unmoral Bismarcks zurück, der sich im Mai 1866 von seinem Freunde Ludwig von Gerlach und den „altpreußischen“ Konservativen trennte, weil diese darauf bestanden, daß „Gottes heilige Gebote auch die Gebiete der Politik, der Diplomatie und des Krieges“ umfaßten, und weil sie bestritten, daß „diese Gebiete kein höheres Gesetz als patriotischen Egoismus“ kennen. Diese Worte Ludwig von Gerlachs sind der Schlüssel zum Verständnis des preußisch-deutschen Irrweges.

In dem grundlegend neuen Verständnis Bismarcks und seines Werkes dürfte wohl die größte Bedeutung dieses Buches liegen. Natürlich ist Mueller-Graaf auch hier nicht einer Meinung mit den „terribles simplificateurs“, sondern zeichnet ein Bismarckbild mit vielen Schattierungen. „Man tut der Erkenntnis des deutschen Problems keinen Gefallen mit dem ganz und gar ungeschichtlichen Versuch, die Staatsmänner der Zeit Bismarcks — von denen vor ihm und nach ihm wollen wir schweigen — als weißgewaschene Engel dem schwarzen Bösewicht gegenüberzustellen."

Der Verfasser beansprucht keine Originalität für sein Bismarckbild. Er beruft sich ausdrücklich auf das bedeutende Werk von Erich Eyck. Sein Verdienst bleibt aber die scharfe Herausarbeitung einiger Gesichtspunkte, die wohl auch für den künftigen Geschichtsunterricht in unseren Schulen

maßgeblich werden müßten. Dazu gehört zunächst die Kennzeichnung des patriotischen Egoismus und des Machtdenkens als des politischen Leitmotivs des Reichsgründers. „Sein Einigungswerk war aufgebaut auf die Macht der preußischen Krone; alles, was dieser Macht nützte, schien von vornherein gut zu sein . . . Macht kann aus sich heraus keine Werte setzen. Der Glaube an die Macht an sich ist ein gefährlicher Irrtum. Der einseitige Machtgedanke, der sich nicht in ausreichendem Maße mit der Erkenntnis dessen verband, was materiell zeitgerecht war, ist nicht nur zum Schöpfer, sondern auch zum Totengräber des Bismarckschen Werkes geworden. Er war der Vater einiger fundamentaler Fehler, die bei Bismarck begannen und zur heutigen Katastrophe geführt haben.“

Bismarck war eben, das geht aus diesem Buch mit überzeugender Klarheit hervor, im Grunde seines Herzens Preuße geblieben. Der Gründer des Deutschen Reiches war, so paradox es klingen mag, niemals mit Leib und Seele Deutscher geworden. Nun wäre das an sich kein Unglück gewesen, zumal damals auch die führenden Politiker anderer Bundesstaaten ganz zweifellos zunächst Bayern oder Sachsen und dann erst Deutsche waren. Bismarck hätte trotzdem ein erfolgreicher Reichsgründer und -bewahrer sein können, wenn er sein Werk föderalistisch, das heißt als gegliedertes Ganzes verstanden hätte. Aber ihm ging es eben allein um die Vormacht der preußischen Krone. Er ließ das gleiche Recht der anderen nicht gelten. „Es ist nicht überspitzt zu sagen, daß Bismarck das von ihm über die Dynastien gegründete Reich, je länger er es regierte, desto mehr, nicht einmal mehr auf die Krone, sondern auf seine eigenen Schultern stützte.“

Wenn dieses der entscheidende Fehler Bismarcks im Innern war, so trifft ihn noch schwerer der Vorwurf, daß er dem Deutschen Reich kein außenpolitisches Ziel gegeben hat. Hier liegt wohl der Kern des neuen Bismarckbildes: „Auch seine Feinde haben nie geleugnet, daß Bismarcks äußere Politik ein Meisterstück diplomatischer Kunst war . . . Es war das geniale Spiel eines mit den gegebenen Mächten rechnenden und ganz und gar von den Problemen der Macht ausgehenden Diplomaten . . . Mit der Schöpfung des Kaiserreiches war die Arbeit eines großen Diplomaten beendet, jetzt mußte die Aufgabe des Staatsmannes beginnen. Genau so wenig wie in der inneren hat Bismarck in der äußeren Politik die Notwendigkeiten gesehen, die seinem Werke hätten Inhalt und Dauer geben können. Innen wie außen suchte er die Macht um der Macht willen zu behaupten.“

Es ist nicht möglich, die Fülle der neuen Einsichten — neu jedenfalls für die allermeisten von uns, die wir ein überaus einseitiges Bismarckbild schon auf der Schule eingeprägt bekommen haben —, die Mueller-Graaf hier ausbreitet, im Rahmen eines Hinweises wiederzugeben. Vor allem muß immer wieder betont werden, daß der Verfasser das Für und Wider niemals außer acht läßt. Nachdem wir aber — von den primitiven Anschwärmungen der letzten vier Jahre abgesehen — fast allein das Für zu hören bekommen

haben, ist es wohl an der Zeit, daß auch das Wider einmal zu seinem Recht komme.

Vor allem geht es hier aber nicht um gelehrte Fachsimpeleien, sondern um den Durchbruch zu einem klaren Verständnis der deutschen Situation gestern, heute und morgen! „Prüfte der deutsche Staatsmann nüchtern die Möglichkeiten für eine Außenpolitik des neugegründeten Reiches, so hätte er — auch jenseits jeder moralischen Erwägungen — schon damals zu dem Ergebnis kommen müssen, daß die Welt aufgeteilt war. Jede expansive Politik der neuen europäischen Kontinentalmacht mußte unweigerlich zu einem aussichtslosen Zusammenstoß mit sehr viel stärkeren Mächten führen ... Bismarck war wenig geneigt, die Rechte anderer sehr ernst zu nehmen. Er glaubte, daß in beider Hinsicht die Macht allein das Wesentliche sei. Dies ist der Irrtum, an dem sein Werk krankte und schließlich unterging. Es war nicht das Werk eines großen Staatsmannes, sondern der Erfolg eines genialen Diplomaten.“ (Hier wende man nicht ein, daß es sich um eine nachträgliche Erkenntnis handle; Zeitgenossen wie Ludwig von Gerlach, Konstantin Frantz und andere sind der eindruckliche Gegenbeweis.)

Die europäische Großmacht ohne außenpolitisches Ziel ging, nachdem der geniale Diplomat das Spiel mit den fünf Kugeln aus der Hand gelegt hatte, den unvermeidlichen Weg ins Unheil. Mueller-Graaf sieht den entscheidenden Fehler der wilhelminischen Ära in den Weltmachtansprüchen des Reiches, welches nicht mehr war als eine europäische Großmacht unter anderen. Weil Bismarck die Einfügung in das englische System des europäischen Gleichgewichtes nicht als die einzig mögliche deutsche Außenpolitik erkannt und seinen Nachfolgern empfohlen hatte, entschieden die Caprivi und Bülow und der neurotische Kaiser sich für die Expansion, für den „Platz an der Sonne“.

„Die Warenausfuhr wurde zu einer der wichtigsten Grundlagen der deutschen Wirtschaft ... Deutschland wurde damit ein starker Faktor auf dem Weltmarkt und teilweise auch ein Konkurrent der älteren englischen Industrie. Trotzdem wäre es verkehrt, einer gewissen These zu folgen, der erste Weltkrieg sei der Zusammenstoß konkurrierender Industriestaaten gewesen ... Die wesentlichen Gründe der Katastrophe waren anderer Natur. Nicht Handelsneid, mag er auch eine gewisse Rolle gespielt haben, sondern Machtfragen gaben den Ausschlag.“

Neben der — nicht auf Deutschland beschränkten, hier aber besonders verhängnisvoll wirkenden — allgemeinen Verweltlichung, neben dem Materialismus, der Abkehr vom Christentum und dem immer wachsenden Glauben an Masse und Organisation bezeichnet der Verfasser dann den deutschen Militarismus als eine unheilvolle Wurzel des nachfolgenden Elends. „Um es vorweg zu sagen: der Militarismus ist ein nicht unwesent-

licher Teil der politischen Fehlentwicklung in Deutschland. Dagegen ist es ein Irrtum, der viele Deutsche — mit Recht — gegenüber der Welt verbittert, zu meinen, daß im deutschen Volkscharakter eine besondere ‚Kriegslust‘ läge ... Der wirkliche deutsche Militarismus, dessen Wesen es klar zu erkennen gilt, ist aber etwas anderes ... Er besteht in dem Glauben an das ‚Schwert‘ als der wahren Kraft, auf der Sicherheit, Freiheit und Entwicklung der Nation beruhe ... Der deutsche Militarismus ist im Grunde der einseitige Machtgedanke Bismarcks in militärischer Form. Das ‚Schwert‘ wird Selbstzweck. Auf ihm ‚ruht‘ der Staat, ‚ruht‘ in einem doppelten Sinne. Man kann es zur Zeit Wilhelms II. besonders für die oberen Schichten schon als ein Schlafen bezeichnen. Ein Schlaf, in dem man vergißt, daß das beste Schwert niemals eine Politik ersetzt, die sich ihrer Grenzen bewußt ist.“

Das sind die hauptsächlichen Wurzeln unseres Unheils: Kompromißlosigkeit, Machtglaube, Verachtung der Politik, Gleichgültigkeit gegenüber den Rechten anderer. Diese Wurzeln reichen weit zurück in die Geschichte unseres Volkes. Am meisten Nahrung haben sie erhalten, als im 19. Jahrhundert die freiheitliche, demokratische Volksbewegung an der wiederum historisch bedingten Schwäche des deutschen Bürgertums zugrunde ging und durch eine Machtpolitik ersetzt wurde, welche schon unter Bismarck nicht realistisch war und unter seinen Nachfolgern in bloße Großmannsucht ausartete.

Aus diesen Wurzeln hat auch das „Dritte Reich“ seine Scheinblüte genährt. Freilich sind andere Faktoren hinzugekommen. Mueller-Graaf schon die Väter von Versailles nicht. Er sieht auch die tragischen Verknüpfungen, die in der Weimarer Zeit mitgewirkt haben am Untergang des deutschen Staatswesens. Er sieht nicht zuletzt die Mitschuld des Auslandes, welches Hitler gab, was es seinen Vorgängern versagt hatte. Aber allzu gründlich war er vorher in die Tiefen unserer Geschichte und unserer Wesensart hinabgetaucht, um nicht zu wissen, daß alle diese Dinge eben nur mitgewirkt haben. Die Wurzeln liegen tiefer. Wir können diese Schuld nicht von uns schieben, wie es heute — gerade im Gespräch mit wohlmeinenden Ausländern — nur allzu oft und leichtfertig geschieht. „Ja, wir sind schuld an unserem Schicksal. Wir waren Untertanen, statt Bürger zu sein.“

Sehr berechtigt und notwendig ist dagegen die Kritik an der kurz sightigen Anklageerei des Auslandes, welches, wie Mueller-Graaf wieder einmal mit vollem Recht hervorhebt, einfach nicht weiß, was es bedeutet, zwölf Jahre in einer Tyrannis zu leben. Da ist mit formalistischer Entnazifizierung und Postenbesetzung nichts zu machen, weniger noch mit Pharisäertum. Wer solche Schuld trägt wie das deutsche Volk, dem hilft nur eines: Einsicht und Umkehr. Wer einsehen und umkehren soll, dem hilft kein Propagandageschrei, sondern nur Stille und allenfalls ein Vorbild. Man

hat uns keine Stille gegönnt. Selbst dort, wo der erbärmliche Alltag sie uns in seltenen Augenblicken hätte schenken können, ist uns die Stille versagt geblieben. Man hat uns angeschrien und verklagt und hat mit dem schrillen Klang fremder Zungen die Stimme des eigenen Herzens übertönt und zum Schweigen gebracht. Und Vorbilder?

Wenn nun auf diese Weise aus der großen Schuld unseres Volkes inzwischen eine noch viel ärgere Not geworden ist, an der wir längst nicht mehr allein schuldig sind, so dürfen wir uns damit nicht rechtfertigen. Wir dürfen uns nicht weiter verstocken, sondern müssen umkehren zu neuem Leben — in Deutschland, in Europa, in der Welt. Mueller-Graaf weist einen Weg. Es ist der Weg des einzelnen Menschen durch Christus zu Gott und des ganzen Volkes durch eine göttliche, gegliederte Ordnung in die Gemeinschaft der Völker.

Wem dieser Weg nicht zusagt, der möge einen besseren zur Wahl stellen. Einstweilen glauben wir, daß uns als Diagnose und Therapie unserer Krankheit noch nichts Besseres beschert worden ist als das Buch von Carl Mueller-Graaf. Wenn wir es in der Stille lesen und bedenken, wird es seine heilende Kraft nicht verfehlen und damit den Zweck erfüllen, den sich der Verfasser mit den Worten Jacob Burckhardts gesetzt hatte: „Auch auf das Schrecklichste, was geschehen, muß ja die Menschheit sich wieder einrichten, ihre noch heilen Kräfte herbeibringen und weiterbauen.“ h. l.

Leibniz als Theologe

„Plädoyer für Gottes Gottheit“, ist es nicht eigentlich ein absurdes Unternehmen, absurder, ja blasphemischer noch als die Versuche, das bloße Dasein Gottes zu beweisen? Die philosophisch-theologischen Bemühungen dieser Art sind unter dem Namen der „Theodizee“ fast ausschließlich mit G. W. Leibniz verbunden. Ja, wer ihn kennt, wird vielleicht schwanken, ob er ihn in erster Linie einen „Philosophen“ im modernen, autonomen Sinne oder nicht viel eher einen Theologen, den Verteidiger Gottes, *advocatus Dei*, nennen soll. Die Scholastiker, an ihrer Spitze Thomas, haben „Sum-

men“ wider die Heiden, die Andersgläubigen, geschrieben. Das Problem, Gott selbst in seiner allgemeinen Existenz und seiner speziellen christlichen Essenz zu verteidigen, ist ihnen noch nicht in den Sinn gekommen. Uns Heutigen droht es dagegen wiederum aus dem Sinn zu kommen. Es ist ein Problem, zu dem wir hingeführt werden müssen, das nicht selbsttätig aus uns hervorschnellt. Oder täuscht man sich mit einer solchen Behauptung? Haben diejenigen recht, die meinen, daß die modernen Ungläubigen solche sind, weil sie Gründe dafür haben, Gründe, über die sich reden läßt, die sich vielleicht zerstreuen lassen? Ist wirklich, um gleich das stärkste Ar-

gument sprechen zu lassen, das furchtbare Leiden der Menschen in der Welt schuld daran, daß der Gottesglaube im Hinscheiden begriffen ist? Wir sind, um es auch einer so mächtigen und ehrwürdigen Autorität wie Leibniz gegenüber zu bekennen, abweichender Ansicht, nämlich der, daß Glaube oder Unglaube aus umfassenderen spezifischen Existenzgrundlagen erwachsen, als sie durch Gründe und Dialektik jemals erreicht werden können. Wir müssen uns und unser Verhältnis zu Gott sozusagen „verkleinern“, um in die Röhre einer theologischen Dialektik hineinzukriechen, die es als ihr oberstes Anliegen begreift, Gott vor den Anwürfen der Menschengehirne, den Anklagen der Kreatur in Schutz zu nehmen. Weder vermag irgendein fremdes oder eigenes Leiden uns auch nur im mindesten unser kreatürliches Gottesverhältnis zu erschüttern, noch meinen wir, daß umgekehrt ein mangelndes Transzendenzbewußtsein dialektisch erzeugt werden könne.

Das ist die Situation, von der man an eine kleine Veröffentlichung herantritt, für die der ausgezeichnete Karl Kindt als Herausgeber und Übersetzer verantwortlich zeichnet: „Plädoyer für Gottes Gottheit. G.W. Leibniz' ‚Causa Dei‘“ (Wichern-Verlag, Herbert Renner KG., Berlin-Spandau). Es handelt sich hier um eine Rarität in mehrfachem Sinne, eine fast unbekannte, seit 1763 anscheinend nicht übersetzte lateinische Schrift von Leibniz, die in den Umkreis seiner Theodizee-Arbeiten gehört und dort vielleicht die bedeu-

tendste, zum mindesten die straffeste und architektonisch am feinsten durchkomponierte Fassung seiner fundamentalen Gedanken über Gott, Mensch und Welt darstellt. Wer Leibniz kennenlernen will und die Gewichte richtig verteilen möchte, die den einzelnen Sphären und Gegenständen im Rahmen seines universalistischen Forschens und Denkens zukommen, muß diese Schrift studieren. Es werden einem zunächst einmal die Augen aufgehen (und der Herausgeber ist mit einer temperamentvollen und geistreichen Einleitung bemüht, diesem Prozeß noch nachzuhelfen), daß Leibniz und damit der größte Denker des Barock am ganz andern Orte als die gleichzeitigen „Profanphilosophen“ Descartes, Hobbes, Spinoza steht, daß er — will man schon rubrizieren, der „letzte große Scholastiker“, nicht aber der „erste Aufklärer“ ist, daß er unter den Axiomen des Glaubens, eines „Hochglaubens“, der dem des Mittelalters um nichts nachsteht, philosophiert, nicht aber im Rahmen einer autonomen Vernunftproblematik.

Und dennoch „Plädoyer für Gottes Gottheit“? Die moderne, primitiv-dialektische Psychologie, wie sie u. a. auch Nietzsche immerfort anwendet, daß man nämlich am glühendsten das verteidige und überhaupt über Dinge und Probleme rede, die einem am ungewissesten sind, versagt im Umkreise jeder ernsthaften philosophischen Problematik; sie versagt auch hier. Es würde absurd sein, zu meinen, daß Leibniz sich so viel mit Rechtfertigungen

Gottes befaßt habe, weil er seines Glaubens nicht sicher gewesen sei. Die „Causa Dei“ zeigt in einer dem heutigen philosophischen Denken kaum mehr unmittelbar faßlichen Deutlichkeit, daß es die „Anfangsproblematisierung“ der modernen Philosophie von Descartes bis Hegel bei Leibniz in einer völlig thomistisch anmutenden „naiven“ Gottes- und Glaubenssicherheit überhaupt nicht gegeben hat. Man täusche sich doch nicht: es gibt keine Wege zu Gott von der Endlichkeit und der Empirie her, auch nicht in der Form des Kantischen Beweises aus den Postulaten der praktischen Vernunft. Der Glaube ist, wenn etwas im Menschen, aus einem Guß, aus absoluter Spontaneität; und sein Dasein verrückt alle Gewichte derart, daß es absurd sein würde, ihm oder seinem Gegenstande Gott noch irgendeine dialektische Instanz vorauszusetzen. Eben dies spricht Leibniz' kleine Schrift in ihrer durch und durch deduktiven Struktur mittelbar aus. Wenn man Gott hat, bewegt sich der Logos in seinen Schlüssen nur noch abwärts, scheidet jede Induktion aus, gewinnt die Theologie ihre naturgemäße Superiorität gegenüber der Philosophie zurück.

So nimmt denn auch die innerweltliche Fragestellung der Theodizee im engeren Sinne, wie sich die Allmacht, Allwissenheit und Alliebe Gottes mit Sünde, Schuld und Leid der Welt vereine, nur einen schmalen, „eingepreßten“ Zwischenraum im Rahmen dieses großartigen philosophischen Tedeums ein und wird am gültigsten im Artikel 47 beant-

wortet: „So oft in den Werken Gottes etwas vorkommt, das tadelnswert erscheint, so muß man bedenken, daß wir es nicht genugsam kennen und daß ein Weiser, der es wirklich ganz verstünde, urteilen würde, daß man Besseres nicht einmal wünschen könne.“ Ein Gedanke, der freilich in seiner ganzen Bedeutung ebenso wie der gesamte „Optimismus“ Leibniz' nur richtig verstanden wird, wenn man ihn oder diese „Kenntnis“ nicht in immanenter Verengung versteht, sondern die gesamte, nur Gott selbst bekannte Transzendenz miteinbezieht, vor deren unendlichen Möglichkeiten dann die Sinngebung auch des äußersten „Unsinnigen“ möglich, ja notwendig wird. Oder mit anderen Worten: Man mißversteht Leibniz und die Antriebe seiner Theodizee, wenn man sie, wie wir es eingangs umrissen, etwa als Antwort auf eine spezielle Zeitproblematik, überhaupt als isoliertes Problem, an dem irgendwie das Sein oder Nichtsein Gottes hängt, auffaßt. Auch bei ihm ist vielmehr Gott und der Glaube ein Ozean in horizontloser, überwältigender Existenz, der hier und da Muscheln und Kiesel auswirft, die nur für den Menschengestalt zu scheinbar unlösbaren Problemen werden können. So kann diese Schrift und mag diese Schrift den heutigen Menschen in erster Linie zu Leibniz' Glaubensgröße zurückführen, um unter der Hand hierbei auch zwei spezielle Probleme der Theodizee zur Aufklärung, besser vielleicht: zur Erledigung zu bringen.

Joachim Günther

Deutsche Klassik

Die illustrierte Ausgabe von Goethes „Die Leiden des jungen Werther“ mit Holzschnitten des litauischen Künstlers Vytautas Jonynas ist ein interessanter Versuch, Goethes Werk aus dem heutigen Lebensgefühl heraus durch die Holzschnidekunst dem Publikum nahezubringen. Das Buch ist zudem ausgezeichnet gedruckt (Karl Alber, Freiburg, DM 25.—). — Herder bringt „Die natürliche Tochter“ heraus; dieses Werk Goethes hat eine stärkere Gegenwartsbezogenheit, als gemeinhin angenommen wird. — Die wichtigsten Reden Goethes stellt ein kleiner Band des Verlages Classen & Würth, Darmstadt, zusammen. Manches an diesen Reden will uns heute allerdings unbedeutend oder veraltet erscheinen. — Derselbe Verlag bringt die „Betrachtungen und Gedanken“ von Friedrich Maximilian Klinger, in denen der bekannteste Vertreter der Sturm- und Drangzeit sich als erstaunlich lebendig erweist. — Ein unbestreitbares Verdienst hat sich der Verlag

Kurt Desch in München mit einer einbändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke“ von Georg Büchner erworben, zu der Kasimir Edschmid eine ausführliche Einleitung geschrieben hat.

Französisches

Es gibt viel, aber keineswegs zu viel Pascal in diesen Jahren. Classen & Würth, Darmstadt, bringen „Vom Geist der Geometrie“, übersetzt und eingeleitet von Wolfgang Struve, in zweisprachiger Ausgabe heraus. — „Voltaire“ wird uns in einer Biographie des Engländers Brailsford, übersetzt von Oda von Gal, in sehr lebendiger Weise nahegebracht, wobei der Autor immer die nötige Distanz zu seinem Helden zu wahren versteht (Nestverlag, Nürnberg). — Eine reine Freude ist es, den Band der Piper-Bücherei (München) „Götter und Helden“ von Honoré Daumier anzuzeigen. Die 50 Lithographien entkleiden das landläufige „Heldentum“ in einer gerade für unsere Tage sehr heilsamen Weise seines Nimbus. Ernst Penzoldt schrieb eine vorzügliche Einleitung.

D. R.

Amerika — der Entdecker Europas

Amerika ist von Europäern entdeckt worden. Aber Europa, als politische Einheit und Notwendigkeit, ist heute im Begriff, von Amerika entdeckt zu werden. Das ist vielleicht eines der Hauptergebnisse des zweiten Weltkrieges. Außer der Monroe-Doktrin, der schon in der Abschiedsbotschaft Washingtons ausgesprochenen Absage an die Verstrickung in Allianzen, dem Prinzip der „Offenen Tür“ im Fernen Osten und der allgemeinen Forderung nach Frieden, Abrüstung und kollektiver Sicherheit, kannte die sich erst langsam entwickelnde Außenpolitik der Vereinigten Staaten kaum ein konkretes Ziel. Jetzt aber ist, seit der Vollendung der Monroe-Doktrin in der amerikanischen Sicherheits-Hemisphäre durch den Pakt von Rio, die Schaffung Europas ihr Ziel Nr. 1 geworden, und an dieser Priorität Europas wird auch trotz der bedrohlichen Entwicklung in Asien festgehalten. Die „Nation of Nations“, die in sich ein Gleichgewicht gefunden, will nun auch der Alten Welt zu einer solchen harmonischen Ausbalancierung verhelfen und ihr einen festen Platz in einem neuen Weltgleichgewicht sichern und führt diese Politik, deren vorläufig letzte Phase der Atlantikpakt ist, immer mehr mit dem Elan eines Kreuzzugs durch.

Das europäische Vakuum

Der Fall Europa ist dabei in gewissem Sinne eine Wiederholung des Falles Österreich-Ungarn nach dem ersten Weltkrieg, dessen Nachfolgestaaten sich als zu schwach erwiesen, um eine neue Stabilisierung im Südosten herbeizuführen. So entstand ein politisches Vakuum, das schließlich von einer weit stärkeren Macht als es die Habsburger waren, ausgefüllt worden ist, womit der 1918 eingeleitete Prozeß seinen einstweiligen Abschluß gefunden hat. Heute

ist ganz Europa in der Lage eines solchen Vakuums, dessen Ausfüllung die USA durch die „Entdeckung“ Europas eingeleitet haben, so wie es vom alten Österreich hieß, daß man es hätte erfinden müssen, wenn es nicht schon bestanden hätte. Bisher hatte es Europa nur als geographischen und kulturellen Faktor, nicht aber als politische Macht gegeben. Die Welt kannte seit der Heiligen Allianz nur das sogenannte „Europäische Konzert“ der Mächte, in dem England, Deutschland, Österreich, Rußland und Frankreich die Hauptinstrumente spielten, in Übersee sekundierte von den USA und Japan. Dieses Konzert war, abgesehen von den Einlagen, in denen ein Castlereagh oder ein Bismarck den Taktstock führte, keineswegs sehr harmonisch. Das Zusammenspiel ruhte bald auf dem Dreibund, bald auf der Balance of Power-Politik Englands, die nicht europäisch empfunden war und nur verhindern wollte, daß eine der kontinentalen Mächte das Übergewicht erlangte. Europa als Ziel kannten beide nicht, und nur im Strahlen der Kerzen von Wien oder der Gas-kandelaber des Berliner Kongresses war ein schwacher Abglanz davon zu spüren gewesen. Sonst gab es nur Utopien, wie die Pan-Europa-Pläne eines Grafen Coudenhove-Kalergi oder aber die allzu „realpolitischen“ Versuche eines Napoleon oder Hitler, dieses Europa durch Gewalt und im Interesse einer einzigen Macht zu schaffen.

Heute ist dieses alte System am Ende. England und Frankreich sind geschwächt, Deutschland zerschlagen, das frühere Österreich verschwunden, Italien ausgeschaltet. Dafür sind es nun zwei außer-europäische Mächte, die USA und die Sowjetunion, beides Viel-völkerstaaten und ganze Kontinente, die nicht nur die Weltherrschaft, sondern auch das Erbe der beiden Entwicklungsrichtungen Europas angetreten haben: der Pakt- und Gleichgewichtslinie und der Gewaltlinie. Im Unterschied zu der Lage nach dem vorigen Weltkrieg sind beide heute nicht nur die Hauptakteure auf der Bühne Europas geworden, sondern haben Europa so zwischen sich aufgeteilt, daß es sich selbst gar nicht zusammenschließen kann. Schon Napoleon hatte mit der Prophezeiung, daß Europa entweder bonapartistisch oder kosakisch werden müsse, diese Entwicklung vorausgesehen. Aber was er nicht ahnte, war, daß sich auch für seinen großen westlichen Gegner England, ein überlegener Nachfolger finden würde. Und dieser, die USA, ist es, der heute nicht nur die Macht, sondern auch den Willen hat, das Banner eines echten Europa aufzupflanzen.

Die USA als europäische Macht

Eine der wesentlichsten Voraussetzungen dafür war, daß die USA in ihrer neuen Rolle als Besatzungsmacht in Deutschland, in Österreich und in Triest und als erklärte Schutzmacht Griechenlands und der Türkei selbst zu einer europäischen Macht geworden sind. Und daß sie in dieser Position, entgegen allen ursprünglichen Plänen, mit der anderen Weltmacht in einen Kampf um Europa gedrängt worden sind. Noch in Teheran und Yalta war man sich darin einig gewesen, den Frieden ebenso wie den Krieg auf der Basis einer Zusammenarbeit der Großen Vier zu gewinnen und zu stabilisieren. Aber schon in Potsdam hatte sich gezeigt, daß diese Allianz nur eine zeitbedingte Zweckgemeinschaft gewesen war und daß sich nach dem Siege die grundlegenden Interessengegensätze als so stark erwiesen, daß man nicht nur getrennte Wege ging, sondern die „Abkühlungsperiode“, die man vor den endgültigen Friedensschluß einschob, sich bis zum „Kalten Krieg“ abkühlte. Die ursprünglich nur als militärische Demarkation gedachte Linie von Lübeck nach Triest erwies sich auch als eine politische und ideologische Barriere, hinter der jede der beiden Mächte ihren Einflußbereich nach ihrem Muster einzurichten und zu beherrschen strebte. Das Ziel Moskaus ist dabei nicht ein selbständiges Europa, sondern gemäß seiner politischen Philosophie, die es ebenso wie den Glauben vom alten Ost-Rom, übernahm, der Weltstaat — mit kommunistischem Vorzeichen. Es hat in diesem Kampf, in dem es sich nun auf die breite Basis Weimar—Wladiwostok stützen kann, überall seine Verbündeten. Denn so wie es früher in fast allen Ländern eine liberale „englische“ Partei gegeben hat, so gibt es heute überall die „Fünfte Kolonne“ der kommunistischen Parteien. Aber der Vormarsch Moskaus bis zu der heutigen Demarkationslinie war trotzdem mehr ein militärischer als ein ideologischer, und Marx hat sie, im Sinne einer Machtergreifung, nirgends zu überschreiten vermocht, wo sie nicht zuvor von der Roten Armee überschritten worden war. Die Vereinigten Staaten, die an sich ebenso in der Lage wären, die Weltherrschaft unter ihrem Vorzeichen anzustreben, haben sich von diesem Ziel nicht berauschen lassen. Sie glauben, daß die Macht ihrem Wesen nach böse ist, daß ein Weltstaat, gegründet auf Gewalt und geschaffen von nur einer Macht, nur um den Preis der Freiheit erkaufte werden kann, und daß, nach einem Worte Ortega y Gasset, die Freiheit nur aus einer Vielzahl sich gegenseitig eindämmender Mächte erwachsen kann. Sie

wollen auch keine neue Zweiteilung der Welt in ein Ost-Rom und West-Rom, da ein Gleichgewicht nur zu zweien stets eine gefährliche und unsichere Angelegenheit zu sein pflegt. Ihr Ziel ist, in einer folgerichtigen Fortentwicklung der einstigen europäischen Balance-of-Power-Politik Englands in globalem Stil, zu einem neuen, echten, pluralistischen Gleichgewicht vieler Mächte zu kommen, von denen die erste und wichtigste Europa ist. Ein europäisches Europa, als Dritter im Bunde, von den USA „entdeckt“, erstmalig alle seine Teile gleichberechtigt zusammenfassend und dem amerikanischen wie dem eigenen und dem Weltinteresse dienend.

Von der Truman-Doktrin zum Marshall-Plan

Es begann mit der Truman-Doktrin vom März 1947, die den Fehler der USA, als sie sich entgegen dem Wunsch Churchills, Europa von seinem „weichen Unterleib“ her aufzurollen, für die Errichtung der Zweiten Front in Frankreich entschieden, zu korrigieren versuchte. Sie verkündete als Prinzip der amerikanischen Außenpolitik die Unterstützung aller freien Völker, die sich gegen die Unterdrückung durch eine bewaffnete Minderheit im Lande oder durch eine auswärtige Macht wehren, und wandte es zuerst auf Griechenland und die Türkei an. Aber man wurde sehr bald gewahr, daß diese Doktrin allein nicht genügte, ja daß sie die USA sogar in eine falsche Frontstellung brachte, da beide Länder keineswegs Muster der Demokratie und des Systems waren, für dessen Vorherrschaft sich die USA einzusetzen wünschen. Sie drohten, überall in ein Bündnis mit der Reaktion gedrängt zu werden, während die progressiven Kräfte in das sowjetische Lager getrieben wurden. Eine positive Ergänzung war notwendig, ein anderes Sammelbecken. Und der von Marshall geschaffene Planungsstab der amerikanischen Außenpolitik kam zu der Auffassung, daß erst die wirtschaftliche Sanierung und im Anschluß daran eine Hebung des Lebensstandards die Voraussetzung auch für ein gesundes politisches System schaffen könne. Vorausgegangen waren bereits die Drei-Milliarden-Dollar-Anleihe an England, den natürlichsten Verbündeten der USA (obwohl ein formelles Bündnis auch hier nie bestanden hat) und die UNRRA, ein reines Hilfswerk, das auch den Ostländern zugute kam. Der Marshall-Plan brachte das Ganze nun in ein System, in dem er allen Hilfe zusagte, die sich selbst zu helfen bereit waren. Er trennt dabei Europa nicht in ein amerikanisches und ein sowjetisches Lager, sondern schafft, da eine Sanie-

rung des Kontinents in zwei Hälften nicht möglich ist, die wirtschaftliche Grundlage für Europa als Ganzes. Die amerikanischen Sachverständigen hatten in diesem Sinne eine Steigerung des Ost-West-Handels für ein rundes Drittel des Erfolges des ERP von vornherein einkalkuliert. Die Richtigkeit dieses Standpunktes hat sich, trotz des von Moskau erzwungenen Exodus der Ostländer in Paris, in der Praxis erwiesen. Der intereuropäische Handel zwischen Ost und West ist erfreulich in Gang gekommen, und durch den englisch-polnischen Handelsvertrag hat jetzt sogar ein ERP-Land die Sowjetunion als den bisher besten Kunden Polens verdrängt. Die Auffassung, daß der Marshall-Plan ein Kriegsplan sei, ist natürlich völlig verkehrt; denn es wäre ja unsinnig, die innerhalb eines Tagesmarsches der Roten Armee liegenden Industriezentren des Westens wieder aufzubauen, wenn man wirklich den Krieg für unvermeidlich hielte. Aber das ERP muß naturgemäß die magnetische Kraft eines wirtschaftlich aufblühenden Westens auf den Osten verstärken und so den Eisernen Vorhang immer mehr durchlöchern. Es ist insofern als echte gesamteuropäische Etappe gedacht und hat sich auch zu einer solchen entwickelt. Daß die Ostländer sich dabei nicht auf die Dauer ausschließen wollen, geht aus den Handelsverträgen hervor, die sie unter Zustimmung Moskaus mit den ERP-Ländern in wachsendem Umfang geschlossen haben, und von den vielen Deutungen des kürzlich als Gegenzug verkündeten „Marshall-Stalin-Plans“ ist diejenige am interessantesten, die ihn nur als eine Verstärkung der Verhandlungsposition Osteuropas gegenüber dem Westen auffassen will. Ebenso unberechtigt wie das Kriegsargument ist die propagandistische Behauptung von einer wirtschaftlichen Diktatur der USA. Denn gerade von amerikanischer Seite wird dahin gearbeitet, daß Europa selbst immer mehr die Verantwortung für die Durchführung des ERP übernimmt, und die Gründung des Lenkungsausschusses aus Ministern Englands, Frankreichs, Italiens, Belgiens, Hollands, Schwedens, der Schweiz und der Türkei unter dem Vorsitz Spaaks war ein wichtiger Schritt in dieser Richtung. Durch die Hintertür der Wirtschaft geht so Europa seiner Verwirklichung entgegen, und dieser Vormarsch ist umso zuverlässiger, als er auch den Interessen der amerikanischen Wirtschaft selbst entspricht und nicht nur aus altruistischen Motiven in Gang gebracht wurde. Die Jahressummen des ERP entsprechen fast genau dem Teil der passiven Handelsbilanz der USA mit Europa, der sonst nicht zu decken gewesen wäre, und die Gesamtsumme von etwa 16 Milliarden ist eine gute und im Verhältnis zu den 350 Milliarden

Dollar, die der Krieg die USA gekostet hat, oder den 143 Milliarden, die ein neues Kriegsjahr zu heutigen Preisen kosten würde, kaum zu spürende Investierung in den Frieden.

Von der Westunion zum Atlantik-Pakt

Aber diese wirtschaftliche Schöpfung Europas, bei der die USA immer die treibende Kraft in Richtung einer verstärkten gesamteuropäischen Zusammenarbeit blieben, bedingte weitere Schritte. Das Sanierungswerk bedurfte als Wachstumsschutz der politischen und militärischen Sicherung. Die berühmten „fünf Tage“ von Prag und später die Blockade Berlins brachten beide ins Rollen. Es begann zunächst die Wiederaufrüstung der USA zur stärksten Macht des Friedens. Dann entstand auf amerikanische Anregung die von Bevin sofort aufgegriffene Idee der West-Union als des politischen Kerns des künftigen Europas. Auch hier wiederum stand aber nicht die Spaltung, sondern die Einheit Pate. Es handelte sich um ein rein defensives Bündnis, dem auch andere Staaten beitreten können, und das in keiner Weise den großen Verständigungsrahmen Europas, der durch das Dreiecks-System der Freundschaftspakte London-Moskau, Paris-Moskau und des Vertrages von Dünkirchen zwischen London und Paris gespannt ist, sprengen will. Dieses Paktsystem besteht nach wie vor, wenn es auch ebenso wie Potsdam zur Illusion geworden ist. Im übrigen ist die West-Union als militärische Sicherung keine sehr wirksame Maßnahme. Die Mittel der fünf Länder sind begrenzt, und wenn das wirtschaftliche Sanierungswerk nicht gefährdet werden soll, darf nicht zuviel davon für die Rüstung ausgegeben werden. Die Bedeutung der West-Union muß daher in erster Linie in ihrer Funktion als politischer Kristallisationskern Europas gesehen werden. Wirkliche Sicherheit kann nur durch die Lieferung amerikanischer Waffen im Wege eines neuen Lend-Lease gegeben werden. Aber selbst das dürfte nicht ausreichen. Denn Westeuropa ist sowohl der warmen wie der kalten Kriege überdrüssig. Worauf es daher ankommt, ist vor allem eine Garantie Amerikas, die den Kreml wirklich davon überzeugt, daß er im Falle eines Angriffs in Europa auch die gesamte Macht der USA gegen sich haben würde. Die von England 1939 Polen gegebene Garantie hatte eine solche Wirkung auf Hitler nicht auszuüben vermocht und den Krieg nicht verhindert. Es war daher ein überzeugenderes System notwendig, und die USA haben sich konsequent entschlossen, auch hier den notwendigen

Schritt über den Ozean zu tun. Das ergab die Idee des Atlantik-Pakts als Ausdruck der Völkergemeinschaft um dieses neue Mittelmeer der heutigen Geschichte.

Er bedeutet für die USA einen völligen Bruch mit ihrer außenpolitischen Tradition, derzufolge alle Allianzen außerhalb der eigenen Hemisphäre vom Übel sind und zu kriegesischen Verwicklungen führen müssen. Und ebenso könnte der Pakt, wenn er falsch aufgefaßt oder gehandhabt würde, auch für Europa ein Schritt vom Wege sein, da er es in eines der beiden Weltlager eingliedert und zu einem Entweder-Oder zwingt, wo ein Sowohl-als-Auch, die Zusammenfassung der beiden Hälften, das eigentliche Ziel bleibt. Aber als Wachstumschutz bis zur Erstarkung Westeuropas, als Magnet zur Sammlung der europäischen Fragmente, als einstweilige politische Heimat und als atlantische Rückversicherung ist er ohne Frage eine glückliche Lösung. Noch ist der Pakt nicht unter Dach, und seine Bedingungen sind nur im Umriß bekannt geworden. Was dabei zu hoffen wäre, ist, daß diejenigen Kreise in USA bei der Formulierung die Oberhand behalten, die den Pakt nicht als eine gegen den Osten gerichtete Militär-Koalition, sondern als den politischen Ausdruck einer neuen Gemeinschaft betrachten und beides voneinander gesondert behandelt wissen wollen, wobei auch noch eine „neutrale“ Zone für die politischen Niemands-Länder Europas entstehen soll, die zwar den Schutz mitgenießen, ohne sich jedoch durch einen Beitritt binden zu müssen. Zur Garantie eines automatischen militärischen Eingreifens sind die USA nach ihrer Verfassung gar nicht in der Lage. Die jüngste Geschichte hat auch sonst bewiesen, z. B. im Falle der Tschechoslowakei vor München, daß Demokratien überhaupt nicht imstande sind, unter allen Umständen gültige Garantien zu geben, sondern daß es immer auf die jeweilige Lage ankommen wird. So wie sich andererseits im Falle Englands und seiner Dominien oder Englands und der USA gezeigt hat, daß auch ohne schriftliche Verpflichtungen zuverlässige Beistandsgarantien bestehen können. Und schließlich ist ja die Anwesenheit amerikanischer Truppen an der Elbe die beste Garantie, daß die USA sich im Falle eines Angriffs automatisch im Kriege befinden würden. Worauf es Europa ankommt, ist weniger eine Garantie des Mitkämpfens, als vielmehr die Gewähr, daß die USA Europa in Europa verteidigen werden, statt es zunächst zu räumen, um es dann, vielleicht nach Jahren, zum zweiten Mal zu befreien, wenn es voraussichtlich nur noch wenig zu befreien geben würde. Eine solche Gewähr aber läßt sich weniger durch Verträge

und Garantien als durch die Art der Rüstung und die einer faktischen Allianz gleichkommende gemeinsame Planung der Generalstäbe erzielen. Der Endeffekt aller Debatten und Überlegungen um den Pakt wird schließlich wohl ein Abkommen nach Art des interamerikanischen Sicherheitspakts von Rio sein, der jedem Teilnehmer die Wahl der Mittel freistellt, aber doch keinen Zweifel an einem wirksamen Schutz läßt. Atlantik-Pakt und Westhemisphären-Pakt würden sich dabei durch die Teilhaberschaft der USA an beiden auf das beste ergänzen, ebenso wie die Doppelstellung Englands sowohl in der Westunion wie im Empire eine ähnliche Ergänzung schafft und sich so bereits ein alle Kontinente umspannendes Sicherheitssystem andeutet, dessen schwächere Kräfte in seinem Schutz erstarken können.

Das Ende des Isolationismus

Diese Debatten um den Pakt haben auch seine Bedingtheit, wie die der ganzen Europa-Politik der USA, von ihren innerpolitischen Kräften aufgezeigt. Zwar ist der Isolationismus tot, und die Besorgnis, daß die USA sich ein zweites Mal an Europa desinteressieren könnten, ist unbegründet. An seine Stelle ist neben dem Internationalismus eine Art Desillusionismus getreten, der sich schon bei Roosevelt eingestellt haben soll. Wie sein Schriftwechsel enthüllt, trat schon er nach Yalta für eine Versteifung der Haltung gegenüber den Sowjets ein, deren Vollstrecker dann Truman wurde. Beide Parteien der USA einigten sich dabei auf eine überparteiliche Linie der Außenpolitik, eine Notwendigkeit, die sich schon daraus ergab, daß eine demokratische Regierung mit einem republikanischen Kongreß regieren mußte. Die geistigen Urheber der auf Europa gerichteten Politik der USA wurden sogar die Republikaner: Senator Vandenberg, der in seiner Resolution vom Juni 1948 die Grundlagen für den Atlantik-Pakt als Verteidigungsabkommen der USA mit anderen regionalen Verbänden im Rahmen der UN legte, und John Foster Dulles. Dewey hatte sich in seiner Wahlkampagne ebenfalls dafür stark gemacht, wobei das in Europa nicht gern gehörte Wort fiel, daß er es als Präsident zu einer Föderation „stoßen, anstacheln und ermutigen“ werde. Die Demokraten, die jetzt im Weißen Haus wie im Kapitol am Ruder sind, waren von jeher die internationalistischere der beiden Parteien, so daß ein Umschlagen jetzt um so weniger zu befürchten ist. Die Kreise der Wirtschaft, die durch Hoffman, Harriman und ihren Stab repräsentiert werden, ziehen mit, und ebenso die Farmer.

Ein gewisser Gegensatz besteht allenfalls zwischen Diplomatie und Militär. Die militärische Planung, die keine Zersplitterung der Kräfte durch Engagements an vielen Orten wünscht, zielte bisher vorwiegend auf eine Knock-out-Strategie mit Hilfe der Luftwaffe, die für eine Verteidigung Europas keinen Raum ließ, während gleichzeitig die diplomatische Strategie auf ein Bündnis mit Europa hinarbeitete, das für dieses nur unter der Voraussetzung, daß es kein neues Dünkirchen oder Bataan geben wird, von Interesse ist. Aber auch hier ist, nach einer Erklärung General Bradleys, daß die Atom-Bombe allein nicht genüge, und nach der Einschränkung der Entwicklungspläne für die Luftwaffe von 70 auf 48 Geschwader sowie mit der Ernennung Eisenhower, der sowohl die militärischen Möglichkeiten der USA wie die Bedürfnisse Europas kennt, eine Anpassung erfolgt. Der Kongreß hat sich der Europapolitik der Regierung, wenn auch oft erst nach lebhafter Kritik seitens des konservativen Flügels der Republikaner, nie versagt. Und auch die öffentliche Meinung scheint von der Richtigkeit der Politik überzeugt und hat sogar bezüglich der Eindämmung des Ostens einen noch schärferen Kurs befürwortet. Der tiefere Sinn dieser Europa-Politik ist allerdings noch kaum Allgemeingut geworden. Daß man Europa nicht kommunistisch werden lassen wollte, daß man es auch nicht verhungern lassen konnte, war klar und einleuchtend, und man war auf das ERP als die größte gemeinnützige Tat aller Zeiten mit Recht stolz. Aber nun, wo die europäische Industrie fast den Friedensstand erreicht hat und auch der Hunger behoben ist, erhebt sich die Frage, was das ERP weiter soll. Und daneben die andere Frage, welche der kontinentalen Mächte für die Europa-Schöpfung die wichtigste ist. Einflußreiche Kreise um den früheren Unterstaatssekretär Sumner Welles und um Foster Dulles treten dabei mit allem Nachdruck für Frankreich als Eckpfeiler ein, während andere, wie Ex-Präsident Hoover, der als „America's Germany First Nr. 1“ gilt, oder der bisherige Vize-Heeresminister Draper, der Vorgesetzte General Clays, von der Bedeutung der Ruhr und damit Deutschlands ausgehen.

Der Wanderer zwischen zwei Welten

Da die Spaltung Europas mitten durch Deutschland geht, ist auch die Deutschlandfrage als Teil der Rußlandfrage automatisch zu einer Kernfrage der amerikanischen Außenpolitik geworden. Wie Deutschland die Große Allianz von Ost und West gegen sich zusammenbrachte,

so hat es sie jetzt, wenn auch ohne sein Zutun, wieder auseinandergebracht. Es bleibt der ewige „Wanderer zwischen beiden Welten“. Und wenn schon Lenin gesagt hatte, daß wer Deutschland hat, auch Europa hat, so gilt das sowohl für den Osten wie für den Westen. Beide versuchen „ihr“ Deutschland zum Ausgangspunkt eines Gesamt-Europas zu machen. Die amerikanische Politik hat sich dabei seit 1945 wesentlich umgestellt. Von der Direktive 1067, mit der Eisenhower einmarschierte, und dem Morgenthau-Plan einer Pastoralisierung Deutschlands ist man zu einer Eingliederung der Westzonen als 17. und 18. Land in den Marshall-Plan gekommen. Denn ohne die Ruhr als das größte Industriegebiet Europas war, wie man bald feststellte, die Sanierung des Kontinents nicht durchzuführen, und ebenso erkannte man, daß der Handel Deutschlands mit dem Osten das Rückgrat des europäischen Ost-West-Handels gewesen ist. Die Frage der Ostgrenze wurde offen gelassen, und an die Stelle des Roosevelt-Worts, daß die Deutschen künftig aus amerikanischen Feldküchen verpflegt werden könnten, trat das Wort des Berliner Kommandanten, General Keating, daß ein „stolzes“ Deutschland wieder erstehen müsse. Die USA haben diese Auffassung konsequent gegen alle Widerstände eines weniger ein- und weitsichtigen Europas durchgehalten. Das Industrieniveau wurde erhöht, und seit der Byrnes-Rede in Stuttgart im September 1946 hatte man sich eindeutig für ein „starkes“ Deutschland entschlossen, mit dem Hoover sogar einen Separat-Frieden empfahl. Allerdings und begreiflicherweise nicht um Deutschlands, sondern um Europas willen. Und auch nicht als Pufferstaat zwischen Ost und West; denn die Befürchtung, daß Deutschland sich dann nach dem Vorgang von Rapollo oder des „Stalinazi“-Pakts von 1939 wieder mit dem Osten verständigen könnte, der ihm Konkreteres zu bieten in der Lage ist als der Westen, oder stark genug werden könnte, um wieder nach der Vorherrschaft in Europa zu streben, ist noch allzu lebendig. Auch Deutschland soll sich für Europa entscheiden — das ist der Sinn dieser Politik. Und auch dafür braucht man als Voraussetzung eine Erstarkung Europas vor einer Erstarkung Deutschlands. Das ist das Scharnier, an dem die Westunions-Politik und die Atlantik-Pakt-Politik mit der Deutschland-Politik der USA zusammenhängen. Nur ein starkes Europa kann ein starkes Deutschland verdauen. Darum wurde auch erst die Westunion geschaffen, ehe man an die deutsche Währungsreform ging, und darum kommt es vom amerikanischen Standpunkt in erster Linie auch nicht auf die Einheit Deutschlands, sondern auf die Einheit Europas an. Auch der geplante westdeutsche Staat,

für den es ja nicht einmal in Deutschland selbst einen bizonalen oder trizonalen Patriotismus gibt, ist daher kein Endziel, sondern nur ein Mittel zum Zweck, — ein „Halbweg-Haus“, in dem statt der Demokratie einstweilen noch die „Demokratur“ herrscht, und das der endgültigen Regelung dieser europäischen Kernfrage, für die sich die USA von allen Besatzungsmächten am zielbewußtesten eingesetzt haben, erst ein Notdach zimmern soll.

Der Gute Nachbar

Von allen Schlagworten um die amerikanische Außenpolitik hat sich bisher das Wort vom „Guten Nachbarn“ als das eindruckvollste, aber auch als das zutreffendste erwiesen. Es löste auf dem Feld der inter-amerikanischen Beziehungen den weniger schmeichelhaften Begriff der Dollar-Diplomatie ab, der aber heute, nachdem die USA drei Jahre lang den Dollar in der großmütigsten Weise rollen ließen, ebenfalls seinen fatalen Beigeschmack verloren hat, zumal darüber das schöne Wort John Foster Dulles' stand, daß kein Land so arm sei wie eines, das nichts anderes als Dollars zu vergeben hätte. Aber Dollar und Gute Nachbarschaft — das ist eine Kombination, die nicht zu übertreffen ist. Und das ERP hat erwiesen, daß noch nie Dollar so gut angewandt worden sind, um Nachbarschaftlichkeit zu erzeugen. Die „Gute Nachbarschaft“ erwuchs aus der Monroe-Doktrin. Die heutige Verstrickung der USA in die Weltpolitik, in die sie sich erst tastend und ein wenig wider Willen hineinfinden mußten, hat zu einer Erweiterung dieser Monroe-Doktrin, von der Wilson einmal sagte „we want it to mean whatever we choose, whenever we like“, zu einer Atlantik-Doktrin, die aus der Atlantik-Charta entstand, und in ihrem Rahmen auch zu der Europa-Doktrin geführt — einer Europa-Doktrin im Sinne eines „Europa den Europäern“. Denn dieses Europa, das durch Zusammenarbeit aller seiner Teile neue Kräfte entfaltet, soll weder ein Satellit der USA noch des Ostens werden. Es soll auf eigenen Füßen stehen. Die Bedingungen dafür sind von den USA, die im Gegensatz zur Sowjetunion bereit sind, ihre Macht zu teilen, geschaffen. Das andere muß Europa selbst leisten. Es ist auf dem Wege zu sich selbst. Seine Erstehung wird dabei, wie Spaak bei der Gründung des europäischen „Wirtschaftskabinetts“ der acht Mächte sagte, kaum ein eindrucksvoller Einzelakt sein, sondern ein fast prosaisches Schritt für Schritt und Land für Land. Und auch die Teilungsprozesse von Ländern, wie sie jetzt noch die Stunde regieren, werden in einem

hoffentlich immer schnelleren Tempo, wie das Beispiel Belgiens zeigt, das sich 1830 von Holland trennte und sich jetzt wieder mit ihm vereint, in ihr Gegenteil umschlagen.

Ja, vielleicht wird sich daraus sogar auch die erhoffte Bereinigung der heutigen großen Ost-West-Teilung Europas ergeben. Der Tag mag noch fern sein, aber er wird kommen, wenn die USA das Ziel ihrer Weltgleichgewichtspolitik erreichen. Dann wird als erstes aus dem heutigen Welt-Dualismus ein Europa hervorgehen, das sich weder von einem östlichen noch einem westlichen Stier auf die Hörner nehmen läßt, sondern eine dritte, gebändigte Kraft darstellt. Und fast will es scheinen, daß Amerika, das zur europäisch denkenden Macht der Gegenwart geworden ist, in ein solches Europa mitunter mehr Vertrauen setzt, als Europa selbst — daß es, so paradox es klingen mag, der bessere Europäer geworden ist.

„Daß man mit Wahrheitsagen kein Glück macht, ist freilich in der Regel, beim Kaiser von China so gut wie bei dem letzten Dorfschulzen von Meißen; das scheint nun aber einmal in der armen menschlichen Natur zu liegen.“

Johann Gottfried Seume

Amerika und die Weltrevolution

Die Vorstellung, daß die politischen Kräfte der Welt sich nur noch um zwei Pole versammeln, ist heute ein Gemeinplatz. Sie führt logisch dazu, daß es kaum noch ein Entrinnen aus diesem Strom gibt. Sie entstand in der Nachkriegszeit aus der amerikanischen Erkenntnis, daß der Weg zu „One World“ nicht gangbar ist, weil der Kriegsverbündete Sowjetunion nicht folgen wollte. Zunehmend klarer fand die Bereitschaft der Vereinigten Staaten zur Übernahme von weltweiten Verpflichtungen anderen vom Gegenpol bedrohten Nationen gegenüber ihre Formulierung. Von der Stuttgarter Rede des Außenminister Byrnes bis zu den jüngsten Botschaften Trumans und Erklärungen Achesons läßt sich die sprunghafte Ausweitung des amerikanischen Verantwortungsbewußtseins verfolgen. Über diesen vordergründigen Weg des Gedankens von der Zweiteilung der Welt ist zumeist in Vergessenheit geraten, daß es sich dabei eigentlich um die Übernahme eines aus der marxistischen Vorstellungswelt stammenden Begriffs handelt, der dem musealen Arsenal des theoretischen Leninismus entstammend, plötzlich allgemein gültig und verständlich geworden ist. Aus diesem Umstand erklärt sich die Überraschung über gewisse neueste Erkenntnisse der amerikanischen Rußlandforschung, die dort verständlicherweise mit zunehmender Intensität und beträchtlichen Mitteln betrieben wird. Für die „politischen Wissenschaften“ hat die amerikanische Soziologie originelle und überzeugende Methoden der Erkenntnis ausgearbeitet, die trotz aller Schwierigkeiten der Materialbeschaffung über die Sowjetunion dennoch auch auf dies interessanteste Gebiet angewandt werden und zu wertvollen Ergebnissen führen. Eine Fülle wichtiger Einzeluntersuchungen sind in den letzten Jahren erschienen, deren Mehrzahl weit davon entfernt ist, zur Gattung der bloßen Antisowjetpropaganda gerechnet zu werden, auch wenn die Ergebnisse für den Sowjetstaat nicht eben schmeichelhaft

sein können. Wer sich eine Erinnerung an die Beiträge der deutschen Osteuropaforschung, deren Tätigkeit von 1933 ab zum Stillstand kam, bewahren konnte, wird gewahr, daß die Neue Welt seitdem Vorsprünge zu erzielen vermochte, die kaum je aufgeholt werden konnten. Auf kuriosen Wegen sind zudem zahlreiche europäische Fachleute verschiedenster geistiger und politischer Herkunft dazu gelangt, ihre Dienste drüben zur Verfügung zu stellen, wobei sie sich den dort gegebenen publizistischen und methodischen Erfordernissen nicht verschlossen haben.

Als im Sommer 1947 durch einen Aufsatz in der Vierteljahrsschrift „Foreign Affairs“ die amerikanische Haltung gegenüber der Sowjetunion eine prägnante Darstellung erfuhr, wurde alsbald bekannt, daß sich hinter dem Autor „Mr. X“ der Leiter des „Ausschusses für langfristige Planung“ beim State Departement, George Kennan, verbarg. Seine diplomatische Laufbahn und geistigen Neigungen hatten ihn zu einem Fachmann für Rußland werden lassen. Er sprach also durchaus mit doppelter Autorität. Die von Marshall während seiner Amtszeit konsequent eingehaltene Politik des „containment“, der Eindämmung des an den verschiedensten Brennpunkten fühlbar werden den Druckes einer unentwegten sowjetischen „imperialistischen“ Aggression, setzte bereits den Entschluß voraus, die Moskauer Herausforderung anzunehmen und die amerikanische Position als Gegenpol zu empfinden. Die Konzeption begab sich also bewußt auf die Ebene, auf die das Moskauer Zentralkomitee und die 1943 von Stalin liquidierte Komintern ihre prognostischen Analysen der Weltlage zwei Jahrzehnte lang projiziert hatten. Inzwischen ist — wollte es nur der Zufall? — zum Amtsantritt von Marshalls Nachfolger wiederum in „Foreign Affairs“ und wiederum pseudonym eine wohlfundierte Studie über das Zentralrätsel der Sowjetwelt, die Person Stalins, erschienen, die zu bemerkenswerten Erkenntnissen und Schlußfolgerungen kommt. Nach amerikanischen Quellen ist der pseudonyme „Historicus“ ein Professor George Morgan von der Columbia-Universität, der sich früh auf das Studium des über Stalin vorliegenden Originalmaterials, also vornehmlich all seiner dokumentierten Äußerungen spezialisiert hatte und in diplomatischem Dienst als erster Sekretär an der amerikanischen Botschaft in Moskau sein Wissen zu vertiefen Gelegenheit erhielt. Man muß es dem Autor lassen, daß er durchaus amerikanischen Methoden folgt, wenn er in sorgfältiger Puzzle-Arbeit die Rekonstruktion von Stalins Vorstellungen über die Außenwelt aus der Sammlung aller seiner diesbezüglichen

Äußerungen versucht. Daraus entsteht noch kein lebendiges Bild von dem Menschen, den man gern „gescreent“ hätte. Immerhin ist dieses Test-Verfahren unangreifbar.

Zumal eben die Theorie nicht nur in Stalins Mentalität, sondern in der eines jeden orthodoxen Marxisten entscheidende Bedeutung hat. Stalin lehrt: „Ohne revolutionäre Theorie gibt es keine revolutionäre Bewegung“, was neu nur für jene Leser des „Historicus“ ist, denen er auseinandersetzen muß, daß der „Marxismus-Leninismus“ den Anspruch erhebt, die Wissenschaft von der gesetzmäßigen Entwicklung der Gesellschaft zu sein. Stalins sparsame, der Öffentlichkeit zugängliche Äußerungen sind neuérdings in seinen gesammelten Werken zusammengefaßt. Für den Tagesbedarf dient die seit Jahrzehnten immer wieder und millionenfach neuaufgelegte Sammlung „Fragen des Leninismus“ und das Lehrbuch der Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Alle durch ihre Publizität zu „historischen“ Dokumenten gewordenen Auslassungen gelten dem gläubigen Stalinisten als doktrinäres Vermächtnis des „weisen Lehrers und leiblichen Vaters der Völker“. Die praktische Bedeutung der Doktrinen und Theorien Stalins für das kommunistische Handeln kann deshalb gar nicht übertrieben werden.

Wer weiß, wie Stalins Wissenschaft von der Revolution aussieht, kann sich in der Tat Klarheit darüber verschaffen, wie die Praxis der Sowjetpolitik nicht nur aussehen kann, sondern aussehen muß. Aus solcher Kenntnis aber ergeben sich dann die Handlungen und Entschlüsse, die als Funktion des Zusammenspiels den Inhalt der Tagespolitik bestimmen. Nichts also könnte im Augenblick aufschlußreicher sein als ein Einblick in die Vorstellungswelt der polaren Weltmächte voneinander. Damit erlangt die amerikanische Rußlandforschung ihre über alle fachliche Begrenzung des Wissensgebiets hinausgehende Bedeutung.

Der Leser in Europa weiß im allgemeinen vom theoretischen und praktischen Sozialismus in seinen vielfältigen Spielarten mehr als der überseeische. Es braucht ihm also nicht wiederholt zu werden, was Stalin über den Klassenkampf, von Lenins Lehre über den „Imperialismus als letzte Phase des Kapitalismus“, von der Dialektik als Methode des historischen Materialismus zu sagen hat. Mit seinem Glauben an den „Fortschritt“ verbindet sich die Vorstellung von der Möglichkeit plötzlicher qualitativer Veränderungen durch Revolutionen. Die vom Wesen des „Kapitalismus“ untrennbaren Widersprüche innerhalb der Gesellschaft bedingen fortgesetzten Kampf. Daß nur das Prole-

tariat als Klasse befähigt ist, diesen Kampf auf dem Wege über die Errichtung seiner Diktatur zu gewinnen, stand vor hundert Jahren im Kommunistischen Manifest.

Was Marx nicht voraussehen konnte, war das Entstehen eines „sozialistischen Staats“, der sich gegen die Umwelt zu behaupten vermag. Stalins Beitrag zur Fortbildung der marxistischen Doktrinen besteht in der Einbeziehung dieser von Lenin geschaffenen realen Tatsache in die klassische Lehre. Seine Formel, es sei möglich, nicht nur den „Sozialismus“ sondern sogar die höhere Entwicklungsstufe, den „Kommunismus“ in einem Lande zu verwirklichen, bedeutete indessen zu keiner Zeit einen Verzicht auf die Hoffnung einer Weiterentwicklung der sozialen Revolution in anderen Teilen der Welt bis zum völligen Sieg.

Indessen hat die Geschichte gezeigt, daß dieser Prozeß sich in einer Ebbe- und Flut-Bewegung vollzieht. Hierfür bringt Historicus mancherlei Belege aus Stalins Äußerungen. Der elementare Vorgang aber kann durch die Strategie der kommunistischen Führung beeinflusst werden. Die revolutionäre Wissenschaft richtet sich nun darauf, die Bedingungen klarzustellen, die als Voraussetzung für eine revolutionäre Aktion mit erfolgreichem Ausgang vorhanden sein müssen.

Es gibt Beweise dafür, daß Stalin mit Bestimmtheit die nächste Flutwelle der Revolution für die Zeit während oder kurz nach dem zweiten Weltkrieg erwartet hat, denn eine der wichtigsten seiner „objektiven Voraussetzungen“ für eine revolutionäre Chance ist immer der Krieg. „Krieg zwischen kapitalistischen Ländern“ — so lehrt er — „intensiviert die Ressentiments der Massen und erschöpft zugleich die Bourgeoisie, so daß für sie die Möglichkeit zur Intervention gegen eine draußen vor sich gehende Revolution erschwert wird“. Doch muß nicht nur die Bourgeoisie „isoliert und desorganisiert“ sein: es ist auch erforderlich, daß das Proletariat revolutionsreif ist und sich der Sympathie der Massen erfreut, die es an sich nur führen soll, nicht aber repräsentiert. Dazu aber bedarf es zum Erfolg bei der Machtergreifung der Hilfe von außen, will heißen der Sowjetunion als Basis der Weltrevolution.

Stalin ist also jederzeit entschlossen, diese Hilfe zu gewähren, wie er es in jenem „großen Schwur“ am Grabe Lenins vor 25 Jahren feierlich beeidet hat. Die Frage ist lediglich, wann er den Einsatz der Kräfte des Sowjetstaats ohne lebensgefährliches Risiko für diesen als erforderlich ansieht.

Bis dieser Zeitpunkt kommt, meint Stalin, ist ein „friedliches Neben-

einander“ der beiden antagonistischen Systeme, deren Zusammenprall ebenso unausweichlich ist wie die Abfolge eines Naturereignisses, nicht nur möglich, sondern von seinem Standpunkt auch höchst wünschenswert. Denn obwohl er zum mindesten seit der Mitte der dreißiger Jahre in den Vereinigten Staaten den Hauptgegner erblickt, zu dem sich etwa Großbritannien nur als „Juniorpartner“ gesellt, bewundert er die amerikanische Technik. Auf der Basis gegenseitigen kaufmännischen Nutzens sieht er die praktische Möglichkeit einer fruchtbaren Zusammenarbeit.

Der amerikanische Forscher präzisiert deshalb so genau wie möglich aus Stalins Äußerungen dessen Vorstellung von der Position der USA auf dem Wege zur Weltrevolution. Gewiß kann und darf ein Marxist nicht annehmen, daß der „Kapitalismus“ in der Lage wäre, sich für die Dauer zu konsolidieren und Methoden zu erarbeiten, die Wirtschaftskrisen vermeiden lassen. So kann, nach Stalin, der Kapitalist die Erhaltung eines Zustands der Vollbeschäftigung der Wirtschaft niemals anstreben, weil seine ausbeuterische Lohnpolitik das Vorhandensein einer „Armee der Arbeitslosen“ zur Voraussetzung hat. Indessen ist der amerikanische Arbeiter schon deshalb besonders „rückständig“ und unreif für revolutionäre Regungen, weil er noch nicht vermochte, sich der Führung einer starken kommunistischen Partei zu unterstellen. Amerika ist also eins der letzten Länder, in dem der Kommunismus zum Siege und das Proletariat zur Errichtung einer Diktatur gelangen kann.

Es gibt aber noch einen anderen Grund dafür, daß Stalin den „letzten entscheidenden Kampf“, der mit Amerika als Hauptgegner ausgefochten werden muß, jedenfalls nicht für eine nahe Zukunft erwartet. Ein Fortschreiten der Weltrevolution ist ja auch von der Sicherstellung der „Hilfe von außen“ abhängig und aus einer grundlegenden Stalinrede vom Februar 1946 geht hervor, daß er die Erstarbung der Sowjetwirtschaft, namentlich ihrer schwerindustriellen Basis, durch wenigstens drei weitere Fünfjahrespläne für erforderlich hält, ehe er sich der kapitalistischen Umwelt, die sein Land zerniert, gewachsen sehen kann. So schließt denn Historicus:

„Bis es zum letzten Krieg zwischen den zwei Systemen kommt, plant Stalin eine weitere industrielle Expansion in der Sowjetunion. Der Zeitpunkt wird, läßt man die übrigen Faktoren beiseite, vermutlich nicht vor Ablauf einer Frist von 15 bis 20 Jahren eintreten. Stalins Theorie von Ebbe und Flut dürfte ihn dazu veranlassen anzunehmen, daß eine neue Stabilisierung des Kapitalismus eintritt, auf

die einige Jahre später eine neue Welle von Krisen und Revolutionen folgt, die sich aus den dem Kapitalismus innewohnenden Widersprüchen ergeben. Die momentane Taktik kann nach dieser oder jener Seite ausschlagen, aber die marxistische Doktrin, der er sich ergeben hat, ist kompromißlos revolutionär. Nach dieser Doktrin ist Weltkommunismus das höchste Ziel, zu dem die Sowjetmacht als sein Instrument führen wird."

Alle Doktrin in Ehren. Die Frist von 15 bis 20 Jahren, die nach der Analyse von Historicus die Sowjetunion noch von der Notwendigkeit zum Eingreifen in den letzten entscheidenden Kampf trennt, geht jedenfalls über die voraussichtliche Lebensdauer Stalins hinaus. Nicht ihm ist es also gegeben, das Weltproletariat zum Siege zu führen. Für alle praktische Politik sind anderthalb bis zwei Jahrzehnte eine überaus lange Frist, innerhalb welcher die aktuellen Pläne vielfachen Änderungen, die weltpolitischen Kombinationen entscheidendem Wechsel ausgesetzt sein können. Das Endziel nach der marxistischen Doktrin allerdings steht unverrückbar fest. Aber weder für die Taktik der Sowjetunion noch für die ihrer Gegenspieler kann das gleiche behauptet werden. Werden solche Erkenntnisse zu Grundsätzen der amerikanischen Politik gegenüber Rußland, so ist es nicht abwegig anzunehmen, daß diese aus der Erstarrung der bisher gültigen Politik des containment gelöst wird und sich der Flexibilität der Haltung des Kreml besser und möglicherweise noch erfolgreicher anzupassen versucht, als dies im Zuge der Führung des „kalten Kriegs“ zur Geltung kam. In der Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden Polen der Weltpolitik nach dem Denkschema Stalins hätte sein grobschlächtiger Versuch mit dem amerikanischen Präsidenten in ein Gespräch à deux zu kommen, durchaus seinen logischen, ja psychologischen Platz.

Revolution bei John Bull

London, im März

„Nur 250 Menschen haben heute noch ein Nettoeinkommen von 5000 Pfund jährlich. Die Einkommensnivellierung hat ein nie vorhergesehenes Ausmaß erreicht und schreitet weiter fort“, erklärte Sir Stafford Cripps vor einigen Monaten mit unmißverständlicher Genugtuung. Diese kurze Feststellung deutet an, wie entscheidend die englische Gesellschaftsstruktur in der Umwandlung begriffen ist, während England gleichzeitig seine Produktion von Monat zu Monat steigert und im Jahr 1948 um die Hälfte mehr als 1938 ausführte.

Fast unbemerkt vollzieht sich der Wandel von John Bulls kapitalistischer Welt zum Sozialismus. Noch stellen die Juweliere der Bond Street einzigartige Perlenkolliers und eines Maharadschahs würdige Brillantendiademe aus, noch eilen schmalhüftige, elegante Frauen in Nerzmäntel gehüllt vom Modesalon zum Cocktail ins Ritz, diskret plutokratische Rolls Royces gleiten lautlos durch Mayfair, doch der Zeitungsverkäufer am Berkeley Square, der Schalterbeamte an der Greenpark-Untergrundstation, ja selbst der würdevolle Polizist, ein Muster der Höflichkeit, sie alle und mit ihnen die große Schar der Verkäuferinnen, Kellnerinnen und Laufburschen haben die respektvolle Anrede „Sir“ oder „Madam“ fallen gelassen und dafür das vertrauliche „Dear“ eingeführt. Die blutige französische Revolution prägte den Gebrauch des „citoyen“, Englands friedliche, konstitutionelle „soziale Angleichung“, wie die Labourregierung den Wandel zu bezeichnen pflegt, schuf das freundlich plumpe „Dear“.

In den Tälern von Wales, dem Ausgangspunkt der britischen Industrierevolution, deren Bewohner schwer unter den Wirtschaftskrisen der Zwanziger Jahre zu leiden hatten, herrscht eine Atmosphäre fast behäbiger Sicherheit. „Ich muß meine Jungen dazu anhalten, die Gewerkschaftsarbeit nicht zu vernachlässigen“, entrüstet sich Tom Jones, ein alter Kumpel, „sie nehmen den heutigen Zustand als selbstverständlich hin und haben vergessen, wie schlecht es uns noch vor

15 Jahren ging. Ohne die Gewerkschaften hätte das Land uns untergehen lassen, und wir wären nie zu unserm Recht gekommen. Wenn wir nicht auf der Hut sind, werden wir all das wieder verlieren, um das wir seit unserer Kindheit gekämpft haben.“ Die älteren Walliser wachen argwöhnisch über ihre neuerrungenen Privilegien. „Die Fünftagewoche ist für uns von prinzipieller Bedeutung. Wir bestehen auf ihr, nicht, weil wir faul sind, sondern weil wir glauben, daß jegliches Nachgeben der Anfang unserer Wiederentrechtung wäre“, stellt ein Gewerkschaftsmann fest, der seit zwanzig Jahren im Rhondatal untertag arbeitet — und jedes Wochenende zu freiwilligen Schichten einfährt. Seine Kameraden pflichten ihm bei.

Grubenanlagen werden modernisiert, Kantinen und Badeeinrichtungen bei den Schächten installiert, bequeme und hübsche Wohnhäuser sind überall im Entstehen, vor allen Dingen aber sorgt die Regierung dafür, daß leichte Industrien für die zum Bergbau untauglich gewordenen Opfer der „Staublunge“ angesiedelt werden. So stellt sich dem Bergmann die Nationalisierung des Kohlenbergbaues dar. Die Überführung in den Gemeinbesitz und die Voilbeschäftigung haben seinen Lebensstandard so verbessert, wie er es nie erträumt hat. Eine noch durch Mißtrauen gefärbte Zufriedenheit hat den Platz der aus der Not des Heute und der Angst um das Morgen geborenen Verbitterung eingenommen.

Diese vergiftende Verbitterung ist nicht nur von den Bergleuten gewichen, überall in Großbritannien haben Krieg und Labourregime das Selbstbewußtsein der arbeitenden Bevölkerung so gestärkt, daß nirgends mehr ein Gefühl des Unterdrücktseins zu bemerken ist. „Wir haben keinen Himmel auf Erden, wir beanspruchen auch nicht die Lebensweise der oberen Schichten, wir wollen ein Land, in dem wir eine unserer Bedeutung angemessene Rolle spielen — und zwar nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine gesellschaftsformende“, stellt ein junger christlicher, extrem links orientierter Labourfunktionär, Maschinenschlosser in einer führenden Motorenfabrik in den Midlands, fest. Nein, sie wollen nicht das Eton und Harrow, Oxford und Cambridge der Oberschicht, denn wie wäre es sonst zu erklären, daß eine Reihe von dort geschaffenen Freiplätzen für Kinder aus dem Arbeiterstand keine Anwärter findet. Trotz der Kost von Hollywoodfilmen mit ihren kapitalistischen Glücksrezepten und einer fast ausschließlich bürgerliches Wohlleben darstellenden Magazinlektüre suchen Englands Arbeiter nach etwas anderem.

Hat sich der Abgrund zwischen Arbeiter und Mittelstand geschlos-

sen, weil der Arbeiter keinen Grund zum Haß mehr hat, so hat das Bürgertum jetzt seinerseits eine Kluft zwischen sich und dem Arbeiterstand aufgerissen, die in ihren soziologischen Folgen als schwerwiegende Störung anzusehen ist. Englands Klassenkampf steht heute im Zeichen der auf das schärfste geführten Verteidigung der Bastionen des Mittelstandes, des einstigen Rückgrates Großbritanniens. Dabei ist bemerkenswert, daß dieser Kampf außerhalb der Parteien ausgefochten wird. Die konservative Partei kritisiert die Art der Durchführung vieler Regierungsmaßnahmen, stellt diese selbst aber kaum in Frage — Verstaatlichung des Bergbaus und der Eisenbahnen, allgemeine Gesundheitsversicherung, freier Rechtsbeistand, ja selbst die eine Kapitalbildung fast unmöglich machende Besteuerung werden selten ernstlich von der Opposition angegriffen, aber in den Heimen der Industriellen, Bankiers und Kaufleute hat sich der Haß eingenistet, der in einer dem Ausländer unverständlich scharfen Weise Ausdruck findet. Frauen und Jugendliche aus diesen Kreisen sind die lautesten Sprecher der Arbeiterfeindlichkeit, denn die Männer, durch die Berührung mit ihren Arbeitern und Angestellten bestimmt, wissen mehr Maß zu wahren. Die Senkung des Lebensstandards dieser Klasse — keineswegs ausschließlich der Politik der Regierung zuzuschreiben, sondern auch eine Folge des kostspieligen Krieges — mehr noch indes das Gefühl des Ausgeschaltetseins von Leitung und Einfluß haben eine Stimmung erzeugt, in der kühle Überlegung nicht mehr zu Worte kommt. War es früher das Bewußtsein der ständigen Unsicherheit, das den englischen Arbeiter in seine Angriffsstellung trieb, so glaubt sich heute der Mittelstand in seiner Sicherheit bedroht. Vor zehn Jahren schickte der Arbeiter sein krankes Kind aus Angst vor den Kosten nicht zum Arzt — zahllose Fälle von verschleppten Augenleiden, Taubheit und schweren Zahnfehlern in den Arbeitervierteln der Industriestädte sind lebendige Illustrationen dieser Angst. Heute lebt der einstmals — und auch jetzt noch — Wohlhabende in steter Furcht vor dem Schwund seines Kapitals. Mag auch die Ursache verschieden sein, die psychologische Auswirkung dieser Unsicherheit auf Lohnempfänger und Bankkonteninhaber ist die gleiche. Geld, Geld und nochmals Geld bewegt das Bürgertum. Niemals zuvor wurde bei ihm so verbissen an allen Ecken und Enden gespart wie heute. Das englische Bürgertum führt zur Zeit kein komfortables Leben; Sparsamkeit, die zur fixen Idee geworden ist, und eine gesteigerte Nervosität haben der Atmosphäre in den „stately homes“ von England die anheimelnde Wärme genommen.

Lebensweise und Denkart des englischen Adels, der ja fortlaufend durch neue Titelverleihungen ergänzt wird und niemals eine geschlossene Kaste im kontinentalen Sinne bildete, unterschieden sich vorher kaum von denen der bürgerlichen Oberschicht, so daß man in England gewöhnlich nur von einer „upper class“ zu reden pflegte. In der Reaktion auf die Eingriffe der sozialen Revolution trennen sich heute jedoch der ältere Adel und der als „landed gentry“ bezeichnete ländliche Grundbesitz von dem Bürgertum. Söhne und Töchter aus alten Häusern wissen auch jetzt noch dem Dasein angenehme Seiten abzugewinnen. Ohne die bürgerliche Zwangsvorstellung, daß nur ein sich ständig vermehrendes Bankkonto Lebensfähigkeit bedeute, leben sie wie eh und je dahin und überlassen die Sorge um die Zukunft dem Morgen. Vom Arbeiter als Ornament und Akteure in einem fesselnden Schauspiel gern gesehen, retten diese Aristokraten viel von dem in die sozialistische Zeit hinüber, was Englands Charme und Kultur bestimmt. Die Reformen der Labourregierung stoßen bei diesen, der Parole „Leben und Lebenlassen“ huldigenden Menschen auf ein gewisses Verständnis, während das Bürgertum sich ihnen gegenüber hermetisch verschließt. Schon nach dem ersten Weltkrieg wandelte sich so mancher historische Landsitz in eine Schule oder ein Altersheim; heute vollzieht sich diese Entwicklung nur mit etwas größerer Schnelligkeit. Der Gutsbesitzer, der seinen Boden selbst bewirtschaftet, entdeckt jedoch, daß sich die Landwirtschaft zum ersten Mal seit Jahrzehnten dank der Lebensmittelsubventionierung lohnt. Langsam beginnt er bescheidene Geldmittel anzusammeln. So ist es nicht verwunderlich, daß ihm die nervöse Gereiztheit und Arbeiterfeindlichkeit fremd sind. Sollte die Labourregierung allerdings die Fuchsjagd, den traditionellen englischen Sport, abschaffen, dann würde die „landed gentry“ unterstützt von den Pächtern — die genauso dem edlen Sport zu Pferd huldigen — den Fehdehandschuh aufnehmen. Wohlweislich hat deshalb auch die Labourpartei angeordnet, daß ihre Parlamentsmitglieder bei der Entscheidung über die umstrittene Abschaffung der „blutigen Sportarten“ ihre Stimme nach eigenem Gutdünken abgeben können. (Inzwischen hat eine beträchtliche Mehrheit einschließlich des Landwirtschaftsministers das Verbot der Fuchsjagen verworfen. Die Redaktion.)

Ein Mann hat es vermocht, soziale und wirtschaftliche Veränderungen grundsätzlicher Natur mit Wirtschaftsankurbelungen und Währungssanierung zu vereinen: Sir Stafford Cripps. Während die sozialen Versicherungen und die Modernisierung der verstaatlichten

Industrien große Summen verschlingen, bringt er Englands schwer angeschlagene Finanzen in Ordnung und stellt sein wirtschaftliches Ansehen sogar in dem antisozialistischen Amerika wieder her. Er ist kein mit Zauberformeln operierender Dr. Schacht, sondern ein reeller Geschäftsmann, der Arbeit und Sparsamkeit monetären Experimenten vorzieht. Ordnung in Gelddingen ist ihm Selbstverständlichkeit, Sozialismus Lebensaufgabe. Sir Stafford Cripps, Sohn eines Lords, der einst als Anwalt 30 000 Pfund jährlich verdiente, Gegenstand des Neides der konservativen Partei und der Bewunderung von solchen Vertretern des Kapitalismus wie des Direktors des ERP Hoffmann, hat dem Sozialismus in Großbritannien mehr gedient als alle Laski, Bevan, Bevin, Morrison und Crossman zusammen, denn er hat gezeigt, daß man die in Jahrhunderten gewachsene wirtschaftliche Struktur eines Landes verändern kann ohne schwere Störungen herbeizuführen. Mit diesem Erfolg hat er den wirtschaftlichen Argumenten gegen den Sozialismus viel von ihrer Durchschlagskraft genommen. „Das Gehirn“, wie die Amerikaner ihn nennen, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Entwicklung der „sozialen Angleichung“ erst am Anfang steht. Sollte sich das englische Volk 1950 für eine weitere Portion Labourreform entscheiden und damit Sir Stafford Cripps am Steuer belassen, dann kann es gewiß sein, unbeirrt den Weg zum kompromißlosen Sozialismus geführt zu werden. Gehemmt durch die Folgen des Krieges und der Nachkriegskrise hat England in den wenigen Jahren des Labourregimes soziale und wirtschaftliche Veränderungen durchgemacht, die noch vor fünf Jahren undenkbar erschienen; was der bilanzbewußte Revolutionär in einer zweiten Regierungszeit erreichen würde, läßt sich noch gar nicht absehen.

Der einig-uneinige Norden

Helsinki, im März.

Zumal in den dreißiger Jahren konnte man in Schweden und Dänemark, in Norwegen und Finnland viele Leute treffen, die sagten: Nirgendwo lebt man so gut und so frei wie hier im Norden.

Diese Behauptung wurde mindestens teilweise zu Recht aufgestellt. Und es klang daraus die stolze Überzeugung, daß es wirklich so wäre. Dabei ist zu beachten, daß sich dahinter nicht eine Geisteshaltung verbarg, die mit der „biggest-in-the-world-Mentalität“ verwandt war. Eher schon war es die Genugtuung über den „goldenen Mittelweg“. Die Völker des europäischen Nordens glaubten tatsächlich, daß sich in ihren Ländern die Gesellschaftsordnung dem Ideal aller Zeiten am stärksten genähert hätte.

Aus der Verbindung solcher Geisteshaltung mit einem verhältnismäßig hohen materiellen Wohlstand ergab sich fast zwingend die Überzeugung, daß die integrale Neutralität die geeignetste Außenpolitik darstellte.

Der Zweite Weltkrieg hat gezeigt, daß diese Einstellung manche Illusionen barg. Der hohe materielle und soziale Standard war nicht zuletzt eine Folge der Tatsache, daß man für die Landesverteidigung und Rüstung nur geringe Opfer gebracht hatte. Die integrale Neutralität vermochte nicht, die nordischen Länder dem Wirbel des Krieges fernzuhalten.

Die „Butter-statt-Kanonen-Politik“ ist nach dem Kriege in allen nordischen Ländern scharf kritisiert worden. Trotzdem scheint sie besser zu sein als ihr Ruf. Einerseits haben die nordischen Länder trotz der Schwierigkeiten der Kriegsjahre nachher verhältnismäßig rasch wieder einen Standard erreicht, der weit über dem europäischen Durchschnitt steht. Obwohl man sagen kann, daß dies eine Folge des Marshall-Planes und sonstiger Dollar-Anleihen sei, so dürfte die richtige Erklärung doch sein, daß von den Institutionen und der Geistes-

haltung der Zeit zwischen den Weltkriegen so vieles den Krieg überstanden hat und in die Nachkriegszeit hinübergerettet worden ist. Andererseits zeigt sich heute, wenn die Möglichkeiten der Verteidigung der Neutralität in einem künftigen Kriege nüchtern erwogen werden, daß angesichts der Rohstoffarmut der nordischen Länder fremde Hilfe als unvermeidlich gelten muß.

Hätte also eine rechtzeitige Aufrüstung das Unheil der Jahre 1939/40 verhindern können? Die Antwort lautet: Nein.

In den sogenannten „kalten Krieg“ der Nachkriegsjahre sind die nordischen Länder erst jetzt hineingezogen worden. Man gibt sich aber diesmal nicht der Vorstellung hin, als werde der Norden von höheren Mächten geschützt. Die Gegenwart wird als Atempause betrachtet. Als es aber zu beschließen galt, welchen Weg der Norden beschreiten sollte, konnten die Parteien sich nicht einig werden. Die Atempause konnte bisher nicht dazu ausgenutzt werden, die Probleme der skandinavischen Länder auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Vor allem ist zu beachten, daß Finnland schon durch seine Niederlage im Kriege in die östliche Interessensphäre einbezogen wurde, was dann der Pakt mit der Sowjetunion vom März 1948 nur bestätigt hat. Norwegen will, was nach den jüngsten Erklärungen aus Oslo nicht mehr zweifelhaft ist, sich dem Westen anschließen. Schweden lebt in der Vorstellung, daß die Neutralität nach wie vor die beste Lösung sei. Die Nachbarn Schwedens fragen aber, ob nicht die schwedische politische Führung doch dazu neige, die guten Erfahrungen der eigenen Vergangenheit allzu sehr zu verallgemeinern. Die Haltung Dänemarks ist noch nicht endgültig geklärt.

So sind also heute im europäischen Norden die zentrifugalen Kräfte stärker als die zur Einigkeit strebenden. Als paradoxes Pendant zu dieser außenpolitischen Entwicklung kann man die Tatsache verzeichnen, daß die Freundschaft zwischen den nordischen Völkern niemals so eng gewesen ist wie gerade heute.

Der alte Zwist zwischen Dänemark und Norwegen um die Hoheitsrechte über Grönland, Island und Färöer ist 1945 jählings gestorben. In Finnland trifft man nur noch auf Rudimente der alten Animosität gegen die Schweden. Vor dem Kriege sahen finnische Studenten eine Ehre darin, nicht Schwedisch sprechen zu können, obwohl sie auf der Schule sieben Jahre hindurch jede Woche sechs Stunden Schwedisch gehabt hatten. Heute trifft man auf antischwedische Gefühle nur bei

den Volksdemokraten, und dort sind sie nicht eine Folge des alten finnischen Chauvinismus. Hinzu kommt, daß Zehntausende finnischer Kinder während des Krieges in Schweden und Dänemark gelebt haben. Diese Kinder kommen eben jetzt in das Alter, da sie selbständig zu denken und zu fühlen beginnen; ihre schönsten Erinnerungen gelten aber der Zeit, als sie die Gastfreundschaft der Dänen und Schweden genossen.

Damit ist ein alter Antagonismus verschwunden. Eine kleine Dissonanz trifft man vielleicht noch im Verhältnis zwischen Schweden und Norwegen. Die Norweger empfinden selbst heute noch etwas Bitterkeit, weil sie meinen, die schwedische Neutralitätspolitik während des letzten Krieges habe sich zuungunsten Norwegens und seiner Kriegführung ausgewirkt.

Sonst aber ist alles eitel Eintracht.

So haben zahlreiche Städte über die Grenzen hinweg „Freundschaftsstädte“ in den Nachbarländern erkoren. Åbo, Göteborg, Aarhus und Bergen geben beispielsweise ihren jungen Handwerkern Gelegenheit, sich gegenseitig zu besuchen, um einige Zeit in der „Freundschaftsstadt“ zu arbeiten und die dortigen Menschen und Verhältnisse kennenzulernen. Sogar isländische Städte sind in diese Bewegung einbezogen worden. Eines der größten Ereignisse des Sommers 1948 in Helsinki war das Gastspiel des isländischen Staatstheaters aus Reykjavik.

Es dürfte in Europa kaum vier andere Länder geben, die einander kulturell, historisch, soziologisch und sprachlich so nahestehen wie die Länder des Nordens. So kann man z. B. mit Schwedisch in allen diesen Ländern — mit Ausnahme einiger Gegenden im nördlichen und östlichen Finnland — gut auskommen. Es könnte daher also nichts Natürlicheres geben als eine enge Zusammenarbeit untereinander.

Als aber zu Anfang dieses Jahres das Scheinwerferlicht der ganzen Welt auf den europäischen Norden gerichtet war, kamen die skandinavischen Regierungschefs zu der Feststellung, daß eine außenpolitische Einigung dieser Länder nicht möglich wäre. Daß mit Finnland nicht zu rechnen wäre, hatte man von Anfang an als sicher vorausgesetzt. Während der Verhandlungen in Kopenhagen hatte Schweden seine hundertjährige Neutralitätspolitik sogar in gewissem Umfang revidiert und den Nachbarn Zugeständnisse gemacht. Schweden war bereit, Norwegen und Dänemark im Frieden und im Kriege militärisch zu unterstützen. Aber auch das genügt den Norwegern nicht, die in dem Anschluß an den Westen die einzige ausreichende Garantie ihrer Sicherheit erblicken.

In den skandinavischen Ländern nennt man die gegenseitige Zusammenarbeit den „nordischen Gedanken“. Nachdem nun die Versuche, ein gemeinsames Auftreten der drei skandinavischen Länder in außenpolitischer Hinsicht zustande zu bringen, gescheitert sind, kann man mit gutem Grunde fragen, ob etwa der nordische Gedanke in der Wirklichkeit keine Stütze finde, sondern in der Luft hänge.

Die Antwort muß trotz allem lauten, daß der nordische Gedanke lebensfähig ist und mehr als eine bloße Illusion.

Freilich steht der Norden als Folge der Spannungen zwischen den Großmächten uneinig da. Hätten jedoch die Wünsche und Empfindungen der nordischen Völker, ungestört durch äußere Einflüsse, die Richtung bestimmen dürfen, so wäre ein anderes Ergebnis zustande gekommen. Wo eine solche ungestörte Entwicklung möglich war — etwa in der Rechtspflege oder auf sozialem Gebiet, wo Einfluß und Interesse der Großmächte gleich Null sind —, ist die Zusammenarbeit weit fortgeschritten. Für die Gesetzgebung haben nirgendwo sonst souveräne Staaten eine so große Einheitlichkeit erzielt wie die nordischen Länder. Die Sozialversicherung ist größtenteils nach dänischem Vorbild in allen nordischen Ländern gestaltet worden, und der großzügige Beveridge-Plan der Engländer war hier schon lange vor dem letzten Krieg Wirklichkeit geworden. Das aber sind Früchte der Zusammenarbeit; denn jedes für sich hätte wohl keines der kleinen Länder diese Aufgaben bewältigt.

Ob ein gemeinsamer Beitritt der skandinavischen Länder zum Atlantikpakt ihre Stellung verbessert oder verschlechtert hätte, und ob das Nichtzustandekommen des skandinavischen Blocks ein Glück oder Unglück ist — das sind Fragen, die sich heute schlüssig nicht beantworten lassen. Eines aber hat die Entwicklung der letzten Monate deutlich gemacht: Die nordischen Länder sind sich seit dem Kriege ihrer Umwelt stärker bewußt geworden als früher.

Vor dem Kriege konnte man in der Haltung der Skandinavier und Finnen isolationistische, ja sogar eskapistische Tendenzen gegenüber der weltpolitischen Entwicklung verspüren. Nur den Schweden ist es gelungen, aus dieser Haltung heraus positive Erfolge zu erringen; aber die künftigen Historiker werden es schwierig finden, eindeutig zu entscheiden, ob dabei Glück oder Geschicklichkeit den größeren Anteil haben. Heute ist nun die schwedische Neutralität des Ergebnis sehr realistischer Erwägungen — der Rücksicht auf die Lage Dänemarks und Finnlands. Daß Norwegen im Westen Hilfe sucht, ist

die Konsequenz der bitteren Erfahrung im Zweiten Weltkrieg, und Dänemarks Ratlosigkeit ist der Ausdruck der Erkenntnis, wie schwierig seine militärpolitische Lage ist. Finnland schließlich hat durch seine geschickte Balancepolitik bewiesen, daß es die Realitäten verstanden hat — im Gegensatz zu der eingleisigen Außenpolitik der Vorkriegsjahre.

Von einer Neutralität der Gesinnung kann allerdings im Norden nicht mehr die Rede sein. Die überwältigende Mehrheit der Menschen in den nordischen Ländern sieht in der westlichen Kultur und Zivilisation diejenige Lebensform, welche ihren freiheitlichen Idealen am besten gerecht wird. Das gilt auch für die Finnen. Diese haben während der letzten Jahre nur durch eine bewundernswerte Selbstdisziplin vermieden, dem Ausdruck zu verleihen.

Moskau hätte im Norden Sympathien gewinnen können. Seine Neigung, nur devote Unterwürfigkeit als hinreichende Freundschaft zu akzeptieren, hat diese Chancen zerstört, und sein ständiger Verdacht gegenüber jeder Fühlungnahme zwischen den nordischen Ländern hat nur dazu geführt, daß man dort die Zusammenarbeit um so höher einschätzt.

Moskau beschuldigt den Norden aggressiver Absichten. Hier schießt wieder einmal eine Großmacht weit übers Ziel hinaus. Die Erfahrungen Norwegens, Dänemarks und Finnlands im Zweiten Weltkrieg beleuchten erneut das tragische Schicksal der kleinen Staaten: Wenn sie der Politik der Großmächte zum Opfer fallen, wirft man ihnen entweder aggressive Absichten vor oder erklärt ganz einfach, sie hätten keine Existenzberechtigung mehr.

Die gegenwärtige Lage zeigt beispielhaft, daß die nordischen Staaten im Hexensabbath der Großmächte sich nicht einmal vereint hinreichend sicher fühlen. Mögen nun aber auch Norwegen und Finnland völlig verschiedene Wege gehen, während Schweden und vielleicht auch Dänemark vermutlich einem mittleren Kurs folgen werden, so bedeutet das noch keinesfalls das Ende des nordischen Gedankens. Dieser lebt weiter als ein Ideal, auf dessen künftige Verwirklichung die Hoffnungen aller Menschen im europäischen Norden gerichtet sind.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

JOHANN GOTTFRIED SEUME (1763—1810)

Gedanken eines deutschen Patrioten

Ohne Humanität und ein Prototyp von allgemeiner Gerechtigkeit wird keine Staatsverfassung feststehen, und erlauben Sie mir ein offenerziges Geständnis, ich finde von beiden in Deutschland sehr wenig.

Die Franzosen, deren Verehrer ich nicht eben bin, haben doch einige sehr gute Lektionen im Staatsrecht gegeben, die man wohl beherzigen sollte, wenn man tun will, was zum Frieden dient.

(An Gleim, Juni 1798)

Schweigen kann ich; aber wenn ich spreche, so rede ich nur Überzeugung. Wenn nichts für oder wider eine Sache gesagt werden soll, so muß nach meinem Gefühl überhaupt nichts gesagt werden, wenn wir nicht bloß liturgisch herbeten wollen.

(An Karl August Böttiger, August 1798)

Schwache Leute verdienen überall Schonung, nur nicht als Könige, da sind sie nach den Bösewichtern die Schädlichsten und vielleicht noch schädlicher.

(An Gleim, Februar 1799)

Das Soldatenwesen hat noch den großen Vorteil, daß man sonst nichts zu denken braucht; denn das Denken macht nur Kopfschmerzen, und man stößt überdies von außen überall damit an, an der Seine sowohl als an der Newa, und an der Elbe, Spree und Donau nicht minder.

Fast komme ich auf das Resultat, daß die Menschen gar keiner politischen Vernunft fähig sind, so sehr lassen sie sich überall von irgendeinem impertinenten System abwechselnd bei der Nase zwicken.

(An Gleim, Januar 1800)

Nicht von unseren Feinden, sondern von denjenigen unserer Landsleute sind wir zugrunde gerichtet, welche die Leitung der Dinge in

den Händen hatten; elend untergegangen sind wir durch Unklugheit, Schlawheit und Feigheit. Was Heilung hätte gewähren können, liegt auf der Hand: Freiheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, allgemeine Gleichheit, alles Dinge, von denen wir kaum die Begriffe haben. Jetzt ist Hannibal nicht nur vor den Toren, sondern bereits auf dem Kapitol.

(Aus der Vorrede zum Plutarch, 1808)

Wo ein einziger Mann den Staat erhalten kann, ist der Staat in seiner Fäulnis kaum der Erhaltung wert.

Die Vernunft ist immer republikanisch; aber die Menschen scheinen, wenn man die Synopse ihrer Geschichte nimmt, doch durchaus zum Despotismus geboren zu sein.

Die ganze Synopse unserer Politik liegt in den zwei Versen von Bürger:

„Du hast uns lange genug geknufft;
man wird Dich wieder knuffen, Schuft.“

Weiter hat Vernunft und Gerechtigkeit nichts damit zu tun.

Die geheime Geschichte der sogenannten Großen ist leider meistens ein Gewebe von Niederträchtigkeiten und Schandtaten.

Wenn wir nicht von vorne anfangen, dürfen wir nicht hoffen, weiterzukommen.

Alles, was man in dieser Zeit für seinen Charakter tun kann, ist zu dokumentieren, daß man nicht zur Zeit gehört.

Unser Zeitalter ist eine Kette von öffentlichen Infamien, die niemand empören. Ein Beweis, daß das Zeitalter die Infamie selbst ist.

Es ist mir seit langer Zeit ein etwas trauriger Gedanke, ein Deutscher zu sein; und doch möchte ich wieder meine väterliche Nation mit keiner anderen vertauschen. Wir haben seit Karl dem Großen in unserem Vaterlande ein so sonderbares Gewebe von Halbgerechtigkeit, Halbfreiheit, Halbvernunft, und überhaupt von Halbexistenz gehabt, daß sich die Fremden bei näherer Einsicht schon oft gewundert haben, wie wir noch so lange politisch lebten. Die Krisen waren häufig und sind jetzt gefährlicher als jemals. So lange wir verhältnismäßig noch Kraft und Stempel in Sitten und Verfassung hatten, oder vielmehr so lange unsere Nachbarn um uns her auch noch im Chaos lagen, hielten wir uns noch mit Anstand und Würde. Der Dreißigjährige Krieg war die erste unserer großen letalen Nationaltorheiten. Wir wollen den Fürsten nicht vorzugsweise die Last des Unheils aufbürden: denn wo das Volk zur Entscheidung kam, ging es verhältnismäßig nicht besser; das zeigt die alte und neuere Geschichte. Alle tragen ihren Teil der Schuld.

(Aus den Apokryphen, 1806/07)

Wissenschaft und Religion

Der Verfasser gehört zu den jüngeren Dozenten der Universität Oxford und ist gegenwärtig als Gastprofessor für Politik an der Universität Köln tätig.

Einige der sichtbarsten Gefahren unserer Zeit entstehen aus dem Verhältnis des Menschen zur Natur. Zumal seit der Atombombe ist uns mit Schärfe die Gefahr bewußt geworden, in die wir dadurch geraten sind, daß unsere Macht über die Natur ungeheuerlich gewachsen ist, nicht aber das Wissen, welches uns zum rechten Gebrauch dieser Macht befähigen würde.

Über die Ursache, welche den Menschen in dieses gefährliche Verhältnis zur Natur gebracht hat, dürfte allgemein Einigkeit bestehen: es ist der Aufstieg der modernen Naturwissenschaft, d. h. derjenigen Naturwissenschaft, welche etwa zu Descartes' Zeit begonnen und seither ständig gewachsen ist. Es kommt dabei auf das Wörtchen „modern“ an. Die Griechen und Römer besaßen eine hoch entwickelte Naturwissenschaft oder Naturphilosophie; damit wollen wir sagen, daß sie scharfsinnig und gründlich über die „Natur“ oder die „Natur der Dinge“ nachdachten. Aber dieses Forschen führte nicht zu einer Vermehrung der Macht des Menschen über die Natur und verursachte daher keine Krise.

Das Anwachsen der Macht des Menschen über die Natur muß daher auf der modernen Naturwissenschaft einer Eigentümlichkeit beruhen. Worin besteht diese Besonderheit der modernen Naturwissenschaft? Die Antwort scheint mir einfach zu sein, daß die moderne Wissenschaft wahr ist, während die antike Wissenschaft zwar geistvoll, aber irrig gewesen ist. Deshalb vermehrt die moderne Wissenschaft im Gegensatz zur antiken die Macht des Menschen über die Natur.

Ich bezweifle nicht, daß diese einfache Antwort die richtige sei, doch meine ich nicht, daß wir deshalb aufhören müßten, nach dem zu suchen, was die (wahre) moderne Anschauung von der (irrigen) antiken scheidet.

Einer dieser Unterschiede scheint mir in der verschiedenen Haltung zu liegen, in welcher die Modernen im Gegensatz zu den Alten der

Natur begegnen. Die Modernen nehmen sie als ein Ding, das es zu meistern gilt, — die Alten als einen Gegenstand, dem Verehrung gebührt. Vielleicht klingt dieser letzte Satz übertrieben, vielleicht ist er es auch. Man möchte entgegnen, daß damit religiöse Begriffe in ein Gebiet eingeführt werden, in das sie nicht gehören; daß die antiken Philosophen Wissenschaft getrieben haben und nicht Religion; daß sie nachdachten und nicht anbeteten. Das ist richtig; aber die geistige Haltung der antiken Naturphilosophen war nicht diejenige der modernen Naturwissenschaftler. Es war eine intellektuelle Form der Naturverehrung¹⁾. Daher ist es so charakteristisch für die antike Naturphilosophie, daß ihr ganzes Streben dahin geht, unser Denken mit der Natur der Dinge in Übereinstimmung zu bringen. Diese Natur wird als unveränderlich und ewig gedacht. Der Gedanke, daß sie der Herrschaft des menschlichen Willens unterworfen werden könnte, wäre für einen griechischen Denker kaum vorstellbar gewesen. Diesen Gedanken haben erst Bacon und Descartes in die Philosophie eingeführt²⁾.

Es ist die Aufgabe der Handwerker oder Techniker, die Natur zu meistern. Daher ist es eine Folge des eben festgestellten Unterschiedes, daß die antike Naturwissenschaft von der Technik geschieden war, während die moderne Naturwissenschaft im engsten Bunde mit ihr aufgewachsen ist.

Das heutige Verhältniß von Mensch und Natur

Das neue Element der modernen Naturwissenschaft besteht also darin, daß sie dazu ausersehen ist, ein Werkzeug der Beherrschung der Natur zu sein. Es ist der Erfolg dieses Bestrebens, der unsere gegenwärtige Gefahr herbeigeführt hat. Er hat sie in doppelter Weise verursacht. Die erste ist offenkundig: er hat dem Menschen eine Macht über die Natur gegeben, welche dieser jetzt mißbrauchen kann. Die zweite ist vielleicht weniger offenkundig, aber ich halte sie für nicht weniger bedeutsam: die moderne Naturwissenschaft hat den Menschen in demselben Maße, in welchem sie die Natur seiner Herrschaft unterworfen hat, der Führung durch die Natur beraubt.

Der vorwissenschaftliche Mensch — damit meine ich den Menschen vor dem Zeitalter der modernen Naturwissenschaft — ließ sich in

¹⁾ Feuerbach sagt, jede Naturwissenschaft sei Naturverehrung. Das scheint mir im allgemeinen falsch zu sein, für die antike Naturwissenschaft aber zuzutreffen.

²⁾ So zum Beispiel Descartes in seinem „Discours“: „... anstatt der gewöhnlich in den Schulen gelehrten spekulativen Philosophie eine praktische zu entdecken ... und uns damit zu Herren und Besitzern der Natur zu machen.“

vielen Dingen von der Natur führen, welche für den wissenschaftlichen Menschen Gegenstände wohlervogener Entscheidung geworden sind. Zwei Beispiele:

1. Ich vermute, daß der primitive Bauer sich fast instinktiv durch den Rhythmus der Jahreszeiten leiten ließ³). Wann und was gesät, welche Anbauweise gewählt wurde, waren Dinge, welche nicht seiner Wahl überlassen blieben.
2. Der wissenschaftliche Mensch kann wählen, ob als Ergebnis des Geschlechtsverkehrs Kinder kommen sollen oder nicht; vielleicht kann er sogar deren Geschlecht bestimmen. Er hat etwas seiner Entscheidung unterworfen, worin sich der vorwissenschaftliche Mensch durch Natur und Instinkt führen ließ.

So hat also die moderne Naturwissenschaft eine zwiefache Wirkung: Einmal unterwirft sie die Natur dem Menschen; zum andern entzieht sie den Menschen der Leitung der Natur. Sie vermehrt das Bedürfnis des Menschen nach Wegweisung, weil ihm größere Macht zu Gebote steht, und beraubt ihn gleichzeitig der Führung durch die Natur, deren er sich bis dahin erfreut hatte. Ich glaube, daß die Bewußtheit der Krise beim heutigen Menschen nicht allein, vielleicht nicht einmal zuvörderst auf der Unermeßlichkeit der von ihm kontrollierten Kräfte beruht, sondern mehr noch auf seinem Gefühl, daß er aus der Natur entwurzelt und ihrer Führung beraubt ist.

Gibt es eine Rückkehr zur Natur?

So ist es nicht verwunderlich, daß fordernde Stimmen laut werden, wir sollten einer Einstellung zur Natur entsagen, welche zu dieser Krise geführt hat, sollten aufhören, die Natur auszubeuten, und wieder lernen, sie zu verehren. So schrieb William Temple⁴), das Leben des Menschen sei „einer natürlichen Ordnung eingefügt, welche Gottes Schöpfung ist. Eine fundamentale Pflicht des Menschen gegenüber Gott besteht in der Ehrfurcht vor der Welt, wie Gott sie geschaffen hat.“ Ich möchte diese Erklärung unterschreiben.

Nun kann aber die Reaktion auf den Mißbrauch der Naturwissenschaft zwei verschiedene Haltungen annehmen, von denen eine richtig,

³) Natürlich auch durch die Sitten seines Stammes. Damit tritt neben der Natur ein weiterer Faktor auf, nämlich die soziale Überlieferung, doch möchte ich diese vorläufig beiseite lassen.

⁴) Christian News-Letter Nr. 198 vom Dezember 1943. — Temple war ein modernem Denken besonders aufgeschlossener Theologe und einer der bedeutendsten Erzbischöfe von Canterbury in neuerer Zeit; er starb 1944.

die andere falsch — die eine christlich, die andere heidnisch — die eine vereinbar mit der Wahrheit der Naturwissenschaft, die andere ihr feindlich und im wörtlichen Sinne reaktionär ist. Beide Einstellungen können mit dem Ausdruck „Ehrfurcht vor der Natur“ beschrieben werden, weil das sowohl Ehrfurcht vor der Natur als der Schöpfung Gottes (christliche Haltung) wie auch Ehrfurcht vor der göttlichen Natur (heidnische Haltung) bedeuten kann. Ich behaupte nun, daß diese beiden Einstellungen unterschieden werden müssen, und daß ihre Vermischung die Schwäche eines guten Teiles christlicher Apologetik gewesen ist. Gerade gegen die Naturwissenschaft haben viele Christen einen Begriff der Natur verteidigen zu müssen geglaubt, welcher überhaupt nicht christlich, sondern heidnisch ist; auf diese Weise haben sie sich in einer ganz unnötigen Opposition zur Naturwissenschaft befunden. Die moderne Naturwissenschaft widersetzt sich aus ihrem Wesen heraus der heidnischen Auffassung von der Natur; nicht aber der christlichen.

Es ist nicht christliche Lehre, daß der Mensch geschaffen wurde, um die Natur anzubeten, sondern vielmehr, daß er geschaffen wurde, um die Herrschaft über die Natur zu besitzen (Gen. 1), bis er sie durch den Sündenfall verspielte. Daher beziehen diejenigen, welche als Reaktion auf die Entartung der Naturwissenschaft zur Naturanbetung hinstreben eine Position, welche dem Christentum ebenso entgegengesetzt ist wie der Naturwissenschaft.

Ein Beispiel für diese abwegige Reaktion können wir in dem Widerstand finden, der im 17. Jahrhundert im Namen der Kirche gegen das neue Naturbild geleistet wurde, auf das sich dann die moderne Naturwissenschaft gegründet hat. Ich kenne die Streitgespräche jener Zeit nicht im einzelnen, aber es ist jedenfalls klar, daß zu den von den Kirchenmännern verteidigten Dingen auch jenes heidnische Naturbild gehört hat, welches Aristoteles in ein System gebracht und die mittelalterlichen Scholastiker in einer christlichen Umwelt heimisch gemacht hatten. Sie verteidigten es im Namen des Christentums, aber das wissenschaftliche Weltbild war in Wahrheit christlicher. Jene hatten eine griechische Naturphilosophie, die einem christlichen Rahmen eingefügt worden war; das wissenschaftliche Weltbild dagegen stellte den Durchbruch einer christlichen Metaphysik in die Naturphilosophie dar.

Mir scheint, daß christliche Apologeten unserer Zeit manchmal in einen ähnlichen Fehler verfallen. Wir — denn ich glaube nicht, daß irgend jemand ganz frei von diesem Fehler ist — identifizieren die

Sache Christi mit einer Rückkehr zu einer vorwissenschaftlichen Denkweise. Dadurch bringen wir die Wissenschaftler gegen uns auf und legen uns auf etwas fest, was Toynbee „Archaismus“ nennt; dabei ist das, was wir zu erhalten versuchen, vielleicht überhaupt nicht christlich, sondern ein heidnisches Überbleibsel, welches uns in christlicher Fassung vertraut geworden, in Wahrheit aber dem Christentum ebenso wie der Naturwissenschaft fremd ist. Das soll natürlich nicht heißen, daß alle Entwicklungen des Geistes der modernen Naturwissenschaft berechtigt oder daß jede Kritik seitens des Christentums obskurantistisch sei.

Probleme des Verhaltens

Die Frage nach dem wahren Verhältnis des Menschen zur Natur ist nicht nur akademischer Art. Der Fortschritt der Naturwissenschaft wirft Probleme des Verhaltens auf, und wir sind versucht zu meinen, deren christliche Lösung bestehe darin, daß man den Fortschritt aufhalte oder umkehre.

So nahm ich unlängst an einem Gespräch über die Bedeutung einiger neuer Entdeckungen für das Christentum teil. Eine dieser Entdeckungen ist ein Mittel, mit dessen Hilfe das Geschlecht der Kinder durch eine einfache Behandlung der Mutter bestimmt werden könnte. Einige der Anwesenden waren über diese Entdeckung entsetzt, schien sie doch eine der Grundlagen altmodischer Frömmigkeit zu beseitigen. Die Geschlechtsbestimmung der Kinder pflegte eines der Dinge zu sein, in denen die Menschen den Finger Gottes zu erblicken meinten, und es pflegte ein wesentlicher Bestandteil der Frömmigkeit zu sein, in demütiger Ergebenheit hinzunehmen, was Gott schickte. Hier jedoch finden wir als Ergebnis einer naturwissenschaftlichen Entdeckung den Menschen, wie er sich diese Wahl anmaßt und für sich das Recht beansprucht zu bestimmen, welchen Geschlechts seine Kinder sein sollen. (Unser Gespräch beschränkte sich auf die Sonderfrage der Geschlechtsbestimmung; aber einer der Anwesenden wies darauf hin, daß die gleichen Probleme durch die viel wichtigere Entdeckung der Geburtenkontrolle aufgeworfen werden. Früher schickte Gott Kinder; jetzt aber ist es eine Sache der menschlichen Entscheidung.)

Die Entsetzten waren zunächst geneigt, die Wissenschaft anzuklagen und in ihr eine Gott widerstrebende Macht zu sehen. Sie meinten, daß in diesem Punkte Naturwissenschaft und Religion im Wider-

streit lägen, und daß es Pflicht eines religiösen Menschen wäre, sich dieses neuen Wissens nicht zu bedienen, ja vielleicht sogar es sich fern zu halten. Das alles nur, damit man noch die alte Frömmigkeit üben könnte, welche die Entscheidung über diese Dinge in den Händen Gottes beließ.

Im weiteren Verlauf des Gespräches wurde aber deutlich, daß das, was auf diese Weise hergestellt werden sollte, gar nicht hergestellt werden konnte. Die Absicht war, durch eine freiwillige Unkenntnis wissenschaftlicher Entdeckungen die Geschlechtsbestimmung der Wahl des Menschen zu entziehen und wieder in Gottes Hand zu legen. Wir kamen jedoch zu der Einsicht, daß ein freiwilliges Nichtwissen — und mehr könnte der Mensch jetzt nicht mehr erreichen — ihn nicht in die Lage zurückversetzen würde, in der er sich vor der Entdeckung befunden hatte. Damals war er unfreiwillig unwissend; jetzt muß er sich für die Unkenntnis entscheiden, und das ist etwas ganz anderes. Die antiwissenschaftliche Reaktion erwies sich daher als eine Form des Archaismus und zeigte auch die typische Schwäche des Archaismus. Es war ein Versuch, künstlich herzustellen, was vorher von Natur dagewesen war.

Darum verwarfen wir diese Linie. Wir nahmen die Tatsache hin, daß der Fortschritt der Wissenschaft mit Notwendigkeit eine immer größere Zahl von Naturvorgängen der Kontrolle der menschlichen Entscheidung unterwirft und gleichzeitig das menschliche Handeln seiner früheren instinktiven Kontrolle durch die Natur beraubt. Als Moral schien sich zu ergeben, daß der Mensch, je mehr er der Führung durch die Natur beraubt wird, um so verzweifelter der Führung Gottes bedarf. Es will fast scheinen, als hätten die Menschen früherer Zeitalter ohne Gott „fertig werden“ können, weil sie sich von der Natur leiten ließen. Die Wissenschaft macht diese Führung durch die Natur unmöglich und stellt uns vor die nackte Alternative, entweder ohne Führung zu sein oder von Gott geführt zu werden. Vielleicht ist die Naturwissenschaft das Instrument, mit dem Gott den Menschen erbarmungslos aus seinen Schlupfwinkeln in der Natur vertreiben und zwingen will, zu erkennen, daß er Ihn braucht.

Die Natural's Werk und Wille Gottes

Bisher habe ich behauptet, daß die Naturwissenschaft im wesentlichen nicht dem Christentum, sondern der Naturanbetung widerspreche und nur insoweit im Widerspruch zum Christentum stehe als

ein Element der Naturanbetung dort eingedrungen ist. Diese Unterscheidung ist aber doch zu grob und muß jedenfalls dann berichtigt werden, wenn sie den Verhältnissen des 20. Jahrhunderts gerecht werden soll.

Die altmodische Frömmigkeit, welche von der Naturwissenschaft im Verlauf von deren Vordringen aus immer neuen Gebieten verdrängt wird, kann nicht eigentlich als Naturanbetung bezeichnet werden. Sie verehrt nicht die Natur, sondern die Macht über der Natur, welche die Natur regiert. Diese Frömmigkeit verlangt die Unterwerfung unter den Lauf der Natur nicht als unter das Wirken einer Naturkraft, sondern als unter eine Bekundung des Willens Gottes. Sie sieht im Lauf der Natur den Finger Gottes.

Eben diese Gleichsetzung ist durch den Aufstieg der Naturwissenschaft unmöglich geworden. Soweit der Lauf der Natur unter die Herrschaft des Menschen gelangt ist, kann dieser in ihm nicht mehr eine Offenbarung des göttlichen Willens sehen, dem er sich unterwerfen müßte. Eine Naturkatastrophe z. B. ist Gottes Strafe über den Menschen, wenn der Mensch sie nicht abwenden kann. Kann er sie abwenden, so ist seine Unterwerfung — falls er sich unterwirft — ein Akt seiner Entscheidung; und wenn auch seine Entscheidung immer noch Gottes Willen unterworfen sein mag, so muß sich dieser Wille doch anderswo als in der Natur offenbaren.

Ich glaube nicht, daß wir daraus schließen müssen oder auch nur schließen sollten, daß die Christen des vorwissenschaftlichen Zeitalters unrecht hatten, als sie Gottes Willen in der Natur offenbart fanden. Vielleicht ist es richtiger anzunehmen, daß Gott ihnen seinen Willen in dieser Form offenbaren wollte, während er ihn uns in anderer Weise offenbaren will.

Wenn wir das aber als richtig hinnehmen, d. h. wenn wir in der Entwicklung seit Descartes, in deren Verlauf der Mensch sein Verhältnis zur Natur so weitgehend aus Knechtschaft in Herrschaft verwandelt hat, nicht einen Irrweg sehen, sondern vielleicht die Erfüllung von Gottes Willen — worin sollen wir sagen, daß der Irrtum des cartesianischen Menschen bestehe? Denn es ist sicher, daß wir in eine Krisis und an den Rand einer Katastrophe geraten sind. Irgend etwas ist bestimmt falsch gelaufen. Was ist es?

Eine Antwort hierauf meine ich beim Lesen des Buches des Schweizer Theologen O. Cullmann „Christus und die Zeit“ gefunden zu haben.

Cullmann erläutert die Lehre der alten Kirche über diesen Äon. Die alte Kirche lebte — wie auch wir noch heute — in einem ganz be-

stimmten Zeitabschnitt; nämlich in dem Abschnitt, der mit der Auferstehung begonnen hat und mit der Wiederkunft enden wird. Der besondere Charakter dieser Zwischenzeit ist, daß sie das Zeitalter der Königsherrschaft Christi ist (Vgl. Kolosser 1,13: „Welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsternis und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes“). So sagt auch Paulus im Brief an die Epheser (1, 20 ff.), daß Gott Christus „von den Toten auferweckt hat und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alle Fürstentümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen; und hat alle Dinge unter seine Füße getan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über alles, welche da ist sein Leib, nämlich die Fülle des, der alles in allen erfüllt.“

Dieses Königtum Christi dauert nicht ewig. Wenn das Ende kommt und wenn „alles ihm untertan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untergetan hat, auf daß Gott sei alles in allen“ (1. Kor. 15, 28). Die Zwischenzeit aber, in der wir noch leben, ist das Zeitalter, in welchem es Gottes Plan entspricht, daß alle Dinge der Herrschaft Christi untertan seien.

Wie wird die Königsherrschaft Christi ausgeübt? Durch die Kirche, welche der Leib Christi auf Erden ist. Cullmann nennt sie „das irdische Zentrum, von dem aus die ganze Herrschaft Christi sichtbar wird“, und weist darauf hin, daß die Lebensspanne der Kirche chronologisch mit dem Zeitalter des Königtums Christi zusammenfällt.

Erklärt uns das nun, was seit Descartes in der Welt vor sich gegangen ist? Der Mensch hat immer mehr Macht über die Natur erlangt. Würde er diese Macht als ein Glied am Leibe Christi ausüben, so könnten wir in dem Vorgang eine Erfüllung dessen sehen, was Paulus in dem Brief an die Epheser den Heilsplan Gottes nennt. Der Fehler liegt nun darin, daß der natürliche Mensch die Herrschaftsmacht an sich gerissen hat, welche der Mensch als Glied am Leibe Christi ausüben soll. Das Heilmittel liegt daher nicht darin, daß der Mensch diese Macht aufgibt und wieder Bestandteil der Natur zu werden versucht, sondern daß er sie behält und selbst zum Bestandteil des Leibes Christi wird.

Wissenschaft und soziale Umwelt

Wir haben gesehen, wie die Naturwissenschaft zugleich den Menschen aus der Natur entwurzelt und die Natur seiner Herrschaft

unterworfen hat. Ein ähnlicher Vorgang scheint auf das Verhältnis des Menschen zu seiner sozialen Umwelt eingewirkt zu haben. Der Mensch hat sich von seiner ursprünglichen, naiven Abhängigkeit von sozialen Überlieferungen gelöst. Zugleich scheint er vermehrte Macht über die Kontrolle seiner sozialen Umwelt zu erlangen. Die Sozialwissenschaften behaupten, die Instrumente dieser Kontrolle zu sein. Zwar haben sie bisher diesen Anspruch noch nicht in gleicher Weise wie die Naturwissenschaften verwirklicht, doch schwebt ihnen zweifellos vor, auf die soziale Umwelt des Menschen die gleichen Methoden anzuwenden wie die Naturwissenschaften auf die Natur.

Der moderne Mensch ist aus seiner sozialen Umwelt und der traditionellen Kultur entwurzelt. Seine Wurzellosigkeit ist sprichwörtlich geworden und wird ihm selbst unerträglich. Man meint manchmal das Heilmittel darin zu sehen, daß man ihn wieder in einer Kultur verwurzele, doch scheint mir das wiederum eine Form von Archaismus zu sein. Man würde damit versuchen, eine naive Abhängigkeit künstlich wiederherzustellen, das aber ist ein untauglicher Versuch und verrät die „pathologische Übertreibung“, welche Toynbee als typisch für den Archaismus bezeichnet. Diese Form des Archaismus scheint ein Hauptmotiv der faschistischen Bewegungen in der Welt von heute zu sein.

Dr. K. Popper wendet sich in seiner glänzenden, aber ungleichmäßigen Schrift „The Open Society and its Enemies“ gegen diese Form des Archaismus. Sein Lieblingsausdruck für die Beschreibung des richtigen Verhältnisses des Menschen zu seiner Umwelt heißt „Sozialmechanik“ (social engineering). Dieser Ausdruck umschreibt genau die Stellung des Menschen, der aus seinem Kulturboden entwurzelt ist. Er ist darüber hinausgehoben, so daß er sie beherrschen kann, zugleich aber jeglicher Wegweisung durch sie beraubt ist⁶⁾. Popper fühlt genau, wie nahezu unerträglich dem Menschen diese einsame Erhabenheit ist. Er erkennt auch die Stärke der Kraft, welche den Menschen veranlaßt, die Verantwortung für Entscheidungen von sich zu werfen und wieder in das warme Dunkel der (totalitären) Stammesgesellschaft zurückzukehren. Aber er verlangt, daß der Mensch dagegen kämpfe; er müsse den Druck ertragen und „das Kreuz des Menschseins“ auf sich nehmen.

⁶⁾ „Der Sozialmechaniker glaubt, daß der Mensch Herr seines Schicksals sei, und daß wir entsprechend unsern Zielen die Geschichte des Menschen ebenso beeinflussen oder verändern können wie wir das Aussehen der Erde verändert haben.“ Popper, a.a.O., I. Bd., S. 17.

Obwohl Popper mit seiner Vorstellung von der Selbstgenügsamkeit des Menschen und mit seiner Annahme, daß dieser das „Kreuz des Menschseins“ aus eigener Kraft tragen könne oder solle, unrecht hat, so scheint er mir im Negativen recht zu haben. Er hat recht nicht nur gegenüber der plumpen Ideologie des Faschismus, sondern weitgehend auch gegenüber der idealistischen Staatsphilosophie des 19. Jahrhunderts. Wir können nicht historische Institutionen anbeten und können nicht den Staat als einen „Gott auf Erden“ betrachten oder die historische Umwelt, in die wir hineingeboren sind, als die Offenbarung des Willens Gottes ansehen.

Hier droht die Gefahr eines Mißverständnisses, und ich glaube, daß nur ein sehr feiner Unterschied zwischen dem, was richtig und falsch ist, besteht. In einer Hinsicht ist alles, was uns geschieht — einschließlich der historischen Umwelt, in die wir hineingeboren werden —, der Ausdruck von Gottes Willen über uns. Wie hätte es geschehen können, hätte Gott es nicht gewollt? Keine Veränderung im Bewußtsein des Menschen kann an diese Wahrheit rühren. Es kann zweifellos nicht gemeint sein, wir seien zu der Einsicht gelangt, daß unsere historische Umwelt ohne Gottes Willen zustande gekommen sei. Welchen Unterschied hat denn aber die Entwicklung der Sozialwissenschaften in unserer Einstellung zu unserer historischen Umwelt mit sich gebracht? Sie hat uns erstmalig unsere gesamte soziale Umwelt als unserer Entscheidung unterworfen gezeigt. Wir können uns dafür entscheiden, sie zu ändern; tun wir das nicht, so nur weil wir beschlossen haben, sie unverändert zu lassen. Wir müssen es zweifellos als den Willen Gottes ansehen, daß wir vor derjenigen Situation stehen, vor der wir nun einmal stehen. Was wir nicht mehr tun können, ist, in der Fortdauer dieser Situation etwas zu sehen, was Gott unabhängig von unserer Entscheidung für uns bestimmt. Wir können sie ändern; wenn sie fort dauern darf, muß also auch das so sein, weil wir beschlossen haben, sie unverändert zu lassen.

Die Lösung des Menschen aus der kulturellen Umwelt

Ich habe mich bisher so ausgedrückt, als wären die Naturwissenschaften die Ursache, welche den Menschen aus der Natur, und die Sozialwissenschaften die Ursache, welche den Menschen aus seiner historischen Kultur entwurzelt hätten. Diese Ausdrucksweise war einfacher, aber in beiden Fällen scheint es sich in Wahrheit um eine Wechselwirkung zu handeln. Man könnte vielleicht mit ebensoviel

Recht sagen, daß der Geist des Menschen erst von der Natur gelöst werden mußte, ehe er die Naturwissenschaft hervorbringen konnte, und daß der Mensch erst seine soziale Umwelt abschütteln mußte, ehe er die Sozialwissenschaften schaffen konnte.

Dr. Hans A s m u s s e n hielt im letzten Sommer einen Vortrag, der für diese Frage von Bedeutung ist. Er stellte die — auf den ersten Blick paradoxe — Behauptung auf, daß einer der Faktoren, welche Hitlers Erfolg ermöglicht hätten, die Ausbreitung der radikalen Theologie, d. h. des Barthianismus, auf dem Kontinent gewesen sei. Er gab dafür folgende Erklärung: Der Deutsche des 19. Jahrhunderts habe der historischen Kultur, in der er lebte, einen absoluten Wert beigelegt. So habe er z. B. die Institution des Privateigentums nicht einfach aus Selbstsucht verteidigt, sondern weil er wirklich meinte, die Sache des Privateigentums wäre identisch mit der Sache von Moral und Religion. Aus diesem Grunde sei die Kultur stark gewesen und habe auf die Gefolgschaft ihrer Träger rechnen können. Die radikale Theologie habe dann die Gleichsetzung, auf der die Gefolgschaft beruhte, kritisiert und gelehrt, daß nichts Historischem ein absoluter Wert beigelegt werden könnte, sondern allein etwas Transzendentelem. In dieser Weise habe sie die Gefolgschaft untergraben und die Kultur ihrer inneren Stärke beraubt. Als dann Hitlers Angriff kam, habe sie keine Widerstandskraft mehr besessen.

Diese Diagnose scheint mir richtig zu sein und gerade den Prozeß zu beschreiben, von dem ich gesprochen habe — den Prozeß, durch den das Gemüt des Menschen aus seiner Haltung der Anbetung oder Hingabe an seine historische Umwelt gelöst worden ist.

Die Lösung des Menschen von den historischen Institutionen, aus der die Sozialwissenschaften entstehen, stellt eine Parallele dar zu seiner Lösung von der Natur, aus der die Naturwissenschaften erwachsen sind. Sie macht den Menschen zugleich zum Herrn seiner sozialen Umwelt und beraubt ihn der unbewußten Wegweisung, die er bis dahin genossen hat.

Der Zustand dieses aus der Kultur entwurzelten Menschen ist gefährlich und schrecklich. Er ist aller Anleitung beraubt und befindet sich in einer Isolierung und Unabhängigkeit, welche ihm nicht bestimmt sind; er kann daher furchtbare Verirrungen kaum vermeiden. Es ist kein Wunder, daß die Menschen darüber klagen, und daß Theoretiker und Staatsmänner den Prozeß umzukehren und den Menschen wieder in einer Kultur anzupflanzen versuchen. Aber solche Rückverpflanzung — so erstrebenswert sie auch sein mag — ist in

Wirklichkeit so wenig möglich wie die Wiederverwurzelung des Menschen in der Natur. Das hindert nicht, daß es versucht wird — manchmal sogar in großem Umfang und als Programm politischer Parteien —, aber es scheint mir der Grund zu sein, weshalb solche Versuche den unverkennbaren Stempel des Archaismus tragen. Selbst wo sie harmlos sind, haben sie etwas Künstliches und Gewolltes an sich.

Wir können den „ehrwürdigen“ Charakter historischer Institutionen nicht wiederherstellen, selbst wenn wir es wollten. Streiten wir wirklich für die Sache Christi wenn wir es versuchen? Wir haben gesehen, daß die Reaktion auf die Naturwissenschaft oft nicht eine Reaktion zum Christentum hin, sondern zur Naturanbetung hin gewesen ist. Ist nicht die Reaktion zur Wiederherstellung der Heiligkeit historischer Institutionen hin in Gefahr, einer andern Form des Götzendienstes zu verfallen?

Die Lage wird dadurch kompliziert, daß es eine Zeit gegeben haben mag — nämlich das Zeitalter christlicher Kultur, welches wir soeben hinter uns lassen —, in welcher Gott gerade historische Institutionen benutzt hat, um den Menschen Seinen Willen mitzuteilen — in ähnlicher Weise hat Er, wie oben ausgeführt, auch die Natur benutzt; daher war die einfältig fromme Haltung des „Mein Stand und seine Pflichten“ wirklicher Gottesdienst und nicht etwa Götzendienst. Jetzt aber läßt Gott vielleicht dieses Zeitalter zu Ende gehen.

Er hat uns von der Natur geschieden und aus unserer Kultur entwurzelt. Er hat es uns unmöglich gemacht, die Natur oder die Kultur anzubeten. Warum? Bestimmt nicht um uns ohne Anbetung und ohne Führung zu lassen. Aber vielleicht, um uns zu zeigen, daß unser Bedürfnis nach Anbetung und Führung nirgends sonst befriedigt werden kann als in Ihm. Wenn wir den Prozeß aufzuhalten versuchen und uns wieder in der Natur oder Kultur verwurzeln wollen — vielleicht widerstehen wir damit Gottes Willen.

Die Tradition der großen Mächte

Die große Zeitenwende ist eingetreten. Europa als geschichtlicher Kontinent, die europäischen Menschen aller Nationen fühlen, daß sie in einem ähnlichen historischen Übergang begriffen sind, wie ihn sich ihr geschichtliches Bewußtsein für den Ausgang des „Altertums“ und des „Mittelalters“ vorstellt. Diese herkömmliche Einteilung der neueren Weltgeschichte bedeutet in Wahrheit nicht mehr als ein technisches Hilfsmittel unseres Geistes, in Wirklichkeit bewährt es sich für uns, um den Abschluß unserer bisherigen Geschichtsepoche der „Neuzeit“ zu begreifen. Ihr Hauptinhalt, die Entwicklung des europäischen Staatensystems und eines auf den Ergebnissen der mechanisch-kausalen klassischen Physik beruhenden klassischen politischen Weltbildes ist abgeschlossen. Ein Weltzeitalter bricht an, dessen Atomphysik das alte politische Denken überwindet und den Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln nicht mehr anerkennen kann.

Epochen, in denen die Weltgeschichte im Vorwärtsschreiten zu einem großen Neuen ein gnadenloses Antlitz zeigt, in denen alle Überlieferungen zu wanken oder zu zerbrechen scheinen, drängen auch dem einfachen Menschen Existenzfragen auf, die in ruhigeren Geschichtsperioden nur von der geistigen Elite durchlebt und durchdacht zu werden pflegen. Nach zwei riesenhaften Kriegen, die Ströme von Blut ohne für menschliche Erkenntnis sichtbaren höheren Nutzen und Gewinn vergeudeteten, deren Ergebnisse gerade die Sieger nicht befriedigen konnten und die tiefe Hoffnung auf besseres Recht und neue Gerechtigkeit im Leben der Völker fast überall enttäuschten, ist die Frage nach dem Sinn des irdischen Daseins und der Geschichte nicht mehr zu beschwichtigen. So viel Antworten darauf auch versucht werden, die Enträtselung des großen Unerklärlichen, das sich Weltgeschichte nennt, gelingt niemandem überzeugend.

Was kann geschichtliche Darstellung überhaupt über das „wirkliche“ Leben aussagen? In dem Maße, in dem wir von der Unermeßlichkeit und Unergründlichkeit der irdischen Wirklichkeit überwältigt werden, lernen wir begreifen, wie arm unser Geschichtsbild immer gewesen ist, wie wenig der Geschichtsschreiber weiß, der in die Breite gehen muß, wie viel mehr der Dichter, der die Tiefen lebendig macht, auszusagen hat. Auch die reichste und farbigste geschichtliche Schilderung kann doch immer nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Leben geben, das sich wirklich vollzog. Fließt doch das eigentliche, gültige Leben der Menschen, ihr Persönlichstes, ihr Schicksal, ihr Glück, ihre Hoffnungen, ihre Tränen und ihr innerster Glaube fast ausschließlich außerhalb jener Sphäre, welche die Geschichtsschreibung bewältigt. Diese greift doch gemeinhin, um sich nicht im Unendlichen zu verlieren, nur das, was an die Oberfläche getrieben wird und geht über Tiefen leichtfüßig hinweg. Eine „wahre“ Geschichtsschreibung würde wahres Heldentum, wahres Opfer und wahres Leben im ewigen Alltag der Menschen und in den Tiefen ihres geschichtlichen Daseins erst noch zu erforschen haben. Die geschichtliche Wissenschaft aller Nationen stellt eher eine Leistung des Vergessens als des Erinnerns dar.

Selbst in der besonderen Domäne der Historie, in den Bewegungen der Staaten und Mächte und in ihren gegenseitigen Auseinandersetzungen, sind die darin enthaltenen metaphysischen Tiefen und Spannungen kaum je zureichend enthüllt worden. Bedurfte es doch erst der erschütternden Erlebnisse der letzten Generation, um wieder zu erfassen, wie wenig sich auch die höchste Staatspolitik jenseits von Gut und Böse, in einem erhabenen Bereich reiner Staatsvernunft abspielt, wie eng sie an jenes „wahre“ Leben der Menschen und Völker gebunden bleibt; also daß nicht nur Leidenschaft und Fanatismus, sondern auch das rein Verbrecherische jederzeit in sie hineingeraten kann.

Diese Einsicht freilich macht uns die Weltgeschichte erst recht unheimlich und unerklärlich, verleiht jeder historischen Darstellung noch stärker ein Element der Willkür und der Künstlichkeit. Die Unzulänglichkeit menschlicher Perspektive scheint unüberwindbar. Die Wissenschaft selbst hat eingesehen, daß auch die allgemeinste, objektive kritische Betrachtung sich niemals vom begrenzten Subjekt des Betrachters lösen kann. Der Glaube an ein allgemeingültiges, objektives Weltbild ist zerstört.

Das geschichtliche Leben aber geht weiter und bildet den mensch-

lichen Geist unaufhörlich fort. Die moderne Atom- und Quantenphysik versucht jene Tiefen zu fassen, die dem klassischen kausalen Denken unerreichbar waren. Sie schafft einen neuen Sinn des Daseins, indem sie eine neue Kontinuität der Vorgänge ergründet. An Stelle der klassischen, lückenlos sich vollziehenden Naturgesetze, sind zwar nicht lückenlose, aber doch hinreichend wirksame Wahrscheinlichkeiten getreten, die für die Bewegungen des geschichtlichen Lebens anwendbar sind und eine Folgerichtigkeit der geschichtlichen Ereignisse schaffen, die, obwohl nicht mehr absolut zu setzen, in ihrer relativen Gültigkeit immer noch haltbar genug sind, um unser eigenes kurzes geschichtliches Dasein an ihnen zu begreifen.

Denn dieses Dasein ist wahrhaft kurz. Mit den schwindelnden Ausblicken in unermeßliche Möglichkeiten der Zukunft hat sich unser Blick auch in die Vergangenheit unermeßlich geweitet. Mit dem ungeheuren Wachsen der Dimensionen zukünftiger historischer Wirklichkeit sind auch diejenigen der Vergangenheit ungeheuer gewachsen und lassen die Bedeutung der jeweiligen Gegenwart völlig zusammenschrumpfen. Nicht nur nach vorwärts, auch nach rückwärts sind vor dem Geiste fernste, nie geahnte historische Bilder aufgetaucht, die den Begriff unseres „Altertums“ weitgehend entwerten. Jahrtausende gewinnen durch neue Forschungen neues und gewisses Leben. Versunkene Erdteile tauchen wieder empor. Technische Errungenschaften einer eisgrauen Vorzeit mögen heute noch nicht wieder erreicht worden sein. Vor unvordenklichen Zeiten kann das Menschengeschlecht bereits einmal in engeren Beziehungen zu einander über den ganzen Erdball hinweg gestanden haben als heute. Die „planetarischen“ Möglichkeiten, die sich unserer Technik über alle Kontinente und Ozeane hinweg in der Zukunft zu eröffnen scheinen, stellen vielleicht nur eine Wiederholung dessen dar, was einst bestanden hatte. Das Wachsen, Blühen und Verwelken großer, längst vergangener Kulturphänomene wird uns wieder lebendig.

Dies alles macht uns bewußt, welchen winzigen Ausschnitt einer „wahren“ Weltgeschichte auch die Jahrhunderte unserer „Neuzeit“ bilden. Auch sie schwimmen nur als kleines Schiff auf einem riesigen unaufhaltsamen Zeitenfluß, der nicht abreißt und die Welt niemals so neu werden läßt, wie die flüchtigen Perspektiven der Gegenwart annehmen möchten. Ursachen und Wirkungen, geschichtliche Folgerichtigkeit und Kontinuität mögen jeweils vom menschlichen Geist anders begriffen werden, sie bestehen fort, und gerade das un-

verbildete natürliche Gefühl der Menschen sagt ihnen, daß auch die heillosesten Trümmer einer Vergangenheit nicht so einfach zu beseitigen sind, sondern daß sie in spätere Zeiten hineinragen.

Jede Epoche hat am ganzen Leben der Geschichte teil. Mit ihrem Abschluß vergeht ihre eigentümliche historische Besonderheit, aber nicht die in ihr enthaltenen geschichtlichen Tiefenkräfte. Das „klassische“ Zeitalter des europäischen Staatensystems und europäischer Staatenpolitik ist vorüber, bestehen geblieben sind Staaten, Politik und Europa und mit ihnen die tieferen historischen Probleme ihres Daseins, die in der Zukunft fortwirken.

Nicht aus sich selbst heraus entstehen, wachsen und vergehen die Staaten und die Politik. Wie sie an die Menschen und Völker gebunden bleiben, so haben sie teil an deren Glauben, Geist und Willen, an all den metaphysischen Impulsen, von denen ihre Menschen und Bürger bewegt werden. Von ihnen her erhalten sie auch ihre unübertragbare Individualität und Eigenart, mit ihnen teilen sie ein Schicksal und die historischen Erlebnisse. Umfassen sie diese auch niemals restlos, so sind ihre Kämpfe untereinander doch auch von jener Individualität und ihren Lebensbedingungen bestimmt. Jeder Staat kämpft anders, jede Politik denkt anders. Nicht, daß Staaten um Selbsterhaltung und Macht ringen, ist das Entscheidende, sondern wie sie es tun. Je größer und mächtiger die Staaten sind, umsomehr fällt die Eigenart ihres politischen Denkens und Handelns ins Gewicht. Gerade bei den großen Mächten aber stellt sich heraus, daß in allen ihren wechselnden und unvorhersehbaren Einzelhandlungen, die ein so verwirrendes äußeres Bild ergeben, ein dauerhafterer historischer Wesenskern verborgen ist, der ihrem Verhalten über Generationen hinweg ein überzeitliches Profil verleiht. Es ist, als ob sich in diesem Profil die Schicksalslinien eines Staates abzeichnen, als ob in ihm, nicht in äußeren Zufälligkeiten die Siege und Niederlagen sich widerspiegeln, die die Geschichte den Staaten zuteil werden läßt. Denn dieses Profil wird von tieferen und umfassenderen geschichtlichen Kräften geformt als von den staatlichen und politischen selbst.

Was hier als letzte geschichtliche Dynamik am Werk ist, was als Bleibendes im Wechsel auch den überwältigenden und dunklen Geschehnissen des letzten Menschenalters noch Sinn, Form und Kontinuität verliehen hat, nennen wir die Überlieferungen, die Traditionen der Großen Mächte. Durch diese Traditionen ist auch das Zeitalter des europäischen Staatensystems an seinem Anfang und Ende und an jedem entscheidenden Moment seines historischen Ablaufs mit der

ganzen Weltgeschichte, mit dem „wahren“ geschichtlichen Leben verbunden.

In einer unvergeßlichen, von der Freude universalen Anschauungsvermögens erfüllten Skizze hat einst vor einem Jahrhundert Leopold von Ranke in tiefer Zuversicht auf das Wirken Gottes in der Geschichte das Bild der großen Mächte für seine Zeit als „Gedanken Gottes“ gezeichnet. Von jener Zuversicht ist uns heutigen Europäern nicht mehr viel geblieben. Ob Gott durch irdisches Geschehen und also durch die Geschichte zu uns Menschen spricht, wird nach den erschütternden Erlebnissen unseres Jahrhunderts auch dem Glauben dunkler denn je bleiben. Sah Ranke noch das Licht des Himmels über der Weltgeschichte leuchten, so fühlen wir unter ihr vor allem die Feuer der Hölle brennen. Jede Epoche kann uns eher „unmittelbar zum Teufel“ als „unmittelbar zu Gott“ geschaut werden. Rankes Vertrauen auf den „Genius Europas“, der noch unsern Kontinent jedesmal vor der Herrschaft einer einseitigen und gewaltsamen Richtung gerettet habe, ist gründlich vergangen. Der Glaube an die Möglichkeit fester ethischer Grundlagen des staatlichen und politischen Handelns muß immer neue Anfechtungen erleiden, solange die Kräfte und Ideen des Guten zur eigenen Selbsterhaltung und zur Abwehr gegen das Böse in der Politik ihrerseits zu bösen Mitteln genötigt werden.

Ist damit die Politik der Mächte nur das Spiegelbild der ewigen Verdammnis des Menschen, der Tummelplatz dämonischer Gewalten und hemmungsloser Triebe? Eine solche Annahme würde die Politik und die Staaten gleichsam zu einer übermenschlichen Angelegenheit machen und sie damit außerhalb der menschlichen Geschichte stellen. Auch Staaten und Politik unterliegen den Bedingungen irdischen Tun und Lassens der Menschen, in dem sich Gut und Böse unaufhörlich vermischen. Sie in diesem Sinne im ewigen Schwanken zwischen Gut und Böse zu erblicken, heißt ihnen einen menschlichen Charakter zu verleihen, durch den die Erfassung ihrer wahren geschichtlichen Bedeutung am sichersten für den menschlichen Geist bewirkt werden kann. Vielleicht läßt sich dann noch am ehesten aus der verwirrenden Geschichte hier und dort eine lehrhafte Erkenntnis ziehen.

Als Europäer, deren Zukunft in ihrer Vergangenheit beschlossen liegt, suchen wir daher am Ausgang einer mehrhundertjährigen Epoche den großen geschichtlichen Faden jener Traditionen, an welchem auch unser aller zukünftiges Los gebunden bleibt.

Wort und Wahrheit

„Im Anfang war das Wort.“

Stimme aus dem Unendlichen, aus dem Munde des Ewigen.

In das Nichts brach das ewige Werde des göttlichen Wortes — „alles ist durch dasselbe geworden, und ohne dasselbe ist nichts geworden, was geworden ist“.

Der Vater der Lüge zerstörte die Einheit zwischen den Geschöpfen und dem Schöpfer, und von der ersten Lüge an frißt die Vergiftung weiter bis zur Herrschaft der Lüge unter der Menschheit. Furchtbar die allgemeine Lüge, mit der sich die Menschen belügen und täuschen bis zur Aufhebung der Lüge durch die Lüge, zur völligen Einsamkeit der letzten Menschen: ihnen ist es nicht mehr möglich, die Worte zu gebrauchen, um mit ihnen die Wahrheit zu verdecken und zu verstecken: das Wort selber ist leer geworden. Die Menschen verstehen sich nicht mehr. Das Wort und die Lüge wurden eins — der Sieg des Bösen war entschieden, sobald das gedruckte und das gesprochene Wort der Lüge diene.

Schauerlich ist die Erzählung des heiligen Buches über den Turm von Babel: „Die ganze Menschheit hatte eine Sprache und dieselben Wörter. Als sie nun von Osten aufbrachen, fanden sie eine Ebene im Lande Sennaar: dort ließen sie sich nieder. Und sie sprachen zueinander: „Kommt, laßt uns Ziegel machen und sie im Feuer brennen!“ Und der Ziegel diene ihnen als Baustein; Asphalt gebrauchten sie als Mörtel. Da sagten sie: „Wohlan, wir bauen uns eine Stadt und einen Turm, dessen Spitze an den Himmel reicht! So machen wir uns einen großen Namen, bevor wir uns zerstreuen über die ganze Erde hin.“

Da stieg der Herr hinab in die Stadt, um den Turm zu schauen, welchen Adams Kinder bauten. Er sprach: „Siehe, ein Volk ist es, und eine Sprache haben alle. Wir wollen ihre Sprache verwirren, daß einer des anderen Rede nicht versteht!“

Der Auflehnung gegen Gott folgt die Verwirrung der Sprache, und mühselig begann nun das Suchen der Völker in ihren verschiedenen Sprachen nach dem Ur-Sinn, nach der Wahrheit, nach dem Logos. Am schmerzlichsten litten unter der Pein der Namenlosigkeit die Griechen, die Logossucher vor der Erscheinung des Logos. Wo die Namenlosigkeit beginnt, da entgleitet dem Menschen die Herrschaft. Deshalb ist der Hades, die Unterwelt, der Ort der Schatten. Namen- und Formlosigkeit empfindet der Grieche als äußerste menschliche Not. Nichts kann seine Vorstellung vom furchtbaren Tod besser erklären als das Bild der gestaltlosen Schatten, mit dem er sich das Wesen der Toten umschrieb. Hier kommt Goethe dem wahren Griechentum nahe, er, der das Geheimnis der Form als Lebensgesetz erkannt hatte, der das Glück und die Berufung Adams, durch Namensgebung sich der Dinge zu bemächtigen, nachschöpfend erfüllte. Er erkannte wie kein anderer die Qual der Namenlosigkeit als die Qual des Nichtseins¹⁾).

Namen-loses Leid — man überdenke diese Wortverbindung, man denke sie aus, wenn man kann! — namenloses Leid ist der Mutterboden der Mythe von Orpheus und Eurydike, erlebt und erlitten von Ungezählten bis auf diesen Tag und diese Stunde.

Noch immer ist im Anfang des Lebens das Wort bei Gott, ist Wahrheit; das Kind lügt nicht. Aber bald wird es heißen: Wir sind, wir werden alle Lügner. Und die Lüge frißt am Worte, laugt es aus, saugt ihm die Wahrheit aus. Und die Worte werden abgegriffen wie die Münzen, und allmählich verlieren sie ihren Kurswert. Man kann sie nicht mehr voneinander unterscheiden. Sie gelten nichts mehr, sie bedeuten nichts mehr. Es beginnt die Entwertung, Papiere treten an die Stelle des Goldes, unedle Metalle an die Stelle der edlen.

Der Mensch aber ist es, dem das Wort anvertraut ist in seiner Sprache. Er kann sie adeln, heiligen, aber auch vergiften, schänden bis zur Verkehrung des Wortes in den Widersinn. Wahrheit oder Lüge eines Menschen drücken sich in seiner Rede aus wie der Geist eines Volkes in seiner Sprache weiterlebt bis zum Tage des Gerichts.

Alle Ehrlichen leiden unter der Entfremdung der Menschen voneinander, die eine innere Entfernung ist. Immer schwerer wird es,

¹⁾ Vgl.: Sellmair, Der Mensch in der Tragik, Erich Wewel Verlag, Krailling vor München, 3. A. 1948.

sich gegenseitig zu verständigen. Das Wort hat im Munde des einen immer häufiger einen anderen Sinn als im Munde des anderen. Zu schweigen von der babylonischen Sprachen-Verwirrung unter den verschiedenen Völkern! Aber das eigene Volk ist uns am nächsten und seine Sprache ist uns heilig, ist unsere Muttersprache! Was man ihr antut, sündigt man an der Seele unseres Volkes selber. Wer immer dem Wort die Wahrheit zurückgibt, seine einmalige Wahrheit, wer Ehrfurcht hat vor dem gesprochenen und geschriebenen Wort, dem wird das Wort selber wieder danken, die Sprache wird ihm neu gegeben: das Wort in seinem Munde wird anders klingen als in dem der Vielen.

Das Wort ist Leben, in ihm offenbart sich ein Mensch. Das erste Gespräch, das wir mit jemand führen, ist jedesmal eine nachklingende und nachwirkende Begegnung, und jede Begegnung hinterläßt Spuren, die über die flüchtige Erscheinung hinaus ins Unvergängliche greifen. Jede Begegnung ist Prüfung unseres Wertes und Gehaltes. Das erste Wort, das wir hören oder sprechen, erteilt bemerkenswerten Aufschluß, eröffnet gewisse Zugänge zu den Seelen und damit zu Wesenseigentümlichem. Die Sprache ist als Ausdrucks- und Verbindungsmittel nie isoliert von anderen Ausdrucks- und Verbindungsmitteln. Immer spricht der Mensch zum Menschen, der ganze Mensch zum ganzen Menschen, der Mensch wie er ist, wie er leibt und lebt. Selbst beim Lesen des geschriebenen oder gedruckten Wortes versuchen wir unwillkürlich, uns ein Bild des schreibenden Menschen zu machen. Was wir sagen, der Inhalt unserer Sage und Aussage, läßt sich niemals trennen von unserem menschlich-persönlichen Sein, das Wort wächst organisch aus dem Gesamt unseres Wesens. Mit dem Worte verwächst der Klang unserer Stimme, der Ausdruck unseres Gesichtes, der Blick unserer Augen, die Gestik unserer Hände, die Haltung unseres Leibes zu einem Sinngefüge zusammen. Alle Komponenten unseres Leib-geistig-seelischen Seins schwingen mit uns, assoziieren sich mit der ihnen eigenen Gesetzmäßigkeit; wir stehen im Gespräch, in der Rede mit allen unseren Schichten vor dem anderen Menschen, wir offenbaren uns mehr als wir selber wissen — und noch weniger können wir wissen, welche Saiten der Seele, welche Töne der Erfahrung, welche Erlebnisse auf dem Bewußten oder Unbewußten bei uns und beim Hörer mit anklingen und in der Erkenntnis oder im Klang des Wortes mitschwingen. Das Wort ist als Mitteilung im Gespräch oder in der Rede nie eine rein rationale Entfaltung des Gedankens, sondern Ausdruck

unseres Seins und Lebens, unseres Leides und Wünschens. Im Wort sprechen nicht nur rationale, sondern ebenso irrationale Faktoren und Inhalte mit, und diese können sogar das Übergewicht über die ersteren gewinnen. Oft erleben wir es, wie das Wort uns auf der Zunge wächst, wie es uns fortführt, wie es unsere Gedanken entbindet, wie wir im Worte wachsen, uns sogar verändern. Nicht nur wir sprechen, das Wort kann selber Macht über uns gewinnen, so daß es zu uns spricht. Welcher Redner hätte diese lebendige Macht des Wortes nicht schon staunend erfahren, die Macht, aber auch die Gefahr des Wortes! Die irrationalen Faktoren können im Sprechenden die Führung übernehmen über das Wort und über den Sprechenden, können sogar die Wahrheit, den Logos, verdrängen.

Das Wort wirkt um so stärker als funktionale Lebens- und Menschenformung, je mehr es durchlebt und durchblutet ist vom Sein des ganzen Menschen. „Der Begeisterte siegt notwendig über den, der nicht begeistert ist“ (Fichte), und je mehr dieser Mensch selber wieder vom Leben geformt oder von einer Wahrheit durchdrungen und ergriffen ist. Das Wort klingt nicht an und erweckt kein Echo, wenn es aus einer Leere kommt und nicht beseelt ist, wenn nicht die Wirklichkeiten des Seins, Denkens, Fühlens, Leidens, Fürchtens, Hoffens, Glaubens, Hassens und Liebens mitschwingen. Das nur abgeleitete, das nur übernommene, nicht erworbene Wort klingt wie aus dem Trichter eines Sprechapparates. Nicht die lauteste Stimme oder die stärksten Argumente haben den stärksten Erfolg, das Wort wirkt um so stärker, je gläubiger und glaubwürdiger es gesprochen ist; deshalb löst ein Wort oft mehr in uns aus als eine lange Sage. Alles, was vom ganzen Menschen ausgeht, wirkt auf den ganzen Menschen; alles, was aus Teilbezirken kommt, trifft in der Regel nur wieder diese; jede Übertreibung, jede Unehrlichkeit ruft Enttäuschung, Ablehnung oder Unmöglichkeiten und Unehrlichkeiten hervor. Jede Übertreibung geht also letztlich auf Kosten der Wahrheit, jedes Pathos soll etwas Mangelndes verdecken. Der Ton verrät mehr als mancher Redner ahnt, der kritische Hörer spürt das Unechte sofort heraus und vorbei ist es mit dem Glauben, alles Unverbindliche wird auch unverbindlich hingenommen.

Oder sind wir an das Unverbindliche im gesprochenen oder geschriebenen Wort schon so gewöhnt, daß uns erst wieder der Sinn für das Wahre, für den Logos neu zuwachsen muß, wie es Augustinus von sich berichtet, der an die Heilige Schrift herangehen wollte wie an eine profane Literatur, d. h. als Sucher des

Geschmackes, nicht der Wahrheit (Bekenntnisse III, 5): „und ich war nicht der Mann, darin einzudringen und meinen Nacken zu beugen. Denn wie ich jetzt rede, so dachte ich damals noch nicht, als ich mich der Schrift zuwandte. Sie schien mir einem Vergleich mit der ciceronianischen Würde nicht gewachsen. Ihr Maß widerstrebte meiner Aufgeblätheit, und meine Schärfe drang nicht in ihre Tiefe. Und doch war sie es, die mit den Kleinen wachsen sollte. Ich aber verschmähte es, ein Kind zu sein, und von Dünkel aufgeblasen dünkte ich mir groß zu sein.“

Wir sind es vielleicht schon gewohnt, Worte nicht mehr wörtlich zu nehmen. Zwischen Wort und Wahrheit, zwischen Wort und Logos besteht eine allgemeine Entfremdung bis zur Feindschaft, obwohl sie ursprünglich eins sind.

Die Erneuerung der Bildung wird bestimmt durch die Rückkehr zum Objekt. Das Wort sagt nichts mehr aus oder nur noch das, was das Subjekt, das Individuum darunter meint. Die Bezogenheit auf das Objekt und die Verständigung im Logos wird die allgemeine babylonische Sprachverwirrung überwinden, die Wahrheit wird dem Wort wieder die verwandelnde und belebende Macht zurückgeben.

Auch die Sprache hat es nötig, sich immer wieder zu erneuern aus den Quellen des Lebens. Sie wird dünn, abstrakt und zuletzt verbraucht, wenn sie ein Leben für sich führt, wie dies in der künstlichen, lebens- und wirklichkeitsfremden Literatur der Fall ist. Aus dem doppelten Lebensquell der Wahrheit und der Liebe aber schöpfen die großen Meister des Wortes und der Sprache, denen es gegeben ist, nicht nur zu sagen, was der Mensch leidet, sondern auch die Geheimnisse des Lebens und der Welt in Bildern auszudrücken.

Hier berühren wir das bildende Geheimnis der Sprache und des Wortes. Wir erfahren bei der Lektüre der großen Bücher, der Bibel wie der Tragiker, Homers und Vergils, Walthers von der Vogelweide und Parzivals, Cervantes und Racines, Goethes und Stifters, um nur einige zu nennen, nicht nur eine Bereicherung und Erweiterung unseres Lebens und unserer inneren Welt, sondern vor allem eine Ordnung und Klärung derselben. Das trifft aber auch nicht auf alle großen Autoren zu. Die Wirkung der Lektüre Dostojewskijs ist im Gegenteil verwirrend, auflösend und chaotisch. Dostojewskij ist das Gegenteil eines Klassikers, es ist — unbeschadet seiner Größe — etwas Barbarisches in ihm. Darum vermag er in jugendlichen Geistern und Gemütern viel Unheil zu stiften. Er gehört jedenfalls nicht zur

„bildenden“ Literatur. (Kenner des Russischen, wie Johannes von Günther, sagen zudem, daß er ein unschönes, schludrisches Kussisch schreibe.)

Die größte Sünde wider den Geist ist eine künstliche Sprache; auch der einzelne Künstler und Dichter darf sich selber keine Sprache schaffen; er ist ihr Diener und Herr, ihr Organ und ihr Schöpfer in einem. Nirgends offenbart sich derart die wesentliche geschöpfliche Stellung des Menschen. Das wahre Leid des Menschen beginnt erst da, wo es unsagbar, unaussprechlich wird. Was mag an Qual und Un-erlöstheit in den Tieren schluchzen, die doch auch „nach Erlösung seufzen“! Welches Wunder der Auszeichnung vor allen Geschöpfen dem Menschen in der Sprache gegeben ist, ahnen nur wenige. Und jedem Volke ist in seiner Sprache eine besondere Kenn- und Auszeichnung verliehen. „Eure Musik ist eine große Herrlichkeit“ — sagte ein Franzose zu Hugo von Hofmannsthal — „aber nicht sie ist eure Sprache. Sie ist neben eurer Sprache noch gegeben, als ein Mehr vielleicht, als ein anderes. — Aber die deutsche Sprache ist ein großes Geheimnis. Sie ist euer Schicksal, das des ganzen Volkes und jedes Einzelnen . . .“

Eben weil die Gefahren des Deutschen — das Schweifende, Grenzenlose, Dunkle, Einsame, Weltlose — auch in seiner Sprache liegen, darum fordert sie Zucht und Maß neben Liebe und Befruchtung. Der Umgang mit den geistigen Ahnen und Meistern der Sprache und des Bildes tut uns mehr not zur Bildung als wir wissen. Sie sind zu wenig bekannt und vor allem: zu wenig gegenwärtig.

Der Dichter, der beispielhaft das ursprüngliche Verhältnis von Wort und Wahrheit verkörpert, ist Adalbert Stifter. Für unsere Zeit ist er darum der berufene Bildner und Erzieher zur Ehrfurcht vor dem Worte. Der Reinheit, Sauberkeit, Nüchternheit der Gesinnung entspricht in der Welt Stifters die Reinheit und Lauterkeit der Sprache. Der Dichter ist so sehr eins mit seinem Gegenstand, seien es Personen oder ein Geschehen, er gibt das Gegenständliche derart objektiv und drückt es so vollkommen aus, daß sich dem Leser ein selten harmonisches Weltgefühl mitteilt. Hier deckt sich das Wort wieder ganz mit dem Objekt. Hier spiegelt die Erde noch ungebrochen den Himmel und die Menschen sind eins mit ihrem Wort und ihrer Tat, mit ihrer Haltung und Gebärde. Alles steht an dem Ort, an den es gehört. Auch wohin der Mensch Unordnung trägt, bleibt unerschüttert die große Ordnung wie in der Natur, durch die ein Sturm verwüstend gefahren ist. Und weil über allem menschlichen Geschehen über der Welt des

Menschen sichtbar und unsichtbar die große Weltordnung waltet, darum trifft der Wanderer in Stifters Welt überall Spuren des Schönen, Guten und Wahren und, was besonders bezeichnend ist: das Gute und Wahre offenbart sich im „Reiz des Schönen“ und umgekehrt — es ist noch der Abglanz der urtümlichen Einheit sichtbar, wenn auch für unser Auge nur noch gebrochen und nicht immer zu erkennen. Darum geht eine wunderbar bildende, formende, mäßigende, klärende, ordnende Macht von Wort und Sprache und der Welt des Dichters auf den Leser über.

„Jeder Mißstand, jedes Übel (von jeder Seite) wird nur durch das gesänftigte edle, ruhige, aber allseitig beleuchtete Wort gut — durch dieses wird es aber ganz gewiß gut — und das Wort, diesen sanften Ölzweig, so heiß ersehnt, endlich errungen, gebrauchen wir jetzt so selten recht, oft wird es eine Zündfackel, oft wird es kurz beiseite geschoben und die Gewalt gebraucht, die nur noch mehr verwirrt, die Gemüter von jeder Seite mißtrauischer macht, Verzagtheit, Ohnmacht, Zügellosigkeit, Despotie und Reaktion hervorruft und in vielen Fällen nicht einmal die gewünschte Frucht, sondern oft die Mißfrucht erzeugt.“

„Im Anfang war das Wort“ — an jedem neuen Anfang steht das neue Wort. Wer es fände, das neue Wort!

Und wieder dies . . .

Und wieder dies, und immer wieder . . .
Jahraus, jahrein das immer gleiche Spiel:
Es fällt der Schnee, der Regen, und es taut . . .
Oh reines Wasser! Wasser meiner Jugend
und meiner alten Eltern
versiegter, längst versiegter
und toter Quell!
Was ist geblieben? Nur noch Tränen?
Nur warmes Salz, zu schal und schmacklos,
daß sie's lecken wollten
aus den verkniffnen Winkeln ihres Mundes,
da es entlang rinnt,
mit ihrer Zunge, dieser rauhen
und alten Zunge aller Weidetiere?

Und wieder dies: die angelernten Mienen,
der bange Blick nach dem zu lauten Wort,
das Auffahr'n in den Kissen und
das Lauschen nachts,
das feige Beben hinter den Gardinen,
das Denken: Wer?
Und dann am nächsten Morgen
beim Gang zur dünnen Milch:
Ach, der . . . Ja, der . . .
Und Flüstern, das wie heißes Blei
in kalte Angst verzischt
und jäh und rätselvoll
erstarrt.

Und wieder dies: Die klare Schrift der Briefe
dahinter, schrecklich und vergiftend
Hand, Herz und Hirn,
Verstellung und — der Schlüssel,
der dieses helle Haus dir öffnet,
aus dem's dich anweht
wie aus Kellern,
da Frucht und Fleisch verdirbt
und Menschen-Notdurft
die Fäulnis übertrumpft, und
— manchmal —
ein halber Satz, ein Fluch, ein Seufzer. Und
da — lies den Freund
(wieviele Male schrieb er's hastend nieder):
Schreib nun an den — nicht mehr an mich!
Man bringt mir's durch. Ich werde
überwacht.

Und keinen hört man schrei'n.
Und die da schreien,
hört man nicht.
Sie schritten — jeder sah's! — und da:
Da war ein Loch
im schwanken Boden, das sich schloß.
Und keiner schreit.
Und wer da schreit,
ist keiner mehr.
Wie eine Drüse, wie ein Kropf,
so wächst das Schweigen
um ihren Hals und schmerzt
und würgt und drückt
das Leben langsam ab.
Dies, dies. Und immer wieder . . .

Da, sieh es an, das alte Muttertier.
Zu oft schon hat's geblökt,
wenn eines aus der Herde
davongemußt.
Nun blökt's nicht mehr, seitdem

am heitern Tag der Bock, schon wankend
auf alten Läufen in den Gatterwagen
gestoßen ward und — Wunder schien's trotzdem —
nach Monden wiederkam, erloschnen Blicks,
geschoren und wie blöd.
Oh, Nächte dieser Nacht,
wie's in den Träumen fortfuhr.
Es blökt nicht mehr.
Schlaff hängt der Hals, der alte Leib
ist aufgetrieben von verschluckten Schreien.
Wer sie zählte . . .

Und dennoch dies, und dennoch, dennoch:
Die Hoffnung! Ach, es kamen neue Hirten!
Die Quelle wollte fließen, und die Weide,
wie schmeckte sie den alten Hungerzungen!
Und er, der Alte: Wollte er's erleben?
Das Fell wuchs nach. Ein wenig Fett
kam auf die Rippenstreifen.
Er hob den Mergel-Kopf
für Stunden, Tage in den Wind.
Kann er ihn nicht mehr heben? —
Er sieht das Lamm (Lamm Gottes, das geduldig,
an das er glaubt),
und wartet auf das Lamm.

Nur manchmal scheint's, als trüg' die Luft
den beiden Schreie zu von draus der Hürde.
Und alle beide
erheben sie den mageren Nacken
und wittern in den Wind,
den freien Wind, der Hürden überspringt.
Da draußen schreit der Junge.
Da knurrt der Bock. Die Alte mäht.
Die Flanken zittern.

Und immer wieder dies: Die gleichen Hirten
(zu viele sind's) in ihren weiten Mänteln,
darin man viel verbirgt.
Sie stehn beisammen, äugen in die Herde

mit kaltem Blick und wägen Schur und Fleisch.
Sie füttern ihre Hunde gut, und nachts
geht Flüstern um und leises Rufen.
Die Händler kommen,
ihre Beute holen.
Und mancher Hirte steht
ein wenig abseits
(daß er's ja nicht sehe!)
und trägt den gleichen Mantel,
den sie alle tragen,
wie eine Toga, bläst die Hirtenflöte
und wiegt die müden, die verschonten Tiere
in blinden Schlaf.
Der Wangen Scham
bedeckt die Nacht.

Oh, guter Hirte, hoch in deinen Himmeln!
Warum zerbrichst du nicht der falschen Hirten Stäbe
und krönst das Lamm vor aller Angesicht?
Oh, guter Hirt! Erbarme dich der Herde.

Erbarme dich des Alten und des Schafs
und laß sie nicht
in Furcht und Angst
verderben!
Den jungen Widder laß
geschwungnes Horn und salzgerauhte Lippe
noch einmal an den alten Leibern reiben,
daß sie die abgezehrten Köpfe
aufheben und das Kinn
fest stemmen in den Wind,
den Nie-Gefangenen,
des Jungen freien Schrei
mitnehmend in die Nacht,
die heller als der Tag.

Dieser Eine

Was die andern dabei gedacht hatten, das wußte er nicht. Er hatte, als es vorbei war, mit keinem von ihnen darüber gesprochen. Darauf kam es auch nicht an. Es war möglich, daß einige oder vielleicht alle es nicht zu schwer nahmen, so jedenfalls, daß sie weiterleben konnten, als sei nichts Besonderes geschehen. Doch was er dachte, das wußte er. Er sprach mit keinem darüber, er konnte es nicht, er gehörte auch nicht zu den Leuten, die sich ausreden. Er hatte das in sich, und es wurde zur Last. Es wurde in ihm zu etwas wie Aussatz, der alles ergriff, von seinem ganzen Leben vorher nichts übrig ließ. Dieser Tag, der einundzwanzigste November, wurde zur Mitte seines Lebens. Was vorher gewesen war, schwand wie in einem Dunst, und alles, was nach diesem Tag geschah, stand für ihn in Beziehung zu diesem Tag, zu einer Stunde, zu einem Augenblick darin. Vorher — was war da eigentlich? Daß er Schreiner gewesen war, daß er abends den guten Holzgeruch, den er gern hatte, verließ, um wieder bei seiner Frau und den zwei Kindern zu sein. Daß er dies alles verlassen hatte, daß er davon fortgenommen worden war. Daß sich zwischen ihn, sein Leben, seine Arbeit immer mehr Zeit, immer mehr Erde schob, fremd, grenzenlos, Erde, die aufgerissen wurde, auf der tote Menschen lagen, wie von einem ungeheuren Baum abgeschüttelte Früchte. Dann war er verwundet worden und einige Zeit danach in eine Landesschützenkompanie gekommen, in der man sicher war; nein, da konnte einem nicht mehr viel passieren. Er konnte hoffen, daß eines Tages das alles auf irgendeine Weise zu Ende gehen und er nach Hause zurückkehren würde, zu Frau und Kindern, in den guten Holzgeruch. Dann würde er wieder der Schreiner Marcks sein.

Er wurde ausgesucht. Zuerst wurde er für die Mannschaft ausgesucht, die zwei Todesurteile zu vollstrecken hatte. Danach für mancherlei anderes, was davon ausging; so schien es ihm jedenfalls, und

er nahm es an. Die Urteile waren ausgesprochen, die Gnadengesuche abgelehnt worden. Am einundzwanzigsten November, als das graue Morgenlicht sich über die Hügel am Rande des Exerzierplatzes tastete, standen die zwanzig Mann, die ausgesucht worden waren, in der kalten Stille und warteten. Je zehn Mann mußten einen Verurteilten erschießen. Das haben sie auch getan; und man machte es ihnen beinahe leicht, es zu tun. Neun Gewehre waren scharf, das zehnte mit einer Platzpatrone geladen. Jeder von ihnen konnte denken, er sei nur am Rande daran beteiligt, jeder von ihnen war gewissermaßen freigesprochen von denen, die verurteilt hatten. Jeder von ihnen dachte wohl so; und so zu denken, fiel nicht zu schwer, denn sie selber luden die Gewehre nicht; sie wurden ihnen übergeben, und nach dem Schuß mußten die Gewehre sofort abgegeben werden.

Er, der mit den andern dazu bestimmt worden war, er hatte nicht so gedacht. Er fühlte den Tod in seinem Gewehr, und es war nicht nur die Kälte, die ihn zittern machte. Da stand einer vor ihm, und er hob das Gewehr, um ihn zu erschießen. Alles das blieb in ihm und wuchs. Die kalte Stille. Die Ankunft des Kriegsgerichtsrates, des Schreibers, des Arztes, des Pfarrers. Die Ankunft der Lastwagen mit den Verurteilten und mit den Särgen. Die Pfähle, die in der Mitte der Stille standen wie in der Mitte der Welt. Die Stimme, die das Urteil noch einmal vorlas. Und alles, das Kommen, die Stimmen, die Bewegungen, die Schritte, alles wurde in dem Augenblick, in dem es sichtbar und hörbar wurde, zur Mitte dieser ungeheuren Stille, die keiner Zeit, keiner Jahreszeit angehörte. Die Pfähle, an denen die Verurteilten festgebunden wurden. Die Binden, mit denen ihre Augen der Welt entzogen wurden. Die Stille vor dem Kommando. Das Heben der Gewehre. Die Schüsse und das Zusammensinken der Toten am Pfahl. Das war in ihm und blieb in ihm. Dieser Tag zerschnitt wie ein Messer sein Leben. Die eine Hälfte davon wurde ungültig, von der andern wußte er vorerst nichts. Die Stille, in der dies alles geschehen war, was in einem Kriege tausend — und tausendmal geschieht, diese Stille machte es ihm unmöglich, davon zu sprechen, mit keinem, oder davon womöglich zu schreiben; abgesehen davon, daß er nicht zu den Menschen gehörte, denen das Sprechen und Schreiben leicht fällt. Was fortan immer in der Welt geschah, und es geschah alles, was jedermann weiß — er konnte nicht anders als diesen Tag durch sein Leben zu schleppen.

Es war nicht so, daß er nun unaufhörlich daran dachte, daß er sich darin verstrickte. Das hätte er nicht ausgehalten. Er hielt es aus. Aber

es war in ihm, es regte sich in ihm, es war immer bereit, sich mit dieser Stille in ihm zu erheben. Einmal war es das weiße Gesicht des Verurteilten, einmal war es die Stimme, die das Urteil vorlas, einmal war es der Pfahl oder die Binde vor den Augen oder das Rollen der Lastwagen in der nebeligen Ferne. Das alles führte seine Gedanken allmählich in eine andere Richtung. Dieser Mann, dieser Verurteilte, dessen Name von der gleichgültig vorlesenden Stimme genannt worden war wie für ihn allein, dieser Tote war nicht nur an irgendeiner Stelle des Friedhofes verscharrt worden. Er lag in ihm, sein Herz wurde des Toten Grab, und in ihm begann er wieder zu leben. Dieser Tote sah ihn an. Er, dessen Stimme ihm unbekannt war, denn schweigend hatte er den Tod empfangen, er bekam für ihn eine Stimme, er hörte ihr Flüstern. Der Tote erhielt in ihm eine Existenz, die in seine eindrang, sich mit ihr vermischte, obwohl er von ihm nur das weiße, erstarrte, schon vom Leben verlassene Gesicht gekannt hatte, und das trug er in sich durch die Zeit. Es hätte nicht so sein müssen; nicht alle werden ausgesucht und angesprochen. Aber es war so. Das alles brachte ihn zum Nachdenken, langsam, schwer, wie wenn in einem Acker eine Furche um die andere gezogen wird. So, wie er langsam und gründlich über seine Arbeit nachgedacht hatte, so mußte er nun darüber nachdenken, wie es dahin kommen konnte, daß ein Mann an einen Pfahl gebunden wurde und daß zehn Mann vor ihm standen, um ihn zu erschießen. Dieses Nachdenken machte ihn still. Es machte ihn auch deshalb still, weil er dazu kam, zu wissen, in was er hineingeraten war, er und alle, und viele wußten es nicht, aber er wußte es nun; nicht von heute auf morgen, sondern langsam, im bitteren Gang der Zeit. Er konnte nicht anders, als alles, was auf ihn zukam, bis zu diesem Tage zurückzuführen. Er sagte sich manchmal: Es wird noch etwas kommen, es kommt noch etwas, das bleibt nicht aus.

Er bekam die Nachricht, daß seine Frau und die Kinder bei einem Bombenangriff auf die Stadt verschüttet worden seien. Man schrieb ihm, daß die Werkstatt, in der er gearbeitet hatte, zerstört sei. Er sagte zu sich: Das mußte kommen. Er hätte sich sagen dürfen, daß das alles ohne Zusammenhang mit jenem Tage sei. Er sagte es sich nicht, er beruhigte sich nicht. Er wußte: da ist etwas geschehen, das bestimmt nun alles; du warst dabei. Das war ein langsamer, langsamer Werdegang von Gedanken in ihm. Manchmal hielten die, mit denen er zusammen war, ihn für einen Abseitigen und Versponnenen. Manchmal lag es ihm im Munde, jemand zu fragen: Was meinst Du? Er fragte es nicht. Er machte sich seine Gedanken, und dann sah er

ihn ganz deutlich. Er hatte zuweilen das Gefühl, als schütze ihn dieser Tote, als stünde er wie ein Kugelfang zwischen ihm und seinem eigenen Tod, um ihn für etwas aufzubewahren.

Er brach nicht zusammen, er hielt alles aus, denn die meisten sind so beschaffen. Auch den letzten Wirbel hielt er aus. Im Fortgerissenwerden war er sich manchmal seines Lebens nicht mehr bewußt, und das entglitt ihm dann auch immer mehr, als er in der Gefangenschaft wie am Rande der Erde und des Daseins überhaupt lebte.

Natürlich gibt es Menschen, die nur einmal von irgend etwas berührt und dann ausgelassen werden. Bei ihm war es nicht so, und er fand es beinahe in der Ordnung, in einer Ordnung, die sich der Vernunft entzog, daß ihm dort, am Rande der Erde, dort, wo sie in das Nichts hinabzugleiten schien, eines Tages ein Gesicht begegnete, das mit jenem Tag zu tun hatte. Keinen der andern hatte er wiedergesehen, die damals dabei gewesen waren, er selber war nach einiger Zeit in eine andere Kompanie versetzt worden, und dann waren sie alle wie Blätter zerstampft oder fortgeweht worden. Diesen einen sah er wieder. Den Schreiber. Er hatte die Mappe getragen, in der das Urteil lag. Er hatte das Blatt dem Kriegsgerichtsrat gegeben. Hierhin wurde er geworfen, wo der Wind aus der Mongolei ihre Gesichter zerschnitt.

Marcks fand die Gelegenheit, mit dem Schreiber zu sprechen und ihm zu sagen: Ich kenne dich. Der Schreiber kannte ihn nicht. Doch, sagte er, ich kenne dich. Du warst Schreiber. Am einundzwanzigsten November. Zwei wurden wegen Fahnenflucht erschossen. Weißt du es nicht mehr? Der eine hieß Pohlmann. Weißt du es nun?

Der Schreiber erinnerte sich langsam. Oft hatte er die Mappe hinausgetragen, immer im Morgengrauen, im Kommen des Lichtes. Er konnte sich erinnern, weil der Verurteilte aus seiner Stadt gewesen war. Alles durfte er vergessen haben; das nicht, weil es seine Aufgabe war, im Leben des andern noch einmal zu erscheinen. Hierher war er gekommen, um ihm zu sagen, was er wußte und woran er sich erinnerte. Die Erde hat Gesetze. Du Erinnerst dich, sagte Marcks zu ihm, er war ungefähr in meinem Alter. Weißt du, was er war? — Auch diese Erinnerung kam dem Schreiber. Schreiner, sagte er, ich erinnere mich. — Marcks sagte darauf nichts. Dann fragte er: Weißt du, ob er verheiratet war? — Ja, war die Antwort, das war er. — Dann verlor sich der Schreiber in den weiten Bereichen.

Marcks fragte nicht weiter. Er fragte den gewesenen Schreiber nicht, der, vielleicht, ein kluger Mensch sein mußte, ob er eine Antwort auf seine Gedanken wußte, was er meine, wer nun die Schuld an

einem solchen Tod zu tragen habe, ob der Offizier, der Richter, der Pfarrer, der Schreiber, wer eigentlich — alle oder nur er — weil ich das Gewehr gehoben, weil ich geschossen habe? Er fragte das nicht. Vielleicht hatte er auch keine Kraft mehr für diese Fragenkette, er hatte mit anderem zu tun. Dort, wo die Erde aufgehoben scheint, dort, wo die Winde einen furchtbar einsamen Ton haben, als wehten sie von verlassenen Sternen her, dort denkt man anders, wie man ja auch in der Nacht anders denkt als im Licht.

Vor Erschöpfung wurde er dann krank. Aber während andere starben, hatte er deutlich das Wissen, daß er nicht sterben würde. Der Rand der Erde trat langsam zurück, die Mitte des Daseins wurde für ihn wieder sichtbar, wurde zu einem Transport, zu Lager, Entlassung, zu einem Bett, zu Schlaf, Traum, Wahrheit. Wahrheit war es auch, daß er allein war, seine Frau und die Kinder nicht wiederfand. Daß er sich allein wieder aufrichten mußte und daß es eine Zeit dauerte, bis er den guten Holzgeruch wieder um sich hatte. Er fand sich zurecht. Er arbeitete und lebte so hin, jemand, den man nicht sieht. Er sprach wenig, er hatte seine Gedanken für sich. In diesem Krieg gab es Millionen von Toten. Einer von ihnen war sein Toter, zu dem er gehörte, der zu ihm gehörte, für den er verantwortlich war. Er hatte ihn in sich, immer, wenn er arbeitete, und noch mehr, wenn er abends allein war. Da kam das alles wieder. Zwischen diesem Toten und ihm, dem Zurückgekommenen, bestand eine Verbindung wie zu keinem Lebenden. Der Tote führte ihn weiter. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und bedeutete ihm durch einen sanften Druck: Geh dorthin und dorthin. Er glaubte das zu fühlen. Vielleicht wäre es nicht so gewesen, wenn er nicht allein gewesen wäre. Vielleicht wäre das alles dann zu einem Traum geworden, der ihn ab und an schlaflos gemacht hätte. Da er allein war, arbeitete dieser Tote als ein in ihm Lebender an seinem Dasein. Wiederum war es ja auch so, daß er wußte: das, was an jenem Tag geschehen war, hatte alles andere herangeholt oder von ihm entfernt und ihn allein gemacht. So war es ihm auch, als könnte es nicht anders sein, daß er eines Tages diejenigen aufsuchen müsse, die mit seinem Toten im Leben verbunden gewesen waren. Er fuhr in die Stadt, in der Pohlmann und der Schreiber gewohnt hatten, er fand das Haus, und den Abend wie eine Maske vor dem Gesicht stieg er langsam die fremden Treppen in einem fremden Mietshaus empor. Er wußte nicht, wen er antreffen würde. Seit jenem Tag waren drei Jahre vergangen. Wahrscheinlich war die Frau wieder verheiratet; sie

mußte noch jung sein. Er wußte auch nicht, was er hier eigentlich zu tun hatte. Er war hierher gebracht worden.

Er fand den Namen an der Tür. Er sah, wie seine Hand sich zur Klingel herabsenkte; wie der Finger den Knopf drückte. Er hörte den Ton, hörte Schritte und die Stimme einer Frau und eines Kindes. Die Tür wurde aufgemacht, und er sah eine ältere Frau.

Er sagte, sie möchte entschuldigen. Ich komme wegen Ihres Sohnes. — Sie sah ihn an. — Ich kannte ihn, sagte er.

Kommen Sie herein, antwortete sie. Er trat in die Wohnung ein, in der Pohlmann zu Hause gewesen war, und in der Küche war ein kleines Mädchen von drei, vier Jahren, das ihn als einen Fremden ansah. Pohlmann hatte seine Tochter wohl nie so gesehen. Er hatte auf dem gleichen Stuhl gesessen, auf dem jetzt Marcks saß.

Er fühlte die Stille zwischen sich und der Frau, er mußte hindurch, er mußte sich mit den Worten, die zu sagen waren, einen Pfad zu ihr durch die Stille schlagen.

Ihr Sohn, sagte er, nicht wahr, Sie sind die Mutter? — Ja. — Ich kannte ihn. — Sie waren mit ihm zusammen? fragte sie. — Ja. Nicht lange. Nein, nicht lange. Sie wissen, wie es war? — Ja, sagte die Frau, wir haben seinen Abschiedsbrief bekommen.

Er hatte das Gefühl, als bewege sich der Tote in ihm, im Grab seines Herzens, er glaubte in der Stille das Flüstern seiner Stimme zu hören: Denk nicht, daß du dich verstecken könntest, glaub das ja nicht. Ich höre, was du sagst. — Die Kleine lief hinaus, und er hörte ihre Schritte in dem Zimmer nebenan.

Ich bin hergekommen, um Ihnen das zu sagen, sagte er. Vielleicht wollen Sie es gar nicht wissen. Er und ich, wir haben nicht miteinander gesprochen. Er konnte nicht mehr sprechen, ich kannte ihn auch nicht. Er fühlte, wie seine Stirn naß wurde, aber er hob die Hand nicht, um über die Stirn hinzuwischen. Er sagte: Ich war dabei, als er erschossen wurde. Ich war unter den zehn Mann. Ich wollte herkommen und es sagen, ich habe keine Ruhe. Es ist eine Last für mich, ich dachte, so würde es leichter. Ich wollte gern seine Frau treffen. Verstehen Sie mich? Ich bin für Sie ein Fremder.

Die alte Frau sah ihn an. Vielleicht verstand sie das nicht. Vielleicht dachte sie: Was will er, was hat das mit dem Tod meines Sohnes zu tun? — Wer weiß denn, was in einem Menschen vor sich geht? Alle Herzen sind Gräber und Verstecke. Nur was man sagt, wird offenbar.

Es ist lange her, sagte sie. Schon vier Jahre. — Und seine Frau?

fragte er. Ich würde ihr gern etwas sagen. Ich dachte, ich müßte das tun. Deshalb bin ich gekommen.

Ich bin allein mit dem Kind, sagte sie. Sie hat es nicht ausgehalten. — Dann sank ihr Kopf auf den Arm herab. Da lag er, wie eine weiße Frucht, die zu schwer ist, um sich am Zweig halten zu können. Die Stille umschloß ihn und die alte Frau. Er hörte ihren Atem, in den die Tränen hineinflossen.

Er beugte sich langsam ein wenig vor, als brächte ihn das ihr näher. Ich bin auch allein, sagte er. Niemand ist mehr da. Und es war ihm, als gäbe es auf der Welt nur ihn, die Frau und das Kind. Die Frau hob den Kopf.

Es ist schwer, sagte sie. Sie ist ins Wasser gegangen. Ein paar Monate später. Während sie ihn ansah, flossen die Tränen in völliger Stille aus den Augen, als wären sie ganz für sich. Er verstand, daß hier nichts gesagt werden konnte; wo Tränen fließen, helfen Worte wenig, und er fand auch keine Worte. Er stand bald auf und ging aus der Wohnung, aus dem Haus. Er ging durch die Straßen, durch die Welt, und die Welt war einsam und verändert, er wußte nicht wie, aber sie war nicht mehr so wie vorher. Die Last lag auf ihm, er war sich selber Last.

Ich muß etwas tun, dachte er, irgend etwas, aber was ist es? Dann kam ihm der Gedanke, daß er der alten Frau von seinem Wochenlohn etwas schicken wollte. Sie brauchte ja nicht zu wissen, von wem es kam. Geld, dachte er, Geld — das ist es nicht. Mein Gott, was muß ich tun? Was muß ich tun? Den andern in sich, den Toten, diesen Einen, sollte er ihn immer, immer in sich tragen wie in einem Grab? Er wußte es nicht. Er wußte überhaupt nichts. Ja, was wissen wir denn? Etwas anderes, als daß wir schuldig werden? Etwas anderes, als daß unser Herz ein Grab ist, in dem Tote liegen? Aber wer macht uns schuldig? Er ging durch die Welt. Stimmen, Stimmen, Menschen; doch alles furchtbar einsam. Und doch waren ihm diese beiden zugewiesen worden. Konnte er nicht so tun, als sei das vorbei, endgültig? Er war so beschaffen, daß er das nicht konnte.

Langsam ging er den Weg zurück zu dem Haus. Er bewegte in seinem Munde einen Satz, er verlor ihn, er fand ihn wieder. Er war allein, er hatte keinen mehr. Aber das — konnte das bedeuten, daß man allein lebt? Nein. Keiner lebt allein.

Er ging langsam zurück. Das war noch schwerer als vorhin das Kommen. Er trug ein paar Worte in sich. Er wollte zu sagen versuchen: Hören Sie, Sie sind nicht allein. Nein. Sie sind es nicht. Ich bin gekommen. Ich bin da.

Über Erich Kästner

(Aus einer Lesung vor dem PEN-Club in Zürich)

Es ist ein hübscher Brauch des hiesigen PEN-Clubs, den jeweiligen Gast, bevor er selber zu Worte kommt, durch jemand anderen, der seine Arbeiten, womöglich auch ihn einigermaßen kennt, kurz einzuführen. Diesem Brauche folgend, hat man mich gefragt, ob ich heute Erich Kästner einleiten wolle. Man wisse, daß ich ihn kenne. Vielleicht nicht so gut und so genau wie etwa ein Literaturhistoriker. Aber diese Gilde habe sich nicht sonderlich mit ihm beschäftigt, und zu ein paar mehr oder weniger treffenden Sätzen werde es bei mir schon reichen.

Nun, solche Versuche einer knappen Charakteristik haben ihre nützliche Seite. Wer kennt den anderen so, daß er sich vermessen könnte, wenig über ihn mitzuteilen? So gut, meine Herrschaften, kennt man sich nicht einmal selber. Trotzdem habe ich den Anlaß beim Schopfe genommen und mir über unseren Gast, diesen Journalisten und Literaten aus Deutschland, ein bißchen den Kopf zerbrochen. Sollte es ihm nicht nützen, so wird es doch mir nicht geschadet haben. Sich am anderen selber klar zu werden, ist nicht das schlechteste Verfahren. Das mag, im Hinblick auf die mir gestellte Aufgabe, unangemessen und egoistisch klingen — in jedem Falle heißt es: mit offenen Karten spielen. Und wenn Offenheit — die man nicht mit Unverfrorenheit verwechseln wird — vielleicht auch keine Tugend ist, so ist sie immerhin der erträglichste Aggregatzustand der Untugenden. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich zuviel von mir und zu wenig von unserem Gaste spreche, und will mich bemühen, den Fehler, wenn auch nicht völlig zu vermeiden, so doch aufs mindeste zu reduzieren.

Ich kenne Leute, die behaupten, über Kästner besser Bescheid zu wissen als gerade ich: ein paar Freunde, ein paar Frauen, ein paar Feinde. Nun könnte ich zwar für mich anführen, daß wir die Kind-

heit gemeinsam verlebt haben, daß wir in und auf dieselben Schulen gegangen sind, daß wir, Auge an Auge, im Guten wie im Bösen, die gleichen Erfahrungen machen durften und machen mußten, wenn auch er als Schriftsteller und ich nur als Mensch — aber am Ende haben die anderen wirklich recht. Vielleicht war ich tatsächlich zu oft und zu lange mit Kästner zusammen, um über ihn urteilen zu können? Vielleicht fehlt mir der nötige Abstand? Denn erst die Distanz vereinfacht, und die echte Vereinfachung ist ja die einzige Methode, jemanden zu zeichnen und zu kennzeichnen. Man darf dem Nagel, den man auf den Kopf treffen will, nicht zu nahe stehen, und lieben darf man ihn schon gar nicht...

Nun, er soll's, vor Ihnen als Zeugen, ruhig hören: Ich bin keineswegs so vernarrt in ihn, daß ich seine Grenzen, Mängel und Fehler nicht sähe und in einem Werturteil über ihn nicht einzukalkulieren wüßte. Da er unser Gast, und Gästen gegenüber Rücksicht am Platze ist, möchte ich mein Urteil höflicherweise bildlich äußern. Er wird mich schon verstehen... Da er das Tennis kennt und liebt, will ich diesen Sport zum Vergleiche heranziehen und sagen: Kästner war von den nationalen und internationalen Konkurrenzen zu lange ausgeschaltet, als daß man über seine derzeitige Form genau Bescheid wissen könnte. Trotzdem ist eines so gut wie sicher: zur A-Klasse gehört er nicht. Nach Wimbledon würde ich ihn nicht schicken. Und auch für die deutsche Daviscup-Mannschaft würde ich ihn nicht nennen. Höchstens als Ersatzmann. Er wird meiner Meinung, vermute ich, beipflichten. In seinem Alter hat man entweder die Überheblichkeit abgestreift, oder man ist ein hoffnungsloser Fall. (Außerdem soll es in Wimbledon schon sehr langweilige Spiele und in Klubturnieren die spannendsten Fünfsatzkämpfe gegeben haben.)

So einfach es ist, ihn dem Werte nach zu klassieren, so schwierig scheint es auf den ersten Blick, ihn zu katalogisieren. Welches Etikett soll man ihm aufkleben? Bei vielen anderen ist das viel leichter. Der eine rangiert als neuromantischer Hymniker, der zweite als Bühnenspezialist für komplizierte Ehebrüche, der dritte als reimer Voraustrompeter einer neuen Weltordnung, der vierte als zivilisationsfeindlicher Südsee- oder Chinanovellist, der fünfte als Verfasser historischer oder katholischer Erzählungen, der sechste als Meister des Essays in Romanform, der siebente als beseelte Kinderbuchtante mit sozialem Einschlag, der achte als nihilistischer Dramatiker mit philosophischem Hosenboden, der neunte als Epiker

der Schwerindustrie und Eisenverhüttung, der zehnte als psychologischer Kunstseidenspinner, der elfte als Heimatdichter, Abteilung Bergwelt über 1500 Meter — man kommt bei einigem bösen Willen fast jedem bei. Schließlich wird nahezu jeder — ob er will oder nicht, und wer wollte schon — ein Fläschchen mit einem hübsch leserlich beschrifteten Schild auf dem Bauch.

Was aber soll man nun mit jemandem anfangen, der neben satirischen Gedichtbänden, worin die Konventionen der Menschheit entheiligt und „zersetzt“ werden, wie es seinerzeit offiziell hieß und gelegentlich auch heute noch heißt — der neben solchen gereimten Injurien Kinderbücher geschrieben hat, denen die Erzieher Anerkennung und die Erzogenen Begeisterung entgegenbringen? Mit einem Schriftsteller, bei dessen „Fabian“ Bardamen, ja sogar Mediziner noch rot werden, dessen humoristische Unterhaltungsromane hingegen in manchen Krankenhäusern verordnet werden wie Zinksalbe und Kamillenumschläge? Mit jemandem, der, wenn er's für notwendig hält, für Zeitungen kulturpolitische Leitartikel und für Kabaretts Chansons und Sketche schreibt, letzthin zweiundeinhalbes Jahr lang, ohne abzusetzen, und dessen nächstes Projekt — in einer zutraulichen Minute hat er mir's verlegen gestanden — einem für ihn neuen Gebiete gilt: dem Theater? Wie soll man dieses Durcheinander an Gattungen und Positionen zu einem geschmackvollen Strauße binden? Wenn man es versuchte, sähe das Ganze, fürchte ich, aus wie ein Gebinde aus Gänseblümchen, Orchideen, sauren Gurken, Schwertlilien, Makkaroni, Schnürsenkeln und Bleistiften. Und so erhebt sich die fatale Frage, ob seine Arbeiten und Absichten überhaupt untereinander im Bunde sind. Ob nicht das ziemlich heillose Durcheinander höchstens in ein Nach- und Nebeneinander verwandelt werden kann. Vielleicht sind seine Produkte wirklich nur mit Erbsen, Reiskörnern, Bohnen und Linsen zu vergleichen, die aus Zufall und Versehen in ein und dieselbe Tüte geraten sind? Wenn das stimmte, hätte ich das Thema besser nicht anschneiden sollen. Es wäre nicht sonderlich fein, einem Schriftsteller nach einem gemeinsamen Abendessen, quasi zum Nachtschisch, die Meinung zu servieren, daß man ihn für einen Trödler und Gelegenheitsmacher hält. Sie, ich und er — wir alle sind somit aus Gründen der Gastfreundschaft daran interessiert, für seine Bücher einen gemeinsamen Nenner zu finden, schlimmstenfalls zu er finden! Noblesse oblige . . .

Nun denn: Als ich ihn einmal fragte, warum er neben seinen bitterbösen Satiren Bücher für kleine Jungen und Mädchen schreibe,

gab er eine Antwort, die uns aus der Klemme helfen kann. Die Attacken, sagte er, die er, mit seinem als Lanze eingelegten Bleistift gegen die Trägheit der Herzen und gegen die Unbelehrbarkeit der Köpfe ritte, strengten sein Gemüt derartig an, daß er hinterdrein, wenn die Rosinante wieder im Stall stünde und ihren Hafer fräße, jedesmal von neuem das unausrottbare Bedürfnis verspüre, Kindern Geschichten zu erzählen. Das täte ihm über alle Maßen wohl. Denn Kinder, das glaube und wisse er, seien dem Guten noch nahe wie Stubennachbarn. Man müsse sie nur lehren, die Tür behutsam aufzuklinken... Und als er immer wieder von „gut“ und von „böse“, von „dumm“ und „vernünftig“, von „erziehbar“ und von „unverbesserlich“ daherredete, ging mir ein Licht auf. Ich hatte ihm eine verkehrte Mütze aufgesetzt und mich gewundert, daß sie ihm nicht passen wollte! Hier lag der Grund begraben! Unser Gast, meine Damen und Herren, ist gar kein Schöngeist, sondern ein Schulmeister! Betrachtet man seine Arbeiten — vom Bilderbuch bis zum verfänglichsten Gedicht — unter diesem Gesichtspunkte, so geht die Rechnung ohne Bruch auf. Er ist ein Moralist. Er ist ein Rationalist. Er ist ein Urenkel der deutschen Aufklärung, spinnefeind der unechten „Tiefe“, die im Lande der Dichter und Denker nie aus der Mode kommt, untertan und zugetan den drei unveräußerlichen Forderungen: nach der Aufrichtigkeit des Empfindens, nach der Klarheit des Denkens und nach der Einfachheit in Wort und Satz.

Er glaubt an den gesunden Menschenverstand wie an ein Wunder, und so wäre alles gut und schön, wenn er an Wunder glaubte, doch eben das verbietet ihm der gesunde Menschenverstand. Es steckt jeder in seiner eigenen Zwickmühle. Und auch unser Gast hätte nichts zu lachen, wenn er nicht das besäße, was Leute, die nichts davon verstehen, seinen „unverwüstlichen und sonnigen Humor“ zu nennen belieben.

Ich hoffe, die mir zugebilligte Sprechzeit einigermaßen nützlich ausgefüllt und Erich Kästner nach Wert und Art, so gut ich's vermochte, charakterisiert zu haben. Für jene unter Ihnen, die es nicht wissen, wäre allenfalls noch nachzutragen, daß er während des Dritten Reiches, obwohl verboten, freiwillig in Deutschland geblieben ist und daß die Meldung der „Basler Nationalzeitung“ aus dem Jahre 1942, er sei bei dem Versuch, in die Schweiz zu entkommen, von Angehörigen der SS erschossen worden, nicht zutraf. Meine Damen und Herren, er lebt. Er weilt in unserer Mitte. Und so darf ich ihn bitten, das Wort zu ergreifen!

Kurze Erwiderung

Meine Damen und Herren!

Ich danke Ihnen aufrichtig für den freundlichen und freundschaftlichen Empfang. Zum dritten Male bin ich nun seit Kriegsende in der Schweiz und möchte Ihnen gestehen, daß mir diese Besuche und die Begegnungen mit Ihnen von Grund auf wohltun. Das Leben hier und das Leben draußen unterscheiden sich recht deutlich voneinander, und der periodische Wechsel zwischen beiden wirkt ungefähr wie eine ärztlich verordnete Badekur: er erhält elastisch. Und Elastizität ist ja nicht nur ein wünschbarer Zustand an sich, sondern wir alle werden sie, fürchte ich, in Zukunft recht nützlich gebrauchen können...

Insbesondere danke ich meinem verehrten Herrn Vorredner für die teilnehmenden Worte, die er mir gewidmet hat. Ich war, wie sich leicht denken läßt, völlig überrascht davon, am heutigen Abend einer so sorgfältigen und behutsamen Würdigung unterzogen zu werden. Die Gelegenheit trifft mich somit ganz unvorbereitet. Improvisieren ist meine Stärke nicht. Ich muß sein Lob wohl oder übel auf mir sitzen lassen. Nur soviel möchte ich ihm antworten: Sich von anderen so einfühlsam verstanden zu wissen, gewährt nicht nur eine leise Befriedigung, sondern ermuntert den Autor auch, den von ihm eingeschlagenen Weg — diesen einen Weg unter hundert anderen — unverdrossen weiterzugehen. Und sollte ich mich hierbei dem gesteckten Ziele auch nur ein paar Schritte nähern, so wird es nicht nur mein Verdienst, sondern ebenso das meines Vorredners gewesen sein.

RUND SCHAU

Mao Tsetung und Moskau Das Rätselraten um das, was in China geschehen wird, dauert an. In den letzten Wochen wird besonders eifrig über das Verhältnis zwischen dem chinesischen Kommunistenführer Mao Tsetung und Stalin spekuliert. Voreilige Propheten sehen in Mao bereits einen zweiten Tito, wobei der Wunsch der Vater des Gedankens sein dürfte. Denn ein Bruch Maos mit Moskau würde dem Westen neue Hoffnungen auf das durch den Bürgerkrieg und die fortdauernde Unsicherheit zum Erliegen gekommene Geschäft mit China eröffnen.

Tatsächlich hängt die Zukunft der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und dem kommunistischen China viel mehr von der Einsicht des Kremls ab als von Mao Tsetung. Der hat seine Einstellung nicht nur publizistisch seit geraumer Zeit eindeutig festgelegt, sondern auch durch die bisherige Praxis der von ihm geleiteten Regierung erhärtet. Er ist überzeugter Marxist-Leninist. Er hat sicherlich auch den besten Willen, mit Stalin eng zusammenzuarbeiten, wenngleich seine Veröffentlichungen vom Moskauer Standpunkt den Mangel aufweisen, daß darin die bei den europäischen Satelliten üblichen byzantinischen Lobhudeleien auf den „großen Führer Stalin“ fehlen. In den langen Jahren, in denen Moskau mit Rücksicht auf seine von den Japanern bedrohte Ostflanke es vorzog, Tschiangkaischek zu unterstützen, und den Kommunisten Chinas gegenüber eine Politik des „Grüß mich nicht unter den Linden“ betrieb, hat Mao der Sowjetunion immer die Stange gehalten. Er machte beispielsweise stets, schon in seiner 1940 erschienenen Broschüre „Chinas Neue Demokratie“, ein chinesisch-sowjetisches Schutz- und Trutzbündnis zur Vorbedingung einer Teilnahme der Kommunisten an der Zentralregierung. Aber das genannte Büchlein, ebenso wie spätere Veröffentlichungen, zeigt gleichzeitig den Zwiespalt auf, der zwischen dem chinesischen Kommunismus (in dem Mao Tsetungs Wort genau so maßgebend ist wie das Stalins in der Sowjetunion) und der Linientreue klappt, welche der Kreml wenigstens von seinen europäischen Satelliten verlangt.

Mao fordert für China als Endziel die kommunistische Diktatur. Er läßt es an Verdammung des westlichen Kapitalismus und Imperialismus nicht

fehlen. Aber er ist genug chinesischer Realist, um die Hindernisse zu sehen, die einer sofortigen Realisierung einer Diktatur der KP entgegenstehen. Er bezeichnet die Heilslehren des Marxismus als ewig und unwandelbar, erklärt aber zugleich, daß sie nicht überall nach dem gleichen Fahrplan und in der gleichen Dosis angewandt werden können. Er ist sich bewußt, daß in einem noch im Halbfeudalismus steckenden Lande mit einer Bauernbevölkerung von rund 400 Millionen — neben denen das Industrieproletariat der wenigen ehemaligen Vertragshäfen praktisch kaum ins Gewicht fällt — die genannten Heilslehren sehr viel behutsamer und jedenfalls in anderem Tempo in die Praxis umgesetzt werden müssen als in modernen Industriestaaten. Selbst das Beispiel der Sowjetunion ist ihm nicht maßgebend. Mao spricht nicht davon, aber er weiß bestimmt, daß der starke Eigentumsinstinkt und Individualismus des chinesischen Bauern ihm die unmittelbare Einführung kollektiven Eigentums an Grund und Boden nicht erlauben. Er spricht nicht davon, aber wie seine praktischen Maßnahmen erkennen lassen, weiß er, daß in einem Lande wie China ein totalitäres kommunistisches System nicht von einem Tage zum anderen eingeführt werden könnte. Dazu fehlt es an funktionierenden Verkehrsmitteln, die eine Kontrolle der vom Zentrum der Regierung weit entfernten Provinzen ermöglichen würden, fehlt es vor allem an einer auch nur einigermaßen intakten administrativen Organisation, die man durch die Besetzung der Schlüsselstellungen mit linientreuen Kommunisten der eigenen Sache dienstbar machen sollte. Genügend geschulte kommunistische Beamte, um einen eigenen Verwaltungsapparat für das Riesenreich aufzustellen, gibt es erst recht nicht. Eben deshalb hat ja Mao die „Neue Demokratie“ erfunden, in der die Kommunisten die Koalition mit den „fortschrittlichen“ Elementen der kleinen und mittleren Bourgeoisie und der Intelligenz suchen sollen, und er hat sie in den von ihm beherrschten Gebieten auch mit bemerkenswertem Erfolg durchgesetzt. Natürlich soll sie nur Übergangsstadium sein, diese „Neue Demokratie“, und in ihr haben überall Kommunisten das Heft in der Hand. Nur auf dieser Grundlage wird Mao auch bereit sein, sich mit den Resten der Kuomintang zu verständigen, falls es zum Friedensschluß mit der sogenannten Nationalregierung kommen sollte.

Realistisch und elastisch wird Mao, wenn man nach seinem bisherigen Vorgehen urteilen kann, auch dann in der Regierungspraxis vorgehen. Mao genießt heute in großen Teilen Chinas eine echte Popularität, weil er in den von ihm beherrschten Gebiet den bäuerlichen Massen erhebliche Erleichterungen ihres kärglichen Daseins gebracht und eine für chinesische Verhältnisse bemerkenswert tüchtige und integre Verwaltung aufgebaut hat. China ist zu groß und zu amorph, als daß es mit Terror allein beherrscht werden könnte. Die chinesischen Massen verlangen nach fast vier Jahrzehnten unablässigen inneren Kampfes nach Ruhe und wirtschaftlichem Aufbau. Beides wird ihnen Mao nicht ohne ein gewisses Maß von Handel mit den westlichen „Kapitalisten und Imperialisten“ geben können. Die Sowjet-

union, die Chinas eigenes aussichtsreiches, unter japanischer Initiative aufgebautes Industrierevier in der Mandschurei in unverständlicher Kurzsichtigkeit demontiert hat, wird auf lange Sicht nicht neben den dringendsten Erfordernissen ihrer osteuropäischen Satelliten auch noch diejenigen des 400-Millionen-Landes im Osten befriedigen können. Auch die Idee, daß die deutsche Ostzone das hier klaffende Defizit auffüllen könne, hat in der Wirklichkeit keine Grundlage. Mao Tsetung dürfte sich zutrauen, das Geschäft mit den westlichen Industrieländern zu machen, ohne daß deshalb sein Ziel der schrittweisen Verwirklichung des rein kommunistischen Staates aus dem Auge verloren würde.

Die Frage ist nur, ob man im Kreml aus den Ereignissen in Jugoslawien und anderswo gelernt und ob man begriffen hat, daß Mao Tsetung nicht ein kommunistischer Quisling oder Gauleiter, sondern ein aus eigener Kraft an die Macht gekommener chinesischer Kommunist und Staatsmann ist, der entschlossen scheint, selber das Tempo zu bestimmen, in dem in seiner Revolution der Kommunismus realisiert wird. Von der Beantwortung dieser Frage scheint das künftige Verhältnis des kommunistischen Chinas zu Moskau abzuhängen.

Rochade im Kreml Die Enthebung Molotows von seinen Pflichten als Außenminister und die Ernennung des bisherigen Stellvertreters Wyschinski zum Leiter des Moskauer Außenamtes erfolgte am Vorabend des Zusammentritts der jährlichen Tagung des Obersten Sowjets im Kreml. Gleichzeitig wurde auch der seit 1930 als Leiter des sowjetischen Außenhandels, zeitweilig auch des Binnenhandels und der damit zusammenhängenden Nahrungsmittelindustrie amtierende Anastasii Mikojan von seinen Ministerpflichten entbunden. Molotow wie Mikojan blieben jedoch Mitglieder der Regierung, da sie Vizeministerpräsidenten waren. Nebenbei gehören beide dem Politbüro als dem obersten Parteigremium an. Schließlich wurde der bisherige Minister für die Werkzeug-Maschinenbauindustrie, Jefremow, von diesem Posten abberufen und zum Vizeministerpräsidenten ernannt. An seine Stelle trat sein bisheriger Vizeminister Kostusow. Beide Namen haben keine politische Bedeutung. Was man in Moskau unter Demokratie versteht, konnte nicht besser gekennzeichnet werden. Das Parlament der professionellen Jasager wird den Veränderungen keinen Widerspruch entgegensetzen. Das Personalamt des Parteisekretariats regelt diese Fragen autonom. Stalin und außer ihm nur noch Malenkow gehören allen drei Spitzenämtern des Zentralkomitees: Politbüro, Org-(anisations-)Büro und Sekretariat an, deren Tradition auf Lenins Anordnungen im Sommer 1917 zurückgeht. Die Wurzel des Geheimnisses einer erfolgreichen Diktatur liegt in der zentralistischen Personalpolitik. Sie allein gewährleistet das Funktionieren des „Apparats“. Wer diesen steuert, besitzt die absolute Macht über Dinge und Menschen. Das hat Stalin nach Lenins Tod Trotzki, Rykow,

Bucharin und allen anderen Oppositionellen gegenüber bewiesen. Molotows Entlastung von der Bürde der diplomatischen Tagespflichten ist von dem britischen Botschafter in Moskau eher als eine Erhöhung seiner Stellung gekennzeichnet worden. In der Tat stand das diplomatische Handwerk, der offizielle Verkehr mit der Außenwelt, deren Feindseligkeit gegenüber dem „einzigen sozialistischen Staat“ ein Axiom des kommunistischen Glaubens ist, in der Rangordnung der Pflichtkreise bolschewistischer Würdenträger nicht sehr hoch. Weder Tschitscherin noch Litwinow bedeuteten viel in der Parteihierarchie. So war es denn eine wirkliche Sensation, deren Ausmaß allerdings erst drei Monate später aller Welt klar wurde, als am 3. Mai 1939 der damalige Chef der Sowjetregierung Molotow mit dem höchst russischen bürgerlichen Namen Skrjabin die Geschäfte des „Narkomindjel“ (Außenkommissariats — erst 1943 wurden „Ministerien“ begründet) aus den Händen Litwinows übernahm, den die Nazipresse nur noch als Finkelstein zu zitieren pflegte. Litwinows nervöse Bemühungen um das Zustandekommen einer antifaschistischen Koalition — im Zeichen seiner Politik der kollektiven Sicherheit — waren durch die Verständigung der Westmächte mit Hitler ohne die Russen in München gescheitert. In der neuen außenpolitischen Phase der Rückendeckung der Diktaturen war die diplomatische Praxis auch für das Sowjetregime ein Pflichtenkreis ersten Ranges. Sie blieb es für die Dauer des Krieges, zumal nun erst auch Stalin im Staatsapparat das Steuer selbst in die Hand nahm und Molotow automatisch dadurch dort auf den zweiten Platz eines stellvertretenden Regierungschefs gerückt wurde.

Die Betrauung des Anwalts, Professors der Rechte, Universitätsrektors, Generalstaatsanwalts in den politischen Schauprozessen der dreißiger Jahre und — seit zehn Jahren — ersten Gehilfen des Außenministers Molotow mit der Leitung der Behörde, deren Wichtigkeit heute wieder auf die Stufe der Vorkriegszeit zurückgesunken ist, bedeutet die Wiederherstellung einer friedensmäßigen Ämterverteilung, wie auch sonst der Kreml bemüht ist, im Innern eine Atmosphäre der Rückkehr zum Frieden auf allen, namentlich den wirtschaftlichen Gebieten zu suggerieren. Daß Gromyko Wyschinskis erster Stellvertreter wurde, ist ebenfalls wenig auffällig. Der schlagfertige Inhaber der Vetorekorde im Sicherheitsrat, der vorher seit 1943 als Botschafter in Washington wirkte, fand in der amerikanischen Presse viel persönliche Sympathie.

Das letzte Wort in großen Fragen lag und liegt bei Stalin. Seine neuerliche Distanzierung von den unmittelbaren Staatsgeschäften entsprechend der Vorkriegssituation läge im Bereich des Wahrscheinlichen, nicht nur deshalb, weil sein 70. Geburtstag im Dezember d. J. bevorsteht. Regierungschef würde dann wieder automatisch Molotow, dem, wenn es wirklich einmal ernst mit einer neuen Begegnung der großen Nummern werden sollte, ehernoch eine Reise auch über den Ozean zugemutet werden könnte. Für die Technik der sowjetischen Diplomatie kann überdies wichtig sein, daß deren

jetzige Sprecher nun zwei Instanzen über sich haben, was weniger der Zügigkeit der Entscheidungen als der bewährten Winkelzügigkeit zugute kommen kann.

Es war eine Kriegerscheinung, daß die Mehrzahl der Politbüromitglieder auf dem Deck des Staatsschiffes einen Kommandoposten bezogen. Der Rat der Partei-Weisen war dadurch zum Überministerium geworden. Als der verstorbene Sldanow von seinem Amt als Vizepräsident entbunden wurde, fiel das kaum auf. Als er dann in Warschau bei der Gründung der „Kominform“ hervortrat, fand sich eine Erklärung hierfür. Auch zu Kominternzeiten hatte die penible Etikette im Kreml größten Wert darauf gelegt, daß die ideologische Tätigkeit der Dritten Internationale personell von der sowjetischen Staatsarbeit fein säuberlich getrennt blieb, obwohl zum mindesten seit Abschluß des Bürgerkrieges in Spanien kein Zweifel darüber bestand, daß die Komintern lediglich bestimmte Aufgaben der sowjetischen Außenpolitik zu erfüllen hatte. Die Rolle des Überministeriums scheint jetzt der fachmännisch erweiterte Kreis der Vizepräsidenten zu übernehmen. Damit kann sich das Politbüro wieder ausschließlich auf die ideologische Führung der Stalinisten inner- und außerhalb der Sowjetgrenzen beschränken.

Wir sind nicht neutral... In der vergangenen Zeit waren wir gewiß zu wenig neutral. Aber eine Neutralität am falschen Platz kann ebenso gefährlich werden wie eine Aggression. In allen Bemühungen, die auf eine Erhaltung der Freiheit, des Rechts und des Friedens zielen, haben wir moralisch nicht das Recht, neutral zu bleiben. Das Gleiche gilt folgerichtig für unser politisch-diplomatisches Verhalten gegenüber den Bemühungen, ein einiges Europa zustande zu bringen. Wir haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, alle Phasen dieser Entwicklung aufmerksam zu verfolgen, und wir dürfen eine berechnete Genugtuung darüber empfinden, daß die wahre Geburtsstunde eines einigen Europas sehr viel näher gerückt ist, als wir das noch vor Jahresfrist erhoffen durften. Welche Verdienste sich in dieser Beziehung der französische Außenminister Robert Schuman erworben hat, wurde hier schon des öfteren festgestellt. Als zu Beginn dieses Jahres der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Karl Arnold, eine sehr diplomatische Erklärung zum Ruhrstatut abgab und äußerte, man solle es als eine Vorstufe zur Ausdehnung der Industriekontrolle auf die gesamte westeuropäische Montanindustrie ansehen, da glaubten viele, das als Utopie ablehnen zu können. Inzwischen hat aber schon der englische Vorsitzende der Ruhrkohlenkontrolle, Mr. Collins, erklärt, daß eine Einbeziehung der westeuropäischen Montanindustrie in die internationale Kontrolle keineswegs ausgeschlossen sei. Die Europa-Konferenz in Brüssel beschloß, einem Antrag des Ministerpräsidenten Arnold folgend, einstimmig die Einbeziehung ganz Deutschlands in die Europa-

Union und eine Ausdehnung der Industriekontrolle des Ruhrgebiets auf die gesamte westeuropäische Schwerindustrie. So berichtete die „Welt“, während merkwürdigerweise das Pariser Blatt „Le Monde“ in einem zusammenfassenden Bericht über die Brüsseler Konferenz diese Beschlüsse nicht erwähnt. Immerhin ist der Beweis erbracht, daß die neueste Entwicklung politischen Überlegungen folgt (was man keineswegs immer feststellen darf), und es bestätigt sich unser vorsichtiger Optimismus, den wir in Heft 1 dieses Jahres unter der Überschrift „Das heiße Ruhreisen“ geäußert haben. Ein nicht kleines Verdienst kommt auch hier wiederum dem außenpolitischen Talent des nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Arnold zu, der als deutscher Hauptdelegierter in Brüssel Geschick und Zurückhaltung zeigte, ohne es deshalb zu versäumen, in Grundsatzfragen eine ganz klare Stellung zu beziehen, so in der Ablehnung des nationalsozialistischen Denkens und in der Betonung des gemeinsamen geistigen und politischen Ursprungs von Deutschland und Frankreich. Er ist heute der Wortführer jener deutschen Verpflichtung, nichts unversucht zu lassen und zu jedem Opfer bereit zu sein, um eine Einigung Europas herbeizuführen. Gerade deshalb hat er auch das Recht, vor dem politischen Atavismus einseitiger Grenzberichtigungen im Westen zu warnen, und den englischen Außenminister Bevin einzuladen, sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen, wie bereit die Deutschen wären, plausiblen Grenzkorrekturen im Verhandlungswege zuzustimmen.

Sollte dann der Tag kommen, an dem wir Deutsche gleichberechtigt, also mit gleichen Rechten und Pflichten in den europäischen Bund aufgenommen werden, dann dürfen wir uns natürlich nicht durch irgendwelches „Finasieren“ an unseren Pflichten, vorbeizudrücken suchen. So verständlich es also auch ist, wenn gute Deutsche Angst vor den psychologischen und moralischen Rückwirkungen eines neu zu bildenden deutschen Heeres empfinden, so unpolitisch ist es aber auch, im europäischen Verband eine unbedingte Neutralität Deutschlands herbeiführen zu wollen, wie sie von dem Würzburger Historiker Prof. Noack und seinen Freunden propagiert wird. Danach soll in der deutschen Verfassung eine Absage an jegliche Waffenhilfe deutscher Menschen erfolgen. Nun ist aber Europa viel zu klein, als daß es sich es leisten könnte, die Pflichten der einzelnen Mitglieder des Bundes unterschiedlich zu gestalten. Wir wissen doch aus schmerzlicher Erfahrung, daß wir alle auf einem Boot sitzen. Kommt Europa zustande, dann darf es in Zukunft kein deutsches, französisches oder belgisches Heer geben, sondern nur noch ein europäisches. Dieses zu unterstützen, ist dann auch unsere Aufgabe. Natürlich sind wir im eigenen und im europäischen Interesse verpflichtet, alles zu tun, damit die deutschen Kadres sich nicht zu Keimzellen eines Neo-Militarismus entwickeln können, und darüber zu wachen, daß wir nicht wieder das Land werden, „wo die Kanonen blühen“. Diese Gefahr wäre sofort gegeben und nicht zu bannen, wenn wir an eine separate Remilitarisierung Westdeutschlands denken würden. Aus unserer Ver-

gangenheit und der finsternen Gegenwart müssen wir den Mut und die Intelligenz ableiten, in Größenordnungen von morgen zu denken, und deshalb von vornherein auf alle Souveränitätsrechte zu verzichten, die das Zustandekommen des größeren Verbandes hemmen können. Das ist keine utopische, sondern das ist Realpolitik.

Deutschland jenseits der Oder Das Appellationsgericht der britischen Kontrollkommission in Herford hat unlängst in einer Entscheidung festgestellt, daß das Gebiet zwischen Oder und Neiße und der deutsch-polnischen Grenze von 1939 immer noch de jure ein Teil Deutschlands ist. Angesichts der im Januar dieses Jahres von der polnischen Regierung vorgenommenen Annexion dieses Gebietes und der von Warschau und Moskau seit langem vertretenen These, daß die Oder-Neiße-Linie die unumstößliche Westgrenze Polens sei, kommt dieser Entscheidung des höchsten britischen Gerichtshofes in Deutschland besondere Bedeutung zu. Bei uns ist man wohl geneigt, ein solches Urteil gering einzuschätzen, weil man meint, es könne an den gewaltsam geschaffenen Tatsachen nichts ändern. Solche Betrachtungsweise ist falsch und bedenklich. Sie erklärt sich zum Teil aus dem Gefühl der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins, das angesichts unserer Erfahrungen während der letzten Jahre zwar verständlich, aber keineswegs gerechtfertigt ist. Zum andern Teil erklärt sich diese Einstellung aber auch aus der schwach entwickelten rechtsstaatlichen Tradition in Deutschland. Der Satz „Macht geht vor Recht“ wird zwar in der Geschichte immer wieder bestätigt. Während ihn aber andere Völker als Ausfluß des Bösen in der Welt und in der menschlichen Natur empfinden, gibt es bei uns nur allzu viele Leute, die geneigt sind, darin eine Umschreibung des Normalzustandes zu erblicken. Aus dieser Geisteshaltung heraus haben dann auch viele Deutsche den Nationalsozialismus unterstützt: Weil Hitler die Macht hatte, durfte er bestimmen, was Recht war; weil Deutschland — zeitweilig — die stärkste Macht in Europa war, durfte es den anderen Völkern „Recht“ setzen.

Ganz anders ist die angelsächsische Tradition, derzufolge das Richteramt ein wahrhaft königliches Amt ist. Auch Roosevelt konnte es nicht wagen, sich dem Spruch des Supreme Court zu widersetzen. Darum müssen wir auch an das Urteil des Appellationsgerichtshofs in Herford nicht den deutschen, sondern den angelsächsischen Maßstab anlegen. Im Augenblick regiert allerdings die Gewalt, und kein Mensch in Warschau oder Moskau wird geneigt sein, dieses Urteilsspruches wegen die fraglichen Gebiete an Deutschland zurückzugeben. Aber singt nicht bereits Georg Neumark in seinem Choral der Zuversicht: „Die Folgezeit verändert viel und setzt jeglichem sein Ziel“? Wir haben schon andere „unwiderrufliche Entscheidungen kennengelernt. Es möchte der Tag kommen, an dem es uns von höchster Wichtigkeit sein könnte, daß unsere Ansprüche auf dieses deutsche Gebiet nicht nur die

Billigung dieses oder jenes Staatsmannes finden, sondern auch in dem Urteilsspruch unbestechlicher Richter als von Rechts wegen bestehend anerkannt worden sind.

Revirement in Washington Das Revirement in Washington steht gewiß in keinem direkten Zusammenhang mit der Moskauer Wachablösung. Aber beide zusammen dürften dennoch die Möglichkeit einer neuen Phase in den Beziehungen zwischen den Weltpolen einleiten. Die in Washington seit dem Wiedereinzug Eisenhowers in das Pentagon ausgelöste Kettenreaktion personalpolitischer Veränderungen weist dabei deutlich in zwei Richtungen. Die eine — Forrestal, Johnson, Draper, Royall — zielt auf eine Koordination des Verteidigungswesens und seine Anpassung an den kommenden Atlantik-Pakt. Die andere — Murphy, Clay, Kennan — auf die künftige Umgestaltung der USA-Besatzungspolitik in Europa.

Der Atlantik-Pakt machte nicht nur eine Entscheidung über die Europa zur Verfügung zu stellenden Waffenmengen und -arten notwendig, sondern erforderte ebenso dringlich eine Beendigung der bisher immer noch zu großen Unabhängigkeit der drei Wehrmachtsteile voneinander, die von der Hoover-Kommission für Verwaltungsreform besonders bemängelt worden war. Der Mann, der beides am besten regeln und planen konnte, war Eisenhower und die Frage ist nur, wann aus dem General wieder ein Dr. Eisenhower werden wird, oder ob er etwa zum ersten Generalstabschef für die gesamte Wehrmacht ernannt wird. Der Präsident hat sich sowohl für die Schaffung eines solchen Amtes über den jetzigen Joint Chiefs of Staff, einer kollegialen Behörde, wie für vergrößerte Vollmachten des Verteidigungsministers gegenüber den drei zivilen Ministern der Wehrmachtsteile eingesetzt. Daneben sind aber noch weitreichendere Entscheidungen über die Stärke dieser drei Wehrmachtsteile und die dementsprechende Verteilung der 15 Milliarden des Militärbudgets, das ein rundes Drittel der Gesamtausgaben der USA darstellt, erforderlich. Die noch offene Frage war dabei vor allem, ob die USA sich auf eine starke strategische Luftwaffe als Haupttransporteur der Atombombe konzentrieren oder auch das Heer und die Marine gleichstark aufrüsten sollen. Zwischen Forrestal und Luftwaffenminister Symington bestanden dieserhalb immer Gegensätze, und die Tatsache, daß Forrestal ging und Symington blieb, ebenso wie die Tatsache, daß Johnson als Freund der Luftwaffe bekannt ist, und von den 15 Milliarden 8 bis 9 dafür ausgegeben werden sollen, läßt vermuten, daß die Entscheidung zu ihren Gunsten neigt. Die anderen Waffengattungen wird wohl in erster Linie Westeuropa stellen müssen. Gleichzeitig ist das Revirement aber auch noch eine Art parteipolitischer Spätzünder. Zwischen Forrestal und Truman bestanden seit langem Meinungsverschiedenheiten und der Verteidigungsminister hatte sich in keiner Weise für die Wiederwahl des Präsidenten eingesetzt, während Johnson das Finanzkomitee der Demo-

kraten leitete und aus eigener Tasche 250 000 Dollar für den Wahlfonds beisteuerte. Daß Draper ging, mag auf persönliche Gründe zurückzuführen sein. Er steht, ebenso wie Forrestal, dem Bankhaus Dillon, Read & Co. nahe, das nach dem vorigen Krieg die Deutschlandanleihen auflegte und hatte schon seit einiger Zeit den Wunsch, sich wieder ganz der Wirtschaft, vielleicht sogar im Zusammenhang mit Deutschland, zu widmen.

Aber auch von Acheson konnte das Deutschlandproblem nicht länger außer Acht gelassen werden, da eine amerikanische Außenpolitik auf die Dauer nicht planvoll zu betreiben ist, wenn diese Frage der Zuständigkeit des State Department entzogen bleibt. Die Gerüchte, daß die bereits zum 30. Juni 1948 vorgesehene Umstellung der US-Zone vom Kriegsministerium auf das Außenministerium, die nur durch Berlin verhindert wurde, nun zum 30. Juni dieses Jahres erfolgen soll, und General Clay seinen Abschied nimmt, ohne daß zur Begründung irgendwelche Mißverständnisse zwischen ihm und Washington herangezogen zu werden brauchen, dürften daher mehr als Gerüchte sein. Der erste Schritt war die Ernennung Botschafter Murphys zum Leiter eines Deutschland- und Österreich-Büros im State Department. Der zweite, die Deutschlandreise George Kennans, des Chefs der Planungsabteilung im Außenministerium, der drei deutsche Universitäten besucht hat und sowohl in Hamburg wie in der US-Botschaft in Berlin tätig war. Eine Kommission unter Kennan hat sich bereits seit einiger Zeit mit einer grundsätzlichen Neuplanung der gesamten Deutschland-Politik der USA beschäftigt, und ihre Ergebnisse werden von einer zweiten Kommission unter Acheson überprüft, um dann dem Präsidenten zur Entscheidung vorgelegt zu werden. Und Acheson hat außerdem durchblicken lassen, daß man sich auch in Deutschland nicht länger mit Improvisationen begnügen will, ja, daß er Pläne bereit habe, die auch auf den sowjetischen Vorschlag einer Räumung Deutschlands abgestimmt sind. Auf den beiden wichtigsten Gebieten der US-Politik, der Diplomatie wie der Rüstung, die ihr die Schlagkraft gibt, bedeuten die Veränderungen in Washington somit eine Verstärkung der planvollen Initiative.

Kanada vor Neuwahlen Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Kanada im Laufe dieses Sommers Parlamentswahlen erleben. Fällig sind die Neuwahlen freilich erst im Juni 1950; aber der neue Premierminister, Louis St. Laurent, hat unlängst Andeutungen gemacht, die allgemein dahin verstanden worden sind, daß die Regierung das Unterhaus aufzulösen beabsichtigt. Gegenwärtig verfügt die liberale Regierungspartei über 125 von 245 Mandaten. Das erscheint wenig, ist aber ausreichend, weil die drei Gruppen der Opposition — die Konservativen, die Social Credit Party und die linksgerichtete Co-operative Commonwealth Federation — unter sich so unverträglich sind, daß es zu einer gemeinsamen Front gegen die Liberalen nicht kommen kann. Wenn die Regierung trotzdem Neuwahlen

wünscht, so erklärt sich das wohl nicht zuletzt aus dem Wunsch St. Laurents, mit einem klaren Auftrag des Volkes an die Arbeit zu gehen und nicht nach einem Jahr durch die dann fälligen Wahlen gestört zu werden.

Die eigentlichen Schwierigkeiten wird der neue Premierminister, dessen Wiederwahl allgemein erwartet wird, aber kaum mit der Opposition haben, sondern innerhalb der eigenen Partei. Etwa die Hälfte der liberalen Abgeordneten ist in der Provinz Quebec, also in dem französisch-stämmigen Teil Kanadas, gewählt worden. Auf die Wünsche dieser Wähler muß die Regierung Rücksicht nehmen, darf aber nicht so weit gehen, daß der britisch-stämmige Volksteil verärgert wird. Mackenzie King hat hier immer besonders geschickt zu operieren verstanden. Sein Nachfolger wird es viel schwerer haben, weil er selbst aus Quebec stammt. Seine engeren Landsleute werden also von ihm besonderes Entgegenkommen verlangen.

Welches sind die Sonderwünsche der Quebecois? Die Ernennung eines Kanadiers zum Generalgouverneur, wenn Feldmarschall Alexander sein Amt niederlegt (mit Ausnahme von Ceylon haben gegenwärtig alle übrigen Dominiën „eingeborene“ Generalgouverneure), die Schaffung einer eigenen Landesflagge und Nationalhymne (bisher haben der Union Jack mit einem Ahornblatt und „God save the King“ genügt) und die Forderung, daß alle Beamten beide Landessprachen beherrschen (was bisher nur selten der Fall war). Ein Teil dieser und anderer, weniger wichtiger Forderungen wird sich gewiß verwirklichen lassen. Bei einem Teil wird die Regierung aber mit dem entschiedenen Widerstand der britisch-stämmigen Bevölkerung rechnen müssen.

Es handelt sich zwar bei kaum einem dieser Probleme um wirkliche Lebensfragen, und zumal in der Außenpolitik kann heute jede kanadische Regierung auf die Unterstützung des größten Teiles der Öffentlichkeit und des Parlamentes rechnen. Wenn aber zu den Gegensätzen zwischen Regierung und Opposition, die sich vornehmlich um die schwindelnde Höhe der Lebenshaltungskosten sowie um die Kompetenzen von Provinzen und Bundesregierung drehen, noch die gefühlsbestimmten Ansichtsverschiedenheiten innerhalb der liberalen Partei hinzukommen, könnte doch sehr leicht einmal eine Änderung der innerpolitischen Konstellation eintreten. Auf jeden Fall dürfte die erstaunliche Kontinuität der politischen Linie, wie Mackenzie King sie jahrzehntelang durchzuhalten vermocht hat, aus der kanadischen Politik verschwinden.

Der Zola Der Staatssekretär für das Flüchtlingswesen im Bayeri-
der Flüchtlinge schen Staatsministerium des Innern, Dr. Wolfgang Jaenicke,
hat jetzt seinen dritten Jahresbericht über die Tätigkeit
der bayerischen Flüchtlingsverwaltung vorgelegt. Der Bericht ist sachlich,
nüchtern und enthält vermutlich alles, was erreicht worden ist, ohne je-
doch, was man ihm nicht verübeln kann, all das herauszustellen, was nicht

erreicht worden ist. Rund 2 Millionen Ausgewiesene, Vertriebene in einem Land unterzubringen, das 1939 7 Millionen Einwohner zählte, ist gewiß keine Kleinigkeit. Die Währungsreform beschnitt nicht nur die Mittel der Flüchtlingsverwaltung, sondern beraubte die Ausgewiesenen selbst um ihr geringes Ausweisungsgeld und ihre letzten Ersparnisse. Auch die unter vielen Opfern neu errichtete Flüchtlings-Industrie und die gewerblichen Betriebe kamen dadurch in große Not. Die von der Besatzungsbehörde erzwungene Anerkennung der Gewerbefreiheit, die unerträgliche Monopolstellungen endlich erschütterte, hat auch manches Los der Ausgewiesenen erleichtert. Aber das hindert nicht, daß es noch keineswegs gelungen ist, allen deutschen Ausgewiesenen oder Heimatvertriebenen eine menschenwürdige Unterkunft, geschweige denn eine angemessene Arbeit, zu geben. Deshalb stellt Staatssekretär Jaenicke auch fest: „Angesichts eines in der Menschheitsgeschichte noch nie dagewesenen Vorgangs, wie ihn die Vertreibung von 11 Millionen Menschen aus ihrer angestammten Heimat darstellt, ist eine einigermaßen befriedigende Lösung nur denkbar und möglich, wenn die Vereinten Nationen sich entschließen, ihre Hilfe nicht nur den verschleppten Personen, sondern auch den deutschen Heimatvertriebenen zuteil werden zu lassen.“

Dieser Satz umschreibt in wohl allzu vorsichtiger Weise das wahre Problem. Es handelt sich nämlich bei den Millionen Vertriebenen um eine internationale Angelegenheit, die zu lösen eine Aufgabe der deutschen Außenpolitik wäre. Die Außenpolitik ist uns aber verboten und wird von den Alliierten wahrgenommen, die, falls sie es tun, praktisch also Verträge mit sich selbst abschließen. Daß man nun nicht gerne Verträge mit sich selbst abschließt, die höchst unangenehm sind, ist leider menschlich verständlich. Das Verbot, außenpolitisch zu handeln, hat wohl auch die Zurückhaltung von Dr. Jaenicke bestimmt, der sich schon als demokratischer Regierungspräsident von Potsdam einen Namen gemacht hat und später als politischer Berater bei Tschiangkaischek seinen Gesichtskreis gerade für außenpolitische Dinge sehr erweitern konnte.

Welche Bürde er sich aber als Staatssekretär für das Flüchtlingswesen in Bayern aufgeladen hat, welche Kämpfe er mit den Regierungsstellen durchfechten mußte und wie tragisch die ganze Ausgewiesenen-Problematik liegt, kam soeben durch einen Riesenprozeß ans Tageslicht, der in München gegen Egon Herrmann, den Wortführer der im Lager Dachau untergebrachten Ausgewiesenen, geführt wurde. Herrmann hat alle Mittel, einschließlich des Hungerstreiks, benutzt, um die Not der Unglücklichen in Dachau zu lindern. Die Hauptsache ist: es ist ihm gelungen, sie zu lindern. Aber er wurde wegen Beleidigung, ja sogar wegen Landfriedensbruch verhaftet — denn, was man verstehen kann, „der Gaul ging mit ihm durch“. In diesem Prozeß aber stand ein Mann auf, der sowohl der Bayerischen Staatsregierung wie der Welt das „J'accuse“ entgegenschleuderte. Diese Aufgabe übernahm der Verteidiger von Herrmann, Rechtsanwalt Dr. Martin Horn. Der Kläger

wurde zum Angeklagten, und es wurde ein schwarzer Tag für die bayerische Verwaltung. Das namenlose Elend der Ausgewiesenen und Flüchtlinge klagte nicht nur die Renitenz der bayerischen Verwaltung an, sondern auch den Mangel an primitivster christlicher Nächstenliebe. Auf die Frage an einen Zeugen, ob der Staatssekretär a l l e s getan hätte, was für die Flüchtlinge hätte getan werden müssen, gab der Zeuge die bezeichnende Antwort: „Dann hätten wir schon zwölf Staatssekretäre verbraucht.“ So hat Dr. Jaenicke die sehr undankbare Aufgabe übernommen, allen Schwierigkeiten zum Trotz auf seinem Posten zu verharren, um wenigstens a l l d a s zu retten, was gegen die Abneigung eines Staatsapparates und das egozentrische Verhalten einer Bevölkerung gerettet werden konnte. Dadurch werden die effektiven Opfer, die der bayerische Staat bringen mußte, nicht geschmälert.

Aber selbst bei einem völligen Einsatz des gewiß sehr hart getroffenen Bayern zugunsten der Flüchtlinge wäre das Problem niemals ganz zu lösen, und deshalb greifen wir hier die Angelegenheit auf. Das Los der Millionen deutscher Ausgewiesenen aus den östlichen Ländern geht uns alle an. Wir dürfen uns darum auch nicht bei der so dankenswerten Initiative des Weltkirchenrates beruhigen, der im Begriff steht, die Beschlüsse der Ende Februar in Hamburg abgehaltenen Konferenz in die Praxis umzusetzen. Das Los der Flüchtlinge zu bessern, ist über unsere moralische Pflicht hinaus aber vornehmlich eine a u ß e n p o l i t i s c h e Aufgabe. Unsere Frage lautet: wer nimmt sich ihrer an?

Hans Wahl † Die Nachricht von dem Tod des Direktors des Goethe-Museums, Dr. H a n s W a h l, bedeutet mehr als die Todesanzeige eines wertvollen Menschen. Durch sie wird die Frage nach dem Schicksal der Weimarer Goethestätten zur Entscheidung gestellt. Wahl hat schon in jungen Jahren den Entschluß gefaßt, unter Verzicht auf eigenes Schaffen sein ganzes Leben dem Dienst an Goethe zu widmen, was eine Resignation gegenüber eigenem Schaffen erfordert. Er hat es als Verwalter des großen Erbes verstanden, die von Erich Schmidt, Bernhard Suphan, Julius Wahle und Max Hecker begründete Tradition nicht nur schöpferisch fortzuführen, sondern sie durch die schweren Jahre einer völlig veränderten Welt zu erhalten. Als Devise für ihn galt, wie es für jeden echten Philologen gelten sollte: Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen. Den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft aus allen Ländern der Erde, den Goethe-Forschern und allen, deren Herz Goethe aufgeschlossen ist, war Hans Wahl nicht nur zu einem nicht wegzudenkenden Faktor in Weimar geworden, sondern auch als Mensch in seiner ganzen Lebendigkeit nahegetreten.

In die Stille und Würde Weimars brach dann als erstes Elementarereignis der Nationalsozialismus ein, und es bedeutete eine schwere Gefühlsvergewaltigung, wenn man hören mußte, daß Hitler selbst und die Menschen um ihn versuchten, auch Goethe für ihr Dysangelium zu reklamieren. Wahl ist

es gelungen, die Goethestätten, deren Betreuung ihm oblag, nicht nur in Weimar, sondern auch die Schlösser in Tiefurt und Dornburg so zu erhalten und auszugestalten, wie es des großen Namens würdig war. Er war großzügig im Zugänglichmachen auch der noch unerschlossenen Schätze des Goethe-Schiller-Archivs und hat in der Fürsorge für das Haus am Frauenplan vor und nach dem Bombenschaden unermüdlich gearbeitet.

Sein lebhaftes Temperament glich er der Ruhe und Stille an, die der Umgang mit den großen Geistern mit sich bringt. Er war von Natur kein politischer Kämpfer, und die Luft, die er atmete, war nicht angetan, ihn dazu zu machen. An seiner Gesinnung hat niemand, weder in der Hitlerzeit, noch in der Zeit, die nachher kam, gezweifelt, wenn sein Ringen um die Bewahrung der großen Tradition mehr im Beharren als im Kampfe bestand. Es waren inkompatible Dinge: Goethe und die Pseudo-„cultura“, die die Sowjetrussen so gern im Munde führen. Er hat sich über deren wahre Natur niemals täuschen lassen, auch wenn der Terror und die brutale Gewalt die Maske vorbanden, Goethe dem deutschen Volk erst recht zu erschließen und sein Jubiläum mit lautem Tamtam zu begehen. Wahl hat getan, was er tun konnte, um jede Verfälschung von Goethes Bild zu verhindern. Dem ständigen Kampfe mit den Mächten des Ungeistes seit 1933 bis heute war er am Ende gesundheitlich nicht mehr gewachsen. Er ist an den Schwierigkeiten und den Bedrohungen des ewigen Erbes gestorben, die die veränderten Verhältnisse mit sich brachten.

Wir betrauern seinen Verlust, und daneben steht die ernste Sorge, ob sich jemand finden läßt, der in Treue zu Goethe und in kluger Abwehr der gefährlichen Versuche das noch zu retten vermag, was der ganzen Menschheit gehört.

Das Loch im Vorhang Daß Ost- und Westeuropa wirtschaftlich nicht ohne einander auskommen können, daß sie gegenseitig die natürlichsten Fertigwaren- und Lebensmittel- und Rohstofflieferanten sind, ist eine Tatsache, die auch vom Marshall-Plan in Rechnung gestellt worden ist. Die Vierjahrespläne der ERP-Länder sehen daher vor, daß bis 1952 17 Prozent der Importe aus Osteuropa kommen sollen und 19 Prozent der Ausfuhr dorthin gehen. Und auch bisher hatte sich dieser Handel schon lebhaft entwickelt, so daß der Eiserne Vorhang sich mehr als eine politische und ideologische, denn als eine wirtschaftliche Schranke erwies. Alles in allem werden heute bereits wieder etwa zwei Drittel des Vorkriegsumfangs erreicht und bei einzelnen Ländern, wie England, das seinen Osteuropahandel durch eine Reihe geschickter Verträge auszubauen verstand, mit einem Umsatz von jährlich 93 Millionen Pfund, gegenüber 66 vor dem Kriege, sogar der alte Stand, wenn man dabei die inzwischen gestiegenen Preise berücksichtigt.

Dieser Wiederaufschwung schließt jedoch einstweilen die früheren Hauptträger des Ost-West-Handels, Deutschland und die Sowjetunion nicht ein.

Der sowjetische Handel mit Westeuropa, für den keine genauen Zahlen vorliegen, ist auf etwa ein Fünftel zusammengeschrumpft. Und wenn Deutschland, das vor dem Kriege rund 25 Prozent davon bestritt, dabei einen Umsatz von 460 Millionen Dollar erzielte, so waren es 1947 für die Bizone nur 38 Millionen. Das 1952-Ziel sind jedoch hier allein für die Bizone bereits wieder 500 Millionen. Diese Lücke muß vor allem gefüllt werden, wenn der heutige intereuropäische Ost-West-Handel, wie es die Erfüllung des Marshall-Planes erfordert, um das zwei- bis dreifache gesteigert werden soll. Auch die Sowjetunion ist diesen Bestrebungen gegenüber keineswegs ablehnend und Moskau steckt voll von Handelsdelegationen der Westländer, die Verträge abgeschlossen haben oder darüber verhandeln. Und auf seine Anregung ist auch die Handelskommission des ECE, der Europäischen Wirtschaftskommission der UN gegründet worden, deren Genfer Tagung in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung zukommt.

Auf dieser Tagung waren erstmalig 25 Länder von beiderseits des Vorgehens vereint und kamen zu dem einstimmigen Beschluß, ihren Warenaustausch mit allen Mitteln zu verstärken. Wenn auch die USA dabei an dem Prinzip festhielten, keine rüstungswichtigen Waren zu liefern, so stimmten doch auch sie einer grundsätzlichen Steigerung des Handels zu. Als Grundlage einigte man sich auf Listen der benötigten und der verfügbaren Waren, wobei durch die Zugrundelegung der Listen der OEEC, erstmalig auch eine Einrichtung des Marshall-Plans, der oberste europäische Lenkungsausschuß dieser Organisation, vom Osten anerkannt worden ist. Untertützt von einem Feldzug der Sowjetpresse, zeigten die Ostländer dabei eine ganz ungewöhnliche Bereitschaft zur Zusammenarbeit. Der Vorgang ist umso wichtiger, als sich aus den in Aussicht genommenen Warenlisten auch die Möglichkeit ergeben soll, von den bisherigen ost-westeuropäischen Handelsverträgen zwischen einzelnen Ländern zu wirtschaftlichen Gesamtabkommen zwischen Ost- und Westeuropa zu kommen. Da auch alle osteuropäischen Länder in den Zwei-, Drei- oder Fünf-Jahresplänen bereits einen voll ausgebildeten Planungsapparat besitzen, der der Marshall-Organisation des Westens mit seinem Vierjahres-Plan entspricht, ist es von da bis zu einer gemeinsamen Abstimmung nicht nur des Handels, sondern auch der Produktion nur noch ein Schritt. Allerdings ein großer. Aber das Loch im Vorgehen ist durch die Genfer Tagung wieder ein Stück weiter geworden.

Erziehung zur Freiheit Die Namen des Engländers Reginald Charles Foot und des Deutschen Heinrich Fritsch verdienen, von dem allzu flüchtigen Gedächtnis der Zeitgenossen festgehalten zu werden. Es sind die Namen zweier Lehrer in Lüneburg, die seit mehr als einem Jahr darum bemüht sind, deutsche und englische Kinder miteinander zu erziehen. Aus Fußballspielen und Ferienlagern ist jetzt der zunächst auf drei Monate befristete Versuch einer „Freundschaftsschule“ erwachsen, in der 20 englische

und 24 deutsche Kinder miteinander unterrichtet werden. Die Kinder stehen im Alter zwischen 10 und 13 Jahren und kommen entweder aus der 5. Volksschule in Lüneburg oder aus der ebendort gelegenen „British Children's School“ für Besatzungsangehörige. An einem Tag der Woche findet gemeinsamer Unterricht in deutscher oder englischer Sprache statt. Dazu kommt sehr viel praktischer Werkunterricht bei Handwerkern, in der Gemeindeverwaltung und anderswo, über dessen Ergebnisse die Schüler dann zweisprachige Aufsätze schreiben sollen.

Dieses Unternehmen ist anderswo nicht einfach zu wiederholen. Seine Bedeutung liegt darin, daß es zeigt, wieviel das freiwillige Tun einzelner Menschen vermag im Vergleich zu den Kommandos staatlicher Bürokratie oder kollektiver Organisationen. Theoretisch leben wir Deutsche seit fast vier Jahren unter dem staatlich-militärisch verordneten Programm der „Re-education“; daß diese gescheitert ist, wird heute nirgends mehr verheimlicht. Wo eine — keineswegs überflüssige! — Umerziehung zu Freiheit und Menschlichkeit in der Praxis vorhanden ist, erweist sie sich ausnahmslos als die Frucht verständnisvoller Zusammenarbeit zwischen einsichtigen deutschen Lehrern und ebenso klugen wie taktvollen Erziehungsoffizieren der Besatzungsmächte (wobei des Wirkens weiblicher Offiziere mit besonderer Dankbarkeit gedacht werden soll).

Es steht zu hoffen, daß aus der Lüneburger „Friendship-School“ ein halbes Hundert Kinder hervorgehen, die schon frühzeitig etwas begriffen haben von der notwendigen Verschiedenheit der Völker und dem nicht minder notwendigen Verstehen und Ertragen des andern. Fünzig ist eine kleine Zahl. Geringschätzig wird darüber nur lächeln, wer noch im quantitativen Denken des Materialismus befangen ist. Zudem eröffnet die Nachricht, daß der soeben gegründete Europäische Rat sich zunächst neben sozialen Fragen vor allem mit dem Problem der Angleichung des Erziehungswesens in den Mitgliedsstaaten beschäftigen will, eine hoffnungsvolle Perspektive. Vielleicht werden wir doch noch erleben, daß wenigstens die Kinder Westeuropas aus demselben Buch Geschichte lernen.

Es wäre die Erfüllung eines Traumes, den viele Friedensfreunde seit langem geträumt haben. Der große französische Biologe Pierre Lecomte du Nouy hat diesen Traum in seinem Buch „Die Bestimmung des Menschen“ auf den nüchternen Boden der Wissenschaft reduziert. Er schreibt dort: „Die Weltgeschichte, welche die einzig wahrhaftige ist, muß gefördert werden. Sie muß gelehrt werden, wie man Naturwissenschaft lehrt, unter Hintansetzung aller nationalen Eitelkeit und durch Ausmerzungen des gefühlsmäßigen Elementes, welches in unserer Zeit gefährlich und überholt ist ... Geschieht das nicht, so werden wir uns in der Rolle des Mannes finden, der eine Grube gegraben hat und nun eine zweite graben muß, um die Erde loszuwerden, die er aus der ersten ausgehoben hat. Es ist ein tödlicher Kreislauf ... Wenn in allen Schulen der Welt allein die Wahrheit gelehrt würde, könnte es keine totalitären Staaten geben.“

Jenseits der Justiz Je abenteuerlicher die menschliche Existenz wird, je mehr auch die Rechtsbeziehungen unter den Menschen sich verwirren, desto weiter wird der Abstand zwischen der auf geschriebenem Recht beruhenden Justiz und dem Rechtsgefühl des Laien. Der Nationalsozialismus hat diese Diskrepanz benutzt, um hinter dem Deckschild eines sogenannten „gesunden Volkscmpfindens“ eine unerhörte Rechtsverderbnis anzurichten. Der optimistische Glaube aber, den viele noch 1945 hegten, es bedürfe nur der Entmachtung Hitlers und seiner Trabanten, um die erschütterten Fundamente des Rechts wieder ins Lot zu bringen, erweist sich mit jedem Tage mehr als Illusion. Von einer gesicherten Rechtsordnung sind wir noch weit entfernt. Denn es fehlt vor allem an dem, was dafür vorausgesetzt wäre: an einem klaren Rechtsbewußtsein.

Auch die Rechtspflege, die nicht nur Sache des Richters, sondern ebenso eine Sorge der Öffentlichkeit sein muß, wird heute vor Probleme gestellt, für die es in früheren Zeiten kaum Parallelen gibt, und die mit den gewohnten Denkschablonen nicht zu lösen sind. Das haben einige Strafverfahren wieder gezeigt, die vor kurzem allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Wenn Insassen von KZ unter dem Druck des Terrors Dinge taten, die nach dem Wortlaut des Strafgesetzes als Beihilfe zum Mord zu qualifizieren sind, wenn Zeugen im Gestapo-Verhör falsche eidliche Aussagen machten, um sich oder anderen das Leben zu retten, ja selbst wenn ein Mensch in der KZ-Psychose, die Eugen Kogon so erschütternd geschildert, Dinge tat, die jeglicher Rechtsnorm zuwiderliefen, dann gilt es für den Richter, der solche Fälle zu entscheiden hat, jenes Recht zu finden, das über dem formalen, dem Gesetzesrecht, steht: das „richtige Recht“. Hier wird es jedoch dringend, ein Mißverständnis abzuweisen. Die Aufgabe, die in den erwähnten Beispielen nur einmal wieder sichtbar wird, ist nicht damit erledigt, daß man etwa durch juristische Auslegungskünste oder ad hoc getroffene Gesetzesbestimmungen eine Art Sonderrecht schafft, auch nicht durch den fragwürdigen Vorschlag, für alle in KZ von Häftlingen begangenen „Verbrechen“ eine Amnestie zu erlassen. Mit solchen Behelfen bleibt man noch immer auf der Ebene und in den Schranken des Gesetzesrechts. Nein, der Sinn jener Aufgabe ist zugleich tiefer und weiter. Es gilt, sich zu erinnern, daß alles menschliche Recht und jede auf Gesetze gegründete Rechtsprechung selbst unter einem anderen Gesetz steht: dem Gesetz der Unzulänglichkeit alles Menschlichen. Nur dieses Bewußtsein ihrer unaufhebaren Unvollkommenheit, gemessen an der Idee der Gerechtigkeit, kann die Rechtspflege dazu anhalten, sich stets um die höchste erreichbare Gerechtigkeit zu bemühen. Sie kann auch dann im besten Falle dem Ziel nur nahekommen. Denn Gerechtigkeit ist eine Idee, das bedeutet: sie wird unter Menschen niemals volle Wirklichkeit. In der Sprache der Religion ausgedrückt: Gerechtigkeit ist nur bei Gott! —

Was folgt aus dieser Erkenntnis? Höher als jedes menschliche Gesetz und über aller menschlichen Gerechtigkeit steht das Gebot der Liebe und

der Barmherzigkeit. Darum bleibt dort, wo menschliche Gerechtigkeit an ihr Ende kommt, immer noch ein Weg offen: der Weg der Gnade.

Fridericus oder Friedrich? Nachdem die Schlammflut, die sich seit den Maitagen des Jahres 1945 über einzelne Gestalten der deutschen Geschichte ergossen hat, im Verebben zu sein scheint, kann die historische Wissenschaft an die Arbeit gehen und versuchen, dem deutschen Volk ein Bild dieser Männer zu geben, welches weder rabenschwarz noch blütenweiß ist, sondern die vielen Schattierungen aufweist, ohne die kein lebendiger Mensch richtig darzustellen ist. Diese Schlammflut war vielleicht psychologisch verständlich als Reaktion auf die ungeschichtliche Verherrlichung dieser Gestalten im Tausendjährigen Reich. Gerechtfertigt war sie nicht, und sie hat die notwendige Auseinandersetzung mit der Geschichte nur erschwert und verzögert.

Um so begrüßenswerter ist ein Seminarbericht des Erlanger Professors Hans-Joachim Schoeps über das Thema „Friedrich der Große im Spiegel der Nachwelt“ in der von ihm herausgegebenen, auch im übrigen verdienstvollen „Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte“ (Heft 3/1948). Hier wird vor allem deutlich, daß es eben mehr als nur eine Möglichkeit gibt, den Preußenkönig zu betrachten. Wie schwierig eine völlig objektive Würdigung ist, zeigt vielleicht am besten Ranke, über dessen Darstellung Friedrichs der Seminarbericht sagt: „Ranke ist uns heute noch richtunggebend. Wir rechnen ihm sein bewußtes Streben nach Objektivität hoch an, die einen kaum zu überbietenden Grad erlangt hat, müssen jedoch seine subjektiv-protestantische Schau... gleichwohl in Abzug bringen.“

Wie soll denn nun unser Bild dieses Mannes und Herrschers aussehen? Nun, es soll weder über (Otto) Gebühr „friderizianisch“ sein, noch dem Kuglerschen „Alten Fritz“ nachgeahmt werden. Wir wollen Friedrich weder mit Macaulay als Tyrannen verdammen noch mit Carlyle in den Himmel heben. (Wie verheerend die Darstellung dieses heroensüchtigen Engländers gerade bei uns gewirkt hat, beweist die Tatsache, daß von seinem Buch noch in der Zeit von 1926 bis 1931 — sechzig Jahre nach dem ersten Erscheinen! — 300 000 Exemplare in Deutschland verkauft worden sind!) Wir wollen nicht mit Droysen sagen, daß Preußen gleich Deutschland und Friedrich ein genialer König war, der „stets wußte, was er wollte, und nur wollte, was er konnte“; aber wir wollen auch nicht mit Mehring und den Marxisten den brutalen Adelskönig mit dem Sklavenheer.

Wir wollen zunächst überhaupt kein fertiges Bild, sondern erst einmal alle Tatsachen und möglichst viele Ansichten kennenlernen. Das haben wir schon lange nicht mehr gekonnt. In welcher Schule hätte man selbst vor 1933 gelernt, daß Friedrich ganz verschieden erscheinen muß, ob man ihn nun von Wien oder Berlin, Königsberg oder Köln aus betrachtet?

Friedrich war ein großer Mann. Daran ändert auch derjenige nichts, der ihm heute nachträglich das Prädikat „der Große“ aberkennen will. (Man

wollte ja auch einmal aus Karl dem Großen den „Sachsenschlächter“ machen.) Wir erweisen uns und unserer Geschichte keinen Dienst damit, daß wir schimpfen und schreien, wo nur ruhige Arbeit und gründliches Studium zum Ziele führen. Es gibt natürlich viele Dinge, die gegen Friedrich ins Feld zu führen sind. Wir wollen sie hören und abwägen. Wir werden dann vielleicht feststellen, daß mehr gegen den Menschen als gegen den König zu sagen ist.

Wie immer man aber Friedrich beurteilt, sollte man eines nicht übersehen. Man wird heute kaum noch leugnen können, daß die übermächtige Stellung Preußens und die von daher betriebene kleindeutsche Lösung ein Unglück für die deutsche Geschichte gewesen sind. Man wird dieses Unglück aber nicht einfach Friedrich dem Großen in die Schuhe schieben können. Dieser hat gewiß den Grundstein zu Preußens Größe gelegt, darf aber doch nicht einfach für die Fehler seiner Nachfahren verantwortlich gemacht werden. Der Philosoph von Sanssouci und der Parvenu aus Braunau haben nichts gemein. Man mag beide verabscheuen — aber man muß es dann wenigstens aus verschiedenen Gründen tun.

LITERARISCHE RUNDSCHAU

„Das Regime der Manager“¹⁾

„Ich weiß wohl, daß die Erkenntnisse dieses Buches den meisten Lesern mißfallen werden. Trotzdem werden Schmähungen des Buches oder seines Verfassers der Richtigkeit der Erkenntnisse nichts anhaben, sofern diese wirklich richtig sind . . . Propaganda dient dazu, Menschen gewisse Gedanken, Empfindungen oder Einstellungen beizubringen. Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Wahrheit zu erforschen . . . Ich habe kein persönliches Interesse daran, zu beweisen, daß die Theorie von der Revolution der Manager richtig ist. Vielmehr laufen die Schlußfolgerungen aus dieser Theorie meinen persönlichen — materiellen und ethischen — Interessen gerade zuwider.“

Diese Worte, mit denen James Burnham das Schlußkapitel seiner „Managerial Revolution“ einleitet, sind überaus charakteristisch für Idee und Absicht des weltbekannten Buches, das uns soeben in einer vortrefflichen deutschen Übersetzung vorgelegt worden ist. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß es gerade im gegenwärtigen Deutschland mit großem Interesse aufgenommen und diskutiert werden wird. Das Werk fügt sich keiner herkömmlichen Gattung unserer wissenschaftlichen Literatur ein. In seinem methodischen Aufbau stellt es eine eigentümliche Verbindung von geschichtlich begründeter Strukturanalyse der heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung und einer sehr bestimmten Prognose ihrer weiteren Entwicklungstendenzen dar. Es vertritt den Anspruch theoretischer Richtigkeit, bietet aber auch alle Handhaben für eine unmittelbare Orientierung in der Wirklichkeit und erfüllt damit zugleich einen praktischen Zweck. Es will als Theorie allgemeingültige Wahrheiten vertreten, ohne die gesellschaftliche Wirklichkeit anders als in Bewegung und Ablauf zu erfassen. Schließlich beansprucht es, die Wirklichkeit des Sozialen zu erkennen, entwickelt

¹⁾ James Burnham, Das Regime der Manager. Deutsche Übersetzung nach dem unveränderten Text des unter dem Titel „The Managerial Revolution“ 1941 in New York erschienenen Werkes von Dr. Helmut Lindemann. 332 S., mit einem Nachwort von Léon Blum, 15 S. — Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart 1948.

aber seine Wirklichkeitsbegriffe in fortlaufender polemischer Gegenüberstellung zu jener Haltung der „Ideologie“, die sich darauf beschränkt, an „Hoffnungen, Wünsche, Befürchtungen und Ideale“ zu appellieren.

Wir möchten den Leser darüber nicht im Zweifel lassen, daß bei diesem ebenso suggestiven wie geistig bewältigten Buch eine Kritik auf Anhieb wenig Aussicht auf Erfolg verspricht. Wir tun deshalb gut daran, unsere wissenschaftliche, unsere politische, ja unsere europäische Position zu resumieren; vor allem mögen wir bedenken, inwieweit das Werk über die Frage seiner theoretischen Richtigkeit hinaus uns einen Dienst erweisen kann. Um ihn fruchtbar werden zu lassen, wird es einiger Selbstverleugnung bedürfen, zumal uns in einer an Zukunftshoffnungen nicht sonderlich reichen Welt auch die letzten Anhaltspunkte eines sozialen Optimismus genommen werden. Die „Entzauberung der Welt“ nimmt hier eine Gestalt empiristischer Gewißheit an, die uns zwingt, mit der geistigen Auseinandersetzung Ernst zu machen. Jede bloße Apologie wird hier zur Scheinposition. Man kann natürlich — so würde Burnham vermutlich sagen — eine solche Position zu behaupten versuchen. Man kann, je nachdem, die Naivität oder die Frechheit des Ideologen entgegen dem Anspruch wissenschaftlichen Erkennens vertreten, und zweifellos wird die überwiegende Mehrheit der Menschen — auch die Mehrheit der Verantwortlichen — so reagieren. Nur beklage sich niemand, der die Wahrheit sucht, sie nicht angetroffen zu haben.

Also wendet sich das Buch sinngemäß an die Minderheit derer, die die „Wahrheit“ zu sehen und an ihr zu wachsen vermögen. Freilich kann der Sinn einer solchen Begegnung mit der wissenschaftlichen Wahrheit wohl nur darin liegen, die von ihr Ergriffenen über jeden noch so notvollen Zwang theoretisch-empirischer Konsequenzen schließlich in jene Sphäre zu erheben, in der wissenschaftliche Erkenntnis wohl Illusionen zerschlägt, aber den Menschen frei macht und damit am Ende doch die Welt verändern hilft, und zwar zum Guten. Uns scheint, daß sich an dieser Frage der innere Wert dieses Buches wird erweisen müssen.

Wie anders sollte man auch einer Schrift begegnen, die uns das wissenschaftlich gemeinte „sapere aude!“ so entschieden herausfordernd und so ungerührt von allem, was den erkennenden Menschen sonst noch bewegen und beunruhigen könnte, zuruft? „Gründen wir uns auf das, was wir aus der Vergangenheit wissen und nicht auf Träume von einer besseren Welt, so haben wir keinen Anlaß zu glauben, daß das Gesetz, demzufolge jede größere Gruppe in der Gesellschaft ihre Macht und Privilegien zu vergrößern strebt, in der Managergesellschaft nicht mehr gelten werde.“ Hier ist das zweiseitige Problem des Buches angerührt. Einmal steht es im Vordergrund und betrifft den Nachweis des Aufstieges der Manager als führender sozialer Klasse, zum anderen steht es im Hintergrund und betrifft, wie uns scheint, den Menschen und die vermeintliche Unentrinnbarkeit seines Schicksals, sich vom gesellschaftlichen Prozeß fortbewegen zu lassen.

Burnham vertritt die These, daß die kapitalistische Gesellschaft mit ihren in fünf Jahrhunderten gegen alle Widerstände des Feudalismus erwachsenen und mit ihrer auf Privateigentum, freiem Wettbewerb, Lohnarbeit und Erzielung von Mehrwert begründeten Kontrolle über die Produktionsmittel sich mitten in der Auflösung befinde. Die soziologischen Symptome, die den Rückzug der Kapitalisten aus ihrer bisherigen Führerrolle verdeutlichen, lassen sich an dem unaufhaltsamen Umschichtungsprozeß einer so prinzipiell kapitalistischen Ordnung wie der der Vereinigten Staaten ebenso aufweisen wie an den von rein politisch-ideologischen Zielsetzungen ausgehenden Systemen der totalitären Mächte. Schon heute sei der private Kapitalismus völlig außerstande, die zur Überwindung permanenter sozialer Krisen, wie etwa der Massenarbeitslosigkeit, erforderliche Ausweitung der gebotenen produktiven Möglichkeiten wahrzunehmen, ohne sich selbst aufzugeben. Wie nun auch immer die eigentumsrechtliche Lösung bei der unausweichlich notwendigen neuen Koordinierung der ökonomischen Kräfte und Leistungen beschaffen sein mag — im allgemeinen wird in wachsendem Maße die Lenkung und Kontrolle der Produktion auf den Staat fallen —, so muß gleichwohl bei der zunehmend komplizierten technischen Apparatur der Einfluß derjenigen ständig größer werden, die bereits heute die faktische Leitung der technischen Seite des Produktionsprozesses in Händen haben. Ihre dirigierende und koordinierende Funktion geht prinzipiell über das hinaus, was die moderne Produktion an bloßen fachlich-technischen und wissenschaftlichen Kräften benötigt und voraussetzt. Nicht um diese handelt es sich, sondern um die Organisatoren des Produktionsprozesses als eines fortlaufenden Ganzen, um einen Funktionstypus, der jenseits der unternehmerisch-kapitalistischen wie der technisch-wissenschaftlichen Spezialfunktion das „Management“ der modernen Erzeugungsleistung als eigentliche Aufgabe bewältigt. Während Stellung und Funktion der Kapitalisten, insbesondere der Finanzkapitalisten, mit den überkommenen Wirtschafts- und Eigentumsverhältnissen stehen und fallen, sind die der Manager in keiner Weise davon abhängig, mehr noch: sie stehen jenseits der herkömmlichen ökonomisch-politischen Problematik. „Grob ausgedrückt: die Manager neigen dazu, die Lösung sozialer und politischer Probleme ebenso anzupacken wie sie den technischen Produktionsprozeß organisieren.“ Ihre zunehmende Privilegierung wird sich auf eine von dem kapitalistischen Gewinnstreben sehr unterschiedliche Weise manifestieren, aber mit ihrem wachsenden Übergewicht werden zugleich ihre Klassensolidarität und ihr Führungsbewußtsein wachsen. Der (in längstens 50 Jahren vollendete) Zusammenbruch des kapitalistischen Systems wird zwar zur Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln führen, aber statt der vom Sozialismus erwarteten Verwirklichung der klassenlosen Gesellschaft wird der Einfluß der Manager in dem Maße steigen, als die Einschränkung ihrer Funktionsfähigkeit durch das kapitalistische Eigentum

und den kapitalistischen Staat nachläßt. Immer wieder findet dabei in Burnhams Darstellung die Relation Kapitalisten/Manager ihre geschickt verwertete geschichtliche Parallele in der Betrachtung des offenen oder latenten Kampfes zwischen den gesellschaftlichen Trägern des schwindenden Feudalismus und der frühkapitalistischen Unternehmerschicht.

Vielleicht ist das bisher Gesagte ausreichend, um verständlich zu machen, weshalb der Verfasser ausdrücklich einzelne Irrtümer bei der Verifizierung seiner Theorie, vor allem in bezug auf das Deutschland des Hitler-Regimes, für unerheblich erachtet. Andererseits erscheint ihm seine Grundthese durch den Gang der Ereignisse seit Kriegsende „überreichlich bestätigt“. Der Kapitalismus als Gesellschaftssystem befinde sich weiterhin auf dem Rückzug; gleichzeitig gebe es keine Anzeichen dafür, daß ein Sozialismus der freien klassenlosen Gesellschaft im Kommen wäre. Die vollständig scheinsozialistische Sowjetunion sei heute auf dem manageriellen Weg am weitesten fortgeschritten.

Der Glaube eines Jahrhunderts an den Sozialismus als die eigentliche und einzige Alternative zum Kapitalismus wird hier rundheraus als eine jener Selbsttäuschungen gedeutet, die derjenige, dem es um Einsicht in die Realität des Geschehens zu tun sei, hinter sich lassen müsse.

Der französische Staatsmann und Sozialistenführer Léon Blum hat sich wohl kaum mit Unrecht darüber beklagt, daß Wesen und Weg des demokratischen Sozialismus, wie er seit 1918 durch die Gründung der Kommunistischen Internationale isoliert und abgegrenzt worden sei, hier allzu einseitig und ungerecht beurteilt werde. Allerdings bedeutet es noch keine Entkräftung von Burnhams Lehre, wenn Blum ihr gegenüber die Hoffnungen und Verheißungen betont, die für Demokratie und Sozialismus, Humanität und Freiheit im Ausgang dieses Krieges beschlossen sind. Und vielleicht liegt für uns Europäer das menschlich am schwersten lastende Problem dieser sozialwissenschaftlichen Prognostik in der Feststellung des Verfassers, daß die Frage nach dem Sinn des Krieges im Grunde nur eine Nebenfrage darstelle. „Wir müssen uns hüten, daß die vom Krieg verursachte Erschütterung unserer Gefühle unser geschichtliches Urteil verzerrt. Falls jetzt wirklich eine große Sozialrevolution stattfindet, so ist der Krieg dieser Revolution untergeordnet, und nicht etwa umgekehrt.“

Auch in Deutschland wird die zu erwartende Auseinandersetzung mit Burnhams Werk vermutlich vom Problem des demokratischen Sozialismus ausgehen. In der Tat trägt Burnhams grundsätzliche Kritik hier sehr summarischen Charakter. So übersieht er, daß der moderne Sozialismus, ohne sein Ziel einer Überwindung der Klassengesellschaft aufzugeben, die Notwendigkeit einer, wenn auch begrenzten, unterschiedlichen Bewertung menschlicher Leistungen anerkennt.

Überhaupt ist Burnham geeignet, die geistige Wirklichkeit des Sozialismus nicht recht ernst zu nehmen und ihn etwas voreilig aus der Reihe

seiner ernsthaften wissenschaftlichen Konkurrenten auszuschalten. Damit entfällt bedauerlicherweise auch die Erörterung eines so wichtigen Fragenkreises wie des dem heutigen Menschen sehr unmittelbar zugewandten genossenschaftlichen Sozialismus, der mit dem Gedanken eines innerbetrieblich gesicherten Ausgleichs sozialer Gegensätze durchaus wirklichkeitsnahe Vorstellungen verbindet.

Das heute schon weit mehr gesamt menschliche als „proletarische“ Anliegen dieser Art Sozialismus dürfte sehr bald dazu führen, einen entscheidenden Einwand gegen Burnham zu erheben, der uns typisch für die europäische Situation zu sein scheint: es kann nämlich gar nicht übersehen werden, daß der Mensch als solcher in Burnhams Lehre durchweg zu kurz kommt. Zwar wehrt er sich ausdrücklich gegen den erwarteten Vorwurf, eine deterministische Geschichtsauffassung zu vertreten. Gleichwohl kommt er in seiner Auffassung vom Menschen, der sich im Ablauf der Geschichte „Dutzenden von Gesellschaftstypen“ angepaßt habe, über eine rein psychologische Deutung nicht hinaus. Und eben weil für ihn der gesellschaftliche Prozeß logisch vor dem Menschen rangiert, können dessen „Wünsche, Gefühle und Hoffnungen“, deren historische Relevanz an sich nicht bestritten wird, am Ende doch immer nur dazu dienen, daß die gesellschaftliche Entwicklung zu ihrem Ziele kommt.

Der Begriff des sozialen Prozesses, der gesellschaftlichen Entwicklung oder wie immer er sonst genannt wird, jedenfalls alles, was für die Richtigkeit der Theorie konstitutiv ist, ist hier dem Begriff der Geschichte immanent, man könnte beinahe sagen: identisch. Damit aber ist der empirische soziale Prozeß als Gegenstand anwendbarer Forschung in seinem Erkenntniswert wichtiger als der Mensch, der sich (etwas zugespitzt) mit der Rolle eines homo socialis bescheiden muß und sich immer und überall diesem Prozeß „anpaßt“, mag es sich nacheinander um die „Klassenwirtschaft“ der Feudalherren, der Kapitalisten oder der Manager handeln.

Wir übersehen keineswegs Sinn und Bedeutung der Zugehörigkeit des Menschen zum sozialen Verbands und erkennen gerade unter diesem Aspekt die Aufschlüsse, die wir Burnhams Werk als einer der grundlegenden sozialwissenschaftlichen Deutungen unserer Situation verdanken. Aber ebenso wie Léon Blum mit Recht darauf hinweist, daß die Umwälzung der Eigentums- und Produktionsverhältnisse nicht Selbstzweck, sondern notwendiges Mittel zur Befreiung der menschlichen Persönlichkeit sei, darf auch der Begriff der menschlichen Persönlichkeit in keiner, wenn auch noch so schlüssigen sozialen Entwicklungstheorie untergehen.

Es wäre zu wünschen, daß auch in Deutschland die Auseinandersetzung mit den Erkenntnissen dieses Buches dem vor allem herausgeforderten Sozialismus nur noch mehr zum Anlaß werde, sich auf seine älteste Wahrheit zu besinnen: die Emanzipation des Menschen.

Carl Jantke

Ein Konversationslexikon in unserer Zeit

War es schon in normalen Zeiten eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, ein zuverlässiges Konversationslexikon herzustellen, das der ihm gestellten Aufgabe genüge, nicht nur den Wissensstand der Gegenwart von berufenen Mitarbeitern sachkundig zu schildern, sondern die Gültigkeit der Aussage auch auf lange Jahre hinaus festzuhalten, so ist die Aufgabe unter totalitärem Regime nahezu zur Unlösbarkeit erschwert und in Zeiten des Übergangs auch nicht leicht zu lösen. Mit Schaudern denkt man noch heute an das „braune“ Meyers Konversationslexikon, das kennzeichnenderweise unter dem Stichwort „Liebe“ nichts zu melden wußte.

Zweifellos eines der besten Nachschlagewerke war der „Große Herder“, der einer sicheren objektiven Unterrichtung eine kritische Stellungnahme von einem klaren katholischen Standpunkt hinzufügte.

Von dem Lexikon „Der Neue Herder“ von A bis Z ist jetzt die zweite Lieferung unter den Stichworten „Farbenwahl“ bis „Kleidung“ erschienen. Bekanntlich sollen vier Lieferungen zu einem Band zusammengefaßt werden, der unter den unumgänglichen Einschränkungen wiederum ein zuverlässiger Führer werden will.

Bei der durch die Tradition dem Verlag auferlegten Verpflichtung müssen wir an ein solches Lexikon einen besonders hohen Maßstab anlegen, und es ist nicht zu vermeiden, bei grundsätzlicher Anerkennung Schwächen und Fehler aufzuzeigen.

Unter Würdigung der Schwierigkeiten müssen wir dringend raten, bei heiklen und umstrittenen Stichwörtern nicht ein Ausweichen zu versuchen. Ein solches Ausweichen scheint uns vorzuliegen unter dem Stichwort „Folter“. Es heißt um die Dinge herumreden, wenn man nichts Weiteres zu sagen weiß, als „daß auch die Entmenschung jüngster Zeit zu schlimmsten körperlichen und seelischen Foltermitteln gegriffen“ habe. Es müßte heißen, daß die Folter eine ständige staatliche Einrichtung in den totalitären Staaten geworden ist. Es geht auch nicht an, die Frage der vorläufig in polnische Obhut gegebenen Gebiete und Städte ungleichartig zu behandeln. So heißt es bei Allenstein nur „1945 polnisch“. Bei Breslau heißt es: „durch das Potsdamer Abkommen 1945 in polnische Verwaltung übergegangen“ und wiederum bei Insterburg „seit 1945 von Rußland einverleibt“. Das ist eine unterschiedliche Behandlung, die sich mit der Einheitlichkeit eines Konversationslexikons nicht verträgt, und man muß auch hier die Dinge mit dem Namen nennen, den sie verdienen. Auch der Passus über den Antisemitismus ist unbefriedigend, ebenso wie man der Rolle Goerdelers nicht mit den sechs Zeilen, die ihm zugebilligt sind, gerecht wird und die Charakterisierung „aktivster Teilnehmer an der Verschwörung zum Sturz Hitlers“ wahrlich nicht erschöpfend ist.

In der Erwähnung von Andreas Hermes fehlt jedes Wort über seine Beteiligung an der Widerstandsbewegung. Vielleicht läßt sich in der letzten Lieferung unter dem Stichwort

„Widerstand“ noch manches nachholen. Auch Ungenauigkeiten müßten vermieden werden. So ist der bekannte Kunsthistoriker Friedlaender nicht mit den üblichen Vornamen Max J. Friedlaender, sondern nur als Max Friedlaender angeführt, während der verstorbene Musikhistoriker der Berliner Universität Max Friedlaender keine Erwähnung gefunden hat.

Das sind Ausstellungen, die wir machen müssen, gerade weil wir die Neuausgabe des „Herder“ begrüßen und die geleistete Arbeit im allgemeinen durchaus anerkennen können.

Bücher von Gerhart Pohl

Gerhart Pohl folgt in seinen Erzählungen, die er in dem Band „Zwischen gestern und morgen“ (Chronos-Verlag, Berlin) gesammelt hat, der guten deutschen oder vielmehr europäischen Tradition, die auch von der kurzen Erzählung verlangt, daß sie den Inhalt eines Lebens oder wenigstens eines Lebensabschnitts umfaßt. Die einzelnen Stücke, unter denen die Freunde Pohls manches Bekannte finden, sind in zwei Jahrzehnten entstanden. Aber sie alle gerade in diesem Zusammenhang wieder zu lesen, ist ungewöhnlich reizvoll. Denn Pohl wahrt einen in der sprunghaften Entwicklung der beiden letzten Jahrzehnte erstaunlich einheitlichen Erzählerton, ganz gleich, ob er von seiner schlesischen

Heimat oder von der bunteren Welt des Mittelmeers berichtet. Zeitlich begrenzt wird das Geschehen durch das Ende des ersten und das des zweiten Weltkriegs. Seine Erzählungen haben Boden unter sich, und sie tragen die Atmosphäre der Zeit in sich: das gibt ihnen die Einheit. Ein Buch voll von menschlichen Schicksalen — das Buch eines echten Erzählers.

Die Welt des Orients, der Südsee und des Mittelmeers beschwört Gerhart Pohl in seiner Erzählung „Die Blockflöte“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) als Hintergrund für die Lebensbeichte eines jungen ostpreußischen Malers aus der Schule der Cézanne, van Gogh und Gauguin. Schwankend zwischen der Realität des Lebens, verkörpert in der prächtig lebensvollen Gestalt des Schiffsoffiziers Rugard, des „seefahrenden Künstlers“, und zwischen der Verführung zum Nihilismus der „reinen Form“, wie sie der Millionär Saavedra verwirklichen will, verstrickt sich der Jüngling in die Widersprüche und Abseitigkeiten einer untergehenden Welt und löst sich wieder aus der Verstrickung. Das Schwergewicht aber liegt auf der inneren Entwicklung des Helden, die mit magischer Kraft deutlich gemacht wird. So wird die Erzählung zu einem Stück Entwicklungsgeschichte einer Generation, dichterrisch verklärt und darum zu allgemeiner Gültigkeit erhoben.

Klaus Hermann

Den Aufsatz von Professor Michael Foster „Wissenschaft und Religion“ veröffentlicht wir mit freundlicher Erlaubnis des Christian News-Letter in London.

Der *Monat*

EINE INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT

Chefredakteur: Melvin J. Lasky
bringt in den kommenden Heften Beiträge von

Bertrand Russell, Karl Jaspers, Alfred Weber, Ignazio Silone, Arthur Koestler, Thomas Mann, Jean-Paul Sartre, Carlo Levi, Friedrich Meinecke, Ar'uro Barca, Albert Camus, Christopher Isherwood

Originalberichte aus Großbritannien, Italien, Jugoslawien, Palästina, Sowjetrußland und den Vereinigten Staaten

In Heft 5 und 6 erscheint

DER HOFSTAAT DER TIERE

(»Animal Farm«)

Eine satirische Fabel von GEORGE ORWELL

Umfang ca. 120 Seiten mit Illustrationen, Preis DM 1.—, Im Buch- u. Zeitschriftenhandel erhältlich



**Der rückenfreie
„Kurz“-Rucksack beglückt!**
Herrengröße DM 22.—, Damengröße
DM 20.—, Kurz-Rucksack-Zweimann-
zelt DM 100.— Nachnahme.
KURZ-GmbH. (14a) Bietigheim 30

Die bedeutendsten NEUERSCHEINUNGEN des Frühjahrs

James Burnham

DAS REGIME DER MANAGER

Die deutsche Ausgabe des weltbe-
kannten, in alle Kultursprachen über-
setzten Buches

DM 9.50

Karl-Heinz Abshagen

IM LANDE ARIMASEN

Ein Erlebnisbericht des bekannten
Journalisten über Ostasien 1941—1946

DM 12.50

Vitalis Pantenburg

ZUM DACH EUROPAS

Eine Langfahrt durch die Eismeerlande
Mit Farbaufnahmen

DM 12.50

Gerhard Venzmer

DIE

WIRKSTOFFE DES LEBENDIGEN

Von Hormonen, Vitaminen und an-
deren Lebensreglern

DM 9.50

Pierre Lecomte du Noüy

DIE BESTIMMUNG DES MENSCHEN

Ein epochales Werk über die biolo-
gische und geistige Entwicklungsge-
schichte der Menschheit als Grundlage
einer neuen Lebensschau

DM 8.50

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart

Italiens Rückkehr in die Gemeinschaft des Abendlandes

Niederlagen an allen Fronten, der Zusammenbruch einer zwanzigjährigen Diktatur, Zerreißung des Landes in zwei feindliche Lager, Wechsel der Kriegsbündnisse — nur allmählich findet Italien aus solchen Eindrücken sein inneres Gleichgewicht wieder. Längst sind die hoffnungsfrohen Stimmungen verflogen, von denen befangen man 1943 glaubte, es genüge, Mussolini davongejagt, den Deutschen das Bündnis aufgesagt und den Krieg erklärt zu haben, um zu gleichen Rechten von den Siegern aufgenommen zu werden. Längst ist der Jubel verklungen, der mit Glockengedröhn und Feuerwerksgarben zum Himmel stieg, als im Frühjahr 1945 die Städte der Emilia und Venetiens, der Lombardei, Liguriens und des Piemonte von den Faschisten und vom „invasore tedesco“ befreit und Italien von den Alpen bis zur Adria wieder vereinigt wurde. Es kam die große Ernüchterung, und praktische Probleme drängten nach vorne: das Verkehrswesen zerschlagen, die Industrie ohne Rohstoffe, die Währung in rapidem Verfall, soziale Unruhen, bewaffnete Banden im Süden, wohlorganisierte Partisanenbrigaden im Norden — in all dem Elend und Wirrsal mußte dem Staate eine neue Verfassung gegeben und Friede mit den Mächten geschlossen werden, die man seit 1943 so gerne Verbündete genannt hatte.

Das und sehr viel mehr ist geschehen. Man hat den Rahmen gezimmert, in dem die Nation fortan leben wird. Zu Beginn des vorigen Jahres ist die neue Verfassung in Kraft getreten, nachdem schon vorher durch Volksentscheid festgestellt worden war, daß eine allerdings nicht sehr große Mehrheit der republikanischen Staatsform den Vorzug vor der überlieferten monarchischen gab. Der Frieden wurde geschlossen. Beides, das Inkrafttreten der republikanischen Verfassung und der Abschluß des Friedensvertrages, rief viel Lärm und Aufregung hervor, und im Ausland meinte man, so bald würden die

Gemüter sich nicht beruhigen, die Monarchisten würden sich mit dem derzeitigen Zustand nicht zufrieden geben, und der Friedensvertrag, der auf der ganzen Halbinsel als „zu hart“ empfunden wurde, würde zum Ausgangspunkt einer ständigen, bohrenden und drängenden Unzufriedenheit werden. Aber entgegen allen Voraussagen bewiesen die Italiener ihre hohe Kunst, mit gegebenen Tatsachen fertig zu werden, sie in den Ablauf des täglichen Lebens zu übernehmen, sich zu arrangieren. Die Verfassung hat sich rasch eingelebt, sie wird kaum noch diskutiert; der Revisionismus ist zwar zum integrierenden Bestandteil der italienischen Außenpolitik geworden, aber er steht keineswegs im Vordergrund, sondern verbindet sich mit anderen Motiven und nimmt den Aktionen des Palazzo Chigi nichts von ihrer umsichtigen Behutsamkeit.

Im großen gesehen bietet die italienische Entwicklung seit 1945 erfreuliche Aspekte. Dennoch liegt ein gewisses Mißbehagen über dem Lande, werden die politischen Parteien von unüberwindlichen Gegensätzen getrennt, erschüttern Streiks und Unruhen das soziale Gefüge. Gewiß, es hat sich sehr bald nach dem Waffenstillstand das „Wirtschaftswunder“ vollzogen, dessen Regisseure der liberale Wirtschaftsminister Corbino und der nicht minder liberale Gouverneur und jetzige Präsident der Republik Luigi Einaudi waren. Die Einschränkungen der Kriegswirtschaft wurden beseitigt, und frei von planwirtschaftlichen Bedenken sozialer Herkunft waltete das Gesetz von Angebot und Nachfrage, Ware erschien auf dem Markt, Produktion und Export liefen an, und in glücklichster Weise arbeiteten die Außenpolitik de Gasperis, der in enger Anlehnung an die USA die zu alledem nötige Unterstützung erhielt, und die Wirtschaftspolitik Corbinos und Einaudis zusammen. Aber jener Aufschwung, der die geschlagenen Völker Europas neidvoll nach dem Wunder im Süden blicken ließ und zahllose Zeitungsartikel unter dem Motto „Es gibt alles“ inspirierte, konnte doch über gewisse Tatsachen nicht hinwegtäuschen: die Zahlungsbilanz konnte nicht von ferne ausgeglichen werden, ein Drittel der Einfuhr geht zu Lasten des ERP; die Zahl der Arbeitslosen schwankt von Saison zu Saison zwischen einer und zwei Millionen; Preise und Arbeitseinkommen stehen nach wie vor in einem schreienden Mißverhältnis. Die sozialen Gegensätze, die in diesem Lande schon immer groß waren, haben sich gefährlich zugespitzt und erklären die Schärfe der innenpolitischen Spannungen. Das bekannte Bild, in der Literatur so beliebt wie in der darstellenden Kunst, das ein ausgemergeltes Weib mit halbverhungerten Kindern bet-

telnd vor einem Luxusrestaurant zeigt — es entspricht fast in keinem Lande so sehr den wirklichen Zuständen wie in Italien. Man muß das bedenken, um zu verstehen, warum die von Natur und Geschichte in gleicher Weise vorgezeichnete Eingliederung Italiens in die Gemeinschaft des Abendlandes so viele innere Hemmnisse zu überwinden hat.

Man hat lange geglaubt, oder doch wenigstens so getan, als ob das Land eine neutrale Stellung zwischen Ost und West bewahren könne, und solange die Kommunisten und die Linksozialisten Nennis an den Regierungen beteiligt waren, erlaubte die Zusammensetzung der Kabinette keinen anderen Kurs. Das änderte sich, als de Gasperi sie ausbootete. Es ist sicher, daß der Anschluß an den Westen dem Empfinden de Gasperis und seiner *democrazia cristiana*, wohl überhaupt den Neigungen der Mehrzahl aller Italiener, entspricht. Aber ganz abgesehen von allen Gefühlen und Berechnungen ergab er sich aus der Gewalt der Tatsachen. Die Sowjetunion kann den Wiederaufbau nicht fördern. Tatkräftige Hilfe und Unterstützung war allein von den USA zu erwarten, und sie wurde in so hohem Maße gewährt — und zwar keineswegs nur aus den Mitteln des Marshall-Planes —, daß Italien mit Recht „der Benjamin der Europahilfe“ genannt wurde. Als de Gasperi zu Beginn des Jahres 1947 auf seiner Amerikareise die Schleusen der überseeischen Hilfsbereitschaft öffnete, konnte trotz der wütenden Proteste seiner damaligen Ministerkollegen auf der Linken kein Zweifel mehr daran bestehen, wohin Italien steuerte. Als Außenminister hat Pietro Nenni auf dem Umwege über eine Annäherung an Jugoslawien eine Kursänderung in östlicher Richtung vorzunehmen versucht. Seine Bemühungen waren vergeblich. Kommunisten und Linksozialisten wurden aus der Regierung ausgeschaltet, und als sie in die Opposition gingen und den Kampf gegen die bürgerliche Regierung mit einer Schärfe aufnahmen, die einen Bürgerkrieg als möglich erscheinen ließ, da zogen die Amerikaner die Konsequenzen unter der Parole: Italien darf nicht an den Kommunismus verloren werden!

Im Herbst 1947 sah es nicht gut aus. Niemand zweifelte, daß die Linksparteien die Gewalt an sich reißen könnten, wenn sie wollten. Es war die Zeit, in der die Industriellen sich still und leise bei der kommunistischen Partei einschreiben ließen und alle bürgerlichen Menschen fürchteten, die Massenmorde vom April und Mai 1945 würden sich wiederholen. Den roten Brigaden der Garibaldi-Partisanen hatte die Regierung nichts entgegenzustellen. Tatsächlich

waren zum mindesten Ober- und Mittelitalien den Kommunisten ausgeliefert. Warum Togliatti diese einzigartige Lage nicht ausgenützt hat, ist bis heute nicht geklärt worden. Seine Parteigenossen, der Generalsekretär des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes, Giuseppe di Vittorio, und „Marshall“ Longo, auch Pietro Nenni, rieten zum Losschlagen. Togliatti jedoch verdiente sich damals den Beinamen „Zauderer“. Vielleicht hat er eine so bald nicht wiederkehrende Situation versäumt; vielleicht hat er die Lage doch klarer durchschaut als seine hitzigen Genossen und das verräterische Bürgertum. Denn die Gegenseite blieb nicht untätig. Zwar schifften sich Ende 1947, entsprechend den Bestimmungen des Friedensvertrages, die letzten amerikanischen Besatzungstruppen ein. Aber Präsident Truman begleitete diesen Abzug mit einer Erklärung, die an prinzipieller Bedeutung der „Truman-Doktrin“ nicht nachstand, mit der er im Frühjahr die Hilfeleistung für Griechenland grundsätzlich motiviert hatte. Er verkündete nämlich, die USA-Streitkräfte würden zurückkehren, falls die innere oder äußere Unabhängigkeit Italiens bedroht werden sollte. Die amerikanischen Kriegsschiffe, die in allen italienischen Häfen lagen, gaben der Erklärung Nachdruck. 1947 war das Jahr, in dem sich die Fronten zwischen Ost und West deutlich abzuzeichnen begannen und der Marshall-Plan verkündet wurde. Italien wurde von dem Prozeß, der die Welt in zwei entgegengesetzte Lager teilte, nicht ausgespart. Indem Truman das Interventionsprinzip auf die Apenninhalbinsel anwendete, bezog er sie in die Sphäre der Demokratien ein — sicher nicht gegen den Willen der italienischen Regierung.

Im Winter 1947/48 strömte, von einer wirksamen Propagandaaktion begleitet, die amerikanische Wirtschaftshilfe so mächtig ins Land, daß ihrer sinnfälligen Beweisführung nichts entgegenzusetzen war. Auch Togliatti und Nenni wußten nichts zu erwidern, wenn de Gasperi erklärte, nur den USA sei es zu danken, wenn die Schornsteine der Fabriken noch rauchten. Man hätte ja nichts dagegen, sich von Amerika helfen zu lassen, meinte Nenni zahm, wenn sich Italien nur nicht als Gegenleistung an den kapitalistischen Imperialismus verkaufe. Was aber tat die Sowjetdiplomatie? Sie verweigerte Togliatti jede Rückendeckung. Starr und unnachgiebig unterstützte sie Titos Anspruch auf Triest, das gerade jetzt, kurz vor den Wahlen, die Westmächte Italien zusprachen, und sie vollzog im letzten Augenblick auch noch in der Kolonialfrage, in der sie bis dahin den italienischen Revisionismus unterstützt hatte, eine jähe Schwenkung und trat mit eigenen Ansprüchen an Mussolinis Impero hervor.

So gingen die Aprilwahlen von 1948 aus, wie sie ausgehen mußten: mit dem eklatanten Siege de Gasperis. Von den New Yorker Banken bis zum Heiligen Stuhl war alles mobilisiert worden, um die rote Flut aufzuhalten. Nicht, daß die Kommunisten Stimmen verloren; sie hielten sich. Aber ihre Kampfgenossen, die Mehrheitssozialisten Nennis, erlitten eine schwere Niederlage. Unter der Führung von Giuseppe Saragat hatten sich als „Sozialistische Partei der italienischen Arbeiter“ die Sozialdemokraten abgespalten, denen es noch ernst war mit der Verbindung von Sozialismus und Demokratie. Sie blieben zwar gegenüber den Anhängern Nennis in der Minderheit und konnten den Sozialismus nicht von den Kommunisten losreißen und unter ihrer eigenen Fahne neu vereinigen. Aber sie schwächten den Volksblock so sehr, daß er in der neuen Volksvertretung in eine hoffnungslose Minderheit geriet. Und da die Furcht vor dem Bolschewismus auf der bürgerlichen Seite die früheren Wähler der zahllosen Splitterparteien unter den breiten Schild der christlichen Demokraten trieb, zog die Partei des Ministerpräsidenten in imponierender und erdrückender Stärke in das erste Parlament ein, das nach der neuen Verfassung in der jungen Republik zusammentrat. Die westliche Welt feierte den Ausgang der italienischen Aprilwahlen als Sieg von grundsätzlicher Bedeutung. Auf der Gegenseite räumte man ein, eine Schlacht, gab aber nicht zu, den Krieg verloren zu haben.

Die *democrazia cristiana* hat in beiden Häusern der Volksvertretung die absolute Mehrheit. Der Ministerpräsident kann also, solange er seine Partei hinter sich hat, mit uneingeschränkter Machtvollkommenheit regieren. Die Opposition, Kommunisten und Linkssozialisten, werden dadurch beinahe gezwungen, außerparlamentarisch, das heißt an der gefährlichen Grenze der Verfassungswidrigkeit zu operieren. Unruhen und Streiks sind also ihre Kampfmittel. Aber die Straßendemonstrationen haben viel von ihrer Wirkung verloren, seit der Innenminister Mario Scelba, Italiens starker Mann, die Polizeistreitkräfte fest in die Hand bekommen und mit amerikanischer Hilfe vorzüglich ausgerüstet hat. Auch den großen politischen Streik können die Kommunisten dem von ihnen dirigierten Allgemeinen Gewerkschaftsverband nicht mehr ohne weiteres befehlen, da die christlichen, die republikanischen und die rechtssozialistischen Gewerkschaften sich nicht mehr den Willen di Vittorios aufzwingen lassen und drohen, die Organisation zu sprengen. So konnten die Kommunisten kürzlich den gegen den Beitritt Italiens zum Atlantikpakt geplanten Generalstreik nicht durchsetzen. Es ist bekannt, mit welchen Mitteln sie nun die

Produktion, das heißt die Wirksamkeit des ERP und den Wiederaufbau zu lähmen versuchen. Es sind kleine Aushilfsmittel, die ohne großen politischen Aufwand von Stadt zu Stadt, von Belegschaft zu Belegschaft angewendet werden, und die recht wirksam sind. Da gibt es die „Tropfenstreiks“, bei denen in jedem Turnus die Arbeit für kurze Zeit unterbrochen wird, oder die „Schachbrettstreiks“, bei denen immer nur ein Teil der Belegschaft die Arbeit ruhen läßt. Das Neueste auf diesem Gebiete ist die „noncollaborazione“, bei der die Arbeiter nur die unmittelbar zu ihrer Arbeit notwendigen Handgriffe tun, aber kein Gerät aufheben, das zu Boden fällt, und nicht die geringste Reparatur irgendeines Schadens ausführen. Unterdessen werden heute in dieser Stadt die Straßenbahnen, morgen in jener die Gas- und Elektrizitätswerke bestreikt, wovon wiederum viele industrielle Betriebe betroffen werden. Die Regierung versucht, diesem Unwesen zunächst noch ohne neue Gesetze und Strafbestimmungen beizukommen. Inzwischen aber gehen die Arbeitgeber zur Selbsthilfe über. So wurden unlängst die Alfieri-Maserati-Werke in Modena geschlossen und die Arbeiter entlassen, da die Direktion meinte, „infolge mangelnder Zusammenarbeit und täglicher Streiks könne der Betrieb nicht weitergeführt werden“. Alle diese Dinge ändern nichts an den großen Richtlinien der politischen Entwicklung, aber sie sind beunruhigende Symptome einer zutiefst ungesunden Lage.

Man kann nicht sagen, daß die Regierung die außenpolitischen Konsequenzen aus dem innenpolitischen Siege vom April des vergangenen Jahres übereilt gezogen hätte. Wäre es nach dem temperamentvollen Außenminister Sforza gegangen, so würde sich der Anschluß Italiens an die westliche Staatenwelt schneller vollzogen haben. Er erklärte bei jeder Gelegenheit, daß Italien, die Mutter der lateinischen Zivilisation und der Sitz des Papsttums, seiner Verdienste und seiner Zugehörigkeit zum Abendlande bewußt, der westlich-demokratischen Staatenwelt zugehöre. Er betrieb mit aller Energie die Vorbereitungen zur französisch-italienischen Zollunion, wobei ihm Bidault lauter, Schuman zurückhaltender durch Unterstützung der italienischen Revisionswünsche sekundierten. Abwechselnd bekundete er stärker den Wunsch, dem Brüsseler Fünfmächtepakt oder dem geplanten Atlantikpakt beizutreten, denn die Isolierung Italiens sei nicht „splendida“ sondern „misera“ und höchst gefährlich in einer Zeit, in der die gegnerischen Kräfte sich in getrennten Lagern zusammenschlössen und wappneten.

Aber wenn auch Italiens Neutralität längst eine Fiktion war, es

bestanden doch — vom Volksblock abgesehen — in breiten Schichten starke Bedenken gegen allzu deutliche und feste Bindungen an eine der beiden Parteien. Kommt es zum Kriege, so argumentierte man lateinisch-nüchtern, so können wir uns mit unserer durch den Friedensvertrag reduzierten Wehrmacht selbst mit amerikanischer Hilfe doch nicht vor der Besetzung aus dem Osten bewahren. Wahrscheinlich werden die Amerikaner in einem späteren Stadium siegen; aber warum sollen wir die unangenehme Zwischenzeit dadurch verschlimmern, daß wir zunächst unnötig auf amerikanischer Seite kämpfen? In dieser Beweisführung äußerte sich die tiefsitzende Furcht der Nation vor einem neuen Kriege. Sie wurde von politisch wichtigen Stellen geteilt. Der Vatikan scheint lange Zeit Einspruch gegen jede internationale Festlegung eingelegt zu haben. Die Republikaner und die Saragat-Sozialisten, beide in der Regierung vertreten, sträubten sich gegen Sforzas prononcierten Westkurs. Und selbst in de Gasperis Partei wurde heftiger Widerspruch gegen die eindeutige Parteinahme zuungunsten Rußlands laut. Zu seinem Fürsprecher machte sich der Kammerpräsident Gronchi, der Führer des linken Flügels der christlichen Demokraten. Diesen Strömungen trug der vorsichtige Ministerpräsident Rechnung, und als Staatssekretär Marshall im vergangenen Herbst auf dem Fluge nach Athen in Rom Station machte, soll er von dem Mangel an Bereitschaft zu aktiver Kooperation mit dem Westen enttäuscht gewesen sein, den er sowohl im Vatikan wie bei de Gasperi feststellen zu müssen glaubte.

Es liegt auf der Hand, daß sich die Beziehungen Italiens zu den Westmächten grundlegend wandeln, wenn es ihrem Verteidigungssystem beitrifft. Eben deshalb hatte Rom keine Veranlassung, den entscheidenden Schritt übereilt zu tun, und die Mächte keinen Grund, Italien mit offenen Armen aufzunehmen, die dessen gegenwärtigen internationalen Status nicht zu verändern wünschen. Ob Italien ein nützliches Mitglied des Atlantikpaktes sein wird, ist in erster Linie eine militärische Frage. Es ist bekannt, daß in den Beratungen der westeuropäischen Staaten Feldmarschall Montgomery auf die Schwäche des Landes hingewiesen hat, und daß man britischerseits überhaupt wenig Lust bezeugte, Italien zum Atlantikpakt zuzulassen, da es eben keine atlantische Macht sei. Dieses Anhängsel würde die Wirksamkeit des Paktsystems nur beeinträchtigen, argumentierte man in London. Es besteht ein logischer Zusammenhang zwischen der Ablehnung der italienischen Revisionswünsche durch die Labourregierung und ihrer Abneigung gegen die auch formale Einbeziehung

Italiens in das westliche Staatensystem, die der Anerkennung der moralischen und faktischen Gleichberechtigung des ehemaligen Gegners gleichkommt. Der gleiche Zusammenhang besteht auf der anderen Seite zwischen der Begünstigung des italienischen Revisionismus und der Förderung des römischen Westkurses durch die USA und Frankreich. Ihn den zögernden Parteien klargemacht zu haben, ist die Leistung, die de Gasperi im vergangenen Winter vollbracht hat. Als er kürzlich mit dem Wunsche nach Vollmachten, über den Beitritt zum Atlantikpakt zu verhandeln, vor Kammer und Senat trat, konnte er seiner Sache von Anfang an sicher sein, denn die Opposition des Volksblocks war im Parlament machtlos und konnte außerparlamentarische Gewaltanwendung nicht mehr riskieren. Italien wird dem Atlantikpakt beitreten, und seine Bedeutung für jedes westeuropäische Verteidigungssystem wird noch deutlicher werden, wenn sich die Projekte für die Bildung einer Defensivallianz im Mittelmeergebiet konkretisieren werden.

Als unlängst in Paris die Westpaktstaaten die militärische Bedeutung Italiens diskutierten, hielten die amerikanischen Beobachter und die französischen Vertreter den Briten entgegen: wenn die Westmächte die Rheinlinie halten wollen, können sie die Südflanke Frankreichs nicht offen lassen, dürfen sie dem möglichen Angreifer aus dem Osten die Po-Ebene ebensowenig überlassen wie die großen italienischen Flugplätze. Die strategische Bedeutung Italiens steigt angesichts des russischen Strebens, über Albanien den Zugang zu Adria und Mittelmeer zu gewinnen, den Tito der Sowjetunion zu verweigern scheint. Solchen Überlegungen konnten sich auch die widerstrebenden Engländer nicht verschließen. Hier wird deutlich, wie eng die Frage nach der künftigen Stellung Italiens zum westlichen Staatensystem mit den Problemen zusammenhängt, die sich aus dem italienischen Revisionismus ergeben. In der außenpolitischen Oberhausdebatte vom Januar sagte Lord Vansittart: „Von Anfang an war es klar, daß der Friedensvertrag die Abrüstung Italiens zu weit getrieben hat. Wie dem auch sei — die Satellitenstaaten, mit denen wir zur gleichen Zeit Verträge geschlossen haben, haben alle diese Verträge gebrochen und rüsten über das vereinbarte Maß hinaus auf. Ich weiß, daß die Regierung jetzt nichts tun kann, um dem Einhalt zu gebieten, aber ich bin der Ansicht, daß der gesunde Menschenverstand verlangt, Italien entsprechend ein wenig Bewegungsfreiheit zu geben.“ Italien soll sich dem Westen nützlich machen können. Wie das zu erreichen ist, hat der italienische Generalstabschef Efisio Marras, der-

einst Militärattaché in Berlin, den Amerikanern auseinandergesetzt, als er im Winter in Washington einen Besuch machte, der offenbar nicht ergebnislos war, denn heute hören wir, daß eine italienische Kommission auf den amerikanischen Flugplätzen in Deutschland hundert Flugzeuge abnimmt. Der Wunsch, den unlängst Verteidigungsminister Pacciardi äußerte, „der Nation zwölf modern ausgerüstete Divisionen zu verschaffen“, bevor er sein Amt verlasse, erscheint weder als unbescheiden noch als unerfüllbar.

Das eine große Anliegen des römischen Revisionismus, die Einschränkung der Wehrhoheit zu mildern, wird begünstigt, wenn nach den Worten Pacciardis „Italien jetzt Sitz und Stimme unter den Siegermächten hat“. Das zweite Problem, nämlich die Kolonialfrage, wird auf den Weg des Kompromisses verwiesen. Je mehr es sich die Briten zur Aufgabe machen, das Mittelmeer gegen einen Durchbruch der Russen durch die Dardanellen und einen Ausbruch aus der Adria zu sichern — und ihre jüngsten Flottenübungen zeigen, wie sehr das der Fall ist —, desto größeren Wert müssen sie darauf legen, über die ehemaligen nordafrikanischen Besitzungen Roms disponieren zu können. Diesem im Interesse der westeuropäischen Verteidigung begründeten Wunsche Londons haben sich auch die dem italienischen Verlangen nach Rückgabe der Kolonien anfänglich geneigten Amerikaner und Franzosen nicht verschließen können. Das bedeutet, daß sich die Italiener selbst da, wo sie eventuell wieder zugelassen werden, etwa in Tripolitanien, Einschränkungen durch Konzessionen militärischer Art werden gefallen lassen müssen.

Die Rückkehr Italiens in die Gemeinschaft des Abendlandes, aus der Mussolini, „l'Antieuropéo“, es ausgeschlossen hatte, ist lang und mühevoll. Aber wie sollte sie einem Volk verschlossen bleiben, ohne dessen Substanz und Leistung Europa nicht wäre, was es ist — „den zähen und rechnerischen, kalten, überlegenen und klaren Kindern einer seit undenklicher Zeit festgewordenen Rasse, so fein von Kopf, wie deutlich, ja grob von Seele, im ausgeträumten Innern schwunglos und streng bei der Sache, so schönen Schein des Schwunges eine elastische Sprache ihnen leihen mag — diesem greisen und ungläubigen Volke von Bauern und Gerichtsleuten, Bürgern im historischen Sinne des Wortes“?

Besichtigung des Atlantikpaktes

Der britische Außenminister Ernest Bevin verglich kürzlich den Nordatlantikpakt mit einem Dach. Dieser Vergleich ist treffend und plastisch. Uns erscheint es jetzt gar nicht mehr so grotesk, daß man den Wiederaufbau eines Hauses mit dem Dach beginnt, wenn auch der Wind in den oberen Stockwerken und im Hinterhaus noch durch pappevernagelte Fensterhöhlen pfeift, und die Dachdecker kaum das Treppenhaus zu benutzen wagen.

Wie einzelne Familien in einem großen zerbombten Hause haben die Nationen zunächst versucht, ihren eigenen Wohnraum wiederherzustellen. Im Erdgeschoß und in der Beletage des Haupthauses, wo selbst der Fahrstuhl noch funktioniert und der Frigidaire intakt geblieben ist, sind kaum noch Spuren des Unglücks zu finden, während bei den Einwohnern im Hinterhaus und je mehr es nach oben geht der Zugang zu den ausgeblasenen Behausungen durch Trümmer und über halsbrecherische Stiegen führt. Der Zustand ist für alle ungemütlich. Auch die Einwohner der herrschaftlichen Wohnungen fürchten, daß es nach einiger Zeit bei ihnen durchregnen wird. Daß die „Securitas, gemeinnütziges Aufbauunternehmen“ den Dachstuhl wiederherstellt, wird von allen Bewohnern dankbar empfunden.

Auch Deutschland geht dieser atlantische Dachstuhlbau an, wenn auch nur ein Teil unserer Trümmerwohnung überdacht werden soll. Wir hören, daß sich dies aus dem Bauplan nebenher ergibt. Aber ein einflußreicher Nachbar möchte die Baufluchtlinie verschieben, und andere Mieter möchten „zweckentfremden“. Mit einigem Grauen denken wir an Scherereien mit dem Wohnungsamt.

Obwohl dies alles ohne unser Zutun geschieht, müssen wir uns doch Gedanken machen — wie steht es um den Bau, um die Bauherren, die Mieter, Nachbarn, Ämter? Nach dem Richtfest, an dem wir nicht beteiligt sind, sollte uns daher eine Baubesichtigung und ein Blick in die Bauakten, soweit möglich, nicht verargt werden.

Die allgemeine Sicherheitsorganisation der „UNO“ flößt schon längere Zeit nicht mehr das Vertrauen ein, sie könne den Frieden wirksam aufrechterhalten. Der „Realismus“ von San Francisco hat sich also noch weniger bewährt als der „Idealismus“ von Genf.

In den Präambeln oder in den Artikeln der 23 zweiseitigen Beistandspakte der Ostblockstaaten und im Text der zwei- und mehrseitigen regionalen und kontinentalen Bündnisse, die in stattlicher Zahl zwischen den übrigen Staaten unterzeichnet wurden, fehlt zwar nirgends die Versicherung, sie seien in dem Wunsche geschlossen „den allgemeinen Frieden und die allgemeine Sicherheit gemäß den Zielen und Prinzipien der Vereinigten Nationen zu festigen“, oder die Formel, daß „nichts in diesem Vertrage so ausgelegt werden soll oder darf, als würden dadurch in irgendeiner Weise die Rechte und Pflichten der Vertragsteile nach der Satzung der Vereinigten Nationen oder die Hauptverantwortung des Sicherheitsrates für die Aufrechterhaltung des internationalen Friedens und der internationalen Sicherheit berührt“. Dies vermag aber nicht darüber hinwegzutäuschen, daß die Mächte nur noch aus „prozessualen“ und propagandistischen Gründen die Vereinigten Nationen befaßt werden, wenn es sich um einen bewaffneten Konflikt handelt.

Im Text des französisch-britischen Bündnisses von Dünkirchen vom 4. März 1947 wird noch auf sechs Artikel der Satzung Bezug genommen, und zwar auf die Artikel 43, 49, 51, 52, 53 und 107. Der gut formulierte Atlantikpakt erwähnt ehrlicherweise nur noch eine konkrete Bestimmung, nämlich den Artikel 51, das Recht der individuellen und kollektiven Selbstverteidigung. Die Anwendung dieses Rechtes, das als ein „Naturrecht“ anerkannt wurde, war als Ausnahme gedacht oder als ein Vorgriff „bis der Sicherheitsrat die zur Aufrechterhaltung des internationalen Friedens und der internationalen Sicherheit erforderlichen Maßnahmen ergriffen hat“. Inzwischen hat man erkannt, daß dieser Ausnahmefall oder Vorgriff beim gegenwärtigen Stand der internationalen Beziehungen bedauerlicherweise in praxi eher die Regel sein wird. Mit einem „Nachgriff“ des Sicherheitsrats wird ebensowenig mehr gerechnet wie damit, daß der Sicherheitsrat von seinem theoretischen Recht Gebrauch machen kann, die Zurücknahme des „Vorgriffes“ zu fordern. In diesem Lichte muß man die Formel des Atlantikpaktes sehen, daß die Selbstverteidigungsmaßnahmen „sofort beendet werden, wenn der Sicherheitsrat

die notwendigen Schritte unternommen hat, um den internationalen Frieden und die internationale Sicherheit wiederherzustellen“.

Die Satzung der Vereinigten Nationen legte fest, daß jedes ständige Mitglied gegen einen Beschluß des Sicherheitsrates nach Kapitel VII wenn er „beißen und nicht bellen“ soll, ein Veto einlegen kann. Ein Zurückpfeiff von Maßnahmen der Selbstverteidigung zählt aber zu den Beschlüssen nach Kapitel VII, also zum „Beißen“ und kann daher nicht zustandekommen, wenn sich eines der fünf ständigen Ratsmitglieder unter den Selbstverteidigern befindet. Wer vorher durch ein fremdes Veto blockiert war, kann, wenn er durch die magische Drehtür des Artikels 51 geht, falls nötig, dem anderen sein Veto entgegenschleudern.

Im Gegensatz zum Brüsseler Vertrag und anderen Bündnissen machten die Partner des Nordatlantikpaktcs nicht den Versuch, ihn als „Regionales Abkommen“ hinzustellen. Dies geschah nicht aus geographischer Korrektheit, etwa weil Italien nicht am Atlantik liegt.

Man versprach sich nicht viel von einer Inanspruchnahme der Satzungsbestimmungen über Regionalpakte, da nach Artikel 53 keine Zwangsmaßnahmen auf Grund regionaler Abkommen oder vermittels regionaler Organe ohne Ermächtigung des Sicherheitsrates durchgeführt werden dürfen. Sie könnten also durch ein Veto jederzeit verhindert werden.

Bestimmend mag aber auch die Erwägung gewesen sein, daß in Artikel 53 von Zwangsmaßnahmen gegen ehemalige Feindstaaten die Rede ist. Da man aber Italien, das satzungsgemäß als ehemaliger Feindstaat gilt, zum Paktbeitritt auffordern wollte, erschien wohl eine Bezugnahme auf diese Bestimmungen nicht sehr taktvoll. Schließlich nimmt Artikel 53 auf den ominösen Artikel 107 der Satzung Bezug, wonach Maßnahmen gegen einen „Feindstaat“ aus dem zweiten Weltkriege erlaubt sind, die „als Folge dieses Krieges unternommen oder ermächtigt“ werden, und zwar, wie es etwas rätselhaft heißt, „von Seiten der dafür verantwortlichen Regierungen“. Zu diesen könnte sich auch die Sowjetunion rechnen, wenn z. B. die Rüstungsbegrenzungen der Friedensverträge von Italien nicht eingehalten würden. Die Westmächte haben noch kürzlich über Verletzungen der entsprechenden Bestimmungen der Friedensverträge durch Rumänien, Bulgarien und Ungarn protestiert, wohl auch um später ein Argument gegen die Sowjetunion zu haben, wenn sie Italien von seinen Beschränkungen freisetzen wollen. Eine auch nur indirekte Bezugnahme auf Artikel 107 erschien daher durchaus unzumutbar.

Atlantikpakt und frühere Bündnisse mit der Sowjetunion

Bekanntlich haben Großbritannien und Frankreich am 26. Mai 1942 bzw. 10. Dezember 1944 Bündnisse mit der Sowjetunion abgeschlossen. Diese Bündnisse waren nur gegen Deutschland gerichtet, sie enthielten aber die Verpflichtung der Vertragsteile, „keine Allianz abzuschließen und an keiner Koalition teilzunehmen, die gegen den anderen Vertragsteil gerichtet ist“. Im Atlantikpakt, Artikel 8, haben die Vertragspartner sichergestellt, daß diesem Pakt in jedem Fall frühere Verpflichtungen nicht im Wege stehen, indem jeder von ihnen erklärte, „daß zwischen ihm und einer anderen Vertragspartei oder irgendeinem dritten Staat keine internationalen Verpflichtungen in Kraft sind, die mit den Bestimmungen dieses Vertrages (Atlantikpakt) im Widerspruch stehen“ und „daß sie sich verpflichten, keine internationale Vereinbarung künftig einzugehen, die im Widerspruch mit dem Verträge steht“. Da beide gegen Deutschland gerichteten Verträge ohnehin keinen praktischen Wert haben, dürfte es kaum einen Unterschied machen, ob die Sowjetunion diese einseitige, juristisch etwas seltsam klingende Feststellung nicht anerkennt und daraus die Konsequenz zieht, die Verträge als hinfällig zu bezeichnen.

Von George Washington bis Harry Truman

Wenn wir einen Blick auf die Vergangenheit werfen, so wird klar, welch großer Wandel sich in der amerikanischen Politik hauptsächlich nach Ende des zweiten Weltkrieges vollzogen hat. Der Paktabschluß verdeutlicht, daß „die Geschichte nur die sichtbare Auswirkung unsichtbarer Veränderungen in den Gedanken der Menschen“ ist.

In seiner Abschiedsbotschaft als Präsident gab Washington dem amerikanischen Volk den Ratschlag, „sich von allen permanenten Bündnissen mit Nationen der fremden Welt fernzuhalten“ und „mit fremden Nationen wohl Handelsbeziehungen aber so wenig politische Verbindungen wie möglich zu pflegen“. Die Monroe-Doktrin hielt an dieser Linie fest, legte aber den Grundstein für das, was später als amerikanische Hemisphärenpolitik bekannt wurde.

Präsident Wilson, der Mitschöpfer des Völkerbundes, scheiterte, als er offensichtlich gegen die Grundsätze Washingtons und Monroes verstieß. Sein Versuch, die Vereinigten Staaten durch einen Garantie-

vertrag für Frankreich in Europa festzulegen, wurde ebenso wie der Völkerbund vom Senat verworfen.

Das Neutralitätsgesetz von 1937, das Washingtons Doktrin der Isolierung rechtlich verankern wollte, schien einen vollständigen Sieg der isolationistischen Schule gebracht zu haben. Jeder, der damals vorausgesagt hätte, daß wenige Jahre später die Vereinigten Staaten auf Grund vertraglicher Verpflichtungen und feierlicher Erklärungen sich an so gut wie keinem Konflikt in irgendeinem Teil der Welt interessieren könnten, wäre voraussichtlich als Phantast bezeichnet worden.

Unter der Präsidentschaft Harry Trumans sind die Vereinigten Staaten Gründer und Mitglied der Vereinigten Nationen geworden. Im März 1947 wurde die sogenannte Trumandoktrin verkündet, wonach die „policy of containment“ — die Politik, jedem potentiellen Friedensstörer entgegenzutreten — zur amerikanischen Richtlinie erklärt wurde. Der Senat der Vereinigten Staaten, der 1919 den Völkerbund verworfen hatte, beschloß am 11. Juni 1948 Truman aufzufordern, „die fortschreitende Entwicklung regionaler und anderer kollektiver Vereinbarungen zur individuellen und kollektiven Selbstverteidigung in Übereinstimmung mit den Zielen, Grundsätzen und Bestimmungen der Satzung (der Vereinigten Nationen) sowie unsere Beteiligung an ihnen zu begünstigen“. Der Abschluß des Atlantikpaktes bringt die Durchführung dieses Beschlusses. Entscheidend ist, daß der Wandel in der amerikanischen Politik einer kontinuierlichen Entwicklung der amerikanischen Auffassung entspricht.

Die Klammer zwischen Brüssel und Petropolis

Der Atlantikpakt stellt die Klammer dar, die das Brüsseler Fünfmächtebündnis mit dem Verteidigungspakt von Petropolis vom 2. September 1947, in dem sich die 21 amerikanischen Republiken zum Schutze der amerikanischen Hemisphäre verpflichteten, verbindet.

In Europa ist es vielfach nicht recht begriffen worden, welche Bedeutung für die Führung der amerikanischen Außenpolitik den Erfahrungen zukommt, die die Vereinigten Staaten mit den Nationen ihrer Hemisphäre gemacht haben. Unter Roosevelt hat sich der Wandel vom Gebrauch des „big stick“ zur „good neighbor policy“ vollzogen. Dieser Übergang hat sich gelohnt. Es seien einige Ereignisse aus dem Gebiet der Hemisphärenpolitik ins Gedächtnis zurückge-

rufen. Am 2. Oktober 1939 beschloß die Panamerikanische Konferenz die Errichtung einer Sicherheitszone um den amerikanischen Kontinent, ein Novum im internationalen Recht. In den Gewässern 300 Meilen um den amerikanischen Kontinent sollten amerikanische Streitkräfte patrouillieren, um Kriegshandlungen zwischen den europäischen Mächten dem amerikanischen Kontinent fernzuhalten. Am 23. Januar 1942 empfahl eine weitere panamerikanische Konferenz auf Antrag der Vereinigten Staaten den Abbruch der Beziehungen zu den Achsenmächten und entband Streitkräfte der Vereinigten Staaten in den Häfen aller anderen amerikanischen Staaten von den Pflichten, denen sie nach dem Völkerrecht im neutralen Hoheitsgebiet unterworfen waren. Als sich die amerikanischen Unterhändler nach San Francisco begaben, hatten sie bereits den paraphierten Entwurf eines umfassenden Panamerikanischen Verteidigungsbündnisses, die sogenannte Akte von Chapultepec vom März 1945 in der Tasche. Der Pakt, der infolge des amerikanisch-argentinischen Zerwürfnisses erst am 2. September 1947 in Petropolis unterzeichnet wurde, ist ein politisch und juristisch hoch interessantes Dokument. Seine Formulierungen und seine Struktur haben auf den Brüsseler Pakt und den Atlantikpakt abgefärbt.

Im Pakt von Petropolis finden wir die Formel, „daß ein bewaffneter Angriff eines Staates gegen einen amerikanischen Staat als ein Angriff gegen alle amerikanischen Staaten angesehen werden soll“. Diese Formel kehrt im Atlantikpakt, abgestellt auf die entsprechenden Mächte wieder.

Das amerikanische Verteidigungsbündnis hat weiter Modell gestanden hinsichtlich der Einführung eines ständigen Rates der Unterzeichner, der „jederzeit in der Lage sein soll, sofort zusammenzutreten“, hinsichtlich der Errichtung eines ständigen Verteidigungskomitees, der Einbeziehung von Meeresgebieten, der Hervorkehrung der zentralen Bedeutung des Artikels 51 der Satzung der Vereinigten Nationen sowie der Betonung der gemeinsamen, auf Demokratie, den individuellen Freiheiten und der Herrschaft des Gesetzes beruhenden Weltanschauung.

Für die Verteidigung der Hemisphäre waren die Vereinigten Staaten bereit, sogar auf ein Vetorecht zu verzichten. Der Rat der amerikanischen Außenminister kann hierüber bei einem bewaffneten Angriff mit zweidrittel Mehrheit bindende Beschlüsse fassen, allerdings mit Ausnahme der Anwendung von Waffengewalt, wozu kein Staat ohne seine Zustimmung gezwungen werden kann. Da sowohl nach

der amerikanischen Verfassung als auch nach den meisten anderen Verfassungen die Entscheidung über eine Kriegserklärung nur den gesetzgebenden Körperschaften zusteht, war ein solcher Vorbehalt ganz natürlich.

An der moralischen und rechtlichen Verpflichtung der Vereinigten Staaten zur bewaffneten Hilfeleistung kann aber nicht gezweifelt werden, wenn überhaupt Verträge einen Sinn haben sollen. Im Weißbuch des State Departement zum Atlantikpakt wird argumentiert, daß ein bewaffneter Angriff auf einen Vertragspartner die Sicherheit der Vereinigten Staaten bedrohen werde, also tatsächlich ein Angriff auf die Vereinigten Staaten sei. Wenn auch eine Kriegserklärung vom Kongreß abhängt, so könne dies die Vereinigten Staaten nicht davon abhalten, die Verpflichtung zu gemeinsamen Verteidigungsschritten einschließlich der Anwendung von bewaffneter Gewalt zu übernehmen.

Zu unterscheiden sei allerdings zwischen Grenzbalgereien (border scuffles) und einem wirklichen Angriff. Interessanterweise nannte Außenminister Acheson als Beispiel der ersteren Kategorie den Zwischenfall, der durch den japanischen Angriff auf das Kanonenboot „Panay“ 1937 entstanden war. Er wurde durch eine Entschädigungszahlung aus der Welt geschafft. Außenminister Schuman zitierte die Explosion der „Maine“ im Hafen von Havana 1898 als Beispiel für einen „incident“, obwohl dieser Zwischenfall zur amerikanischen Kriegserklärung an Spanien geführt hatte. Der japanische Angriff auf Pearl Harbour sei dagegen zweifellos als ein bewaffneter Angriff mit allen Folgen, die sich daran knüpfen, zu werten.

Der Zwillingsvertrag

Der Pakt enthält nur eine Anspielung darauf, daß er „die Fähigkeit der Unterzeichner zur Selbstverteidigung“ stärken soll. Um die Ratifikation des Vertrages nicht zu gefährden, hat man es jedoch vermieden, ihm ein „Preisschild“ anzuhängen. Im Weißbuch der Vereinigten Staaten wird aber eine längst bekannte Tatsache bestätigt, daß sich nämlich die Vereinigten Staaten seit Juli 1948 als „Nichtmitglied“ an den Arbeiten der Brüsseler Verteidigungsorganisation und an der Aufstellung eines Lieferungsprogramms beteiligt haben. Das Lieferungsprogramm soll zeigen, was die Brüsseler Mächte für sich und zur gegenseitigen Unterstützung leisten können und „bis zu welchem Maße sie es für notwendig halten, ihre Lieferungen durch militärische Ausrüstungen aus den Vereinigten Staaten zu ergänzen“.

Gegen umfangreiche Waffenlieferungen haben zwar einflußreiche Persönlichkeiten der Republikanischen Partei, so John Foster Dulles und Senator Taft, Bedenken geäußert, augenscheinlich hofft aber die amerikanische Regierung im Juli 1949 mit den Lieferungen beginnen zu können, die nominell ein bis anderthalb Milliarden Dollar jährlich betragen sollen. Angeblich soll vorhandenes Kriegsmaterial der Vereinigten Staaten weit unter Preis abgegeben werden, so daß der tatsächliche Wert ein Mehrfaches des angegebenen Betrages darstellen würde.

Die theoretische Frage, ob sich die Vereinigten Staaten noch aus einem Konflikt heraushalten können, verliert durch diese Tatsache an Bedeutung. Das eigentliche Problem hat Ministerpräsident Queuille kürzlich aufgezeigt, als er die Frage stellte, ob ein Angriff, schon bevor er zu Anfangserfolgen führe, aufgehalten werden könne; eine nachträgliche Befreiung werde vielleicht nur den Leichnam Europas befreien.

Der Geltungsbereich

Darin liegt auch die Schicksalsfrage für die besetzten Gebiete, die zwar nicht territorial aber „personell“ im Atlantikpakt einbegriffen sind, solange nämlich als sich Besatzungstruppen dort befinden, und ein bewaffneter Angriff diese involviert. Auch ein Angriff auf die Luftbrücke nach Berlin könnte den Bündnisfall auslösen.

Der geographische Geltungsbereich beschränkt sich auf das Gebiet der Unterzeichner in Europa und Nordamerika, die algerischen Departements Frankreichs (also „la France Métropolitaine“) die nordatlantischen Inseln, die den Unterzeichnern gehören, bis zum Wendekreis des Krebses, sowie auf ihre Schiffe oder Flugzeuge innerhalb dieses Bereiches. Alaska fällt also darunter, aber weder die Hawaiischen noch die Westindischen Inseln, wohl Algerien, nicht aber Marokko und Tunis, wohl Italien, nicht aber Tripolis, falls es an Italien zurückgegeben wird; wenn Portugal beitrifft, wohl Madeira und die Azoren, nicht aber die Capverdischen Inseln; natürlich auch nicht der sonstige Kolonialbesitz der Unterzeichner und nicht die britischen Dominien mit Ausnahme von Kanada. Der Beitritt weiterer Staaten kann nur einstimmig von allen Unterzeichnern beschlossen werden.

Für das so abgegrenzte Gebiet gilt, was über den gegenseitigen Beistand bei einem bewaffneten Angriff gesagt worden ist. Die Vertrags-

teile werden aber auch in gemeinsame Beratung treten, wenn ihre politische Unabhängigkeit und Sicherheit bedroht sind. In Verlautbarungen verschiedener Regierungen ist besonders darauf hingewiesen worden, daß jeder Angriff auf Besitzungen der Unterzeichner außerhalb des nordatlantischen Bereiches durch eine Großmacht die politische Unabhängigkeit oder Sicherheit bedrohen werde.

Die Unabhängigkeit kann aber auch durch innere Unruhen gefährdet werden, wobei aber wohl nur die massive Unterstützung von Aufständischen durch eine fremde Macht den Bündnisfall auslösen würde. Eine solche würde etwa im spanischen Bürgerkriege vorgelegen haben, ob auch bei einer Einmischung, wie sie in Griechenland stattfindet, ist zweifelhaft.

Die europäischen Partner

Großbritannien ist sicherlich die Macht, der der Pakt am meisten bringt. De facto war bereits seit August 1940 durch die Überlassung von Stützpunkten innerhalb des britischen Hoheitsgebietes auf den Bermudas, Neufundland und Westindien, ebenso wie durch die Stationierung von amerikanischen Streitkräften in Großbritannien selbst eine sehr enge Gemeinschaft geschaffen. Der Pakt bringt die rechtliche Indossierung.

Gleichzeitig hat der Pakt aber auch Gelegenheit gegeben, die sonstigen britischen Verpflichtungen neu zu definieren. Vor dem zweiten Weltkriege pflegte die britische Regierung zu versichern, daß sie sich rechtlich verpflichtet fühle, jeden Teil des Commonwealth zu verteidigen und sich darüber hinaus nur durch den Locarnovertrag und die Völkerbundssatzung als gebunden betrachte.

Die direkte Verantwortung zur Verteidigung hat Bevin jetzt nur noch für die überseeischen Gebiete des „British Empire“, womit der eigentliche Kolonialbesitz gemeint ist, anerkannt. Hinsichtlich der „Commonwealth Countries“, also der Dominien, erklärte der britische Außenminister, ihre Interessen seien den britischen Unterhändlern bei den Verhandlungen stets gegenwärtig gewesen und ihre Sicherheit stelle eine „besondere Sorge“ Großbritanniens dar. Eine vertragliche Bindung besteht nach dem Atlantikpakt nur mit Kanada.

Präziser äußerte sich Bevin hinsichtlich der Länder zwischen „Griechenland und Persien“, deren „Unabhängigkeit und Integrität ein vitales britisches Interesse bleibt, deren allgemeine Sicherheit aber durch den Atlantikpakt verstärkt wird“. Aus dieser Staatengruppe

wurden nur die Türkei als Großbritanniens „Verbündeter“ und Griechenland als „alter und treuer Freund“ hervorgehoben, während Bevin die britischen Bündnisverträge mit den arabischen Staaten Irak, Transjordanien und Ägypten nicht besonders erwähnte.

Der Atlantikpakt bringt Frankreich die langersehnte amerikanische Garantie, deren Scheitern es 1919 so bitter empfunden hatte. Bemerkenswert war Schumans Antwort auf die Frage, ob Deutschland nach einer etwaigen Räumung durch die Besatzungstruppen weiter durch den Atlantikpakt geschützt sei: „Nicht bevor eine deutsche Regierung dem Pakt beigetreten ist, wogegen jeder Unterzeichner, selbst Luxemburg, ein Veto einlegen kann!“

Belgiens Sicherheitswünsche werden durch den Pakt, soweit sie realisierbar sind, erfüllt. Für Holland hingegen bleibt die Sorge für sein wertvolles Kolonialreich in Insulinde unverändert bestehen. In Konflikten mit asiatischen Staaten, z. B. mit Indien, könnte Holland kaum auf die Unterstützung seiner atlantischen Bundesgenossen rechnen.

Besondere Probleme wurden durch den Atlantikpakt auch für die skandinavischen Staaten aufgeworfen. Da Norwegen sich nicht mit dem Abschluß eines von Schweden propagierten isolierten skandinavischen Bündnisses zufrieden geben wollte, Schweden aber keine weitergehenden Bindungen einzugehen beabsichtigte, Dänemark schließlich wohl einem skandinavischen Bündnis mit loser Anlehnung an den Atlantikpakt den Vorzug gegeben hätte, aber auf einer Beteiligung Norwegens bestand, ergab es sich, daß die Staaten verschiedene Wege gehen mußten. Norwegen hat eine sowjetische Anfrage dahingehend beantwortet, daß es „fremden Streitkräften keine militärischen Stützpunkte auf norwegischem Gebiet einräumen wird, solange es nicht angegriffen oder Angriffsdrohungen ausgesetzt ist“.

Nach dem Spitzbergen-Vertrag vom 9. Februar 1920, dem die Sowjetunion 1935 formell beitrug, darf Norwegen auf dem Archipel keine Befestigungen anlegen. Anfang 1947 hat die Sowjetunion unter Betonung ihrer Interessen an den dortigen Kohlengruben die Errichtung sowjetischer Stützpunkte gefordert, was von Norwegen abgelehnt wurde. Die Sowjetunion erklärte, daß sie den Spitzbergen-Vertrag, durch den die Souveränität Norwegens international anerkannt wurde, für revisionsbedürftig halte. Da auch Feindstaaten an diesem Vertrag beteiligt seien, könne die Sowjetunion ihn nicht mehr als gültig ansehen.

Durch den Beitritt Dänemarks wird auch die Insel Bornholm in der

Ostsee in das Verteidigungssystem einbezogen, obwohl die Ostsee ebenso wie das Mittelmeer nicht als „nordatlantischer Bereich“ gelten soll. Grönland liegt sowohl innerhalb des nordatlantischen Bereiches als auch innerhalb der amerikanischen Hemisphäre, die durch Petropolis geschützt ist. Voraussichtlich werden die militärischen Stützpunkte der USA, die auf Grund eines Abkommens von 1941 zwischen der amerikanischen Regierung und dem dänischen Gesandten in Washington, Henry Kaufmann, geschaffen wurden, beibehalten.

Die militärischen Stützpunkte Amerikas auf Island, die nach der Besetzung der Insel 1941 errichtet wurden, sind 1947 „entmilitarisiert“ und den American Overseas Airways übergeben worden. Der frühere amerikanische Kommandant ist heute als Zivilbeamter Direktor der „Iceland Airport Corporation“. Der Beitritt Islands zum Atlantikpakt wird wohl kaum Veränderungen bringen.

Portugal scheint hauptsächlich wegen seines strategisch wichtigen Inselbesitzes im Nordatlantik zum Beitritt aufgefordert worden zu sein. Vorher mußten gewisse Hemmungen, die vor allem bei der Labourregierung wegen der autoritären Regierungsform Portugals bestanden, überwunden werden. Die portugiesische Regierung hat zu verstehen gegeben, daß sie eine Einladung Spaniens begrüßen würde, die vorläufig aber kaum erfolgen wird. Portugals afrikanische Besitzungen erscheinen zur Zeit nicht als gefährdet, wohl aber seine Kolonien in Vorderindien, auf Timor sowie die Hongkong benachbarte Kolonie Macao. Der Beitritt dürfte für Portugal in dieser Hinsicht keine erhöhte Sicherheit bieten, vor allem nicht gegen die vorderindische „Monroedoktrin“ Nehrus, der sich scharf gegen die Überbleibsel einer europäischen Kolonialperiode ausgesprochen hat.

Portugal gehört ebenso wie Italien, dem zwölften Teilnehmer am Atlantikpakt, nicht den Vereinigten Nationen an. Die italienische Regierung hofft, daß ihr Beitritt zum Atlantikpakt die diskriminierenden Bestimmungen der Friedensverträge beseitigen oder doch abschwächen und zu einer wenigstens teilweisen Rückgabe seiner Kolonien führen wird.

Die nichtbeteiligten Staaten

Über 330 Millionen Menschen leben in den Staaten, die Partner des Atlantikpaktes sind; zählt man die übrigen Einwohner der amerikanischen Hemisphäre hinzu, so mögen an beiden Systemen — Petropolis- und Atlantikpakt — zusammen 430 Millionen Menschen beteiligt

sein. Zweidrittel der Menschheit gehören aber weder diesen Bündnis-systemen noch dem Ostpakt an. Zu den außerhalb der Pakte stehenden Ländern gehört eine Reihe wichtiger europäischer Staaten Griechenland und die Türkei, die sich in vollmobilisiertem Zustand befinden, würden sicherlich gerne dem Pakt beitreten, wenn sie aufgefordert würden. Die bestehende unsichere Lage beider Staaten würde sich dadurch aber wenig ändern. Schweden, das zur Zeit eine schlagkräftigere Wehrmacht als Frankreich unterhalten soll, möchte so lange wie möglich seine unabhängige Stellung beibehalten. Es hofft hierdurch zur Erhaltung einer gewissen Unabhängigkeit Finnlands beizutragen. Die Schweiz ist zur klassischen Neutralitätspolitik zurückgekehrt. Sie ist den Vereinigten Nationen ferngeblieben und wird sich auch nicht irgendeinem Paktsystem anschließen. Irland will sich solange an keinem Bündnis beteiligen, als die Teilung des Landes in Nord- und Südirland fortbesteht. Zu den nichtbeteiligten Staaten zählen schließlich noch Spanien und, wenn auch in anderem Sinne, die besetzten Gebiete in Europa.

Ende des Zwielfichts?

Rechnen wir zu diesen Staaten noch die weiten Ländermassen Asiens, so erkennen wir, daß es noch allzu viele Punkte in der Welt gibt, wo einschneidende Entwicklungen eintreten können, von denen der Atlantikpakt „sich nichts träumen läßt“. Außerhalb seines Bereiches, aber auch innerhalb, können sich Erdrutsche ereignen. Wer wagt zu behaupten, daß der Pakt in seinem Wesen unverändert bliebe, wenn sich die Völker Asiens auf die andere Seite schlugen? Ebenso falsch wäre es anzunehmen, daß die innere Struktur der Westmächte unverändert bliebe, wenn der ideologische Schutzwall, den Westdeutschland und Österreich bilden, zusammenbräche, und die kommunistischen Parteien des Westens schon am Rhein oder in den Alpen in unmittelbare Fühlung mit der östlichen Welt treten könnten.

Es sei noch einmal an die bekannte Kontroverse zwischen Walter Lippman und Mr. X. erinnert, der kein anderer ist als der Leiter des Planungsamtes des amerikanischen Außenministeriums, George Frost Kennan. Ist der Atlantikpakt eine Etappe der amerikanischen Politik, deren Hauptziel nach Mr. X. „ein langfristiges, geduldiges aber starkes Eindämmen der sowjetischen Expansionstendenzen“ sein muß oder folgt sie, wenn auch mit Abweichungen, Walter Lippmans Rezept, der nur die „starken Kerne“ in Europa und Asien schützen will?

Für ihn birgt die Politik der Eindämmung „die Gefahr, daß alsdann das deutsche Volk an der Koalition der Nationen teilnehmen muß“ und die Idee der deutschen Einheit gefördert werde. Zweckmäßig aber sei es, „das verstümmelte Gebiet zu dezentralisieren“. Mit unbeirrter Logik bedauert Lippman die Heranziehung skandinavischer Staaten und Italiens zum Atlantikpakt, die besser mit Finnland, Österreich, der Schweiz, vielleicht auch Griechenland und der Türkei in einem unbeteiligten Gürtel Platz fänden. Darin könne dann auch Deutschland eingeordnet werden. Eine ähnliche Rolle will er auch den innerpolitisch weniger gefährdeten mohammedanischen Staaten des Nahen Ostens und Israel, das keine Wahl zwischen Ost und West treffen könne, zuerkennen. Den „harten Kern“ Ostasiens und des Fernen Ostens sollten nur Indien und die Dominien im Pazifik bilden, denn die Unterstützung schwächerer Satelliten in China, Hinterindien und Insulinde werde Amerikas Kräfte nur zersplittern.

Aber Natur ist weder „Kern noch Schale“. Die „Kernpolitiker“ würden bald feststellen können, daß ihre behüteten Kerne reichlich schnell abgenagt sein werden.

„Mon Ministre des Affaires Etrangères“

Marschall Pilsudski kam einmal nach Genf mit der Absicht, seinen litauischen Kollegen Woldemaras gehörig einzuschüchtern. Als dieser schließlich versicherte, er wolle Frieden — keinen Krieg, erklärte Pilsudski: „Ça me suffit. Le reste, ce sont des bêtises, je laisse ça à mon Ministre des Affaires Etrangères.“

Mit Leuten, die als Gleichberechtigte anerkannt werden müssen, verkehren Diktatoren nicht gern. Die klassische Diplomatie zwischen souveränen Staaten steht bei den „starken Männern“ nicht hoch im Kurs. Auch die „besseren Leute“ im Kreml geben sich nur widerwillig und nur wenn unbedingt nötig damit ab. Seit Trotzki in Brest-Litowsk den „außenpolitischen Kram“ hingeworfen hatte, um roter Kriegsminister zu werden, hatte man es bis zum Sommer 1939 für absolut überflüssig gehalten, jemand von der engeren Familie zur Tätigkeit im Außenkommissariat zu verurteilen. Man überließ dies, wie ein amerikanischer Journalist kürzlich schrieb, dem „family solicitor“, der unangenehme Dinge erledigen muß, gewohnt ist Instruktionen einzuholen und zu befolgen, aber nicht zu Tisch eingeladen zu werden braucht.

Für den Teil der Außenpolitik, den man sieht, ist Molotow jetzt

zu schade. Tschitscherin und Litwinow galten, ebenso wie jetzt Wy-schinsky, als witzige und tüchtige Männer; im exklusiven Kremlkreis aber blieben sie Nobodies, gelehrten griechischen Freigelassenen im Hause eines römischen Patriziers, vergleichbar.

Wenn sich der Kreml aber jetzt auf der diplomatischen Bühne mit einigen glänzenden Schaustellungen begnügen will, so wird er das Hauptgewicht seiner wirklichen Politik auf Gebiete legen, wo man mit militärischen Defensivpakten nicht viel ausrichten kann. Aber auch diese unsichtbare Politik könnte unwirksam gemacht werden, wenn man sich im Kreise der übrigen Staaten bemühte, die vorhandenen Gegensätze zu harmonisieren und offenbare Ungerechtigkeiten abzustellen.

Es wäre sehr wünschenswert, wenn der Atlantikpakt dazu beitrüge, eine günstigere psychologische Grundlage hierfür zu schaffen. Auch gegenüber Deutschland sollte eine Konsequenz aus diesem Pakt gezogen werden: Die „American Foreign Policy Association“ gab unsern westlichen Nachbarn den Ratschlag, sie sollten, nachdem ihnen so starke Garantien zuteil würden, jetzt davon Abstand nehmen, den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft mit dem Argument zu bekämpfen, daß hierdurch ihre Sicherheit bedroht werde.

Zu viel Strategie

Der Anfang eines neuen Lebens war für das Geschlecht der Sterblichen gekommen" — an diese Worte Platons erinnerte man sich, als die ersten Schritte nach dem Mai 1945 den Weg durch Deutschland suchten. Seitdem sind vier Jahre vergangen, in denen in Europa — Griechenland ausgenommen — kein Krieg mehr sein soll und noch kein Friede ist. Es entstand auch so etwas wie ein Waffenstillstand zwischen den Siegern, bevor Überlegungen wie die, ob der Westen an den Pyrenäen, am Rhein oder der Elbe verteidigt werden soll, angestellt wurden. Der Osten organisierte sich in einem Bündnissystem, und der Westen unterzeichnete den Atlantikpakt. Gemeinsam ist allen Völkern in dem vorläufig unüberwindbaren Ost-West-Konflikt nur die Furcht.

So wurde die Welt, die in den Sektoren des Geistes und der Technik ein einziger Organismus ist, politisch geteilt. Während mit der Auswertung der Atomenergie der Mensch in wachsendem Maße den Ablauf der Natur bestimmt, blieben die Völker in der Politik Objekt einer Entwicklung, die nach antiquierten Gesetzen von Krieg und Nichtkrieg abläuft. Das einzelne Volk verlor dabei die Freiheit des Handelns in dem Maße, wie es sich der Angstpsychose, der Furcht vor der „unabwendbaren“ Katastrophe hingab. Eine Folge davon ist der Drang nach Sicherheit, aus dem heraus die Nationen strategisch zu reagieren begannen. Die Schwachen scharten sich um die zwei Großmächte. Hinter diesen Bemühungen und ihren Auswirkungen traten alle Gedanken zurück, die eine politische Neuordnung der Welt zum Ziele haben. Trotz ERP, der Einsetzung eines europäischen Parlamentes, der Beneluxgemeinschaft und den Zollunionsplänen zwischen Paris und Rom ist die Priorität der Strategie bestehen geblieben. Die Völker erhoffen von ihr die Garantie ihrer Sicherheit, die Regierungen den Sieg im „kalten Krieg“.

An Werten, die in der Summe der Freiheiten und des Glückes liegen, die für die Völker erreichbar sind, haben auch die Sieger nicht viel gewonnen. Neue, nicht endgültig bestätigte Grenzen, erweiterte Wirtschaftsräume, nationaler und politischer Machtgewinn sind wenig, wenn mit ihnen nur Ausgangspunkte für strategische Aktionen geschaffen wurden. Die Gedanken der Atlantik-Charta und der Verfassung der Vereinten Nationen, die zur Gründung einer modernen Weltordnung führen sollten, waren bisher ohne praktische Wirkung. Es blieb vielmehr bei der Gewöhnung an die Vernichtung und bei der resignierenden Auffassung, daß der Krieg nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist. Früher, als diese Auffassung noch von einer größeren Zahl von Großmächten getragen wurde, mußte sie nicht unbedingt zur kollektiven Furcht führen. Heute gibt es nur noch zwei Staaten, die sich bei Nutzung aller Mittel der Technik auch *militärisch* Weltmächte nennen können. Die große Zahl der schwachen Nationen ist angesichts dieser Situation in eine Angstpsychose geraten, in der der Dämon des „Anti“ regiert. Die Strategie ist das Mittel, dessen er sich bedient, während Politik und Diplomatie weitgehend ausgeschaltet oder nur Tarnkappen sind.

Und die Menschheit als Summe der Völker? Sie akzeptiert nicht nur den Namen „kalter Krieg“, sondern sie führt ihn mit, Zug um Zug. Das Atom ist der König, die Luftwaffe die Dame, und das andere sind Türme, Springer und Bauern. Die Felder, auf denen gezogen wird, sind die Völker. Das Brett, auf dem das Matt gesucht wird, ist diese Welt. Doch es gibt bei diesem Spiel kein Remis. Wenn einer Seite kein Zug mehr möglich ist — weil einer der „bessere“ Stratege war — wird Krieg sein. Statt „eines neuen Anfanges der Sterblichen“ die Wiederholung von Elend und Mord, einschließlich einer noch nicht dagewesenen Millionenzahl von Toten. Kein vaterländischer oder befreiender Krieg, kein Kreuzzug und schon gar keine Lösung der Probleme, um die heute der Ost-West-Konflikt entbrannt ist. Nichts als eine Verlagerung des Streites auf eine andere noch tiefere Ebene. Auch ein Präventivkrieg „zur Rettung des einen Teiles der Menschheit“ würde nur den Grundstein für weitere bewaffnete Auseinandersetzungen legen, eben weil die Entwicklung der Atomenergie den Krieg zu etwas anderem gemacht hat als einer „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“.

Sicher, im Bewußtsein des einzelnen Menschen — soweit die Voraussetzungen der freien Meinungsbildung vorhanden sind — nehmen die Gedanken von der Einheit der Welt einen größeren Platz

ein als früher. Es besteht auch kein Zweifel darüber, daß allmählich als Folge des Ultimatums, das die Technik den Völkern gestellt hat, die Orientierung des einzelnen über die Grenzen der Nation hinausgeht. Ja, es ist sogar Grund zu der Hoffnung, daß im Laufe der Zeit aus diesen Gedanken der Wille zu übernationaler Konzentration konkretisiert werden kann und daß dafür die Verfassung der Vereinten Nationen und die Atlantik-Charta ebenso eine Grundlage sind wie es vor 270 Jahren die Habeas-Corpus-Akte in England für die moderne Demokratie war. Doch die Gefahr, in der die Welt steht, ist die, daß der Anschluß an die Zukunft verpaßt wird und daß wir uns umbringen oder zumindest die Voraussetzung für einen neuen Anfang vernichten, bevor an die Stelle nationaler Strategie die übernationale Politik getreten ist. Daß diese Gefahr trotz Stalingrad, Konzentrationslagern und Hiroshima nicht verringert wurde, darin liegt der Mißerfolg der letzten vier Jahre.

Über die Gründe des Mißerfolges

Da die Einigkeit fehlte, nützte es auch nichts, daß der Teil der Welt, der gesiegt hatte, 1945 über alle notwendigen Machtmittel verfügte, um den Völkern die Freiheit von der Furcht zu geben, damit sich die Völker die Freiheit von der Not hätten erringen können. Eine Allianz, die zwischen Staaten mit einander entgegengesetzten Lebensauffassungen geschlossen wurde, zerbrach zwangsläufig. Es ist richtig, daß Hitler diese Entwicklung provozierte, aber es ist sicher, daß auch in dem Fall, daß Hitler den Krieg nicht begonnen „hätte“, heute die Welt durch den gleichen Gegensatz beherrscht würde. Vielleicht daß an der Stelle des Kremls die Reichskanzlei oder sogar eine Front Berlin-Moskau stehen würde. Da der Nationalsozialismus und Kommunismus das Eine gemeinsam haben, keine Ideologien (mehr) zu sein, sondern Methoden zur Aufrechterhaltung und Durchsetzung der Macht autoritärer Regime, hätte es schon w e d e r eine Oktober- noch eine nationalsozialistische Revolution geben dürfen, wenn die gegenwärtige Situation hätte vermieden werden sollen. Wenn der aktuelle Herrschaftsanspruch des Kremls die Bolschewisierung der ganzen Welt einschließt, so ist es verständlich, daß sich die Staaten, die nicht im Machtbereich Moskaus liegen, enger zusammenschließen. Daß dieser Zusammenschluß jedoch ausschließlich von strategischen und machtpolitischen Überlegungen bestimmt wird, ist seine Schwäche.

Wenn es viele Millionen Einzelmenschen in der Welt geben dürfte,

die für ihre Person davon überzeugt sind, daß es nicht mehr um die Frage Moskau oder Washington, sondern um Krieg oder Zukunft der Welt geht, so ist doch das Kollektiv der Völker in seinen Handlungsweisen weit davon entfernt, das zu begreifen. Wäre es sonst denkbar, daß in Westeuropa ausschließlich die nationalen Interessen die „Politik“ der Regierungen bestimmen? In der Führung der Außenpolitik auch der westlichen Staaten ist nicht nur ein Stillstand, sondern ein Rückschritt eingetreten. Während in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten Diplomaten ganze Kriege gewannen, ohne sie zu führen, gab es seit 1945 in Europa erst eine einzige Konferenz, wo ein Außenminister sich als Diplomat erwies. Das war am 28. Januar in London, als Schuman das europäische Parlament gegen Bevin durchsetzte. Die übrigen Konferenzen und Handlungen der europäischen Regierungen gleichen Generalstabsbeschlüssen von schwachen Mächten am Vorabend einer feststehenden Schlacht. Oder sie sind Improvisationen, mit denen die Lösung der Probleme hinausgeschoben werden soll.

Wenn der Westen (nicht ohne Grund) der Auffassung ist, daß die Aggressivität des Kremls eine globale Zusammenarbeit nach 1945 verhindert hat, so besteht auf der anderen Seite für die Völker im Machtbereiche des Kremls als Folge des gegebenen weltpolitischen Gegensatzes die gleiche Furcht und die gleiche Priorität der Strategie wie im Westen. Ob begründet oder nicht, ist dabei eine sekundäre Frage. Der Gegensatz zwischen Ost und West ist ebenso Realität wie seine Auswirkungen auf alle Völker. So wie jede strategische Aktion oder taktische Drohung der Sowjetunion strategische Reaktionen der Regierungen und eine Steigerung der Angstpsychose bei den Völkern des Westens hervorruft, ist es umgekehrt. Mag sein, daß im einzelnen mit dem Gegenstand der Furcht in Ost und West verschiedene Vorstellungen verbunden sind; die grundsätzliche Reaktionsweise ist die gleiche.

Die Menschheit, die sich von der Kreatur u. a. dadurch unterscheidet, daß sie den Ablauf der Natur beeinflussen kann, hat diese Beeinflussung im Sektor der Technik so weit vorangetrieben, daß sie vor der Notwendigkeit steht, auch ihr politisches Weltbewußtsein zu revidieren. Die Erfindungen und Entdeckungen seit dem 16. Jahrhundert beweisen ja, daß der Mensch nicht auf bestimmte Reaktionsweisen festgelegt, sondern aktionsfähiges Subjekt ist. Nur in der Politik bleibt er den Beweis für seine Handlungsfähigkeit schuldig, indem er die politische Struktur der Welt nicht mit der Entwicklung der Technik

in Einklang zu bringen vermag. Die Staaten erkennen wohl bisweilen diese Diskrepanz, doch sie glauben, mit der kompromißlosen Verteidigung ihrer nationalen Souveränität den Widerspruch überwinden zu können. Der gesunde Menschenverstand dagegen, der in der Technik so erfolgreich war, blieb in der Regelung der zwischenstaatlichen Beziehungen ausgeschaltet. Die Folge ist, daß man aus Gewöhnung und Furcht gerade noch die Kraft hat, strategische Koalitionen zu bilden, um damit bestenfalls die Sicherheit einer Anzahl von Staaten für eine befristete Zeit zu garantieren. Da wie die Staaten auch der einzelne Mensch die Freiheit des Handelns in dem Maße verlor, wie er sich der Psychose des Kollektivs hingab, blieben die Gruppen und Organisationen, die sich für eine echte Neuordnung der Welt — abseits der Strategie — einsetzen, bisher Minderheit. So stehen selbst die Ziele der Regierungen — als Repräsentanten der Völker — weiterhin um Hunderte von Jahren hinter den Forderungen der Technik zurück. Die geistigen, technischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen der Politik zwischen Staaten sind heute andere als vor vierzig Jahren und doch wird gehandelt, als wären sie unverändert geblieben. Noch immer ist der Wunsch zu nationaler Expansion stärker als der Wille zu übernationaler Konzentration.

Was kann getan werden?

Die Frage, was getan werden kann, um aus dem Stillstand der letzten vier Jahre nicht nur keinen Rückschritt, sondern einen Fortschritt werden zu lassen, stellt sich immer wieder. Bevor man sie beantwortet, ist es notwendig, zu betonen, daß es nicht möglich sein wird, einen Teil der Welt zu retten, sondern nur das Ganze oder gar nichts. Die Menschheit steht auf lange Sicht nicht mehr vor der Frage, ob ein Volk seinen Herrschaftsanspruch einem anderen gegenüber durchsetzen kann, sondern ob sie sich als Kollektiv gegen die Gefahr der Vernichtung wehren kann. Nur wenn wir diesen Behauptungen ihre Richtigkeit unterstellen, werden wir aus der Erkenntnis des Mißerfolges der letzten vier Jahre die Schritte machen können, die diese Welt einem neuen Anfang näher bringen. „Weltverbesserungsideen“ haben dabei keine Aussichten, verwirklicht zu werden. Doch wieviel wäre schon gewonnen, wenn die Gefahr erkannt würde, in der die Menschheit steht.

Kein Volk will den Krieg, doch die strategischen Schachzüge drohen eine Konstellation zu schaffen, in der er unvermeidlich werden

kann. Oder welche Volkswirtschaft könnte die Schwelle zur Kriegswirtschaft gefahrlos überschreiten? Oder ist es auf die Dauer möglich, daß zwischenstaatliche Beziehungen ausschließlich mit strategischen Mitteln geregelt werden? Ist der „kalte Krieg“ nicht bereits eine so militante Form der Auseinandersetzung, daß er ohne Explosionsgefahr nur eine sehr geringe Zahl von Jahren andauern kann? Ist schließlich nicht die Angstpsychose schon die Atmosphäre des Krieges? Diese Fragen stellen, heißt bereits, die Forderung aussprechen, alles zu tun, um aus den defensiven strategischen Reaktionen zu politischen Aktionen zu finden. Wenn es auch notwendig ist, ein strategisches System der kollektiven Sicherheit zu errichten, um erst einmal eine Voraussetzung für die Überwindung der Furcht zu haben, so darf doch dieses System in sich nicht bereits als die Überwindung selber angesehen werden. Allianzen können einen befristeten Zweck erfüllen, aber nicht eine Neuordnung der Welt, um die es geht, durchsetzen. Darum ist es eine Illusion, etwa vom Atlantikpakt die Konsolidierung der weltpolitischen Spannungen zu erwarten. Täuschen wir uns doch nicht darüber, daß wir zwischen den Zeiten stehen und das Vakuum als Nährboden der gegenwärtigen Spannungen nur durch politische Handlungen, die der Einheit der Welt Rechnung tragen, überwunden werden kann. Diese Aufgabe ist keine Frage der Sicherheit und bedeutet keine Reaktion auf irgendeine Bedrohung, sondern ist nichts anderes als die Konsequenz aus der Vereinheitlichung der Welt. Nur so darf auch der Zusammenschluß Europas gesehen werden. Gerade deshalb stimmte es so bedenklich, als auf dem Brüsseler Kongreß der Europa-Bewegung die Vereinigung des Kontinentes verschiedentlich als eine „Frage der Sicherheit“ bezeichnet wurde.

Solange der „kalte Krieg“ als unabänderlich hingenommen wird, bleibt er unüberwindbar. Aber er muß ohne Krieg liquidiert werden, wenn der Anschluß an die Zukunft gefunden werden soll. So verfahren die politischen Dinge liegen und so stark die Gewöhnung die politischen Handlungen der Menschheit bisher bestimmte, gibt es einen Weg, dies zu erreichen. Es müssen Bedingungen geschaffen werden, die dem einzelnen Staat garantieren, seine Streitigkeiten mit anderen Ländern ohne Krieg und selbst ohne einen bewaffneten Konflikt vorbereitende strategische Aktionen regeln zu können. Das kann sowohl durch einen diplomatischen Ausgleich als auf der Basis internationaler Rechtsprechung getan werden. Gleichzeitig muß eine übernationale Organisation, deren Grundlage die Vereinten Nationen

wären, über eine so starke Militärmacht verfügen, um jeden Staat an der Führung eines Krieges hindern zu können. Wenn diese beiden Bedingungen erfüllt sind, wird die Priorität der Strategie für die Regierungen und die Furcht bei den Völkern zurückgedrängt werden. Erst mit diesen Voraussetzungen, die im wesentlichen der Verfassung der Vereinten Nationen entsprechen und die Verwirklichung der Atlantik-Charta ermöglichen würden, wäre der Anschluß an die Zukunft und damit Zeit für eine Neuordnung der Welt gewonnen.

Man wird entgegenhalten, die hier gesteckten Teilziele hätten sich in den vergangenen vier Jahren nicht erreichen lassen und würden, solange die Sowjetunion ihre Haltung nicht ändere, unerreichbar bleiben. Da dieser Einwand berechtigt ist, fällt die Aufgabe, die Voraussetzung für den Weltfrieden zu schaffen, dem Westen zu. Unmittelbar ändern können weder Frankreich, England noch die USA die Haltung des Kremls. Aber durch eine Neuordnung des Zusammenlebens der Staaten können sie der sowjetischen Aggressivität die Ansatzpunkte nehmen. So, wie die Regierungen in Frankreich und Italien die Stärke der kommunistischen Parteien nur verringern können, indem sie durch eine vernünftige Politik die Lebensbedingungen ihrer Landsleute bessern, so würde die Verwirklichung des Vereinigten Europas abseits aller strategischen Bündnisse (wie Westunion und Atlantikpakt) auch einen späteren Ausgleich zwischen Ost und West vorbereiten. Es geht darum, einer nach der Herrschaft strebenden Macht eine Idee gegenüberzustellen, deren Stärke darin läge, daß sie die politische Stellung des Menschen in der Welt mit der Unteilbarkeit dieser Erde in Einklang bringt. Die Gewalt als letztes Ziel der Strategie wird keine Probleme lösen, wohl aber der Frieden als letztes Ziel der Politik.

Solange das strategische Denken jedoch überwiegt, wird eine echte politische Neuordnung im Westen nicht Realität werden, und es können hinsichtlich der Vereinigung des Kontinentes nur Kompromisse geschlossen werden, die weder de facto noch de jure ein Fortschritt sind. Die Tatsache, daß der Westen bisher selbst zu strategischen Reaktionen nur in dem Maße fähig war, wie die Aktionen des Ostens sichtbar wurden, zeigt, wieviel noch zu tun ist, um den die politische Neuordnung lähmenden Einfluß der Strategie zu überwinden. Vernunft würde allerdings schon dazu gehören. Die Tatsache, daß der Glaube an den gesunden Menschenverstand nie wertbeständig gewesen ist, sollte jedoch kein Anlaß werden, der Vernunft von vornherein keine Chance zu geben. Dank der Kraft der Atombombe

sind die Chancen der Vernunft jedenfalls größer, als sie es früher waren, zumal die Neuordnung des Zusammenlebens eine Existenzfrage ist. Für Deutschland sind diese Überlegungen eine Konsequenz aus der eigenen Geschichte, für die Welt sind sie die Lehre aus dem vergangenen Krieg und den Jahren, die ihm folgten. Die Etappen zum Endziel sind in den letzten Jahren so klar hervorgetreten, daß man über sie keine Spekulationen anzustellen braucht. Für Westeuropa liegen die ersten Schritte darin, in dem Atlantikpakt wohl eine Erhöhung der eigenen Sicherheit zu sehen, aber den Wert des Paktes doch darin zu erkennen, daß er die Zeit gibt, mit dem Zusammenschluß des Kontinentes Ernst zu machen. Wenn die politische Entwicklung mit einer Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse Hand in Hand geht, wird der Konflikt, der in den „kalten Krieg“ gesteigert wurde, schon wesentlich ungefährlicher sein, und der Wille der Völker wird sich mehr auf Handlungen für die Zukunft als auf solche zur Sicherung der Gegenwart konzentrieren.

Würde es der berühmte Kraftmensch Wu Hu versuchen, einen Ochsen am Schwanz nach rückwärts zu ziehen, dann könnte es sein, daß der Schwanz abreißt und dem Athleten die Kraft ausgeht. Der Ochse würde nicht folgen, da er nach rückwärts soll. Würde aber ein kleiner Knabe den Ochsen am Nasenring führen, dann würde ihm der Ochse folgen, wie immer der Knabe will, da es nach vorwärts geht.

Lü bu wei

Amerika fühlt sich verpflichtet...

Boston (Massachusetts), im April

In seiner letzten Neujahrsbotschaft an das amerikanische Volk sagte Präsident Truman, man solle in anderen Ländern nicht übersehen, daß Amerika in seiner relativ kurzen Geschichte ein besonderes Verständnis für menschliche Leiden und Kämpfe habe entwickeln können. Jahrhundertlang mußten die Amerikaner die Natur bekämpfen. Sie mußten Gebirge, Flüsse und Wüsten überwinden, um auf ihrem Kontinent eine Zivilisation aufzubauen. Gegen Indianer, Franzosen, Engländer und Spanier mußten sie Krieg führen, um den eignen Staat zu gründen. Schließlich hätten sie, um sich ihre Staatsform zu erhalten, einen furchtbaren Bürgerkrieg ausgefochten, der Teile des Landes auf Jahrzehnte verwüstet hat. Sie kennen den Kampf um das nackte Leben ebenso wie den Kampf um die Durchsetzung und Bewahrung von Ideen und Grundsätzen, die ihnen teuer sind, und hätten dadurch für ähnliche Leiden und Kämpfe anderer ein Verständnis erworben, welches man nicht vergessen oder übersehen dürfe.

In Europa neigt man dazu, den Amerikanern jegliches Verständnis der europäischen Lage abzusprechen. In Wirklichkeit machen sich viele Amerikaner ernste Gedanken über den Zustand Europas und das Verhältnis Amerikas zu Europa; allerdings sehen sie dieses von einem neuen Standpunkt aus. Will man diesen neuen Standpunkt verstehen, so muß man etwas zurückgreifen.

Im 18. und 19. Jahrhundert zog Jahr für Jahr ein Strom gebildeter Amerikaner nach Europa, und ein Gegenstrom europäischer Bücher, Kunstwerke und geistiger Güter jeder Art floß nach den Vereinigten Staaten zurück. Für den jungen Amerikaner aus gutem Hause gehörte es zum Abschluß seiner Bildung, daß er die „Grand Tour“ machte oder auf einer europäischen Universität sein Studium fortsetzte und europäische Ideen und Möbelstücke mit nach Hause

brachte. Was Europa ihm an Kunst, Literatur, Wissenschaft und Philosophie zu bieten hatte, war unübertrefflich; Amerika konnte ihm trotz seiner gewaltigen Ausdehnung und seiner heranwachsenden industriellen Macht diesen Schliff und letzten Glanz — eben die menschliche Reife, die aus der Betrachtung der Geschichte erwächst — nicht geben. Auch war Europa in der Weltpolitik führend (obwohl die Amerikaner, einem Kolonialvolk ähnlich, durch die Kriege langsam immer stärker hineingezogen wurden). In Europa wirkten die großen Schriftsteller und Maler, die berühmten Professoren. In Europa fanden sich die großen, ursprünglichen Vorbilder der Baukunst — kurzum der ganze Ausdruck abendländischer Kultur, der auch die Vereinigten Staaten angehörten, war nur in Europa zu finden.

Damals war es Mode, daß die meisten Europäer, die nach Amerika reisten, nach ihrer Rückkehr Bücher schrieben, in denen die Amerikaner und das Leben in Amerika verspottet wurden. Man denke nur an Charles Dickens und seine „American Notes“, an Harriet Martineau und ihre „Travels in America“ und andere mehr. Auf den Londoner Bühnen war „Cousin Jonathan“ aus den Staaten eine beliebte Karikatur, und lächelnd verbreitete man in Europa die Worte eines bekannten Kritikers: „Das Buch mag schön sein, aber wer liest schon ein amerikanisches Buch!“ Der Übereifer der Amerikaner, das ärmliche, ungezwungene Leben der Pioniere wurden verspottet und lächerlich gemacht. Diese Tradition des „Amerika-lächerlich-machens“ hielt lange an.

Nun waren daran nicht allein die Europäer schuld. Wenige Amerikaner wußten damals im 19. Jahrhundert und selbst noch bis in unsere Zeit hinein, daß es in ihrem Lande Maler wie Winslow Homer und Thomas Eakins gab; daß Schriftsteller wie Hermann Melville und Edgar Allan Poe auch Achtung verdienten; daß Dichter wie Walt Whitman und Emily Dickinson am Schreiben waren; daß Staatsmänner wie Abraham Lincoln Weltgeltung haben konnten, und daß ihre Baumeister und Ingenieure, wenn sie auch keine Kathedralen bauten, doch einen modernen — wenn auch etwas römischen — Ausdruck ihres Zeitalters fanden in den Zweckbauten Manhattans, in Brücken und Kanälen und vor allem im Bau der kontinentumspannenden Eisenbahn. Freilich gab es auch amerikanische Maler und Schriftsteller genug, die ihre geistige Nahrung „nur in Europa“ finden konnten und sich bedenkenlos dort ansiedelten; die sich dem Kritiker anschlossen und es ablehnten, ein amerikanisches Buch zu lesen oder das Schauspiel des amerikanischen Lebens zu betrachten. Es wurde

zur allgemeinen Gewohnheit, Europa in jeder Beziehung als ein höheres Wesen zu betrachten, welches den Amerikanern unerreichbar wäre.

Eines Tages begann eine Gegenströmung. Mitten in dieser Zeit der Anbetung Europas schrieb der große amerikanische Humorist Mark Twain sein Buch „Innocents Abroad“. Das amerikanische Publikum nahm es begeistert auf, und viele lasen mit Genugtuung seine Schilderung des frechen, burschikosen Amerikaners, der die Europäer ob ihrer überfeinen, altersmuffigen Kultur verspottete. Ernsthafter schon sind die letzten Schriften von Henry James. Dieser lebte und schrieb in Europa, hauptsächlich in England, und schilderte in seinen Romanen den Amerikaner in Europa. Es waren fast immer tragische, empfindsame Begegnungen, die er beschrieb, und die vielleicht seine eigene Heimatlosigkeit widerspiegeln. In seinen letzten Schaffensjahren kehrte er als erster der amerikanischen Auswanderer nach Amerika zurück und versuchte, mit einer genialen Schilderung des amerikanischen Lebens nachzuholen, was er so lange versäumt hatte.

In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts begann die allgemeine Jagd nach amerikanischen Altertümern. Es wurden historische Gesellschaften gegründet und Denkmäler gesetzt, welche Persönlichkeiten und Ereignisse der amerikanischen Geschichte verherrlichten. In den dreißiger Jahren wurden zum erstenmal Schriftsteller und Maler als „auch Arbeiter“ anerkannt, die mit Unterstützung der Regierung die allerersten Baedekers Amerikas vorbereiteten (Guide to America Series). Während des letzten Krieges und seiner krisenhaften Vorspiele durfte der amerikanische Tourist nicht nach Übersee reisen. Infolgedessen durchstreifte er sein eigenes Land und wurde berauscht von dessen Größe, Schönheit und mannigfacher Gestalt. Er hat jedoch daraufhin nicht alles in Amerika für „viel besser“ erklärt (vielleicht mit Ausnahme von Ice Cream und dem amerikanischen Badezimmer). Die Neuentdeckung des eigenen Landes wirkte zugleich begeisternd und ernüchternd. Es entstand ein Gefühl der Verantwortung für die erste Anwendung der Atombombe in Hiroshima und Nagasaki, und die Verschlechterung der west-östlichen Beziehungen, auf die der Durchschnittsamerikaner infolge der Kriegspropaganda schlecht vorbereitet war, hat zusammen mit der neuen Begeisterung für das eigene Land dahin geführt, daß man über das Verhältnis Amerikas zu Europa ernsthaft nachzudenken begann. Amerika betrachtet sich ohne weiteres als eines der Länder

abendländischer Kultur und heute, notgedrungen, als dessen verantwortlichen Bannerträger.

Es ist bezeichnend, daß diese neue Rolle bei den Wissenschaftlern und Technikern Amerikas den deutlichsten Ausdruck findet. Wissenschaft und Technik haben dem amerikanischen Leben immer ihre besondere Prägung gegeben, haben Kunst, Literatur und Politik beeinflusst. Wenn eine populäre Wochenschrift wie „Life“ Artikelserien über die Kultur des Abendlandes bringt, so braucht das nicht viel zu bedeuten, obwohl man vorausgesetzt haben muß, daß solche Artikel beim Leser Anklang finden würden. Ich habe aber mit bekannten Wissenschaftlern gesprochen, welche klar erkennen, was in Amerika vor sich geht: es ist die ernsthafte Bemühung, das aus den Fugen gegangene Abendland wieder in feste Formen zu bringen.

Der bekannte Naturforscher James Phinney Baxter, Präsident des Williams College, sagte jüngst in einer Rede bei der Eröffnung einer neuen technischen Universität: „Die meisten Amerikaner sind sich zwar der großen Leistungen unserer Nation auf dem Gebiet der angewandten Wissenschaft bewußt. Gleichzeitig aber haben sie keine Ahnung, wie relativ geringfügig unser Beitrag zu den Grundlagen der Wissenschaft ist, oder in welchem Umfang wir uns von der Intelligenz Europas genährt haben. Jetzt, da Europa in zwei großen Kriegen verarmt ist, ist es an der Zeit, daß wir nicht nur unseren vollen Teil der Last tragen, sondern sogar noch mehr.“

Bei derselben Gelegenheit sagte Dr. Hugh S. Taylor, einer der führenden Gelehrten der Princeton Universität: „Während unsere Grenzen sich ausdehnten und das Land sich entwickelte, sind wir Amerikaner bei der vielfältigen Anwendung der Technik von den wissenschaftlichen Grundlagen, die aus Europa kamen, abhängig gewesen. Jetzt kommt die Reihe an uns hier auf unserem Kontinent; wir müssen versuchen, Quelle und Ursprung einer wachsenden Forschung und größeren Wissens zu sein und die Zuflucht der abendländischen Kultur zu werden. Das Erziehungswesen, welches wir aufbauen, wird weitgehend darüber entscheiden, in welchem Umfang unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt sein werden.“

Dieses neue amerikanische Selbstbewußtsein schließt Europa in keiner Weise aus. Man gibt allgemein zu, daß die großen Grundideen der Technik immer aus Europa gekommen sind. Gabe und Talent der Amerikaner haben von jeher in dem „Know How“ gelegen, dem Wissen-Wie, wie es ein gebräuchlicher amerikanischer Ausdruck nennt. Man hat in Amerika immer gewußt, wie man diese

Grundideen aufgreifen und in die Tat umsetzen mußte. Obwohl es begrüßenswert wäre, große Ideen hier im Lande wachsen zu sehen, glauben doch viele Forscher, daß die amerikanische Entwicklung dafür noch nicht genügend ausgereift ist. In Europa finde man eine Ruhe, sagen sie, die der Nährboden philosophischer und wissenschaftlicher Betrachtung von jeher gewesen ist; in Amerika sei man noch mit dem Aufbau und Ausbau allzusehr beschäftigt, als daß man zum Nachdenken hätte Zeit finden können.

Die Bedeutung des „Wissen-Wie“, in dem der ganze Zauber und die ganze Stärke der amerikanischen Entwicklung liegt, darf aber nicht unterschätzt werden. Große Gedanken wären manchmal einsame, vergessene Säulen des Wissens geblieben, wenn sie nicht in die Praxis umgesetzt, entwickelt und damit der Menschheit zugänglich gemacht worden wären. Das „Wissen-Wie“ — ob die Grundideen nun aus Europa oder Amerika kommen — gereicht auch Europa zum Vorteil und wird für das Weiterleben und den künftigen Frieden Europas vonnöten sein. Die Notwendigkeit, Europa jetzt zu helfen, hat in Amerika ein tiefes Gefühl der Verantwortung für das Abendland und der Teilnahme an seinem Schicksal erweckt. Es ist erstaunlich, wie selbstverständlich man hier darüber redet, Weltbürger zu werden. Allerdings ist der Amerikaner darauf besonders gut vorbereitet, da er immer zugleich Bürger seiner Stadt, seines Staates, seiner Vereinigten Staaten und eines ganzen Kontinents ist.

Aus noch einem anderen Grund denkt der Amerikaner mit besonderem Ernst an seine neue Rolle. Die Bücher „Hiroshima“ und „No Place to Hide“, welche die Auswirkung der Atombombe schildern, sagen auf vielen Seiten, was der bekannte Naturforscher und Leiter des „Institute for Advanced Study“ in Princeton, Dr. Robert Oppenheimer, in wenigen Sätzen ausgedrückt hat:

„Wer berufen war, für den Fortbestand seiner Kultur aktiv zu kämpfen, und wer durch die Entwicklung neuer Kriegsmittel und Waffen von ferne, wenn auch viel entscheidender, seinen Beitrag geleistet hat, dem hat die Erfahrung des Krieges ein Vermächtnis der Sorge hinterlassen. In diesen unruhigen Zeiten werden wir uns wahrscheinlich nicht mehr ganz davon befreien können. Und vielleicht ist es auch gut, daß wir das nicht können.“

Nirgends wird dieses ernste Gefühl der Verantwortung schärfer empfunden, und bestimmt wird es nirgends ausführlicher besprochen als unter denen, die an der Entwicklung der Atomkraft für militärische Zwecke beteiligt waren. Ich möchte meinen, daß die meisten

Historiker darin übereinstimmen, daß andere technische Erfindungen, vornehmlich das Radar, für den Ausgang des letzten Krieges von größerer Bedeutung gewesen sind. Ich bezweifle jedoch, daß deren Anwendung die tiefe Sorge und sittliche Betroffenheit verursacht hätte, welche so viele von uns Physikern empfunden, ausgesprochen und zu überwinden versucht haben. Es ist nicht schwer zu begreifen, warum dem so ist. Die Physik, welche an der Entwicklung der Atom-bombe so entscheidend mitgewirkt hat, ist unmittelbar aus den Rüstungslaboratorien und aus unseren Aufzeichnungen hervorgegangen.

Trotz der vorausschauenden Weisheit unserer politischen Führer im Kriege empfanden die Physiker eine besonders innige Verantwortung dafür, daß die Atomwaffen vorgeschlagen, gefördert und schließlich in großem Umfange verwirklicht wurden. Auch können wir nicht vergessen, daß diese Waffen, wie sie nun einmal angewendet wurden, in so erbarmungsloser Weise die Unmenschlichkeit und Bosheit des modernen Krieges vor Augen geführt haben. In einem grimmigen Sinne, den weder Roheit, noch Witz, noch Übertreibung ganz vergessen machen können, haben die Physiker erfahren, was Sünde ist. Und das ist ein Wissen, das sie nicht verlieren können.“

In diesen Worten Oppenheimers spiegelt sich das Gefühl der Verantwortung, wie sie nicht nur die Physiker seiner Generation, sondern die Amerikaner überhaupt heute empfinden — die Verantwortung für die Atombombe und deren Auswirkungen in einer Welt, die sehr klein geworden zu sein scheint.

So betrachtet der gebildete Amerikaner heute die Welt und seine veränderte Rolle darin mit neuem Ernst. Er kann Europa den Rücken nicht kehren; er nimmt Anteil an dem, was dort vor sich geht. Er findet es, wie immer, schwierig, manches zu verstehen, und natürlich ist es seit dem Kriege immer noch mühsam, die geistigen Verbindungen herzustellen und zu pflegen. Ihm erscheint Jean Paul Sartre nicht als Beispiel für ganz Europa, sondern er ist bereit, auf einen europäischen Aufstieg zu warten. Er ist sich aber darüber nicht im klaren, ob dieser Aufstieg Jahrzehnte oder Jahrhunderte dauern wird. Darum bereitet er sich vor, die verantwortungsvolle Rolle seines Landes als tragende Macht des Abendlandes auszubauen und zu vertiefen.

Weizsäcker — verurteilt und gerechtfertigt

Von Martin Luther stammt das nachdenkliche Wort: „Wie der Heide Terentius sagt: das strengste Recht ist das allergrößte Unrecht“, das in lateinischer Fassung ja auch dem Cicero zugeschrieben wird. Wer mußte nicht daran denken, als er von der Verurteilung des früheren Staatssekretärs im Auswärtigen Amt Ernst von Weizsäcker durch das Nürnberger Tribunal hörte? Der Schuldspruch wurde nicht von einem internationalen, sondern von einem amerikanischen Gericht gefällt, das aus je einem Richter irischer, schottischer und norwegischer Abstammung bestand. Niemand darf daran zweifeln, daß diese Richter nach dem Studium von 28 000 Seiten Protokoll, 39 000 Seiten Dokumenten und 11 000 Seiten Schriftsätzen nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt haben. Aber jeder Jurist in der ganzen Welt sollte sich darüber freuen, daß ihm diese Aufgabe nicht zugefallen ist. Denn wer wollte sich schon anheischig machen, anhand von Akten, die 80 000 Seiten umfassen, ein auch im höheren Sinne unanfechtbares Urteil über einen derart problematischen Sachverhalt, wie es nun einmal der Kampf gegen den Diktator im eigenen Lande darstellt, zu fällen? Wir glaubten sogar, daß niemand, der nicht an Ort und Stelle jahrelang unter dem psychischen und physischen Druck eines Diktators gelebt und nach dem Prinzip der höchsten Wirkungsmöglichkeit gegen ihn gekämpft hat, überhaupt die Problematik, die darin liegt, daß dieser Kampf den Gesetzen der Zeit entsprechend geführt werden mußte, hätte erkennen können. Wir waren der Meinung, man müßte John Milton, den Dichter des „Paradise Lost“, der aus ähnlichen Gründen Kanzler Oliver Cromwells war, wie Weizsäcker Staatssekretär Hitlers blieb, aus dem Grabe auferstehen lassen, um unserer Zeit einen objektiven Maßstab für diese Dinge zu geben.

Wir haben uns geirrt. Der hohe Stand des amerikanischen Gerichts-

wesens hat mit dem Urteilsspruch im letzten Nürnberger Prozeß der Welt ein bleibendes Dokument für die uralte Problematik der Rechtsprechung geliefert. Wir haben hier in Heft 1/1949 schon auf die Schwierigkeit der Abgrenzung zwischen Mensch und Dokument hingewiesen. Wir haben für den Menschen plädiert und durchaus offen gelassen, daß es auch die Möglichkeit gäbe, nach dem Dokument zu urteilen. Das amerikanische Gericht in Nürnberg stand vor dem gleichen Dilemma und zog sich dadurch überaus honorig aus der Affäre, daß der Urteilsspruch sich nach den Dokumenten richtete, einer der drei Richter hingegen die Rolle John Miltons übernahm und den Maßstäben für den Menschen wieder Gültigkeit verschaffte.

Nach dem amerikanischen Prozeßrecht ist es nämlich möglich, daß ein Richter zugleich mit dem Urteil seine von der Mehrheit des Gerichts abweichende Meinung veröffentlicht. Von diesem Recht hat der irisch-amerikanische Richter Leon W. Powers Gebrauch gemacht und auf 132 (!) Seiten Gedanken niedergelegt, die über alle Zeiten hinweg als eine Grundlage rechtlichen Denkens Gültigkeit behalten werden. Aber auch das Urteil selbst, das formaljuristisch in anderthalb von acht Anklagepunkten zu einer Verurteilung Ernst von Weizsäckers kam, anerkennt ausdrücklich den bedeutenden Widerstand, den der frühere Staatssekretär gegen die Pläne Hitlers geleistet hat, und kommt zu folgender für den „Verurteilten“ anerkennenden Feststellung:

„...Die Anklagebehörde macht aber geltend, Weizsäcker sei schon strafbar wegen seines Zugeständnisses, daß er die Niederlage seines Vaterlandes nicht gewollt habe. Die Antwort darauf muß lauten: Welcher Mensch will denn die Niederlage seines Vaterlandes? Es ist denkbar, daß man im Streite mit einem Tyrannen, dessen Programm den Untergang des Vaterlandes bedeutet, auch vor Gewalt und Mord nicht zurückschreckt. In unserer Zeit gibt es aber niemanden, der seinem Vaterlande den Untergang und dessen Jugend den Tod wünscht. Wir sind nicht bereit, hier einen neuen Maßstab für menschliches Verhalten einzuführen, der bisher noch niemals als ethisch tragbar angesehen worden ist, und der nach unserer festen Überzeugung weder dem Gebot der Vernunft noch den Sittengesetzen entspricht...“

Mit dieser deutlichen Abgrenzung hat das Gericht anerkannt, daß an dem Widerstand eines echten Patrioten, der für sein Land und sein Volk zu der äußersten Waffe des Landesverrats aus Landestreue greift, nicht gezweifelt werden darf. Damit entfällt die These jener

Feinde des innerdeutschen Widerstandes, die lediglich den Kampf von außen gegen Deutschland als wahren Widerstand gelten lassen wollen.

Darüber hinaus hat Richter Leon W. Powers die gesamte Problematik auch noch grundsätzlich erfaßt. Er ging davon aus, daß Schuld persönlich ist und am einzelnen haftet und sich aus den persönlichen Handlungen des einzelnen Angeschuldigten herleitet. Jegliche Kollektivschuld lehnt er ab. Die strafbare Handlung einer Person kann nach ihm einer andern Person nicht zur Last gelegt werden, wenn diese an der Begehung nicht teilnahm und keinen Einfluß auf den Täter hatte. Er verlangt einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Handeln des Angeklagten und dem ihm zur Last gelegten Verbrechen, wobei es der Anklagevertretung obliegt, die Schuld mit Beweisen darzulegen, die jeden vernünftigen Zweifel ausschließen. „Die Anklagebehörde hielt sich leider zum größten Teil weder bei der Beweisvorlage noch bei den Plädoyers an diese Grundsätze und die darin formulierte Auffassung.“ Das Dritte Reich habe viele und furchtbare Verbrechen begangen, über die eine Fülle von Beweismaterial mit sämtlichen grausigen Einzelheiten vorgelegt worden sei; aber man habe geltend gemacht, daß die Angeklagten all dieser Verbrechen schuldig seien, von denen sie entweder direkt oder indirekt Kenntnis erhielten.

Dieses Schuldigsein-sollen nur auf Grund direkter oder indirekter Kenntnis führt den Richter Powers zum Höhepunkt seines „J'accuse!“ mit der erschütternden Feststellung: „Das erklärt vieles in diesem Verfahren, u. a. auch die Tatsache, daß die Männer, die nach ihrer eigenen Aussage tatsächliche Kriegsverbrechen begangen zu haben scheinen, in diesem Verfahren nicht auf der Anklagebank sitzen, sondern als Belastungszeugen für die Anklagebehörde aufgetreten sind.“

Die Grundidee seiner Rechtsauffassung hat Richter Powers insbesondere am Falle Weizsäcker deutlich gemacht. Damit hat sich auch erwiesen, wie richtig unsere eigenen anfänglichen Bedenken über das Amalgamieren des „Falles Weizsäcker“ mit den Anklagen gegen eine Reihe allzu bekannter Täter und Mittäter des Hitlerregimes waren. Bei jenen mußte man nicht eine vermutete indirekte Mitwirkung suchen, die man bei Weizsäcker u. a. in seiner angeblichen Teilnahme an der Auslösung der Invasion der Rest-Tschechoslowakei im März 1939 sehen will. Das Urteil selbst stellt aber fest, daß er den Invasionsplan nicht entworfen hat und dem Vorhaben sogar ableh-

nend gegenüberstand. Das Gericht stützt seine Verurteilung auf die Tatsache, daß Weizsäcker indirekt von der Invasion gewußt habe und das Ausbleiben einer im Münchner Abkommen vom September 1938 zugesagten Garantie des Gebietsstandes der Tschechoslowakei mehrfach entschuldigt und gerechtfertigt habe. Richter Powers fragt, was das nun mit der Invasion zu tun hätte, denn, so folgert er: „Wäre es weniger wahrscheinlich gewesen, daß die Invasion erfolgte, wenn die Garantie-Erklärung abgegeben worden wäre?... Wieso sollte man annehmen, daß Hitler dadurch von seinem Vorgehen abgebracht worden wäre, zumal doch die sogenannte Invasion oder der Einmarsch der Truppen im Einvernehmen mit dem Präsidenten und dem Außenminister der Tschechoslowakei oder auf Grund eines Abkommens erfolgt ist?“

Darin besteht ja gerade die Tragik jeglichen Widerstandes gegen einen Diktator in seinem Lande, daß diejenigen, die überhaupt wirklich etwas aufhalten oder mildern wollen, Dinge mitansehen müssen, die sie im Tiefsten ihres Herzens verwunden. Nur die Motive rechtfertigen das Übersehen solcher Untaten. Es kommt also darauf an, daß eine höherstehende sittliche Pflicht, nämlich die, seinem Land und seinem Volk zu helfen, der normalen moralischen Regung, sich zumindest von solchen Untaten möglichst weit zu entfernen, gegenübersteht.

Wir wiederholen: wer niemals in so grausamen Zeiten einer Diktatur leben mußte, wird derartige Gedankengänge kaum begreifen. Formaljuristisch lassen sie sich überhaupt nicht werten. Richter Powers, der allerdings auch nie unter einer Diktatur gelebt hat, erkannte aus einer tief in ihm ruhenden sittlichen Überzeugung — einer Überzeugung, die das Normalmaß bei weitem übertreffen muß — diese höherstehende sittliche Pflicht. Ja sogar das Gericht folgte ihm teilweise auf diesen schwierigen Wegen. Im Zusammenhang mit dem Krieg gegen Polen stellt es nämlich fest, daß Weizsäcker gegen die Einmarschabsichten war und seine Ablehnung mit zwingender Logik begründete. Aber auch hier habe man wieder nicht auf seinen Rat gehört und leider hätte er früher ja schon vergeblich einmal die Westmächte gewarnt. Wörtlich heißt es in dem Urteil:

„Der tatsächliche Verlauf der Ereignisse ließ seine früheren Unheilsprophezeiungen als Kassandrarufe erscheinen. Unter solchen Umständen mochte sogar ein beherzter Mann zeitweise den Mut sinken lassen und sich, von der Nutzlosigkeit seines Strebens überzeugt, einer müden Resignation hingeben. Daß Weizsäcker sich dennoch

wieder aufgerafft und aktiv an der Widerstandsbewegung gegen Hitler und den auf gewaltsame Beseitigung dieses Unholdes gerichteten Verschwörungen teilgenommen hat, steht für uns fest...“

Könnte es überhaupt eine glänzendere Rechtfertigung Weizsäckers im Amte geben?

Nun soll hier keineswegs verschwiegen werden, daß der Staatssekretär Ernst von Weizsäcker in seinem Amte Vorgänge zur Kenntnis nehmen mußte, die in ihrer Auswirkung unbedingt als Verbrechen gegen die Menschlichkeit anzusehen sind. Das bezieht sich hauptsächlich auf die Ausrottungsmaßnahmen gegen Juden im Inland und in den besetzten Gebieten. Wer den Menschen Weizsäcker in seiner Gesamtheit nicht sieht, wer hingegen einen Einzelvorgang von seinem Arbeitstisch in der Wilhelmstraße beurteilt, der muß zu seiner bedingungslosen Verurteilung kommen. Aber von all jenen, die ihn wirklich kennen und die ihn in den Jahren der Bedrängnis und des Kampfes gegen den Tyrannen gekannt haben, wird doch niemand verlangen wollen, daß sie den Aufrechten heute verleugnen? Aus tiefem Wissen um die echte Tragik würden aber gerade sie dem Gericht, das auf Grund von Dokumenten zu einer Verurteilung kam, keinerlei Vorwurf machen. Aber wird man es ihnen verwehren, daß sie sich ehrlich darüber freuen, in Richter Powers einen Menschen gefunden zu haben, der ihre Erkenntnisse und Empfindungen teilt?

Dieser hat deshalb auch eingehend das Wissen Weizsäckers um einzelne Ausrottungsmaßnahmen untersucht. Er befürchtet, daß die Erörterung der Judenverfolgung im Urteil den Eindruck macht, als ob das Auswärtige Amt die hauptsächlich an der Durchführung dieser Maßnahmen beteiligt gewesene Stelle gewesen wäre. „Die Art und Weise“, so schreibt Richter Powers wörtlich, „in der das Beweismaterial vorgetragen wurde, darf eine ruhige und logische Untersuchung des ganzen Sachverhalts nicht verhindern. Um zu einer gerechten Lösung zu kommen, ist Vernunft und Überlegung notwendig. Gefühle helfen nicht...“

Gleich bei den ersten Maßnahmen gegen die Juden in Deutschland erhielt das Auswärtige Amt von ausländischen Regierungen zahlreiche Proteste gegen die Anordnung, daß in Deutschland lebende jüdische Staatsangehörige dieser Länder ebenfalls betroffen seien. Weizsäcker, so stellt Richter Powers fest, habe es zunächst einmal erreicht, daß alle Juden ausländischer Staatsangehörigkeit von den Maßnahmen verschont blieben, wenigstens zu Beginn der Aktion. „Jedenfalls hat das Auswärtige Amt, vertreten durch Weizsäcker und

Woermann, auch weiterhin darauf bestanden, gefragt zu werden, sobald Maßnahmen gegen ausländische Juden in Erwägung gezogen wurden. Der Zweck war natürlich, das Auswärtige Amt in die Lage zu versetzen, den berechtigten Wünschen ausländischer Regierungen Rechnung zu tragen und gute Beziehungen mit diesen Regierungen aufrechtzuerhalten, also alles zu vermeiden, was eine Verschlechterung der zwischenstaatlichen Beziehungen hätte herbeiführen können. Hier handelt es sich um zwischenstaatliche Beziehungen und um auswärtige Politik; dies gehörte zur ureigensten Zuständigkeit der Angeklagten; insoweit hatten sie ein Recht, gehört zu werden, und dieses Recht wurde ihnen gewährt. . . . Als die Deportation der französischen und staatenlosen Juden an die Reihe kam, wegen der Weizsäcker und Woermann verurteilt worden sind, hatte das Auswärtige Amt kein Recht zum Widerspruch. Frankreich war mit den Verschickungen einverstanden, und die andern Juden waren staatenlos. Auf auswärtige Politik konnte daher ein Widerspruch nicht gestützt werden. Eine weitergehende Bedeutung kommt dem Einverständnis der Angeklagten nicht zu."

Der wohlbegründete Widerspruch Weizsäckers wegen der amerikanischen Juden sei von Ribbentrop schon beiseite geschoben worden. Welche Gründe aus dem Gebiet der auswärtigen Politik hätte Weizsäcker schon gegen die Verschickung der französischen und staatenlosen Juden vorbringen können? Im Urteil scheine die Auffassung zum Ausdruck zu kommen, daß Weizsäcker in einer solchen Lage von der Möglichkeit hätte Gebrauch machen sollen, Ribbentrop einen belehrenden Vortrag über Völkerrecht und Moralbegriffe zu halten. Powers stellt mit Recht fest, daß eine derartige gefühlsmäßige Einstellung die Gegebenheiten der damaligen Zustände und die Persönlichkeit Ribbentrops verkenne, ja daß eine derartige Moralpredigt sicherlich nichts genützt, vielleicht sogar sehr viel geschadet haben würde. Wörtlich stellt der amerikanische Richter in seinem abweichenden Votum zu dem Urteil fest: „Ich kann in den im Urteil erwähnten Vorfällen keine Rechtfertigung für die Verurteilung Weizsäckers wegen der Verfolgung der Juden erblicken. Die Verschickung der Juden lag in den Händen der SS oder der Besatzungstruppen in Frankreich. Das Auswärtige Amt, vertreten durch Weizsäcker und Woermann, hatte ein begrenztes Recht, zugunsten von Juden ausländischer Staatsangehörigkeit Einwendungen zu erheben. Von diesem Recht scheinen sie in jedem geeigneten Falle Gebrauch gemacht zu haben."

Die Begründungen, die Richter Leon W. Powers gegeben hat, zeigen also, daß man auch mit den Mitteln juristischer Deduktion zu einer Erkenntnis des wahren Charakters Ernst von Weizsäckers gelangen kann. Zu einer Erkenntnis, zu der seine deutschen Freunde und Mitarbeiter aus unmittelbarem Erleben und eine Reihe international bekannter Persönlichkeiten wie Bischof Berggrav, Lord Halifax und Carl J. Burckhardt neben vielen andern aus enger menschlicher oder politischer Berührung in den Jahren des Hitlerregimes gekommen waren.

Summum ius, summa iniuria. Das Urteil über Ernst von Weizsäcker wird als ein weiterer problematischer Rechtsfall in die Historie eingehen. Er wird noch viele Jahre später zitiert werden, aber es wird in unserer unmittelbaren Zukunft noch mehr als einmal diskutiert werden. Neben anderem wird es geeignet sein, der Fairneß der amerikanischen Rechtsprechung, die sich nicht zu scheuen braucht, die tiefe menschliche und juristische Problematik des Rechtsfalles zuzugeben, ein unübersehbares Zeugnis auszustellen.

Der echten Tragik des Falles würde am sichtbarsten dadurch entsprochen, daß Sorge dafür getragen würde, Ernst von Weizsäcker das Gefängnis zu ersparen. Die Entscheidung darüber liegt an höherem Ort. Wir alle aber, die wir ihn kennen und die wir immer für ihn eingetreten sind — ein Eintreten, dessen Berechtigung uns das Nürnberger Urteil bestätigt —, wir haben vorerst die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß Ernst von Weizsäcker nicht in einem Atem genannt wird mit den Namen solch übler Subjekte des Naziregimes wie Sigismund von Bibra, Veessenmayer, Bohle, Sauer, Schieber und wie sie alle heißen mögen.

Napoleon aus blauem Glase oder Goethes Farbenlehre

Im Jahre 1830 begleitete Johann Peter Eckermann August Goethe nach Rom. Auf der Rückreise nach Weimar, auf der ihn noch die Nachricht vom Tode August Goethes erreichte, hielt er sich einige Tage in Straßburg auf. In dem Schaufenster eines Friseurladens entdeckte er eine Büste Napoleon Bonapartes aus blauem Glase. Und er hatte sofort den Eindruck, daß „dies gläserne Bild einen unschätzbaren Wert“ habe. Denn Goethe hatte ihn ja in die Geheimnisse seiner Farbenlehre eingeführt, mit dem Entstehen der Farben aus dem Getrübten her vertraut gemacht, und er ahnte deshalb gleich, daß die von außen zu sehenden kalten, negativen Farben, besonders das Blau, von innen folgerichtig alle aktiven, warmen Farben von Hellgelb über Orange zum höchstgesteigerten Rot aufweisen müssen. Dieses Phänomen zog ihn so an, daß er in den Friseurladen hineinging, um dort seine Vermutung vollauf bestätigt zu finden. Der Figaro war über die Begeisterung des ungewöhnlichen Besuchers nicht wenig erstaunt und führte sie auf eine besondere Verehrung für den außergewöhnlichen Korsen zurück. Jedenfalls ließ er sich bewegen, Eckermann die Napoleon-Büste in blauem Glase zu überlassen.

Goethe bedankt sich für den Napoleon

Der getreue Eckermann hatte die Napoleon-Büste nicht für sich, sondern für seinen verehrten Dichturfürsten erworben. Ihm schickte er sie, und am 12. Oktober 1830 schrieb ihm Goethe aus Weimar: „Der lebhafteste Eindruck, den Sie beim Anblick des merkwürdigen, Farbe vermittelnden Brustbildes erfuhren, die Begierde, sich solches anzueignen, das artige Abenteuer, welches Sie dabei bestanden, und der gute Gedanke, mir solches als Reisegabe zu verehren: all

das deutet darauf, wie durchdrungen Sie sind von dem herrlichen Urphänomen, welches hier in allen seinen Äußerungen hervortritt...

Wenn Ihr Dämon Sie wieder nach Weimar führt, sollen Sie jenes Bild in der heftigen, klaren Sonne stehen sehen, wo unter dem ruhigen Blau des durchscheinenden Angesichts die herbe Masse der Brust und der Epauletten von dem mächtigen Rubinrot in allen Schattierungen auf- und abwärts leuchtet, und wie das Granitbild Memnons in Tönen, so sich hier das trübe Glasbild in Farbenpracht manifestiert. Man sieht hier wirklich den Helden auch für die Farbenlehre sieghaft. Haben Sie den schönsten Dank für diese unerwartete Bekräftigung der mir so werten Lehre."

Wir sehen also hier, wie Goethe keineswegs von der kitschigen Idee, Napoleon in blauem Glase darzustellen, erfaßt wird, sondern wie sich bei ihm der Geistesflug gleich in andere Sphären erhebt und das Phänomen Napoleon sich mit dem Phänomen der Farbenlehre überschneiden kann.

Urpflanze und Urfarben

Goethe hatte sich selbst die Vorstellung einer Urpflanze erdacht, „um die ihn die Natur selbst beneiden“ sollte, und von der ausgehend man noch unendlich viele Pflanzen erfinden könne, die, „wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa maleurische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben“. Ganz bewußt griff der Meister also über die rein faßbaren Dinge hinaus, um zu der tieferen Wahrheit vorzudringen. So waren auch die Farben für ihn eben mehr als einfach äußerlich wirkende Reflexe. Blau und Gelb waren seine Urfarben, aus denen sich alle anderen Farben als dynamische Wesen folgerichtig entwickeln. Ihre innere Wahrheit, das heißt also die Notwendigkeit ihrer Existenz und ihrer Abfolge neben- und zueinander, wies er im Farbkreis nach. Goethe läßt die Farben aus dem Getrübten entspringen, wobei die Urfarben an den Grenzen des Hell und Dunkel erscheinen, womit sie geradezu ihren geheimnisvollen Ursprung kundtun. Und sie sind für ihn unsagbare Individuen, ähnlich wie seine Urpflanze oder auf anderen Stufen die Urwesen.

Goethe, Aristoteles, Plato und Paracelsus

Goethe mußte zu seinem Bedauern feststellen, daß ihm auch das genaueste Studium der Alten kein wertvolles Material für seine Farbenlehre geben konnte. Aber Gedankengänge über die Entstehung der Farben, die er bei Aristoteles fand, stehen in einem merkwürdigen parallelen Verhältnis zu seinen Entdeckungen. Einige Hinweise fand Goethe, wie er selbst sagt, auch bei Plato, Leonardo da Vinci und Paracelsus. Die neueren wissenschaftlichen Erkenntnisse seiner Zeit trafen sich jedoch mit den seinigen. Newtons prismatische Versuche lehnte er ab, da nach seiner Ansicht der durch den Durchgang durch das Glas abgelenkte Lichtstrahl sein Wesen verändern, somit also „leide“. Das Prisma selbst war für ihn ein trübender Faktor, und damit mußte die Behauptung Newtons falsch sein. Goethe ging nicht materialistisch an seine Aufgabe heran, sondern gewann durch die reine Anschauung, welche der östlichen Versenkung und Meditation verwandt war, die ersten bestimmenden Faktoren seiner Farbenlehre. Nach der Entdeckung der Urfarben fand er die Gesetzmäßigkeit der Gegenfarbe und gelangte so zu der Erkenntnis, daß die Farben dynamische Wesen seien, die sich in sich selbst steigern. Der große französische Dichter Paul Valéry mag vielleicht an Goethe gedacht haben, als er zu der Erkenntnis gelangte, daß der Wissenschaftler das, was er entdeckt, zuerst erfinden müsse.

Gesetz der Gegenbilder und Gegenfarben

Nach allem, was wir von Goethe wissen und wie er seine Farbenversuche beschrieben hat, muß er ein ungewöhnlich reizbares und hervorragend geschultes Auge besessen haben. Über die reinen Urfarben Gelb-Blau und ihrem dritten, gewissermaßen neutralen aber übergeordneten Rot schuf er die reinen Gegenfarbenpaare und ordnete sie zweckmäßig im Kreise, also in seinem Farbenkreise, an. Durch Übereinanderlegen der beiden Spektrumenden Rot und Violett fand er den reinen, immateriellen Purpur. Diese Farbe steht in Goethes Kreis an höchster Stelle, gleichsam als Symbol seiner königlichen Würde und Macht. Sein Gegenspieler ist das erdhafte Grün, eine Farbe, die Goethe wieder „als etwas Einfaches“ wertete.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farben

Wie gesagt ging Goethe über die rein äußerliche Wahrnehmbarkeit der Farben hinaus und meinte, wenn man „immer nur eine einzige voll und ganz auf sich einwirken läßt, zeigen sich bestimmte, nicht verwechselbare Empfindungen: teils harmonische, teils charakteristische und bedeutende Wirkungen“. So kommt er vom Sinnlichen der Farbe auf das Sittliche, und sie kann damit „als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden“. Wenn er so weit ging, auf die außerordentliche Wirkung einzelner Farben auf das psychische und physische Wesen des Menschen zu verweisen, so lehnte seine Zeit diese Behauptungen als merkwürdig oder übertrieben ab, während unsere moderne Therapie die Goetheschen Auffassungen inzwischen als richtig erkannt hat. Wir wissen ja auch, daß die Farben eine tiefe und noch keineswegs ganz erforschte feinstoffliche Wirkung auf niedere Lebewesen, wie Algen und Bakterien haben und daß manche Lebensfunktionen durch Farben gehemmt oder gefördert werden können. In dieser Richtung stehen uns noch große Erfindungen bevor.

Die Farben steigern sich

Goethe entdeckte auch als erster das Gesetz der sich in sich selbst steigernden Farben. Das will besagen, daß nach längerer Betrachtung einer Farbe eine offensichtliche Steigerung, ein Sich-heben des Farbtons einsetzt. So entsteht beispielsweise der Eindruck, daß sich ein helles Gelb nach einiger Zeit zu einem offenen Ton steigert, der ins Orange geht. Ein echtes Orange hingegen wird höher gestimmt zu Rot, und selbst Rot nimmt bei längerer Betrachtung eine höhere Lage an, indem es offen zu Purpur neigt. Umgekehrt besitzen auch die kalten Farben die Tendenz, sich nach dem höheren Wesen der Nachbarfarben, also zum Purpur hin, zu entwickeln.

Farben sind dynamisch

Farben lassen sich nicht in eine feste Form zwingen. Sie sind freie Wesen, die durch nichts einzuengen oder zu halten sind. Es sind immer ungleiche, höchst bewegliche, veränderliche und äußerst empfindliche Wesen. Aus der Tatsache heraus, daß sich die Farben in sich selbst steigern und sich auch gegenseitig beeinflussen in der

Form, daß die dem Purpur näherliegende Farbe der anderen immer irgendwie ihren Stempel aufdrückt, kann man Goethes Behauptung verstehen, daß sich letztlich alle Farben im Purpur finden. Man muß die Steigerung der Farben an sich selbst und aus sich selbst heraus erlebt haben, um das ganz zu verstehen. Dann versteht man auch, wie ablehnend sich Goethe allen Versuchen, etwa auch denen eines Schopenhauer, gegenüber verhielt, die Farben noch faßbarer, also ganz materiell, zu umreißen. Noch um die Jahrhundertwende wurde diese Goethesche Auffassung durchweg abgelehnt. Aber heute wissen wir, daß sich die Farben als etwas Lebendiges wirklich nicht einfangen oder fassen lassen. Deshalb müssen auch die Versuche einer mathematischen Farbbordnung eines W. Ostwald auf ein totes Geleise führen und vor allem für den Künstler zwecklos sein. Mit seiner Lehre von der Urfarbe über die Sekundär- und Tertiärfarbe und sein Bewußtsein, daß die Farben der Vermischung von Farbe plus Schwarz, Farbe plus Weiß und Farbe plus Schwarz und Weiß unterworfen sein, hatte Goethe das mehrdimensionale Wesen der Farbe erkannt und alle mathematischen Möglichkeiten, die Farbtöne zu umreißen, erschöpft.

Nützen Theorien etwas?

Goethes Traum, daß die Künstler in Zukunft seine Farbenlehre weitgehend gebrauchen würden, hat sich bis jetzt noch nicht restlos erfüllt. Er meinte, daß man seine Theorie im gleichen Sinne wie die Form- und Kompositionslehre der Musik verwenden werde. In der Tat besitzt die Farbenlehre von Goethe alle Elemente, die zu einer solchen Hoffnung berechtigen. Auch die Maler haben bislang die ausgezeichneten Möglichkeiten, die darin verborgen sind, nicht recht zu nutzen verstanden. Erst in neuerer Zeit hat man begriffen, daß man die Goethesche Farbenlehre mit größtem Gewinn heranziehen kann, um neuartige Farbenklänge zu finden, Klänge überhaupt abzustimmen, eine bestimmte, im Farbkreis leicht auffindbare Tonart festzulegen; kurz, daß man mit den Farben musizieren kann, wie es Goethe wünschte und voraussah. Auch seine Erkenntnis, daß neben der Farbe im Bilde auch andere Faktoren, wie Linie und Form, Hell-Dunkel und das andere mit der Farbe zusammenhängende Helldunkel, Simultankontraste, Überflutungen usw. zu berücksichtigen seien, sei hier erwähnt. Gerade die sogenannte abstrakte Malerei hat diese Bildelemente in ihrem Wesen neu kennenlernen wollen, zumal das

Bewußtsein dafür verlorengegangen war: Goethe war der Ansicht, daß meist in falschen Tönen gemalt würde, und er verabscheute besonders den damals üblichen und bis 1900 geübten Galerieton, „die braune Soße“. Es waren allerlei Impulse notwendig, um diese „traditionelle Malweise“ zu überwinden.

Goethe und die moderne Kunst

Goethe hatte nicht die Freude, seine Theorie durch die Maler seiner Zeit verwirklicht zu sehen. Ähnlich erging es Runge, der ja auch eine erstaunliche Farbenlehre geschrieben hat, die von Goethe nicht nur geschätzt wurde, sondern die er in wesentlichen Teilen in seine eigene Farbenlehre übernahm. Während sich die deutschen Maler von sogenannten wissenschaftlichen Erkenntnissen fernhielten, haben sich die Franzosen schon sehr früh damit befaßt. Marie Eugene Chevreul, der Erfinder der Stearinkerze, hatte als Leiter der staatlichen Manufakturen sein Hauptaugenmerk auf die Normung der Farben gerichtet und durch seine Erkenntnisse Maler wie Seurat und Signac angeregt. In Deutschland wird bei den Künstlern das Interesse für die wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Farben, also auch über die Farbenlehre Goethes, erst um die Jahrhundertwende wach. Nennen wir hier ganz besonders A. Hölzel, der als Naturalist sein Auge schulte und so richtig sehen lernte, um schließlich über die Farbenlehre Goethes zur reinen Farbe vorzudringen. Er war ein hervorragender Pädagoge, zu dessen Stuttgarter Schülerkreis moderne Maler, wie W. Baumeister, M. Ackermann, Schlemmer, Müller, Graf, Kerkovius und die Schweizer Meyer-Amden und Pellegrini, gehört haben. Auch Nolde war einige Zeit bei Hölzel und hat dort zweifellos viel gewonnen.

Aber auch Maler wie Kandinsky und sein Freundeskreis studierten die Farbtheorien. Die Malerfreunde Franz Marc und August Macke haben sich brieflich und mündlich immer wieder über die Farben und Farbbordnung unterhalten, und Marc, der allzufrüh Verstorbene, hat sehr originelle Gedanken über die Verwandtschaft zwischen Farbe und Musik geäußert.

Aber niemand hat wohl die Farbe so bewußt gehandhabt wie Paul Klee. „Ich versuchte die reine Zeichnung, ich versuchte die reine Helldunkelmalerei, und farbig versuchte ich alle Teiloperationen, zu denen mich die Orientierung auf dem Farbkreis veranlassen mochte. So, daß ich die Typen der farbig belasteten Helldunkel-

malerei, der farbig-komplementären Malerei und der total farbigen Malerei ausarbeitete, jedesmal verbunden mit den mehr unterbewußten Bilddimensionen. Dann versuchte ich alle möglichen Synthesen zweier Typen, kombinierend und wieder kombinierend, und zwar immer unter möglicher Wahrung der Kultur des reinen Elementes.“

Daß Paul Klee über seine bewußte Handhabung der Farben hinaus ein gottbegnadeter Künstler ist, der in einer für unsere Zeit erstaunlichen Weise „fromme Bilder“ gemalt hat, das haben heute schon alle wirklichen Kunstfreunde der Welt erkannt. Ob sein Weg durch andere fortgesetzt werden kann, wird sich noch erst erweisen müssen. Nachahmen läßt er sich nicht. Denn ebenso wie sich die Farbe materialistisch nicht begrenzen läßt, so geht natürlich das Kunstwerk über alles Erlernbare hinaus.

So bleibt die Frage offen, ob die Zuhilfenahme der Farbtheorien noch zu weiteren Zielen der Malkunst führen kann oder ob in dieser Hinsicht der Endpunkt schon erreicht ist. Soviel aber steht fest, daß Goethes Farbenlehre immer noch und immer wieder für alle Künstler von großer Bedeutung ist und sein wird. Um aber Goethes weite Welt auch auf diesem Gebiet „zu erwerben“, bedarf es geschulter und großer Pädagogen. Diese müssen dann ihren Schülern immer wieder klarmachen, welche Ideenassoziationen wichtigster Art sich bei einem großen Mann selbst dann einstellen — wenn er einen Napoleon aus blauem Glase erblickt.

„Rühmliche Lebenszeit“

Katharina Kippenberg zum Gedächtnis

Deutschland ist niemals arm gewesen an bedeutenden Frauen, die als kongeniale Mitarbeiterinnen ihrer Männer oder als leidenschaftliche, oft prachtvoll gegen andere ungerechte Hüterinnen eines großen geistigen und künstlerischen Erbes zum kulturellen Reichtum einen vollen Anteil beigetragen haben.

Cosima Wagner, Marie von Bülow, Maria von Wildenbruch, Carl Maria von Webers Enkelin, Elisabeth Foerster-Nietzsche und so manche andere Frau haben ihren Namen in die Geschichtstafeln des deutschen Geisteslebens eingetragen.

In den leuchtenden Kranz dieser bedeutenden Frauen können wir mit Fug und Recht Katharina Kippenberg, die Gattin Anton Kippenbergs, des Begründers des Insel-Verlages, einfügen.

Sie hat an dem Aufbau und der Entwicklung des Verlages von Weltgeltung, dessen Schaffen aus der Geschichte des deutschen Buchhandels, der Goethe-Forschung und des geistigen und künstlerischen Lebens nicht wegzudenken ist, entscheidend mitgewirkt. Durch vierzig Jahre hindurch hat sie das verantwortungsvolle Amt des Lektors im Insel-Verlag verwaltet.

Als das gediegene Haus des Insel-Verlages und das einzigartige Heim in der Richterstraße 27 in Leipzig mit seinem Alt-Weimar-Zimmer, dem Inselzimmer und dem Turmzimmer, in dem Rainer Maria Rilke Muße und Stille zum Schaffen gefunden hat, mit dem musealen Anbau aus den Jahren 1936/37 für die Sammlung Kippenberg während des Krieges durch Bomben vollkommen zerstört wurden, ging sie mit Anton Kippenberg trotz ihres schweren körperlichen Leidens mit vorbildlicher Tapferkeit an die nahezu unlösbare Aufgabe, den Insel-Verlag neu wieder aufzubauen.

Nur wer dieses Haus, das voll edelster Erinnerungsstücke doch alles andere als ein Museum war, an dessen so persönlicher Gestal-

tung sie als souveräne Bauherrin bis in die letzten Kleinigkeiten gearbeitet hat, in dem sie als Hausfrau mit einem aufgeschlossenen Sinn für echte Festlichkeit und feine Geselligkeit in vollendetem Stil waltete, gekannt hat, kann die Größe des Verlustes ermessen. Ein schwächerer Mensch hätte wohl gegenüber den Trümmern verzagt.

Die immer ernster mahnende, qualvolle Krankheit mit festem Willen tapfer überwindend, getreu dem Wahlspruch der Familie derer von Düring, deren Sproß sie war: „In Deo spes mea“, hat sie bis auf ihr letztes Lager unermüdlich gearbeitet. Ihr Vater Hermann Hartwig von Düring, dem sie eine meisterhafte, sachlich erzählende, von innerer Wärme belebte Biographie gewidmet hat, ging als Einundzwanzigjähriger 1849 nach Mexiko. Durch Fleiß, Sparsamkeit, Beständigkeit und Tüchtigkeit gelang es ihm, geschäftliche Erfolge in solider kaufmännischer Arbeit zu erringen, die seiner durch mancherlei Unglücksfälle verarmten Familie das alte Ansehen und ein sorgenfreies Leben zurückgaben. Er stand dem unglücklichen Kaiser Maximilian kurz vor seinem tragischen Tode nahe. Einige seiner hervorragendsten Eigenschaften vererbte er seiner Tochter.

Was Katharina Kippenberg an und für Rainer Maria Rilke, der ihr und Anton Kippenberg ein naher Freund geworden war, und für dessen Verständnis sie unermüdlich wohl als seine beste Interpretin erworben hat, wie sie auch für die äußeren Dinge seines Lebens sorgte, getan hat, das gehört zu den schönsten Kapiteln einer deutschen Verlegerarbeit, die sich ihrer großen Verantwortung gegenüber dem schöpferischen Geiste stets bewußt war. Sie hat auch an der stillen, in der Öffentlichkeit niemals erwähnten, mit feinem Herzenstakt geübten Unterstützung so mancher wertvoller Dichter und Künstler mitgeholfen.

Wer das Glück gehabt hat, dieser seltenen Frau zu begegnen, die das Air einer Fürstin hatte, ging als ein Beschenkter davon. Die ausgeprägte Selbständigkeit einer starken, äußerlich herben Persönlichkeit schuf eine Distanz, wie sie nur die Aura auserwählter Menschen verbreitet und selbst banale Menschen zur Achtung zwingt.

Lang ist die Reihe der Namen junger, vorher noch nicht arrivierter Dichter, deren Begabung der eingeborene, nicht irreführende Instinkt für das Echte und Große dieser Frau erkannte und die sie mit einer seltenen Treue, einer sehr rar gewordenen Eigenschaft, dann lebenslänglich förderte. Sie hatte die schöne Gabe der Anerkennung, und durch eine gewisse Herbheit, die so oft für seelisch leicht Verletzliche Schutz ist, leuchtete eine wundervolle frauliche Güte.

Goethe und die Griechen waren die Sterne, denen sie von früh an folgte, und von denen sie Maß und Richtung für sich und andere nahm. Es ist auch unvergessen, was sie für die Geltung und Verbreitung wertvoller englischer Literatur, der ihre besondere Liebe galt, getan hat. Wen sie bejahte, der konnte sicher sein, daß diese Meisterin des Rühmens mit feinstem Takt und in unermüdlicher Arbeit für ihn und seine Anerkennung werben würde. Der Bedeutung ihres klaren Geistes entsprach der Reichtum ihrer Seele. Ihre ganze Natur zwang sie, alles Halbe, nicht Ganz-Echte, mit Strenge abzulehnen. Gegenüber ihren Schützlingen war sie unnachsichtig aus Güte, weil sie auch aus ihnen das Ganze, das Gültige, herauszuholen strebte, wie sie an sich in Beständigkeit und strenger Selbsterziehung arbeitete. Sie wußte aus eigenstem Erleben um die Nöte und Wehen der schöpferischen Menschen. So ist sie vielen Erweckerin, Förderin und Vorbild geworden.

Ihr innerstes Sein und Leben hat sie wohl nur wenigen erschlossen, und zu den persönlichsten Bezirken gewährte sie nur den Nächsten Zutritt. Sie trug das auszeichnende Stigma einer letzten Einsamkeit, wie es das Schicksal auserwählter Naturen ist.

So kam es, daß manche unter den nahen Freunden des Hauses Kippenberg nicht gewußt oder erst spät erfahren haben: daß Katharina Kippenberg eine bedeutende Schriftstellerin war. Die große Bescheidenheit ihres adeligen Geistes legte ihr eine vielleicht zu starke Zurückhaltung auf, wohl auch das Messen eigener Leistung nach dem Maßstabe der Größten. Das Verzeichnis ihrer Bücher und Aufsätze füllt in dem Gedächtnisbuch „Katharina Kippenberg. Kleine Schriften“, Insel-Verlag, drei volle Seiten, darunter allein neun Bücher und Aufsätze, dem Schaffen und dem Gedächtnis Rainer Maria Rilkes gewidmet.

Erst spät entschloß sie sich, ihre Arbeiten unter dem eigenen Namen zu veröffentlichen. Nicht einmal die wundervolle Todesklage um Rilke in dem Gedächtnisheft des „Inselsschiffs“ im Jahre 1927 hat sie mit ihrem Namen gezeichnet, obwohl jede Zeile in Konzeption, Haltung und Stil die Autorin verriet. Sie bevorzugte Pseudonyme und hatte wohl eine besondere Freude an solchem anmutigen Spiel: als K. Berg schrieb sie 1907 über Henrik Pontoppidans „Hans im Glück“, als Ludwig Fehr 1932 ein Gedicht „Die Obstbude“, das ein eigenes Erlebnis in die Allgemeingültigkeit erhob, in einem höchst eigenen Ton, der keinem Vorbild zinste.

Die Briefe Aubrey Beardsleys gab sie als Karl Moorburg heraus, bei „Goethes Briefwechsel mit Oberjägermeister Johann Christian

von Düring“, den „Deutschen Chorälen“, Zelters Briefen an Goethe, den „Deutschen Gedichten“, bei Schillers Gedichten, die alle sie herausgegeben, bearbeitet und mit Nachworten versehen hat, blieb sie im Hintergrunde. „Die Anrede“, die in der Festgabe zum 22. Mai 1927 in der Schrift „Navigare necesse est“ zum Jubiläum des Insel-Verlages erschienen ist, sagt neben den Schriften über Rilke, dem tiefen Nachruf für Hugo von Hofmannsthal, ihrer Märchenerzählung „Der Dichter und die Vögel“, „Der Nachtigallengrund“, geschrieben zu Ricarda Huchs achtzigstem Geburtstag, wohl am meisten über sie selber aus. Diese einzigartige Frau war die vom Schicksal erlesene Gefährtin des Mannes, der mit ihr den Insel-Verlag aufgebaut hat. Ihr Stil war in seiner mit strenger Selbstzucht gepflegten Eigenart, in seiner zuchtvollen Sprache unverwechselbar. Ihre starke Persönlichkeit bewahrte sie vor den Gefahren der Selbstaufgabe, die jeder Dienst an einem Großen in liebender Verehrung in sich birgt. So erfüllte sich an ihr das Geheimnis, in der Hingabe an andere zu wachsen und ganz sie selbst zu werden.

Das Gedenkbuch, das im Insel-Verlag in 500 Exemplaren in einer vorbildlichen Ausstattung erschien, ist ein würdiges Dokument der Ehrung dieser einzigartigen Frau. Hans Carossa schrieb den Nachruf, und der Architekt Otto Bartling legt Zeugnis ab von ihrem Wirken als Bauherrin und Lektorin. Dann folgen ihre Aufsätze und dichterischen Werke.

Anton Kippenberg, lebend in und mit Goethe, hat dessen Verse zum Gedächtnis Anna Amalias als Eingang dieses Denkmals hinter das Bild der vor nunmehr zwei Jahren, 1947, Abberufenen gesetzt.

Er konnte für das Leid und die männliche Haltung, mit der ihr Verlust getragen wurde, kein schöneres Zeugnis wählen als die Verse, die Goethe zum Gedächtnis Anna Amalias geschrieben hatte:

„Doch bleibt immerfort auch eingedenk
Der Abgeschiednen, deren rühmliche Lebenszeit,
Umwölkt zuletzt, zur Glorie sich läuterte.
Unsterblich glänzend, keinem Zufall ausgestellt;
Um welche sich versammelt ihr geliebt Geschlecht
Und alle, deren Schicksal sie umwaltete.
In Leid und Freuden bleibt ihrer eingedenk,
Genuß, Entbehrung, Hoffnung, Schmerz und Scheidetag
Menschlich zu übernehmen, aber männlich auch!

Dem Gefühl der inneren Auflehnung, wenn nach dem Tode eines geliebten Menschen der Wechsel von Tag und Nacht, von Jahreszeit zu Jahreszeit, von Blühen und Verwelken und das menschliche Alltagsgetriebe unberührt weitergehen, hat wohl Wilhelm Raabe in „Altershausen“ den ergreifendsten Ausdruck gegeben: „— und sie nicht mehr dabei...“.

Aus dem Nachruf auf Rilke spricht das Gefühl, daß sein Tod in jedem Sinne etwas so Außerordentliches bedeutet habe, daß der Schmerz um ihn nach einem Wunder verlangte, aber daß die Natur gleichgültig geblieben wäre, als eines ihrer kostbarsten Geschöpfe von der Erde schied.

Wer Katharina Kippenberg gekannt hat, weiß, daß uns wiederum eins der kostbarsten Geschöpfe genommen ist, weiß aber auch, daß von ihrem reichen Leben und tapferen Sterben Erleuchtung und Stärkung für die Zurückgebliebenen ausgeht.

Denn wer wirklich einmal eine Heimat hat, der muß sie pflegen und lieben und er sollte nur selten von ihr gehen. Die Welt ist nicht für ihn außerhalb; er muß in Geduld und Arbeit erwarten, daß sie zu ihm kommen aus allen Fernen und die Dinge seiner Heimat erfüllen mit aller Vielfalt, Größe und Herrlichkeit.

Rainer Maria Rilke

Kaps der Erde

Kap der Guten Hoffnung

Reibe bedächtig kräftige und leuchtende Farben auf die Palette, die zierliche Malerscheibe, und mische sie mit Öl aus Leinsamen: Schwarz für die Kaffern und Hottentotten, saftiges Blau für Himmel und Meer, Weiß für die Wellenkämme der Brandung, Sandgelb für die Kapdünen. Passend und stimmungsvoll, wenn das Pergamentpapier einige Spor-, Rost- und Tabakflecken an den fingervergriffenen Rändern hat. In die linke untere Blattecke zeichne, von Palmen beschattet, bienenkorbähnliche Hütten nebst Kaffern, gruppiert um ein aufgespanntes Tuch, gehalten von zwei rabenschwarzen Eingeborenen. Schreibe sorgfältig mit veralteten holländischen Schriftzeichen darauf: „Caerte van de Cabo de Bona Esperanca“. Male unmittelbar darunter einen zum Sprung bereiten Löwen in vollem Mähnenschmuck und mit fletschendem Gebiß. Nimm als Modell einen Löwen aus einem zoologischen Garten der Gegenwart; denn es ist wahrscheinlich, daß hemmungslose Jäger allen Löwen jener Gegend schon den Garaus gemacht haben.

Grenze die gleich einem Riesenschuh ins Wasser tretende Küste scharf gegen die Ozeanflut ab, gegen das „Mare Aethjopicum“, wie es zu ihrer Zeit die Weltentdecker Bartolomeo Diaz und Vasco da Gama nannten: die Küste färbe sandfarben, das Meer dunkel- bis schwarzblau! Es entspricht der afrikanischen Stimmung, in das Landinnere Baum- und Urwaldgruppen einzuzichnen. Vergiß nicht, rüsselschwenkende Elefanten in die Grasflächen hineinzustellen, ebenso kräuterzupfende und die Köpfe in den Sand steckende Strauße, aber auch Schlangen in aufgebäumter und züngelnder Haltung. Besondere Sorgfalt ist bei der Wiedergabe der Berge anzuwenden. Verfehle nicht ihre seltsamen und auffallenden Formen und Umrisse: zeichne besonders genau den abgeplatteten „Tafelberg“ in seiner eindrucksvollen Eigenart. Stülpe ihm auf jeden Fall das grauweiße

„Tafeltuch“ aufs Haupt, die bleierne und bedrohliche Nebelwolke, Merkmal und Anzeichen eines aufziehenden grimmigen Sturmes aus Südosten, des „Euryclydon“, vom Volksmund „Kap-Doktor“ genannt, weil er mit vollen Backen in die brütende Hitze der Tafelbai bläst und sie von Staub, Fieberdünsten und Gestank reinigt.

Belebe in diesem Augenblick die schön geschweifte Bai mit Schiffen! Male aber nur Segelschiffe aus alter Zeit: sie sind eindrucksvoller und regen zu abenteuerlichen Träumereien an. Denke hauptsächlich an die hochbrüstigen ungefügten Karavellen und Galioten der Portugiesen und Holländer. Male auf die Seitenwände der Schiffe ihre Namen, nenne sie „Berrio“, „Sam Gabriel“, „Sam Raphael“, „Marèchale“, „Hof van Holland“, „Dromedar“, „Salamander“, „Schwarzer Fuchs“, „Tulpe“ und „Kapvogel“.

Es ist nicht notwendig, die Dreimaster genau nach den Vorbildern der einstigen Indienfahrer und Gewürzfrachter wiederzugeben; denn alle sind schon lange in der Umgebung des stürmischen Kaps, wo der Atlantische und der Indische Ozean zusammenbranden, untergegangen, und keinem Menschen ist es möglich, zu beschreiben, wie sie wirklich ausgesehen haben.

Kap von Tortosa

Das fette, sich stetig verdickende und sich langsam vermehrende Schwemmland des Flusses Ebro, des berühmten Iberus der Alten. Es schiebt sich flach und breit wie ein Handteller aus der spanischen Provinz Katalonien in das launische Mittelländische Meer hinaus. Die Erde und das Gestein von Kastilien, Navarra, Aragonien und Katalonien haben das Kap von Tortosa aufgebaut aus Sand und Schotter, angefahren nach den Schneeschmelzen in den Bergen, seit Jahrtausenden angetrieben und angerollt nach überschießenden Gewitterregen, aufgehäuft zu einer sumpfigen und grünen Platte, von langen Sandbänken durchbrochen, eine wuchernde Wildnis und eine sandige Ode zugleich. Ein riesiger Unrathaufen, ein gespreizter Fächer aus Abfall, kiesverkittet, schlackengefestigt, steinverbacken, Rastplatz für die Wasservögel Europas beim Abflug nach Afrika und nach den Rückflügen bei Frühjahrsbeginn. Unabmeßbare Zeiten haben an den vielen Erhebungen, Hügeln, Dünen, Sümpfen, Morästen, Kleininseln gebaut, Schicht nach Schicht, Ablagerung nach Ablagerung, immer mehr, immer gemästeter und fortwährenden Veränderungen unterworfen. Binsen, Schilf, Gras, Büsche, Algen, Pflanzen des

Süßwassers und Pflanzen des salzigen Meeres haben einen wilden Teppich da und dort ausgebreitet und ziehen aus dem Schwemmland Wachstum, Uppigkeit und Unmaß. Seichtes und tiefes Wasser steht in den Rinnsalen und Kanälen, in den Seen und Teichen, Brackwasser und frisches Wasser, Wasser, das zu einem Brei verstockt ist, und Wasser, von Zuflüssen und dem Wind in Bewegung gehalten, braune Brühe, graue, kalkige, rostrote, schleimiggrüne Brühe, Pfützen, schwarz wie die Nacht und wie Tinte, Lachen mit öligen Häuten überzogen und siebenfarbig gefleckt, violett gewellt, stinkendes, träges, faulendes, klebriges, traniges Gewässer, Brutstätte zudringlicher Stechmücken, Gebiet trügerischen Schlammes, ungenau und rätselhaft, durchhuscht von frechen Wasserratten, durchschlängelt von ekelhaftem Gewürm und gespenstischen Larven, durchwühlt von schwarzen Aalen und schlüpfrigen Schlammfischen. Dann Sand, immer wieder Sand, Buckel aus Sand, Inseln aus Sand, Ödnis aus Sand und Geröll, Sand wie zwischen Mühlen zermahlen, von der Sommersonne heiß und glühend, vom Wind in Schleiern fortgetragen und wieder hingestreut auf den riesigen, wasserumspülten Abfallhaufen, der das Kap von Tortosa bildet, zusammengebacken und zusammengeschlämmt, herangetragen vom Ebro und seinen Nebenflüssen Jalon, Aragon, Segre und anderen, herangespülte Topfscherben und Flaschenscherben, verwehtes und gebleichtes Papier aller Art, zerrissene Schuldscheine, unleserliche Liebesbriefe, gebleichte Kartons, Mahnungen und Rechnungen, all das Gleichgültige und Überflüssige menschlichen Lebens und menschlicher Äußerungen hat sich am Endpunkt des Treibens und des Wanderns vor dem Grab im Meer mit dem Ausguß der Küchen gemischt, mit dem weggeschnickten Seifenschaum der Stadt- und Dorfbarbiere, mit dem Brei aus Orangenschalen, Pfefferschoten und Maisbrot, mit den verfaulten Sommer- und Herbstblättern der Eschenbäume, Ulmen- und Fliedersträucher, verfilzt mit langem Espartogras, von Windstößen in das Flußwasser gewirbelt, ein Brei aus Schweinemist, Pferdeäpfeln, Hühnerfedern und den Überbleibseln ausgelaugter grauer Knochenstücke, Gemengsel aus Blut und Harn, aus Milch und Wein, Suppe und Stalljauche, Lederschnipseln, Tuchfetzen und Leinenstreifen, Erde und wieder Erde, von den Uferrändern abgenagt, vergiftet von den Säuren der Fabriken und aufgedunsenen Tierleichen, befrachtet mit modrigem Holz und anderem tausendfachem Unrat.

Das Kap wurde nie von Sirenen, Najaden und anderen die Matrosen lockenden schönen Meerfrauen bewohnt. Es ist die fieberdün-

stende und giftbrütende Heimat schwermütiger Fischer und Vogel-
jäger. Landeinwärts liegt die Stadt Tortosa, eingeschnürt von Bän-
dern und Brüsten grausamer Mauern, Terrasse über Terrasse, Häu-
serreihe über Häuserreihe, von ansteigenden Gassen durchschnitten,
mit den Nadeln vieler Kirchtürme und hat den gleichen schwermüti-
gen Schmelz, trotzdem sich die Ebene zu ihren Füßen als ein sorg-
fältig bebauter Garten darbietet, durch die sich das gelbe, dünne
Rinnsal des Ebro schlängelt, zum Untergang im Meer.

Kirschblüte

Vielleicht ist hier
ein junges Mädchen gegangen
oder ein Liebespaar
in Lust und jähem Verlangen.

Eine Mutter vielleicht
oder ein spielendes Kind.
Wie das so seltsam weiß
über die Erde rinnt!

Als sei noch einmal
der Tag der Frommen
in soviel Sünde
und Leid gekommen.

Als spräche wieder
Gottes verstummter Mund.
Die Wipfel beugen
scheu sich zum Grund.

LUDWIG BÄTE

R U N D S C H A U

Frankreich wählt die Vernunft. An den beiden letzten Sonntagen im März fanden in Frankreich die sogenannten Kantonalwahlen statt.

Grundsätzlich sind in dem straff zentralistisch regierten Frankreich diese Departements-Räte nur von durchaus untergeordneter Bedeutung. Aber dieses Mal standen diese Wahlen doch im Zeichen der großen Politik, weil von ihrem Ausgang das Wohl und Wehe der Regierung abhing, die von den Blocks der Rechten und Linken, den Kommunisten und Gaullisten, ständig bedrängt wird. Vor allem die Gaullisten haben immer die Behauptung aufgestellt, daß die Zusammensetzung des französischen Nationalrates der wahren politischen Schichtung des Volkes nicht mehr entspreche. Hätten nun die Kantonalwahlen eine grundlegende Verschiebung der politischen Machtverhältnisse ergeben, dann hätte die Regierung wohl demissionieren und eine vorzeitige Auflösung des Parlaments herbeiführen müssen.

Aber trotz aller Versuche von rechts und links hat sich das französische Volk für die „dritte Kraft“, also für die Lösung der Mitte, entschieden. Die Regierungsparteien konnten fast doppelt so viel Stimmen für sich buchen wie die Gaullisten. Das war das Entscheidende. Die Kommunisten haben trotz ihres propagierten „Landesverrats mit Voranmeldung“, zugunsten der Moskowiter, nur wenige Stimmen gegenüber den letzten Wahlen eingebüßt. Wenn man bedenkt, daß nur 60 v. H. der Wahlberechtigten sich an der Wahl beteiligt haben, dann darf man sogar annehmen, daß die e c h t e Mehrheit für die Regierung noch wesentlich größer ist, weil erfahrungsgemäß die Anhänger der extremistischen Parteien stramm zur Wahlurne marschieren.

Die ersten Abstimmungen, die nach den Kantonalwahlen im Nationalrat stattfanden, brachten eine Mehrheit, mit der der ruhige Kurs, den die Regierung Queuille sowohl in der Innen- wie in der Außenpolitik eingeschlagen hat, für eine Zeit lang noch gesichert sein dürfte. Denn die nächsten Parlamentswahlen werden erst 1951 stattfinden, wenn es nicht vorher zu irgendwelchen Zwischenfällen besonderer Art kommt.

Für uns Deutsche und für ganz Europa ist also der Ausgang dieser Kan-

tonalswahlen in Frankreich im Hinblick auf den europäischen Kurs der französischen Außenpolitik, den Außenminister Robert Schuman so folgerichtig durchhält, von großer Bedeutung. Obwohl Schuman Lothringer ist, also ein Landsmann von Barrès und Poincaré, ist er allen chauvinistischen Übertreibungen abhold. Er sieht mit größter Klarheit die Situation Frankreichs in Europa und die Europas in der Welt. Er kennt die Grenzen seines eigenen Landes und die ganz Europas. Er weiß, welche Bedeutung das ERP für die Stabilisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse seines Landes im vergangenen Jahr gehabt hat und was es also den USA verdankt. Er sieht auch, daß die hyperfranzösischen Forderungen eines Generals de Gaulle einfach nicht zu realisieren sind, ohne Frankreich völlig zu ruinieren. Als Robert Schuman im vergangenen Herbst vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen feststellte, daß die Sieger des ersten Weltkrieges bei der Behandlung Deutschlands Fehler begangen hätten, da glaubten viele Franzosen, ihm widersprechen zu müssen. Aber er warnte davor, Deutschland der Isolierung, der wirtschaftlichen Misere und der Arbeitslosigkeit zu überlassen, um es damit auf den Weg der politischen Abenteuer oder eines Sklavenaufstandes zu treiben. Und am Vorabend seiner Januar-Reise nach London sprach er von der leider nach dem ersten Kriege verkannten Tatsache, daß alle Nationen solidarisch und im Hinblick auf den Aufbau einer neuen Welt schicksalhaft miteinander verflochten seien. Diese Überlegungen haben den französischen Außenminister dann auch bewogen, mit Italien die Zollunion unter Dach und Fach zu bringen. Aus ähnlichen Beweggründen hat er sich von der Praxis der französischen Besatzungspolitik in Deutschland wohlthuend distanziert, so daß die Möglichkeiten für eine europäische Zusammenarbeit noch keineswegs verschüttet sind.

Aber auch die Unterzeichnung des Atlantikpaktes weist Frankreich noch deutlicher auf den Weg, mit Deutschland eine gleichberechtigte Lösung zu erstreben. Denn schließlich ist ja der Atlantikpakt strategisch bedingt, und es ist kein Geheimnis, daß die strategische Situation des Atlantikpaktes ohne Deutschland für Frankreich nicht ganz geheuer ist. Mit anderen Worten heißt das, daß auch Frankreich daran interessiert ist, die Verteidigungslinie für den Ernstfall so weit nach Osten zu schieben, wie es überhaupt denkbar ist, also zunächst bis an die Elbe. Der nüchtern denkende Außenminister Robert Schuman ist sich aber, im Gegensatz zu einem General de Gaulle, darüber im klaren, daß er die Deutschen niemals als Kanonenfutter benutzen kann, sondern lediglich dann mit ihrer Verpflichtung gegenüber Europa rechnen darf, wenn er sie als gleichberechtigte Partner in die europäische Gemeinschaft aufnimmt. In dieser Hinsicht würden sich Halbheiten auf der einen oder anderen Seite nur unangenehm für diejenigen auswirken, der sie veranlaßt oder zuläßt. Wenn also Etienne Gilson von der Académie Française in „Le Monde“ festgestellt, man könne bei Betrachtung des Atlantikpaktes nicht abstreiten, „daß es sich auch darum handeln könnte, amerikanische Sicherheit mit französischem Blut

zu erkaufen", so könnte diese Formulierung auch einmal auf das deutsch-französische Verhältnis umgemünzt ihre Bedeutung haben. Wenn also politische und strategische Überlegungen zu einer gleichberechtigten Partnerschaft aller europäischen Nationen drängen, dann wird das Ziel vielleicht doch noch in unseren Tagen erreicht. Der italienische Außenminister Graf Carlo Sforza schrieb sehr offen über derartige Gedanken in der „Neuen Zeitung“ und stellte dabei folgendes fest: „Man ist sich in den Vereinigten Staaten wohl darüber im klaren, daß ein geeintes Westeuropa möglicherweise stärker sein würde als die USA selbst. Doch darüber wird hüben und drüben kein Wort verschwendet, weil man in den USA die feste Überzeugung hat, daß ein starkes Westeuropa ein Bollwerk für den Frieden darstellt.“ Frankreich, das sich wieder einmal für die Vernunft entschieden hat, hat damit nun auch die Chance, dieses Bollwerk für den Frieden zustande zu bringen.

„Grenzberichtigungen“ — eine falsche Methode. Die westlichen Alliierten haben hinter verschlossenen Türen monatelang beraten, um dann schließlich Deutschland und die Welt mit dem Beschluß von „Grenzberichtigungen“ an der deutschen Westgrenze zu überraschen. An der holländischen, belgischen, luxemburgischen und saarländischen Grenze sollen zugunsten unserer Nachbarländer deutsche Gebietsstreifen abgetreten werden, die sich insgesamt auf 135 000 Quadratkilometer belaufen und 13 500 Deutsche in Mitleidenschaft ziehen. Den Deutschen soll es freistehen, an Ort und Stelle zu bleiben und vollberechtigte Bürger jener Länder zu werden, denen die Gebietsstreifen zufallen, oder ins Innere Deutschlands abzuwandern. Natürlich hatte man vorher von den Absichten gehört, und es war vor allem der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Karl Arnold, der rechtzeitig darauf hinwies, man sollte solche Pläne doch mit den betroffenen deutschen Ländern verhandeln, wobei man sicher sein dürfe, bei vernünftigen Vorschlägen auch auf vernünftige Einsichten rechnen zu können. Darauf aber gingen die Alliierten nicht ein, sondern verfügten einseitig die entscheidenden Maßnahmen.

Daß nun eine derartig einseitige Handlungsweise der Atlantic-Charta, den Prinzipien der Uno und dem europäischen Geist widerspricht, steht außer Zweifel. Sie ist auch nicht gerade ein Mittel, das durch die Besatzungspolitik zwangsläufig gestärkte Mißtrauen des deutschen Volkes gegenüber einer europäischen Schicksalsgemeinschaft abzubauen. Dabei wäre es eine so günstige Gelegenheit gewesen, vermittelnd über die Grenzen die Hand zu reichen und darzutun, daß man einer neuen Ära des „Sich-verstehen-wollens“ entgegenginge. Derartige Überlegungen haben in den Reihen der belgischen Parlamentarier und der belgischen Regierung auch eine große Rolle gespielt und deshalb hat sich nun nachträglich die belgische Regierung bereit erklärt, zunächst einmal auf den größten Teil jener

Bezirke deutschen Bodens, die durch die Alliierten Belgien zugesprochen waren, zu verzichten. Die belgische Regierung hat sich mit der Regierung von Nordrhein-Westfalen ins Benehmen gesetzt, um den Versuch einer vernünftigen und europäischen Lösung zu unternehmen. Von niederländischer Seite aus sind leider bisher nur sehr unfreundliche Äußerungen zu uns herübergekommen. Sollte aber nicht die Einsicht auch noch in Den Haag und Luxemburg siegen?

Die Tatsache der einseitigen Verfügung über deutsches Land ist also noch keineswegs ausgeräumt. Umgekehrt aber dürfen wir als die Schuldner von gestern und die Besiegten von heute, die durch die Not geläutert wurden und allen Grund haben, die Mehrung und Stärkung der „besseren Europäer“ zu fördern, darob nicht wieder in das Pathos und die eigenen Fehler von gestern zurückfallen. Wir müssen uns vielmehr nüchtern die Frage stellen, wie wir die in jeder Hinsicht bedauernswerte Maßnahme der Alliierten wieder gutmachen können. Wir wissen, daß wir es mit der Aufpeitschung nationaler Ressentiments an unseren Grenzen nicht vermögen, sondern daß wir dadurch lediglich jene Deutschen belasten oder sogar ins Unglück stürzen, die von den Gebietsannexionen betroffen sind. Es wäre auch töricht, wollten wir wegen dieser Zwischenfälle unsere Hoffnung auf ein einiges Europa begraben, zumal wir von Tag zu Tag der Realisierung eines föderierten Europas zusehends näherrücken. Dabei sollen wir auch niemals vergessen, mit welchem Unbehagen unsere leidgeprüften Nachbarländer einer gleichberechtigten Aufnahme Deutschlands in den europäischen Verband zustimmen werden. Aber viele Gründe und Anzeichen sprechen dafür, daß sie es doch tun werden. Wir von unserer Seite haben jeglichen Anlaß, aus innerster Überzeugung eine derartige Entwicklung zu fördern. Gelangt sie an ihr Ziel, dann ist praktisch die Grenzland-Annexion von heute gegenstandslos.

Ohne also die in diesem Falle uneuropäische, einseitige Handlungsweise der Alliierten in irgendeiner Weise gutzuheißen, stünde es uns nicht schlecht an, darzulegen, daß wir diesen Rückfall der Alliierten in eine vorgestrige und schädliche Mentalität unsererseits nicht mitmachen wollen, und eingedenk unserer einseitigen umfangreichen Taten von gestern heute nichts unversäumt lassen wollen, was einem friedlichen, ausgeglichenen und gleichberechtigten Morgen dienen kann.

Washington und Bonn Die deutsche Gründlichkeit hat sich nicht gerade selten nachteilig für uns ausgewirkt. Sie entspringt teilweise dem Unvermögen der Improvisation. Darum verstecken wir uns allzugerne hinter einer Art von Gelehrtenhaftigkeit und reden uns dabei selbst gerne ein, „Ewigkeitswerte“ zu schaffen — und müssen doch immer wieder erleben, daß alles nur überaus zeitlich ist. Der Gedanke, sogar einmal eine westdeutsche Verfassung zu improvisieren erscheint als Häresie.

Dabei war noch niemals das Leben, die Politik und all unser Sein derart vollkommene Improvisation wie in unseren Tagen.

Die Bonner Räte halten es getreu ihren Altvordern wieder mit der Gründlichkeit und wundern sich über den Unwillen der Öffentlichkeit, die dafür kein Verständnis aufbringt, zumal diese Gründlichkeit die Parlamentarier in immer tiefere Probleme hineinverstrickt. Die Peripherie dieser Probleme wird von den Zentralisten wie den Unionisten und von den Föderalisten wie den Föderasten gebildet. Schließlich kam aber doch ein Kompromiß auf etwa mittlerer Linie zustande, das aber schleunigst durch die „Empfehlungen“ der Alliierten vom zweiten März über Bord geworfen wurde. Sie hatten sich der französischen Vorstellung gebeugt, wonach dieses Kompromiß noch allzu zentralistische Tendenzen enthalte. Es war pikant zu beobachten, daß jene, die zu Hause utrierte Zentralisten sind, für die andern einen utrierten Föderalismus predigen. Das haben beispielsweise die Franzosen mit den Bayern gemein. Das gleiche Recht aber, das die CDU für die Angst vor den allzu roten Hintergedanken der SPD ins Feld führt, nimmt diese für ihre Sorgen vor den Auswirkungen allzu schwarzer Hintergedanken der CSU für sich in Anspruch. Es ist schier hoffnungslos . . .

In diese Situation wurde einem Blitzstrahl gleich die Washingtoner Einigung der Westalliierten über Deutschland geschleudert. Es handelt sich dabei um eine prinzipielle und noch keineswegs sehr detaillierte Einigung. Das Wichtigste daran ist die Ablösung der Militärregierungen durch drei zivile „Hohe Kommissare“. Das ist sozusagen wieder ein Schritt vom Kriege fort und zum Frieden hin. Man muß nicht gleich der Auffassung von Plautus beipflichten: „omnis miles insanus“, um davon überzeugt zu sein, daß der militärische Befehl für die Regelung zivilen Lebens nicht unbedingt fördernd ist und eine Heilung der Deutschen vom Militarismus durch Militärs ein hoffnungsloses Unterfangen. In jedem Falle darf uns die Einschaltung von Zivilisten für die unumgänglich notwendige Einfügung Deutschlands in das europäische Gebäude mit leiser Hoffnung erfüllen.

Wenige Tage nach diesem Ereignis wurde das von den Alliierten in Aussicht genommene Besatzungsstatut dem Parlamentarischen Rat in Bonn vorgelegt. Dieses Statut behauptet von sich selbst, improvisiert zu sein, und nimmt eine Revision nach zwölf oder achtzehn Monaten in Aussicht. Ob man aus diesem Bekenntnis in Bonn etwas lernt? Demgegenüber ist es gar nicht so erheblich, daß es den allzu deutlichen Stempel des Kompromisses trägt und sich einer Festlegung der Besatzungskosten ebenso wie einem schiedsrichterlichen Verfahren bei deutsch-alliierten Meinungsverschiedenheiten entzieht. Hingegen darf man ehrlich bedauern, daß weder die Einigung aus Washington noch das Besatzungsstatut irgend etwas enthält, was geeignet wäre, den echten demokratischen Kräften in Deutschland eine weithin sichtbare Hilfeleistung gegen die immer spürbarer werdenden nationalistischen Tendenzen zu geben. So bleibt uns die synthetische Herstellung von Buna und Benzin weiterhin verboten . . . Am 8. April schrieben

die „Times“ noch: „Wenn die demokratischen Parteien in Westdeutschland allzuoft und in aller Öffentlichkeit gedemütigt werden und mehr das Aussehen von Vertretern der Besatzungsmächte als des deutschen Volkes bekommen, werden sie beim ersten Sturm des Nationalismus oder des Kommunismus oder des aus dem Osten kommenden Nationalbolschewismus hinweggefegt werden.“

Was von deutscher Seite unter Berücksichtigung dieser Problematik zum Besatzungsstatut gesagt werden kann, wurde in einem Kommuniqué aller westdeutschen Ministerpräsidenten so staatsmännisch klug und diplomatisch geschickt formuliert, daß wir dem nichts hinzuzufügen haben: „Sie erblicken in diesem Dokument einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege zur Wiedererlangung der Souveränität des deutschen Volkes. Gewichtige deutsche Wünsche bleiben allerdings noch unerfüllt, und der Wert des Dokuments wird erst durch die Art seiner praktischen Durchführung bestimmt werden. Es wird jedoch begrüßt, daß vor allem Einleitung und Schluß des Dokuments eine Haltung der Besatzungsmächte zu erkennen geben, die eine gleichberechtigte Einordnung Deutschlands in die europäische Völkerfamilie erhoffen läßt.“

Die Kunst, besiegt zu sein, erfordert ein gewaltiges Maß an Klugheit und Nerven, weil sie die schwere Aufgabe lösen muß, eine Politik zu betreiben, der als einzige Machtposition die Ehrlichkeit und die Geduld zur Verfügung steht.

Vom Fair Deal zum Swear Deal Square Deal — so hieß es bei Theodore Roosevelt, schon 1916. Eine Art amerikanische Fassung des altpreußischen *sum cuique*. 1933 pflügte der New Deal Franklin Delanos die Vereinigten Staaten um. Die Karten wurden neu verteilt. Nicht irgendwelche Bezugskarten, sondern die Karten des Spiels ums Lebensglück, auf das die Unabhängigkeitserklärung der USA als das einzige Dokument dieser Art, jedem Bürger einen verbrieften Anspruch gibt. Roosevelt vertrat zwar die Interessen des „Kleinen Mannes“, war ihm aber als Millionär und Aristokrat weit entrückt. Trumann vertritt ihn nicht nur, sondern verkörpert ihn. Und er siegte 1948 im Bunde mit diesem Mann von der Straße. Sein Wahlprogramm und seine Antrittsbotschaften versprachen noch mehr New Deal, — d. h. vor allem Widerruf des Taft-Hartley-Arbeitsgesetzes, gleiche Bürgerrechte für alle, Ausbau der Sozialversicherung und des Erziehungswesens, höhere Mindestlöhne, staatliche Gesundheitsfürsorge, Kontrollen gegen Preissteigerungen. New Deal konnte man das alles kaum noch nennen, da es seit Roosevelt nicht mehr neu war. Und so entstand in der ersten Truman-Begeisterung, der Begeisterung über den David, der eigenhändig den Goliath schlug, das Wort vom Tru-Deal, bis Truman selbst schließlich den Fair Deal prägte für etwas, was gewiß kein himmelstürmender Sozialismus war, aber doch weiter ging als der New Deal.

Jedoch die Begeisterung hielt in den raschen Stimmungsschwankungen der Amerikaner nicht lange vor. Es bestätigte sich, daß der Sieg Trumans zwar überraschend, aber keineswegs überragend war — erhielt er doch damals nur 49,5 Prozent der Stimmen und ist somit der erste Präsident seit 1916, der nicht mit absoluter Mehrheit gewählt wurde. Von diesen amerikanischen Präsidenten sagt man, daß sie mit ihrem Amt entweder wachsen oder „schwellen“, und von Harry Truman entstand zunächst der Eindruck, daß letzteres zuträfe. Daß aus dem kleinen David im blauen Sakko ein König David zu werden im Begriff war, der auf „sein“ Mandat pochte, das immerhin das Mandat einer Partei war. Der Kongreß ging daher vom Start weg in Abwehrstellung. Es gab keine Wiederholung der berühmten „100 Tage“ Roosevelts, und die Flitterwochen Trumans, in denen er alles zu erreichen hoffte, waren kurz. So wenig Schwierigkeiten er mit dem außenpolitischen Programm hatte, so sehr geriet sein Fair Deal ins Stocken. Der Kongreß zeigte sich von einer Achse der konservativen Republikaner und der konservativen Demokraten aus dem Süden beherrscht, die alle Truman-Anträge bisher zum Dahinwelken in den Ausschüssen verurteilte.

Hinzu kam die Niederlage in der Machtprobe um das „Filibuster“, die der Senatsopposition die Handhabe gibt, auch weiterhin alle Regierungsvorlagen zu Fall zu bringen. Das Mietpreis-Gesetz wurde praktisch aufgehoben, Ämterbesetzungen nicht akzeptiert. Die Taft-Hartley-Bill ist immer noch in Kraft. Die Sozialversicherungsmaßnahmen haben Aussicht, höchstens stark verwässert, die Bürgerrechts-, Inflations- und Steuergesetze überhaupt nicht durchzukommen. Aus dem Fair Deal war ein No Deal geworden. Und wenn Truman den vorigen Kongreß einmal den „zweitschlechtesten in der Geschichte des Landes“ genannt hatte, so witzelt man jetzt, daß er das tat, weil er das Prädikat des schlechtesten dem jetzigen, in dem er die angebliche Mehrheit hat, vorbehalten wollte. Selbst die Gallups trauten sich wieder hervor und rechneten emsig aus, daß die „Truman-Dämmerung“ von 31 auf 43 Prozent zugenommen habe. Kein Wunder, daß der Präsident da zunächst ungeduldig wurde. Der Mann aus Missouri machte seinem Unmut in sehr unzweideutiger Weise Luft. Einen Kommentator, der in der Kritik besonders weit ging, nannte er im Rundfunk einen „SOB“, eine Abkürzung, wie ein englisches Blatt es dezent umschrieb, „für einen vulgären Ausdruck, der die menschliche Elternschaft einer Person in Zweifel zieht“, was sogar die Kirchen auf den Plan rief. Aus dem No Deal war der Swear Deal geworden.

Wie es weiter geht, ist schwer zu sagen. Jedenfalls steht Truman heute wieder ungefähr da, wo er vor seiner Wahl gestanden hat. Aber mit dem Wetter ist es nicht getan, und statt, wie er gedroht, seinen Sonderzug zu bestellen und seine Reise zum Volk zu wiederholen, scheint er sich entschlossen zu haben, es doch mit Geduld und dem Bemühen um eine bessere Stimmung im Kongreß, selbst auf Kosten eines Kompromisses, zu versuchen. Er bleibt Optimist. Und es handelt sich auch weniger um ein grundsätzliches

Ubelwollen dieses Kongresses. Der Hauptgrund für die Schwierigkeiten des Fair Deal, abgesehen von den Bürgerrechten, liegt vielmehr darin, daß Truman mit einem Anti-Inflationsprogramm gewählt wurde, die Lage aber inzwischen zu einer milden und im ganzen gesunden Deflation umgeschlagen ist. Das hat Vorsicht und Sparsamkeit zum Stichwort des Kongresses gemacht. ERP, Aufrüstung und Lend Lease drohen bereits mit einem Defizit, und ehe er sich mit dem teuren Fair Deal befaßt, will er erst die weitere wirtschaftliche Entwicklung abwarten. Er hat sich bisher als der Stärkere erwiesen. Aber sehr froh ist er seiner Siege über den Präsidenten nicht. Denn sie haben, besonders das Filibuster gegen das Anti-Filibuster, sein Ansehen beim Volk nicht gehoben. Die Tendenz zum Wohlfahrtsstaat ist heute auch in den USA nicht mehr fortzudenken. Auch der Amerikaner wünscht heute einen Staat, der nicht nur der Schiedsrichter über die Einhaltung der Spielregeln im freien Wettbewerb der Kräfte ist, sondern der „Große Bruder“, der diese Regeln auch gelegentlich zugunsten der Mehrheit der Schwachen abändert. Er mißtraut dem „Big Business“ und wünscht Kontrollen. Und das gibt Truman und seinem Fair Deal auch weiterhin Chancen.

Deutschland Daß Dr. Konrad Adenauer, der frühere langjährige Ober-
h a t kapituliert bürgermeister von Köln, im parlamentarischen Leben der

Vielfalt deutscher Länder eine der stärksten Persönlichkeiten ist, kann nicht bestritten werden. Vielleicht kann man einwenden, daß das in diesen Gremien gar nicht so schwer ist, dann bleibt aber die Tatsache als solche immer noch bestehen. Als Kommunalpolitiker hatte sich Dr. Adenauer vor 1933 schon einen weltweiten Namen gemacht. Als Außenpolitiker hingegen hat er es seltener verstanden, die richtigen Mittel im richtigen Augenblick anzuwenden. Nun, es ist sicherlich etwas anderes, im begrenzten Bereich einer auch noch so großen Kommune richtig zu denken und zu handeln, oder das Zusammenspiel mit souveränen und dazu noch fremdsprachigen Nachbarn zu regeln. So war Adenauers Rolle gleich nach dem ersten Weltkrieg bei den Verständigungsbemühungen mit Frankreich umstritten, und so ist er in diesem Augenblick wieder umstritten wegen seiner vielberedeten und kritisierten Ausführungen in Bern. Man könnte fast annehmen, daß er dort einen „nationalen Koller“ bekommen hat. Jedenfalls hat er über die Situation Deutschlands in einer Art und Weise gesprochen, die unter allen Umständen eins bewiesen hat: daß er nämlich die Kunst, besiegt zu sein, nicht beherrscht. Ein Blick über die Grenzen hinweg nach Italien hätte ihm ja leicht zeigen können, wie man es macht, um außenpolitische Erfolge zu erringen. Da Dr. Adenauer sehr klug ist, möchte man auch annehmen, daß er sich darüber im klaren ist, daß es ihm aber in Bern mehr darum ging, aus innerpolitischen deutschen Gründen einen „Sturm im Wasserglas“ zu erzeugen. Schrieb doch unlängst die große Zeitung „Le Monde“, die Sozialdemokraten

in Westdeutschland machten alle Anstrengungen, für sich die Palme des Nationalismus zu reservieren, eines Nationalismus, der sich in einem besiegten und besetzten Lande zwangsläufig entwickle. Wollte sich wohl der Präsident des Parlamentarischen Rates durch nationalistische Töne für den Posten des ersten Staatspräsidenten Westdeutschlands empfehlen? Man könnte es annehmen, und vielleicht ist ihm dieses Spiel sogar geglückt. Aber auch dann bleibt die Tatsache unbestreitbar, daß er mit den dazu angewandten Mitteln außenpolitisch die deutsche Situation unnötig erschwert und mit einer weiteren Hypothek belastet hat.

Wie gesagt, im allgemeinen treffen diese Feststellungen nur die Ton-Art der Formulierungen, die Konrad Adenauer gewählt hat. Aber in einem Punkte müssen wir ihm aufs allerschärfste widersprechen: er hat nämlich die These aufgestellt, daß 1945 die deutsche Armee und nicht das deutsche Volk kapituliert habe. Mit diesem Slogan, der die tatsächlichen Vorgänge völlig entstellt, hat er jene gefährlichen Instinkte in uns Deutschen genährt, die uns und der Welt schon so viel Unheil beschert haben. Wer den Wahnsinn der letzten Kriegsepoche miterlebt hat, wer gesehen hat, wie besinnungslose Deutsche nicht nur am Rhein, sondern noch an Iller, Lech, Isar und Inn die Brücken sprengten und zur Vernunft mahnende Deutsche an den Laternenpfählen aufknüpften, der weiß, von der staatsrechtlichen Aktion des „Staatsoberhauptes“ Dönitz einmal ganz abgesehen, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit kapituliert hat. Wir schaden uns nur selbst, wenn wir diesen allzu späten Akt der Einsicht heute wegdiskutieren wollen, zumal wir mit diesem Wegdisputieren die Machtposition der Sieger ebenso wenig wie unser trauriges Los ändern können. Wir müssen uns immer wieder klarmachen, wohin uns gestern unsere Untugenden geführt haben, und sollten uns bemühen, unsere Tugenden für morgen zu entwickeln.

Neufundländer werden Kanadier Am 31. März wurde das Dominion Neufundland mit seinen 320 000 Einwohnern als zehntes Mitglied dem „Dominion of Canada“ angeschlossen. Dieser Vorgang zeigt, daß man sich im Britischen Reich nicht durch theoretische Erwägungen behindern läßt, wenn es sich darum handelt, das Zweckmäßige zu tun.

Neufundland ist ein Dominion mit suspendierter Selbstregierung, das seit 1934 auf Grund einer Art „britischen Marshallplanes“ von einer von London ernannten Regierungskommission verwaltet wird. Kanada ist ein international anerkannter Staat, der alle Attribute der Souveränität besitzt. Um eine Vereinigung zwischen Kanada und Neufundland zustande zu bringen, müssen beide das britische Parlament in London um Erlaß eines Gesetzes bitten. Durch dieses britische Gesetz wird die kanadische Verfassung geändert, gleichzeitig Neufundland seines Charakters als Dominion entkleidet und schließlich dem Fusionsvertrag zwischen der kanadischen Regierung und der neufundländischen Regierungskommission innerstaatliche

Geltung in Kanada sowie Geltung im britischen Commonwealth und im Völkerrecht gegeben.

Der kontinental geschulte Jurist wird geneigt sein, Mangel an „Ordnung und Symmetrie“ festzustellen. Der Anschluß an Kanada war Neufundland bereits in Artikel 146 der „British North-America Act“ von 1867, die heute noch die Verfassung Kanadas ist, freigestellt. Als aber die Neufundländer 1895 einmal an den Anschluß dachten, zeigte man sich in Kanada nicht sehr entgegenkommend. Neufundland blieb also selbstregierendes Dominion mit allen Rechten, wie sie zuletzt im sogenannten Westminster Statut 1931 niedergelegt worden sind.

Als Folge der Wirtschaftskrise wurde Neufundland zahlungsunfähig. Parteienhader verhinderte, daß eine Regierung zustande kam, die Kredite in London oder im Auslande hätte aufnehmen können. Großbritannien erklärte sich schließlich 1933 bereit, das Defizit zu decken, nachdem das neufundländische Parlament ein Gesetz angenommen hatte, wonach das Land zeitweise auf Selbstregierung als Dominion verzichtete und sich mit der Verwaltung durch eine von London eingesetzte Regierungskommission einverstanden erklärte.

Im vergangenen Jahre fanden Volksbefragungen statt, ob die Bevölkerung Neufundlands weiter unter der Regierungskommission leben wolle, ob sie die Wiederherstellung der alten Verfassung als selbstregierendes Dominion, allerdings dann ohne die „britische Marshallhilfe“ wünsche, oder ob ein Anschluß an Kanada herbeigeführt werden solle. Für keine der drei Möglichkeiten fand sich eine Mehrheit. Daraufhin wurde im Juli 1948 eine Stichwahl zwischen den beiden letzten Alternativen abgehalten, da sich nicht viele Neufundländer für die Beibehaltung der Kommissionsregierung ausgesprochen hatten. Dieses zweite Referendum ergab eine knappe Mehrheit für den Anschluß an Kanada.

Die kanadische Regierung hatte sich in vorhergehenden Verhandlungen über etwaige Beitrittsbedingungen anders als 1895 sehr großzügig gezeigt und erhebliche finanzielle Vorteile für einen künftigen Bundesstaat Neufundland in Aussicht gestellt, da dessen Wert inzwischen sehr zugenommen hat. Zumal in Labrador sind vor kurzem große Bodenschätze entdeckt worden, und Kanada hofft, nach dem Anschluß Neufundlands eine großzügige Erschließung dieses Gebietes vornehmen zu können.

Belgien erhält das Frauenwahlrecht Welche leidvollen Prüfungen das Königreich Belgien uns durch zwei Weltkriege zu „verdanken“ hat, sollten wir uns immer wieder vergegenwärtigen. Deshalb haben wir auch Anlaß, jede politische und wirtschaftliche Entwicklung, die ihm wieder zu innerem Ausgleich und äußerem Ansehen verhelfen, wohlwollend zu verfolgen. Mit eiserner Beharrlichkeit und einem vorbildlichen Arbeitseifer hat Belgien seit der letzten Katastrophe bereits

ein gutes Wegestück zur Wiedererringung seiner einstigen Bedeutung zurückgelegt. Dank einer so starken Persönlichkeit, wie es Paul Henry Spaak ist, hat es sich sogar im internationalen Konzert der Mächte eine Stellung erobert, die weit über seinem materiellen Machtpotential liegt. Daß ihm dabei sein vorbildlich verwalteter Kolonialbesitz, vornehmlich im Kongo, wirkungsvoll zu Hilfe kam, soll nicht verschwiegen werden.

Innerpolitisch fehlt es dabei keineswegs an Spannungen, die sich zwischen den Sozialisten und Katholiken ergeben, ebenso wie aus der Verschiedenartigkeit seiner Provinzen, Flandern, Wallonien und Brabant. Dar- aus sind auch die Meinungsverschiedenheiten über den freiwillig in die Schweiz emigrierten König Leopold zu erklären. Nun aber wird ein neuer Faktor in der belgischen Innenpolitik wirksam werden, der vermutlich zu einer weiteren Stabilisierung der Verhältnisse beitragen wird. Die belgi- schen Frauen erhalten nämlich endlich das Wahlrecht. Lange wurde darum gekämpft, jetzt ist es soweit. Im allgemeinen wird angenommen, daß nach der noch für dieses Jahr zu erwartenden Auflösung der Kammer und der Ausschreibung von Neuwahlen die Beteiligung der Frauen am Wahlakt eine Stärkung des konservativen Elements in der belgischen Politik zur Folge haben wird. Im Verlaufe dieser Entwicklung rechnet man dann auch mit einer baldigen Rückkehr König Leopolds, wovon man sich eine Befriedung der innerpolitischen und sozialen Verhältnisse erhofft. Wie gesagt, wir freuen uns über jede Entwicklung, die Belgiens Lage nach innen und nach außen fördert.

Carl J. Burckhardt Der schweizerische Gesandte in Paris, Professor C. J. Burckhardt, hat seinen Rücktritt erklärt, um sich wieder seinen literarisch-historischen Aufgaben widmen zu können. Nun wäre der Rücktritt eines schweizerischen Gesandten für uns kein Anlaß, länger dabei zu verweilen. Aber bei C. J. Burckhardt ist das etwas ganz anderes. Er ist eine der letzten großen europäischen Erscheinungen, auf die eben nicht nur die Schweizer, sondern alle Europäer stolz sein können und sogar sein müssen. Seine weltweite Bildung, seine politisch-histo- rischen Kenntnisse, seine literarische Begabung, seine wissenschaftliche Bedeutung und sein unbestechlicher Charakter haben ihm ein Relief ge- geben, das niemand übersehen kann, der sich ernsthaft mit Europa befaßt.

Vielleicht gerade weil er ein Politiker wider Willen ist, hat er auf dem Gebiet der europäischen Politik so Außergewöhnliches geleistet. Man könnte Bände füllen über seine Verdienste als Hoher Kommissar des Völ- kerbundes in Danzig, als Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz während der schwierigsten und blutigsten Epoche Europas und als Gesandter der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Paris. Auf all diesen Posten hat er weitsichtig und ausgleichend gewirkt, zu echten Lösungen das beigetragen, was überhaupt dazu beizutragen war, und eine beispiel-

hafte christliche Selbstlosigkeit, die bis zur Selbstverleugnung ging, gezeigt. Sein Buch über Richelieu gilt heute schon als Standardwerk, obwohl wir seit zehn Jahren immer noch auf den zweiten Band warten. In „Gestalten und Mächte“ hat er ein abendländisches Bekenntnis von besonderer Prägnanz abgelegt. Und seine Schriften „Ein Vormittag beim Buchhändler“ und „Erinnerungen an Hofmannsthal“ gehören mit zu dem Schönsten, was die deutschsprachige Literatur der letzten Jahrzehnte hervorgebracht hat.

Zwölf Jahre hat Burckhardt nunmehr im öffentlichen Dienst verbracht, Jahre, die er seiner persönlichen Verpflichtung gegenüber der Menschheit geopfert hat. Wenn er sich nun wieder in sein Privatleben zurückzieht, so muß uns das als ein Hoffnungsschimmer in unserer traurigen Zeit erscheinen: denn Carl J. Burckhardt würde sich nicht wieder in seine Gelehrtenstube zurückziehen, wenn er nicht davon überzeugt wäre, daß die zunehmende Normalisierung der Zeitläufte ihm diese Rückkehr erlaube.

André François-Poncet Ein anderer Europäer, André François-Poncet, der ursprünglich aus der Industrie und dem Journalismus kam, um als Outsider, und zwar gleich als Botschafter, in die Diplomatie einzusteigen, soll eine neue bedeutende Funktion übernehmen. Als französischer Botschafter in Berlin und Rom hat er sich einen großen Namen gemacht, auf den Freund und Feind bei den Erörterungen über die Vorgeschichte des zweiten Weltkrieges zurückgreifen müssen. Was er selbst bisher darüber veröffentlicht hat, ist sicher noch nicht sein letztes Wort. Die eigentliche Ergänzung zu seinen umfangreichen Berichten an den Quai d'Orsay, die teilweise in dem noch immer sehr lesenswerten französischen „Gelbbuch“ zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges enthalten sind, bleibt er uns noch schuldig.

Als die französische Nachkriegspolitik von verständlichen Ressentiments abrückte und unter Robert Schuman den Versuch unternahm, einen europäischen Kurs zu steuern, da wurde François-Poncet im letzten November in europäischer Mission zu dem kommandierenden französischen Besatzungsgeneral nach Deutschland geschickt. Erschien es ihm verständlich, daß jegliche Militärregierung nur bis zum Kamm jener Woge sieht, die sie trägt, so fühlte er sich verpflichtet, weiter zu schauen und einige dauerhafte Steinchen für das Fundament des europäischen Gebäudes von morgen herbeizutragen.

Nun ist das Fundament noch keineswegs vollendet, geschweige denn der Bau, da erfolgte die Ernennung André François-Poncets zum Präsidenten des Ständigen Rates des Internationalen Roten Kreuzes. Überblickt man die Aufgaben des Roten Kreuzes und die Schwierigkeiten, die man ihrer Mission der Nächstenliebe zumal im Osten und Fernen Osten bereitet, dann ist begreiflich, daß man für die Durchsetzung dieser Ziele einen erfahrenen Politiker und Diplomaten benötigt. Welche Aufgabe aber könnte

für einen großen Europäer dankbarer sein als die, die Botschaft der Menschlichkeit wirkungsvoll zu vertreten? Nun steht bis zur Stunde noch nicht fest, ob François-Poncet diesen Posten übernimmt oder ob er vielleicht doch als Hoher Kommissar Westdeutschland mitverwalten wird. Aber sowohl für das eine wie das andere Amt könnte er nicht zuviel Menschlichkeit, ja Barmherzigkeit mitbringen.

Sartre und die Deutschen Es ist viel zu früh, auch nur den Versuch zu unternehmen, ein Urteil über die möglichen Auswirkungen tieferer Art des Existentialismus zu fällen, da wir noch nicht den rechten Abstand dazu gefunden haben. Jedenfalls hat er, vor allem durch die Person von Jean Paul Sartre, eine außergewöhnlich anregende Wirkung auf das europäische Denken unserer Zeit ausgeübt. Das gilt sowohl von dem Philosophen, wie von dem Dichter Sartre, dessen bisher erschienene Dramen soeben in einer guten deutschen Übersetzung vorgelegt worden sind. (Rowohlt-Verlag, Stuttgart, Hamburg, Baden-Baden, DM 7,50). Vereinigt sind hier die „Fliegen“, „Bei geschlossenen Türen“, „Tote ohne Begräbnis“, „Die ehrbare Dirne“, „Die schmutzigen Hände“.

Eines aber können und wollen wir Sartre schon heute danken. Das ist die Mahnung, die er in seinem Vorwort an die Deutschen richtet und die hier ihren Platz finden soll: „Nach unserer Niederlage im Jahre 1940 verfielen zu viele Franzosen der Mutlosigkeit oder gaben in ihrem Innern der Selbstverleugnung Raum. Ich aber schrieb „Die Fliegen“ und versuchte zu zeigen, daß Selbstverleugnung nicht die Haltung war, die die Franzosen nach dem militärischen Zusammenbruch unseres Landes wählen durften. Unsere Vergangenheit existierte nicht mehr. Sie war uns in der Hand zeronnen, ohne daß wir Zeit hatten, sie festzuhalten, sie weiterhin zu beachten, um sie zu begreifen. Neu aber war — auch wenn ein feindliches Heer Frankreich besetzt hatte — die Zukunft! Wir hatten Gelegenheit, sie kritisch zu prüfen; es stand uns frei, daraus eine Zukunft der Besiegten zu machen oder — in umgekehrter Richtung — eine Zukunft der freien Menschen, die sich gegen die Behauptung wehren, daß eine Niederlage das Ende alles dessen bedeutet, was das menschliche Leben lebenswert macht.

Heute haben die Deutschen das gleiche Problem vor sich. Auch für die Deutschen, glaube ich, ist Selbstverleugnung unfruchtbar. Ich will damit nicht sagen, daß die Erinnerung an die Fehler der Vergangenheit aus ihrem Gedächtnis verschwinden soll. Nein. Aber ich bin überzeugt, daß nicht eine willfähige Selbstverleugnung ihnen jenen Pardon verschafft, den die Welt ihnen gewähren kann. Dazu verhelfen ihnen nur: eine totale und aufrichtige Verpflichtung auf die Zukunft in Freiheit und Arbeit, ein fester Wille, diese Zukunft aufzubauen und das Vorhandensein der größtmöglichen Zahl von Menschen guten Willens. Möge dieses Stück sie nicht nur in Richtung auf diese Zukunft lenken, sondern ihnen helfen, sie zu erlangen.“

Monumentaler Krampf Die Statue der Freiheit an der Hafeneinfahrt von New York ist das Sinnbild für das, was im Denken und Wollen der amerikanischen Menschen lebendig und wirksam ist.

Die wechselseitige Angemessenheit des Symbols und des Symbolisierten in diesem Beispiel kann als Maßstab für die Beurteilung eines Projekts dienen, das jüngst durch die Presse bekannt geworden ist. Nach diesem Plan soll an der deutschen Nordseeküste eine Statue für eine Million DM in kolossalen Maßen errichtet werden: angeblich ein Bild des Heilands, der seine Arme segnend den einfahrenden Schiffen entgegenbreitet. Eine derartige Nachricht hätte genügt, um uns aufhorchen zu lassen. Inzwischen wurden aber auch schon einige Fotos dieser Kolossal-Statue veröffentlicht — und da stößt's uns gleich auf! Es handelt sich um eine fünfzig Meter hohe Kitsch-Figur, in der glücklicherweise niemand das Christusbild vermuten würde, sondern eher einen Dirigenten im Nachthemd. Yrsa von Leistner heißt die achtundzwanzigjährige Unschuld, die sich mit einer solchen „Leistung“ Weltruhm erringen will. Das Fehlen jeglicher künstlerischer Qualität, die Dimensionen und das spießhaft Sentimentale der Kolossal-Statue sprechen leider dafür, daß diese Ungeheuerlichkeit trotz der Proteste aller künstlerisch empfindsamen Kreise Wirklichkeit werden wird.

So müssen wir uns also auch mit dem Grundsätzlichen der Idee befassen, ohne von dem Kitsch zu sprechen. Nehmen wir also an, es handle sich wirklich um eine Christus-Statue. Haben wir Deutsche das Recht, ein solches Bild denen zum Gruß aufzurichten, die vom Auslande her sich unseren Grenzen nähern? Sind wir überhaupt schon befugt, nach dem, was im Namen Deutschlands geschehen ist, und nach seinem derzeitigen Zustande, uns der Welt in einem repräsentativen Symbol darzustellen, und wären wir, selbst wenn das bejaht werden könnte, in irgendeinem Sinne dazu ermächtigt, gerade dieses Symbol zu wählen? Auf solche Fragen muß mit einem harten Nein geantwortet werden. Dieser Plan konnte nur in Köpfen entstehen, die nicht begriffen haben, in welchem Maße Deutschland vor der Welt sein Gesicht verloren hat. Und gerade die Christusgestalt für diese Absicht zu wählen, zeugt von einer unbegreiflichen Blindheit für unsere innere Verfassung, deutlicher gesagt: für das Maß der Verwirklichung wahrhaft christlichen Geistes in Deutschland. Wollte man hier nicht Gedankenlosigkeit annehmen, so müßte man von Anmaßung sprechen.

Glaubt man wieder, im Äußerlichen sich das bestätigen zu können, dessen man innerlich so wenig sicher sein darf? Sucht man das Gigantische, das überwältigen soll, weil es nicht wirklich überzeugen kann? Es ist ja immer das Unechte, Kraftlose, Brüchige, das nach einem hybriden, krampfhaft übersteigerten Ausdruck greift. Wir kennen das leider zur Genüge: die Sucht nach dem lauten, unechten Ton, nach falschem Pathos und Deklamation, den Hang zur Maßlosigkeit in jeder Form. Offenbar kommt die öffentliche Selbstdarstellung in Deutschland nicht davon los. Es gibt dafür ein bezeichnendes Wort, das der „kleine Mann“ mit innerster Zustimmung aus-

spricht, weil er sich darin über sich selbst erhoben fühlt: das Wort „ganz groß“. Das bedeutet: er nimmt für Größe, was nur etwas Großes ist; er wechselt Dimension mit Gehalt.

Wenn, wie es heute geschieht, die geistigen Grundlagen der Auflösung verfallen, wenn die Worte ihren Sinn verlieren und die Begriffe verfälscht und entleert werden, dann kommen auch die Maßstäbe abhanden; der Mensch verliert das Gefühl für das, was echt, was richtig, was angemessen ist. Dann wachsen die Projekte nach außen ins Maßlose und gewinnen zugleich den Charakter gespenstischer Unwirklichkeit. Es wäre an der Zeit, sich zu besinnen, was uns und unserer Situation gemäß ist. Deutsche Selbstüberhebung und deutsches Selbstmißverständnis sind der Welt genugsam demonstriert worden. Es bedarf dazu nicht auch noch eines dauernden Wahrzeichens.

Titonenkampf

Der Mann auf Peters Posten eilt,
daß er nicht bloß nach Osten peilt,
vielmehr nach Westen dito tankt.
Ob das dem Westen Tito dankt?
Er schaut nur, wo er ernten kann
und finge gern bei Kärnten an.
Dort ist es, wo der Satellit
im Zaun die morsche Latte sieht.
Geht kominformkonform er nicht,
mit Worten doch enorm er ficht,
worin sich Stalintreue regt.
Ob ihn zurück die Reue trägt?
Ob er zum Büßerschemel kreucht?
Ob ihn hinweg der Kreml scheucht?
Titanen und Titonen droht
ja meistens kein Drohnentod...

Kurt F. Grenzer

FILM-RUNDSCHAU

Berlin, im April

Immer noch hinkt der deutsche Nachkriegsfilm scheuklappenbewahrt und von dilettierenden Profitjägern ängstlich am goldenen Halfter geführt, durch den Engpaß konventioneller Vernagelung und schwüler Pathetik. Hin und wieder ein Ansatz auszubrechen, ein kurzer Windstoß, doch nicht lange, und die Schwulstnebel haben sich erneut geballt, die Rosinante zockelt ergeben und im alten Trott weiter.

Hier in Berlin waren in den letzten Monaten nicht weniger als sechzehn deutsche Filme zu sehen; davon waren drei zur Not gut, zwei eben noch diskutabel, drei bescheidenster Durchschnitt und die übrigen weit, einige Klafter tief darunter. Gewiß, dieser Maßstab ist streng. Aber diese Strenge wäre nur dann unangebracht, wenn der deutsche Film vor 1933 nicht schon mal eine künstlerische Qualität besessen hätte, die der des französischen in nichts nachstand. Der Einwand: der deutsche Film habe heute mit unüberbrückbaren technischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und man dürfe an ihn nicht

den gleichen Maßstab legen wie an die Auslandsproduktion, verfängt nicht. Um einen qualifizierten Film zu drehen, ist nichts weiter nötig als Rohfilm, ein ordentliches Drehbuch, ein guter Regisseur, ein künstlerischer Kameramann und ein halb Dutzend talentierter Schauspieler.

Woran liegt nun aber dieser erstaunliche Rückfall unserer Nachkriegsproduktion? Es lassen sich vier Gründe erkennen. 1. Die durch zwölf Jahre Nazifilm „kunst“ unterminierte Kritikfähigkeit des Publikums; (das erst jetzt durch die Auslandsverleihe wieder etwas aus seiner Lethargie gerissen zu werden beginnt); 2. das Lizenzscheinverfahren, das es jedem ehemaligen Zahnbürstenhändler en gros möglich macht, bei Vorweisen des nötigen Anfangskapitals eine Filmfirma zu gründen; 3. der durch den Krieg und die Entnazifizierungsbestimmungen hervorgerufene „Schwund“ an künstlerischen Persönlichkeiten; (was um Himmels willen einen Harlan, einen Krauß oder Jannings nicht reinwaschen soll!) 4. die alliierte Zensur (auf die ich am Schluß dieser Übersicht noch zu sprechen komme).

Wie könnte dem deutschen Nachkriegsfilm jetzt aber wieder am schnellsten auf die Beine geholfen werden? 1. Durch die Konsolidierung eines verantwortungsbewußten und künstlerisch beratenen Filmproduzentenverbandes; 2. durch die Lokierung der alliierten Zensurschraube hinsichtlich der Stoffwahl; 3. durch eine verantwortungsbewußt und intensiv betriebene Publikumserziehung; 4. durch die Wiederbelebung des Muts unserer Filmleute zum künstlerischen Experiment und: durch die illusionslose Hinwendung zur Wirklichkeit.

Statt dessen, was ist in unseren Filmtheatern zu sehen? Streifen wie der Real-Film „Finale“ z. B., das fraglos katastrophalste und dilettantischste filmische Machwerk, das es seit Kriegsende bei uns gegeben hat; was immerhin einiges heißen will. Sein thematischer Vorwurf: Der „berühmte“ Pianist zum flügelhahnen Heimkehrer erniedrigt. Und im übrigen: wieder der viehisch-klebrige Ernst; wieder die tiefende Gefühlskompreß; wieder die Erleuchtung aus dem Klavierdeckel. Dreingemixt: Barlachstatuen (kein deutscher Nachkriegsfilm ohne die faustdick erbrachte Beweisführung einer antifaschistisch garnierten Lebensführung!); NS-Reminiszenzen; UFA-Fassade und KdF-Politur. Die englische Zensurbehörde soll diesen Streifen für die Bizone freigegeben haben. Recht geschähe es uns.

Weiter: „Wege im Zwielficht“: abermals, wie seinerzeit die (einer ähnlich gelagerten heroisch-verquollenen Pubertätspathetik entflatterten) „Zugvögel“, ein Produkt der Jungen

Film-Union Rolf Meyer. Nur, daß die Knaben diesmal nicht paddelten und mit Kopfschuß ins Wasser gingen, sondern, weit harmloser: bloß unter Mordverdacht standen. Aber dann bauen sie schnell eine Brücke, eine richtige, mit „hau ruck!“ und hohem Symbolgehalt, und dürfen sich so wieder reinwaschen. Daß der Kleinste dabei ersäuft (wie gesagt: kein deutscher Nachkriegsfilm ohne den obligatorischen Heldentod!) das tut dem Sühneverfahren keinerlei Abbruch. Dafür schnappt der Älteste dann dem hinkenden Bürgermeister die Austauschbraut weg. Nicht ohne diesem, dem Kriegsversehrten, nach englisch-sadistischem Vorbild, noch saftig eins in die Fresse gehauen zu haben natürlich, wobei Gustl Fröhlich die Filmbrille abfällt, und man ein vom Maskenbildner prächtig vermanschetes Musauge bestaunen kann. Warten wir nun noch darauf, daß die Junge Film-Union in einem ihrer nächsten Streifen dem schlafenden Amputierten das Holzbein absägt. Gustl Fröhlich, von dem im Vorspann behauptet worden war, daß er die Regie geführt habe, erklärte anfangs, daß dieser Film sich's zur Aufgabe gemacht habe, der Ausweglosigkeit vieler junger Menschen eine tröstliche Schranke zu setzen. Na also: baut Brücken, Kinder, und alles wird gut.

Helfen um jeden Preis (selbst den eines ernstzunehmenden Anlasses) wollte auch der sonst ganz begabte Werner Illing, dem die Ondia-Film-Produktion Berlin nicht nur sein einfallssarmes Drehbuch „Unser Mittwochabend“ abgekauft, sondern auch noch die Regie dafür übertragen

hatte. Es geht in diesem Streifen darum, der deutschen Nachkriegsmisere, personifiziert in einem das Tanzbein schmeißenden „Ami-Mädchen“ mittels eines Picasso-süchtigen Diskussionszirkels zu Leibe zurückzukehren. Dazwischengeblendet: das Sündenklärchen auf der Fieberpritsche, der kunstverständige Märchenprinz, der es, aller sozialen Hemmnisse nicht achtend, dann in seine herrschaftliche Junggesellenbude nimmt. Fotografiert war dieser (wie soll ich sagen) bildgewordene Entrüstungsschrei einer pensionierten Bordellmutter nicht schlecht übrigens.

Anders da „Morgen ist alles besser“. Hier war wirklich alles eitel Klarheit und ungetrübtester Sonnenschein. Um die schwindstüchtige Story: Ein Schulmädchen wird für den Rundfunk „entdeckt“, und der Herr Abteilungsleiter und der Reporter vom Blitzfunk umbalzen es, — etwas zu drapieren, kratzte man an abgetakelten Stars und teilweise schon stockfleckigen Exfilmlieblingen so ziemlich alles zusammen, was nur zu kriegen war. Eine Rechnung, die — vom Kassentisch aus gesehen — jedenfalls aufging: das quiekende Publikum schluckte selbst die faustdick verabreichten Trostpillen. Schade, daß man sich mit lockeren Unterhaltungsfilmern wie diesem bei uns so wenig Mühe macht. Als ob eine zusammengestümperte Star-menagerie schon ein brauchbares Lustspiel machte!

Unsere Nachkriegsproduktion läßt sich in drei Abteilungen stufen: erster Stock: Wehwehleidiger Zeitfilm samt Aufbaukonfektion nach Maß; zweiter Stock: Unterhaltendes, (z. B. Geläch-

tererzeuger mit eingebautem Trostregulator); dritter Stock: Problem-bärte zum Aussuchen. Die ersten zwei Arten sind im Vorangegangenen belegt worden; bliebe die dritte.

Da man sich an unsere echten Probleme nicht herangewagt — anscheinend sind sie, weil sie auf der Straße liegen, zu schmutzig, und man befürchtet, sie könnten den gebohrten Atelierfußboden verdrecken — flieht man in die konstruierten. Im „Verlorenen Gesicht“ z. B. geht es um folgendes: Marianne Hoppe, sonst bekanntlich eine völlig normale Schauspielerin, will einen plötzlich glauben machen, Tibetisch zu verstehen und sieht auch so aus. Aber nur eine Weile; dann gibt sich's wieder, Gustl Fröhlich dagegen hat's diesmal mit der Fernhypnose: er geht ganz vernünftig zum Telefon, nimmt den Hörer ab, und schon fällt er, von den freundlich-anfeuernden Zurufen des Publikums angefeuert, auch prompt in Trance. Richard Häußler jedoch, der Filmhypnotiseur, will die asiatische Marianne wieder und impft das der europäischen ein. Der aber geht's wie dem Publikum: sie will schließlich nicht mehr; und Richard muß dann auch richtig, von der dröhnenden Schicksalsmusik des beliebten Zarah-Leander-Liedkomponisten Lothar Brühne verfolgt, alleine hinaus in die stürmische Nacht, indes Gustl und Mariannchen sich finden, ja finden, tandaradei . . .

Was fällt den deutschen Filmleuten (hier Kurt Hoffmann, Regie; Harald Braun, Rolf Reißmann, Drehbuch) nur ein, so heikle und unerschlossene Gebiete wie das der Hypnose und der Persönlichkeitszersplit-

terung in einer derart verqualsterten Dreigroschen-Manier zu verfilmen? Cocteau hat seinem Film „La Belle et la Bête“ bescheiden vorangestellt, er sei für Dienstmädchen bestimmt, und er war ein Kunstwerk. Hier, im „Verlorenen Gesicht“, verkroch man sich hochtrabend-volksschulmeisterlich hinter die Maske der Wissenschaft, und es wurde ein Film für Dienstmädchen.

Auch Heinz Rühmann, aus dem „Herrn vom andern Stern“ (dort allerdings unter Hilberts genialischem Atem) noch in guter Erinnerung, fällt, nun wieder alleingelassen, mit seiner „Kupfernen Hochzeit“, einem asthmatischen Schwankschmarren um drei Brautpaare, kläglich zurück ins Altüberkommene.

Nicht viel anderes unternahm auch Gaston Briese, der in „Beate“ den alten Trick mit der Doppelgängerin wieder aufwärmte, wobei allerdings insofern eine Akzentverschiebung erfolgte, als daß Elena Lubert, die Hauptdarstellerin, sich als eine Schauspielerin vom Format eines mittleren Besenstiels entpuppte.

Ehe ich zu den diskutableren Filmen komme, noch einen Blick auf die immer inniger und eindeutiger mit den „künstlerischen Richtlinien“ der sowjetischen Okkupationspolitik verschmelzende Produktion der DEFA, die übrigens ihr pajokgenährtes Antlitz noch immer bewundernswert zu wahren versteht. Sieht man sich z. B. einen Streifen wie „Träum' nicht Annette!“ an, so kann man ohne weiteres dem Irrtum verfallen, es hier mit einer jener von Göbbels „zur Ablenkung der in die totale Kriegsmaschinerie eingespannten Volks-

genossen“ gnädigst zugelassenen Reichstraumfilmscharteken alten Stils zu tun zu haben, so verworfen kapitalistisch, so sorglos beschwingt treibt hier — immer noch auf Trotzköpfchenkobold übrigens — Jenny Jugo ihr neckisches Unwesen. Zum Teil stimmt diese Vermutung sogar, hat doch die DEFA zwei Drittel dieses Streifens von der TOBIS erbeutet, und das Ganze jetzt unter eigenem Signum zu Ende gedreht. Schließlich: warum auch nicht? Es war für den Wolf nie von Übel, wenn er sich hin und wieder im Schafkostüm zeigte.

Apropos Kostüme. Von denen wimmelt es geradezu in einem anderen DEFA-Film, dem „Mädchen Christine“. Hier sollte an der billigen und bereits von Bert Brecht weidlich ausgeschlachteten Zeitparallele des Dreißigjährigen Krieges, völkisch verbrämt, wieder die obligatorisch verwässerte Tendenzsuppe üblichen Stils aufgetischt werden. Allerdings schwappte das Ganze ein bißchen vom Teller, fühlte man sich angesichts des hurenden Hauptmannes und der marodierenden Söldnerscharen doch allzuoft ebenfalls wieder an gewisse Parallelerscheinungen, allerdings weit jüngeren Datums und in Ostdeutschland, erinnert. Von der Abwegigkeit, heute in der wirtschaftlichen Zwangslage, in der die deutsche Filmproduktion sich befindet, einen Unsummen verschlingenden historischen Ausstattung- und Kostümfilm zu drehen, ganz zu schweigen. Aber die DEFA hat's eben.

Was sie dagegen nicht hat, ist Glück, Glück beim Anpacken von brennend aktuellen Zeitproblemen;

das ging ihr schon immer daneben. So war die „Grube Morgenrot“ ein faux pas, und so ging „Razzia“ ins Auge; so blieb „Straßenbekanntschaft und „Freies Land“ auf der Strecke, so enttäuschte „Irgendwo in Berlin“. Und so führte schließlich auch der letzte DEFA-Streifen, „Die Brücke“, nicht über die landesübliche Anhäufung peinlich-propagandistischer Vereinfachungen eines so heiklen Themas wie dem der Flüchtlingsfrage hinweg. Vielleicht lag es daran, daß die Brücke gleich zweimal angesägt wird, und zwar einmal von den Einheimischen, damit die Umsiedler nicht rüber können, und am gründlichsten dann aber eben von jener Phrasensäge morgensonnen-durchpulster Aufbauathetik.

Woran mag es nun liegen, daß die DEFA, der doch qualifizierte Schauspieler und Mittel genug zur Verfügung stehen, derartige Themen so heillos verbockt? Die Antwort ist einfach. Weil es eine „Kunst“, die der Hoyerswerdaer Schweinehirt genau so versteht wie der Durchschnittsintellektuelle, einfach nicht gibt, die DEFA jedoch, nach sowjetischem Vorbild, mehr jenen als diesen ansprechen will. In ihrer Berufung auf den sowjetischen Filmrealismus unterläuft ihr hier allerdings ein grundlegender Irrtum. Denn der Sowjet-Film (und darin liegt, für den faszinierten Europäer seine — übrigens einzige — Stärke), ist von einer oft geradezu kreatürlichen Naivität. Die aber ist nicht erlernbar; im Gegenteil, ahmt ein ursprünglich ja doch wohl intellektuelles westliches Zivilisationsvolk sie nach, so kann einfach nichts anderes dabei

herauskommen als eben jene geschmacksversteppenden Simplifikationserscheinungen, wie sie unter dem marxistischen Sammelbegriff „gesellschaftliche Wahrheit“ zum Hauptmerkmal derartiger DEFA-Filme gehören.

Zurück zum deutschen Film. Zwei Leute haben wieder einmal den verdienstvollen, jedoch nur in einem Fall auch gelungenen Versuch unternommen, uns ein brauchbar-satirisches Lustspiel zu bescheren: Günter Neumann und Helmut Käutner. Der eine, Käutner, war feige und kniff vor der Wirklichkeit, indem er, billig, wieder bei Adam und Eva anfang; der andere, Neumann, stellte sich unserer Not und blieb unbeirrbar im Heute, im Jetzt, ja noch mehr: im heftig umkämpften Berlin. Seine „Berliner Ballade“ ist zwar formal nicht viel mehr als eine Kette von, wenn auch gut fotografierten, Kabarettsketchs um „Otto, den letzten Normalverbraucher“, doch sind diese so reizvoll, so einfallsreich, ist ihr Humor, gerade im Wissen um seine Bedrohtheit, so echt, daß dieser Film, besonders dem Ausland gegenüber, als der berufene Vertreter des durch nichts zu brechenden und nach wie vor wurschtigen Lebenswillens der Berliner anzusprechen ist.

Käutners „Der Apfel ist ab“, hat mit echtem Leben dagegen nur wenig oder gar nichts zu tun. Das Ganze ist nichts als ein Sammelsurium snobistischer Arabesken. Gewiß, die ranken sich um einen im Grunde ganz netten, wenn auch nicht unbedingt neuen kabarettistischen Einfall. Doch wie unfilmisch ist der breitgeschlagen, wie kläglich zu Tode ge-

hetzt. Auch formal kippt das dauernd aus den Pantinen. Verwechselt Käutner doch ständig die Gesetze der Guckkastenbühne mit denen der Kameralinse; so daß schließlich nichts als ein Gemisch aus Vorstadtrevue, amerikanisch verkitschter Pseudomethaphysik und verblaßten Macky-Messer-Reminiszenzen herauskommt. Fraglos: Käutner will; aber er kann nicht; jedenfalls nicht hier; es mangelt seinem Streifen zu sehr an Rückgrat, an echter Substanz. Diese Retortenwitzchen verpuffen, dieser Aufwand an Pappe, Flitter und Leinwand macht müde und trist. Und es fängt so verheißungsvoll an: ein Mann, der es satt hat, zwischen zwei Frauen. Aber schon im „Sanatorium für Zeitkranke“ verläßt einen die Spannung. Man weiß zu genau schon, was kommt: Ein Traum nämlich, eine Lektion verwässerter Thornton Wilder. Unbegreiflich, wie sich die katholische Kirche über diese Nichtigkeit so ereifern konnte.

Zum Abschluß noch die drei wichtigsten deutschen Filme, die in den letzten Monaten hier anliefen. Es sind das „Affaire Blum“, „Morituri“ und „Lang ist der Weg“. Für die „Affaire Blum“ hat die DEFA sich als Regisseur Erich Engel geholt, der aus R. A. Stemmels unterschiedlich durchkomponiertem Drehbuch, dem ein forciertes Justizirrtum aus den zwanziger Jahren zugrunde liegt, einen sehr sauberen, schauspielerisch streckenweis sogar hervorragenden Film gedreht hat. Endlich ist hier auch einmal wieder die politische Tendenz ganz sauber und unaufdringlich gebracht. Dieser Streifen verdient mit „Die Mörder sind unter

uns“, „Ehe im Schatten“ und „In jenen Tagen“ in einem Atem genannt zu werden; er ist einer der ganz wenigen deutschen Filme, denen man schon ihrer politisch-menschlichen Anständigkeit wegen den Sprung auf den Weltmarkt wünschen möchte.

Was man von Eugen Yorks „Morituri“ leider nicht sagen kann. In diesem Film geht es zwar um das Leben einer international zusammengewürfelten Gruppe von Flüchtlingen in den polnischen Wäldern (also ein hochaktuelles Thema), aber die Art, in der das angepackt wurde, war dermaßen im Stile eines mittleren Unterhaltungsfilms gehalten, daß auch die wenigen wirklich erregenden Stellen (so besonders das erste Drittel) diesem Gesamteindruck zum Opfer fielen. Muß man es denn wirklich immer wieder sagen: Es gibt nur den unsentimental-reportierenden Stil, es gibt nur die glasklar-realistische Sehweise, Menschen unserer Zeit, noch dazu Todgeweihte und Verfolgte, auf die Leinwand zu bringen. KZ-Erfahrungen, das war schon aus „Die Mörder sind unter uns“ abzulesen, lassen sich nun einmal nicht in „Unterhaltungskunst“ ummünzen; Flüchtlings- und Gehetztenschicksale eignen sich nicht für Starbesetzungen. Außerdem ist der Kern jedes Kunstwerks und echten Zeitdokuments nicht (wie hier) seine plakatierte, sondern seine verborgene Tendenz. Was nichts gegen die hier vorgewiesene Tendenz als solche sagt, denn die war sauber; und auch nichts gegen das Spiel; denn das war gekonnt; und schon gar nichts gegen die Fotografie; denn die war hervorragend. Das Unglück dieses Streifens ist vielleicht nur, daß

er drei Jahre zu spät kam. Anfang 1946 hätte man ihn fraglos noch als einen mutigen und streckenweise gelungenen, ernsthaften Anfang begrüßt. Heute jedoch ist er nicht mehr als zu den vielen vergeblichen Versuchen der deutschen Nachkriegsproduktion: sich ernsthaft mit unserer Zeit auseinanderzusetzen, noch ein, wenn auch sympathischer, weiterer.

Den besten, mir seit Kriegsende bekanntgewordenen neuen deutschen Film: „Lang ist der Weg“, hat Herbert Fredersdorf mit jüdischen Schauspielern gedreht. Ebenfalls ein Streifen, der nicht kritiklos hingenommen werden darf, aber im Ganzen genommen eben doch ein Film mit Mut, voll packenden schauspielerischen Elans, menschlich tiefen Gehalts und einer streckenweise an Rossellini und Lindtberg gemahnenden, unsentimental-reportierenden Bild-dichte. Er hatte das Schicksal der verschleppten Juden zum Vorwurf und beginnt mit deren Zusammenpferchung im Warschauer Ghetto. Man erlebt die Transporte in die deutschen KZ, die „Sortierung des Materials“ in zur Verbrennung Begnadigte und zum „Leben“ Verurteilte. Dazwischengeblendet sind Originalaufnahmen aus befreiten KZ, die einem die Kehle zuschnüren. Aber auch die rein schauspielerischen Details bohren sich einem tief ins Gewissen. Die eigentliche Story des Films wird von einem jungen Juden getragen, dem die Flucht aus dem Todeszug gelingt, der Partisan wird, den enttäuschenden Sieg der Alliierten erlebt, hofft, hofft wie Zehntausende, wie Hunderttausende mit ihm, herumirrt, durch das zerstörte War-

schau zuerst, dann von Suchzentrale zu Suchzentrale, im DP-Lager ein ebenfalls heimatloses Mädchen heiratet, bis er endlich irgendwo, in einem deutschen Krankenhaus, seine Mutter wiederfindet, und darüber täuscht auch das auf amerikanischen Befehl aufgepfropfte Blut- und Boden-happy end nicht hinweg; weiterwartet . . . wartet . . . wartet . . . Die darstellerischen Leistungen der jüdischen Schauspieler, besonders die Israel Beckers, von dem auch die Idee stammte, waren außergewöhnlich. Die der Deutschen wirkten daneben falsch und überdreht.

Es war sehr zu bedauern, daß die amerikanischen Zensurbehörden sich nicht bereit fanden, das Drehbuch dieses Films in seiner ersten Fassung zu belassen. Denn diese entsprach der Wirklichkeit weit mehr als das, was jetzt vorliegt. Allzusehr dämpft hier der in Wahrheit völlig unecht und die tatsächliche Situation nur verschleiernde Schluß, in dem man uns (und was das Erstaunliche ist: anscheinend auch den jüdischen DP's) einreden will, mit einer vorübergehenden Eingliederung in den landwirtschaftlichen Arbeitsprozeß könne das Problem der jüdischen Verschleppten auch nur vorübergehend gelöst werden. Hier erschiene es wirklich angebracht, wenn sich die Amerikaner einmal etwas weniger um ihre, dafür aber um so mehr um die Position der DP's sorgten. Was sich hier zumindest in einer, wenn schon unter amerikanischem Mandat stehenden, so doch wenigstens unbeflüßten Nachzeichnung ihrer ahaversischen Schicksale manifestieren müßte.

Hier sind wir wieder bei dem eingangs gestreiften Kernproblem unserer heutigen Nachkriegsproduktion: der Zensur. Einer Zensur, die in ängstlicher Überspitzung jeden echten Wirklichkeitsanklang, jede objektive, lediglich konstatierende Zeitaussage unmöglich macht; einer Zensur, die lieber zehn seichte als einen problematischen Film passieren läßt; einer Zensur endlich, deren oberstes Gesetz weder die innere Wahrhaftigkeit noch der künstlerisch-menschliche Gehalt eines Drehbuchs ist, sondern die es sich lediglich angelegen sein läßt, das deutsche Erbübel: die farblose Mittelmäßigkeit, in einer Weise zu kultivieren, daß sich einem immer häufiger die Frage aufdrängt: Was soll diese Zensurschraube überhaupt? Den deutschen Film niederhalten etwa, um ihn für den Weltmarkt außer Konkurrenz zu setzen? Oder glaubt man etwa, unserem Elend abhelfen zu können, indem man unsere Filmleute zwingt, uns die Wirklichkeit vorzuenthalten? Warum sonst die Sorge dieser Institutionen, wir könnten filmisch eine objektiv gültige Wahrheit fixieren? Warum hier die nicht abreißende Bevorzugung vordergründigster Dutzendhandlungen

und billigster Aufbaupathetik? Für wen hält man den Deutschen? Für ein Kind, das nicht wüßte, wie es den Fuß setzen sollte?

Wäre es nicht vielmehr allmählich (nach immerhin vier Jahren!) an der Zeit, hier eine grundlegende Neuerung zu erwägen; die Zensurschraube zu lockern; unsere Filmleute, nachdem sie zwölf Jahre untätig abseits standen oder hackenklappende Befehlsempfänger sein mußten, selbst handeln, selbst ihre Themen aussuchen zu lassen?

Man verkünde ein striktes Verbot profaschistische, militaristische und nationalistische Filme zu drehen, übertrage die Überwachung der Ausführung einer überparteilichen und interzonalen, aus O.d.F. und qualifizierten Filmleuten zusammengesetzten deutschen Prüfstelle- und jede (wenigstens auf politischen Bedenken basierende) alliierte Zensurmaßnahme würde hinfällig. Nicht nur das: dem deutschen Film würde endlich die Chance gegeben, die er sich bisher (da ihm die besten Drehbuchentwürfe auf Eis gelegt wurden) hat entgehen lassen müssen.

Wolf-Dietrich Schnurre

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Verantwortung

Es ist ein untrüglicher Maßstab für den inneren Wert eines Menschen, wie weit er echte Verantwortung zu übernehmen bereit und Verantwortung zu tragen fähig ist. Zu dieser entscheidenden Frage bringen drei Bücher wichtige Beiträge. Das erste ist der zweite Band der Gesammelten Aufsätze von Prof. Max Huber „Glaube und Kirche“ (Zürich, Atlantis-Verlag), der dem ersten — in der „Deutschen Rundschau“ lebhaft begrüßten — Band „Heimat und Tradition“ gefolgt ist und demnächst durch einen dritten Band „Gesellschaft und Humanität“ ergänzt werden soll. Dann liegt das Lebenswerk von Max Huber, der in der ganzen zivilisierten Menschheit mit seinem Wirken und seinen Schriften auf die größte Aufmerksamkeit rechnen kann, in so überzeugenden Zeugnissen vor, daß nicht nur seine Landsleute, sondern wir alle aus ihm Nutzen ziehen können. Man muß es erlebt haben, mit welcher gespannten und lautlosen Aufmerksamkeit ein Auditorium folgt, wenn dieser „Grand old man of Swizerland“ das Wort nimmt.

Hatte er im ersten Band die Fragen untersucht, die um das Thema „Heimat und Tradition“ kreisen, so bringt der zweite Band Abhandlungen über die großen Themen, die jeden Staatsmann angehen, wie „Der Christ und die Politik; Staatenpolitik und Evangelium; Sind wir ein christlicher Staat? Una Sancta und Völkerwelt“; ferner eine Auseinandersetzung auch mit kirchenrechtlich aktuellen Fragen vom Standpunkt des Juristen; „Trennung von Kirche und Staat; Das Recht und der christliche Glaube; Das Verhältnis der Kirche zur Politik.“ Als stärkere persönliche Anrede wirken aber die Aufsätze und Abhandlungen, in denen er Zeugnis ablegt von der Unersetzlichkeit der sittlichen Kräfte des Christentums für den Aufbau eines innerlich gesunden staatlichen Lebens und zwischenstaatlicher Beziehungen. Er hat den auszeichnenden Mut, seine bis ins letzte durchdachten Thesen in Form eines persönlichen Bekenntnisses zu geben. Es wird niemand geben, der nicht mit Ergriffenheit die Abhandlungen „Was bedeutet mir der christliche Glaube?“ und „Der barmherzige Samariter“ lesen wird. Wie bei seinen Reden hat man bei der Lektüre seiner Aufsätze das starke Gefühl, daß er aus innerster Verpflichtung heraus jedes Wort wieder und wieder prüft, ob es auch der Forderung nach dem letzten Wahrheitsgehalt gerecht wird.

Es ist kein Zufall, daß im Eingang des Buches eine Ansprache an die Abiturienten des Städtischen Gymnasiums Biel vom 3. Oktober 1947 mit dem Titel „Verantwortung“ gesetzt ist. Denn das ist das Leitmotiv in allen Aufsätzen, die eine Zeit von 40 Jahren bewundernswerter Arbeit umfassen, die keine noch so eingehende Besprechung erschöpfen kann. Der Jurist beginnt mit der Untersuchung der Verantwortung, die dahin definiert wird, daß überall da Verantwortung ist, wo unser Tun und Lassen Wirkungen für unsere Mitmenschen haben. Schon die Bedeutung des Wortes zeigt, daß sie ein begründetes Antworten sein muß im Gegensatz zum bloßen Hören. Das ergibt den grundlegenden Unterschied zum Gehorsam. Denn keine Verantwortung ohne Freiheit.

Aber richtig orientieren können wir uns nur, wenn wir wieder ein Koordinatensystem ewig gültiger Werke anerkennen. Daß eine richtig verstandene Verantwortung, die die Antwort auf die Frage der Stellung des Einzelnen zu der Gemeinschaft gibt, zuletzt sich an den wenden muß, dem wir alle in jedem Tun und Lassen verantwortlich bleiben, zu Gott dem Herrn, ist bei der christlichen Grundhaltung Hubers eine klare Selbstverständlichkeit. So führt uns die Betrachtung zu den beiden Urfragen der Genesis „Mensch, wo bist Du?“ und „Wo ist Dein Bruder?“ Diese beiden „Fragen“ gehen auf das, was alle tieferen Religionen und Philosophien zu allen Zeiten und bei allen Völkern im Grunde allein beschäftigt hat: „die ontologische Frage nach dem Sein, nach der Stellung des Menschen in der Welt und damit nach dem Wesen dieser, und die ethische Frage nach dem Sollen, nach dem Wesen und Sinn des menschlichen Lebens, das immer ein Leben in Gemeinschaft ist. In diesen beiden Fragen wurzelt die Verantwortung.“

Hinter allen Gemeinschaften und Kollektiven steht als letzte lebendige Wirklichkeit der Mensch, und nur in ihm begegnen wir dem Ewigen und Göttlichen. Wohin eine Übersteigerung der Verantwortlichkeit gegenüber dem Staat und anderen Gemeinschaften führt, nämlich zu völliger Verantwortungslosigkeit gegenüber dem Menschen und zu brutalster Unmenschlichkeit, dafür hat uns ja die jüngste Geschichte das Beispiel gegeben, und wir finden ihre Auswirkungen auch in dem Geschehen von heute Tag für Tag. Wenn man auch die zivilrechtliche Verantwortung in weitem Maße durch Versicherungen von sich abbürden kann, so ist diese Möglichkeit bei der letzten Verantwortung nicht gegeben. Sie ist nicht nur die ernsteste Sache, sondern sie zeigt auch den Sinn des menschlichen Lebens. Die Erfüllung der übernommenen Verantwortung ist wie alle letzten Dinge Gnade, und nur die Gnade kann uns befähigen, den Gedanken der Verantwortung in seiner ganzen Tiefe zu erfassen, ohne zu verzweifeln. Die Verantwortung ist eine dreifache: gegenüber der Gegenwart, der Zukunft und der Vergangenheit. Nur ihre Erkenntnis erhebt den Politiker zum Staatsmann. „Der Konflikt rechtlicher und moralischer, nationaler und zwischenstaatlicher Verantwortung ist unlösbar, wenn sie nicht auf eine letzte, gleichzeitig menschliche und göttliche Verantwortung zurückgeführt sind.“

Aus der echten Verantwortung resultiert die richtige Haltung gegenüber dem Leben. So ist es eine organische Verbindung, daß zu dem bedeutenden Buch von Georg C. L. Schmidt „Haltung, Gedankengänge durch das öffentliche Leben“ (Basel, Benno Schwabe & Co.), Prof. Max Huber die Einführung schrieb. In ihr heißt es: „Haltung, rechte Haltung ist äußere und innere Selbstbeherrschung des Menschen, die, weil sie auf freier, durch Einsicht in letzte ethische, darum unaufgebbare Pflichten bestimmter Entscheidung beruht, auch in der Krisis, in Zeiten schwerer Prüfung nicht versagt.“ G. C. L. Schmidt behandelt die Frage der Haltung in ganz konkreten Lebenslagen, ohne die Forderung einer politischen Moral direkt aufzustellen. Schmidt schöpft aus einer großen persönlichen Erfahrung an verantwortlichen Stellen in der Schweiz, hat einen ausgesprochenen Wirklichkeitssinn und eine Aufgeschlossenheit für ethische Maßstäbe, ohne die immer die Gefährdung des Abgleitens in einen haltungslosen Relativismus gegeben ist. Exemplifizierend an den Schweizer Verhältnissen sagt er dank seiner großen Konzeption Gültiges für die Haltung der Bürger eines jeden gesunden Staates aus.

Aus einer ganz unterschiedlichen Atmosphäre und in einer ganz anderen Tonart geht Peter Bamm in seinem Buch „Ex ovo“ (Hamburg, Robert Mölich Verlag) an die Frage der Verantwortung heran. Dr. Curt Emmrich, der hinter dem in ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus bekannten Pseudonym Peter Bamm steht, ist Arzt und Chirurg. Nach einer chirurgischen Praxis, die während des letzten Krieges durch seine Leitung eines Feldlazarettes ihm eine gewaltig große Erfahrung gebracht hat, nimmt er jetzt in diesem Buch Abschied von der medizinischen Wissenschaft. Bekannt geworden ist er als ein „ungezogener Liebling der Grazien“, dem von den freundlichen Göttinnen eine bei Deutschen sehr seltene Gabe in die Wiege gelegt wurde, nämlich wirklicher Charme, durch seine ironisch-überlegenen Zeitglossen, die regelmäßig jede Woche in der DAZ erschienen, und hinter deren leichter und witziger Form eine helle Erkenntnis ohne Konzessionen aller menschlichen Gebrechlichkeit und der Zusammenhänge stand. Als Fritz Klein die DAZ verließ und die „Deutsche Zukunft“ gründete, ging Peter Bamm mit ihm. In zwei Büchern „Die kleine Weltlaterne“ und „Der I-Punkt“ hat er eine große Zahl seiner Essays der damaligen Zeit zusammengefaßt, beide ebenso wie das neue „Ex ovo“ ausgestattet von Olaf Gulbransson. Weltoffen und weltkundig, ein Wissender, der hinter den Schleier gesehen hat und trotz seiner Erkenntnisse das souveräne Lächeln nicht verlernte, betrachtete er die Welt und ihr Getriebe und beleuchtete mit dem prasselnden Feuerwerk seines Witzes, den er gelegentlich nach Morgensternscher Art bis zum metaphysischen Trall sich steigern ließ, die Hintergründe der menschlichen Narrheit, immer elegant und konziliant auch in seiner Polemik, ohne die Verpflichtung gegen die sittlichen Kräfte einer echten Humanität zu verleugnen. Der Reichtum Peter Bammes an erlebten und wohl gelegentlich selbst erfundenen Anekdoten, Einfällen, Geschicht-

chen und funkelnden Paradoxen ist unerschöpflich. Er versteht die in Deutschland so seltene Kunst, schwere Dinge leicht zu sagen, wie auf anderer Ebene Werner Finck. Es ist schwer, im deutschen Schrifttum Vorläufer zu suchen. Denn sein Stil und seine Art sind einmalig. Vielleicht Lichtenberg. Denn wie bei diesem gerät man bei der Lektüre seines neuen Buches in die Versuchung, mit dem Bleistift zu lesen, um vielleicht einmal ein Peter-Bamm-Brevier herauszuholen. Seine Abrechnung mit der medizinischen Wissenschaft erweitert sich zu einer Abrechnung mit den Naturwissenschaften überhaupt und mit dem Jahrhundert, in dem die Naturwissenschaften ihre verhängnisvolle Blüte erreicht haben, dem 19. Jahrhundert. Seine Kritik dringt überall bis zu dem letzten Kern vor, und vor dem diagnostischen Blick Peter Bammes enthüllt sich das Krankheitsbild. Seine Kritik ist gestützt auf eine stupende Belesenheit und ein großes Wissen, das weder auf sein Fachgebiet noch auf die deutsche Kultur und Literatur beschränkt ist, sondern seine Eideshelfer aus den europäischen, ja auch den asiatischen Literaturen nimmt. Er sieht die Krise der Medizin als einen Teil der Menschheitskrise.

Als sich die Menschheit im Mittelalter aus dem Glauben zu lösen begann und ihren Vormarsch in das Land der Forschung antrat, da war das ein Schritt, der in Wahrheit ein zweiter Sündenfall war, nur daß diesmal der Mensch sich selber aus einem Paradies vertrieb, ohne zu wissen, daß es Luzifer war, der das Licht des Wissens und die Verlockung zu ihm vor ihr hertrug und daß Luzifer ein gefallener Engel war.

Es liegt in der Art des Menschen, der Natur ihre letzten Geheimnisse zu entreißen, weil er dadurch die Grenzen seiner Macht erweitert. Das 19. Jahrhundert sah nur die Vorteile, nicht die Konsequenzen der großen Erfindungen und Entdeckungen der Technik und der Naturwissenschaften, unterschätzte die Steigerung der Begehrlichkeit und ewiger Unruhe und das stete Gefährdetsein des von allen Bindungen gelösten Geistes. Der Mangel an Verantwortung aber liegt darin, daß die menschliche Einsicht sich keine Rechenschaft darüber abgelegt hat, wohin die praktische Anwendung wunderbarer Forschungsergebnisse führen kann. Man legte sich keine Rechenschaft darüber ab, daß man auch außerhalb des rechtlichen Bereichs nach allen Folgen unseres Tuns für unsere Mitmenschen zu fragen und unser Tun danach zu gestalten hat. Über den gewaltigen Fortschritten und der Erweiterung der menschlichen Machtfülle überlegte man nicht, daß die Apparate einmal umschlagen und aus produktiven und zeugenden Leistungen plötzlich negative und zerstörende werden konnten. Aus der Hygieneforschung ergab sich die Möglichkeit des Bakterienkrieges, aus der Chemie mit der Gewinnung des Stickstoffes aus der Luft die des Gaskrieges, aus der Physik — die der Atombombe! Die Menschen mit dem unbegrenzten Forschungstrieb vergessen, daß das Wissen sowohl Gottes wie des Teufels ist. Niemand hat erkannt, daß die Frage, wie der Mißbrauch der Erkenntnis zu verhindern wäre, weitaus wichtiger ist als die Bewahrung von Staatsgeheimnissen. Die Forschung an sich hat der Mensch-

heit eine Aufgabe gestellt, die bisher überhaupt noch nicht gesehen worden ist, nämlich die Aufgabe, sich den Ergebnissen der Forschung gewachsen zu zeigen. Die Menschheit und die Wissenschaft haben vergessen, daß die Humanitas das Hauptstück der abendländischen Kultur ist, und daß es keine abendländische Humanitas geben kann, die ihre Quelle nicht im Christentum hat. Selbst da, wo „das Christentum seine lebendige Wirklichkeit verliert, geht zu unserem Glück die lebendige Wirksamkeit der Humanitas nicht gleichzeitig zugrunde“.

„Und nun steht der Mensch wieder am Rande der Erkenntnis und starrt hinaus in die großartige, unbekannte Weite, in die geistige Landschaft des Unerforschten, wo unverändert Luzifers Licht leuchtet in seiner verführerischen Schönheit. Wir wissen nicht, ob wir dabei zugrunde gehen werden, die Frage ist, ob wir versuchen sollen, es zu verhindern.“

Peter Bamm zeigt, wie die Neugier des Menschen, der sich ablöst vom Glauben und der Frömmigkeit, um zum Wissen zu gelangen, auf den Weg ins Unbekannte führt. Die Sorglosigkeit, mit der das Wissen auf das Leben angewendet wird, ist nicht von der Ratio bestimmt, sondern naiv. Klar aber ist, daß die Folgen der Erkenntnisse in ihrer Anwendung auf das Leben mit der Ratio allein nicht bewältigt werden können. Peter Bamm hat die Tragik erkannt, die aus der menschlichen Natur entspringt, und sieht die furchtbare Gefahr, in der heute die ganze Menschheit steht; er spricht aber von ihr in seiner einzigartigen Form und bleibt immer ganz unpathetisch.

Die Forderung nach der Verantwortung gegenüber der Menschheit im allgemeinen und dem Abendland im besonderen geht dahin, daß das Abendland mit einem Verlassen seiner christlichen Grundlagen sich selbst aufgeben würde. Er verlangt auch für die wissenschaftliche Medizin die Tugend der Toleranz und durch ein ganz neues Denken. Dann würde man den „Technischen Menschen“, den „moral insane“, den „Radiohörer“, den „Standardkäufer“, den „Massenmenschen“ in Zukunft als Krankheitsbegriff kennen. Dann würden die jungen Mediziner ihr Vorphysikum besser bei der theologischen Fakultät ablegen, damit sie nicht an der Leiche, sondern an der Seele lernen, wer dieser Mensch ist, den sie von seinen Leiden heilen sollen. Bei Lösung dieser Aufgabe müßte die wissenschaftliche Medizin zu ihren Wundermitteln ein halbes Milligramm substantiae humanitatis hinzufügen. Das ist der Stein der Weisen, mit dessen Hilfe allein wir die Aufgabe lösen können: das neue Denken, die neue Toleranz, die neue Bescheidenheit, die neue Mannigfaltigkeit, die neue Humanitas. Das Buch schließt mit den Worten: „Das Gesicht der großen Sphinx der Zukunft ist undurchdringlich. Unbewegt blickt ihr Auge in die untergehende Sonne des Abendlandes. Von ihren Löwenpranken ruht die eine auf der Atombombe, die andere auf dem Stein der Weisen. Das Schicksal der Welt wird davon abhängen, welches dieser beiden Dinge das spielende Kind der Schöpfung sich nehmen wird. Niemals hat es eines Engels nötiger bedurft.“

André Gide schreibt einmal: „Man entdeckt keine neuen Welteile, ohne den Mut zu haben, alle Küsten aus den Augen zu verlieren. Doch unsere behutsamen Literaten fürchten sich vor dem hohen Meer: das Geschäft, das sie betreiben, ist nur Küstenschiffahrt.“ Das trifft nicht nur für die Literaten zu. Nun — Peter Bamm hat den Mut der Hochseefahrt. r. p.

Machiavelli gestern und heute

Im Jahre 1921 wurden die von dem Franzosen Maurice Joly 1864 veröffentlichten „Gespräche in der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu“ als die Grundlage der berüchtigten Protokolle der Weisen von Zion erkannt. Dieser Nachweis konnte das bemerkenswerte Buch, das seinem Untertitel gemäß den „Machiavellismus im 19. Jahrhundert“ darstellen will, nicht aus seiner Verschollenheit herausholen, die jetzt durch eine deutsche Ausgabe (Richard Meiner Verlag Hamburg 1948, 218 S.) beendet werden soll.

Auf dem Hintergrund des Zweiten Kaiserreiches läßt ein erklärter Gegner Napoleons III. den Geist Machiavellis in einem Gespräch mit dem Geist Montesquieus als demokratischem Gegenspieler das Bild eines modernen totalitären Staates entwickeln, wie er uns siebzig Jahre später bis in Einzelheiten hinein entgegengetreten ist. Der Herausgeber und Übersetzer Hans Leisegang, (dem inzwischen der Machiavellismus der Ostzone seine Jenenser Professur entzogen hat), sagt von diesem Buch, daß es nicht zeitgebunden oder zweckbestimmt, sondern ein überzeitliches philosophisches Werk sei.

In der Tat ist es die wissenschaftlich ernste Anwendung der Grundsätze des Machiavellismus auf die

modernen Massenstaaten. Dennoch erschauern wir Späteren ob der Erfahrung, daß die Konsequenzen der doppelten Moral in unserm Jahrhundert noch viel erbarmungsloser gezogen werden konnten, daß vor allem die modernen „Führer“ viel automatischer, als es dem geistvollen Verfasser des Dialogs vorstellbar war, trotz ihrer gegenüber dem „Principe“ viel abgründigeren Dämonie ihrerseits nur die Funktion einer apokalyptischen Masse sind.

Mit dieser ersten deutschen Übersetzung der „Gespräche in der Unterwelt“ eröffnet der Verleger Richard Meiner eine „Neue Philosophische Bibliothek“, die die Tätigkeit des väterlichen Verlages von Felix Meiner in Leipzig ergänzen und weiterführen will.

Heinrich Merschmann

Recht und Sittlichkeit

Nicht das Bestehen einer Gesetzesordnung macht den Rechtsstaat aus. Wir wissen heute aus eigener Erfahrung, wieviel Willkür und Ungerechtigkeit, wieviel innere Unsittlichkeit „gesetzlich“ bestehen können. Die moralische Verbindlichkeit und sittliche Autorität eines Gesetzes hängt nicht von seiner formalen Legalität ab — jeder Diktator ist in der Lage, jede beliebige eigene Absicht formal-

juristisch einwandfrei willkürlich zu Gesetz werden zu lassen. Diese Möglichkeit führt den Sinn dessen, was „Gesetz“ sein soll, ad absurdum, sobald sich das Gesetz allein auf die formale Zulässigkeit seines Bestehens stützt. Das Gesetz als Ausdruck einer Absicht, eines Willens — auch des „guten Willens!“ — des Gesetzgebers ist eine Paradoxie, eine sinn-aufhebende Unmöglichkeit, die wirkliches Recht stets vernichtet. Der solche vertretenden positivistischen Auffassung gegenüber steht die Jahrtausende alte Lehre vom Naturrecht: Mit dem Sein des Menschen sind zugleich ursprüngliche Rechte und natürliche Verbote mitgegeben, die seinem Wesen, seinem Menschsein unmittelbar und evident entspringen. Von diesen zentralen, unveränderlichen Geboten, die der 2. Tafel der zehn Gebote entsprechen, ausgehend, läßt sich eine natürliche Rechtsordnung ableiten, welche unmittelbar durch das Gewissen verpflichtet, sobald sie in ihrem unveränderlichen Sein erkannt wird. Das positiv geltende Gesetz des Staates ist nun nicht eo ipso auf Grund seiner formalen Existenz schon verpflichtend (Positivismus), sondern erst und allein insofern, als er die konkrete Manifestation dieser Naturrechtsordnung unter Berücksichtigung und in Anwendung auf die historisch gegebenen jeweiligen Umstände darstellt. Die Bindung des Gesetzgebers an die sittliche Ordnung des natürlichen Rechtes erst unterscheidet den bloßen Gesetzesstaat — der eine Tyrannis ohne jede Sittlichkeit sein kann — vom Rechtsstaat. Die wechselvolle historische Auseinandersetzung dieser beiden Rechtslehren behandelt der

seit 1938 in Amerika lehrende Rechtsphilosoph Heinrich Rommen in dem Buche „Die ewige Wiederkehr des Naturrechts“ (verlegt von Joseph Kösel in München) bis auf die heutige Zeit. Die Bedeutung einer solchen Darstellung in der augenblicklichen Situation kann kaum überschätzt werden. Neben der historischen Entwicklung von der Antike über Aristoteles, die Scholastik bis in die Gegenwart bringt das Buch in einem zweiten Abschnitt eine erschöpfende Darstellung von Grundlagen und Wesen des Naturrechts. H. v. Dittfurth

S. Fischers Bibliothek

Als seinerzeit „Fischers Bibliothek Zeitgenössischer Romane“ mit ihren gelben Einbänden erstmalig erschien, bedeutete das eine Sensation für alle literarisch interessierten Menschen und einen Umsturz insoweit, als zum erstenmal literarisch wertvolle Erzählungen und Romane zu einem billigen Preise dem Publikum zugänglich gemacht wurden. Es ist bekannt, wie durch die Politik der Nazis der um die moderne deutsche Literatur hochverdiente Verlag S. Fischer sich spalten mußte in den Verlag Bermann-Fischer, der in die Emigration ging, und den Suhrkamp-Verlag, der unter Ausnutzung der engen gebliebenen Möglichkeiten das Niveau des alten Verlages mit Erfolg gehalten hat. Nun beginnt mit „S. Fischers Bibliothek“ wieder die Zusammenarbeit beider Verlage, und in wohlverständener Pietät trägt die

neue Sammlung den Namen S. Fischers.

Während früher nur der kleine Roman und die Erzählung berücksichtigt wurden, bringt die neue Bibliothek auch große Romane. Die erste Serie liegt jetzt vor. Alle folgenden sollen ebenso wie sie je einen Roman eines Deutschen aus dem deutschen Verlag, eines Deutschen aus der Emigration und eines Ausländers bringen.

In der ersten Serie ist Thomas Mann mit „Ausgewählten Erzählungen“ (DM 3.50) vertreten, enthaltend die letzte Fassung der „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, „Der Tod in Venedig“, „Unordnung und frühes Leid“, „Mario und der Zauberer“, und erstmalig für Deutschland „Die vertauschten Köpfe“. Weiter Hermann Hesse, der nicht zur Emigration gerechnet wird, mit der Erzählung „Narziss und Goldmund“ (DM 3.—) mit ihrer wagemutigen Problemstellung, die damit das hundertste Tausend überschreitet, und als Ausländer Ernest Hemingways mit „Wem die Stunde schlägt“ (DM 4.—), dieser bis ins Letzte aufwühlenden Erzählung aus dem spanischen Bürgerkrieg.

Der billige Preis ist sehr zu begrüßen, da wir dringend gegenüber so vielen minderwertigen Angeboten dem größeren Lesepublikum literarisch wertvolle Lektüre wünschen müssen. Sicherlich wird es gelingen, in den künftigen Serien einen noch etwas weniger gedrängten Druck zu ermöglichen.

Vorgesehen für die nächsten Serien sind als Autoren Ernst Penzoldt, William Saroyan, Stefan Zweig, Jo-

sef Conrad, J. B. Priestley und Carl Zuckmayer.

Der weitere Zusammenhang der beiden Verlage wird sich auch auf die Herausgabe der „Neuen Rundschau“ erstrecken, von deren Arbeit in den Jahren 1945—1948 ein eben erschienener Auswahlband „Die Stockholmer Neue Rundschau“ (Berlin, Suhrkamp-Verlag, 460 S., DM 8.—) mit seinen 32 Beiträgen eine überzeugende Rechenschaft ablegt.

r. p.

Aufhellung des Dunklen

Es gibt Handbücher und — Handbücher. Die meisten spotten schon durch den Umfang ihres Namens und können nur von zwei starken Männern getragen werden. Andere stehen sich durch ihre abgründige Gelehrsamkeit selbst im Lichte. Was ein wirkliches Handbuch ist, weiß man vornehmlich in England, dem klassischen Land der Jahrbücher und Almanache. Zum Besten, was bei uns in Deutschland seit Kriegsende an Handbüchern erschienen ist, gehört das „Handlexikon der Philosophie“, welches Erwin Metzke im F. H. Kerle-Verlag herausgegeben hat (Heidelberg 1948, 457 S., DM 15.—). Der Herausgeber stellt das Buch unter das Schelling-Wort: „Das Gefährlichste für den Menschen ist die Herrschaft dunkler Begriffe“. Wie bitter haben wir das erfahren! Mit dieser Devise wird zugleich klar gestellt, daß es sich nicht allein um ein Handbuch für „Philosophen“ handelt — worunter sich der Deutsche meist ältere Herren mit Rauschebärten vorstellt —, sondern um

ein Hilfsmittel für alle Freunde der Weisheit, ja für den geistigen Menschen überhaupt. Wer hätte nicht während der letzten Jahre immer wieder das Bedürfnis verspürt, rasch einmal nachzuschlagen, was denn eigentlich der viel besprochene Existentialismus ist? Besonders nützlich ist auch das 120 Seiten umfassende Philosophen-Verzeichnis am Ende des Buches. Alles in allem: ein hervorragendes Werk, das (zu angemessenem Preis) seinen Dienst bei der Aufhellung des Dunklen verrichten wird.

h. l.

Zwei Emigranten

Wir sind nicht verwöhnt, von dem einzigen Carl Zuckmayer abgesehen, in den Büchern deutscher Emigranten den Versuch einer gerechten Würdigung der deutschen Dinge zu finden. Das ist durchaus verständlich, und wir beklagen uns nicht. Denn das, was diesen Deutschen in der Hitlerzeit zugefügt worden ist, verlangt nahezu übermenschliche Selbstzucht, um nach Gerechtigkeit zu streben. Nun sind aber in der Schweiz Bücher von zwei deutschen Emigranten erschienen, die sich wohlthuend von der sonst gewohnten Emigranten-Literatur unterscheiden.

Der eine von ihnen ist Karl Wilczynski, der mit seinen Episoden aus dem Leben eines Grandseigneurs „Über Liebe, Treue und sonsterlei“ (Zürich, Werner Classen-Verlag) in der überlegenen Haltung und dem auch vor Zynismen nicht zurückscheuenden Witz eine Ergän-

zung zu seinem ersten, in der „Deutschen Rundschau“ schon gewürdigten Buch „Abenteurer wider Willen“ (Winterthur, Mondial-Verlag), der ohne Pathos und Bitterkeit geschriebenen Geschichte seiner Emigration, bringt. Er hat auch ein nahezu vergessenes Kabinettstück wieder zum Leben erweckt durch Veröffentlichung des Tagebuchs einer Schweizer Reise, die August Graf von Platen-Hallermünde nach den Befreiungskriegen im Jahre 1816 als Frucht eines wohlverdienten Urlaubs unternahm mit dem Titel „O wonnevolle Reiselust“. Es ist mehr als lehrreich, Platens Erfahrungen in der Schweiz mit der heutigen Schweiz zu vergleichen, und die Lektüre ist durchaus kurzweilig (Zürich, Werner Classen-Verlag).

Der andere der Emigranten ist Sammy Schmitt. Sein erstes Buch, „X, mein Partner“, hebt sich von der Überfülle der Flüchtlings- und Konzentrationslager-Literatur in einer besonderen Weise ab. In ihm kommt ebenso wie in seinem zweiten Buch, „Das Glück, ein Narr zu sein“ (beide Winterthur, Mondial-Verlag) ein Menschentum zum Ausdruck, das höchste Anerkennung verdient. In einer vorbildlichen Schlichtheit und ohne jedes Heroisieren gibt er Rechenschaft über seine Erlebnisse, als er aus Deutschland fortgehen mußte, in Frankreich und in französischen Flüchtlingslagern und seinem Refugium in der Schweiz. Hier hat ein junger Mensch, dem Bösestes zugefügt wurde, aus der Fülle des Hasses Liebe gesogen. Er blieb seelisch unverwundbar und zeigt kaum Narben seiner Leiden. Das

konnte ihm nur gelingen, weil er seine Zuflucht in Gott gesucht und gefunden hat. Was er in der Erzählung „Das Glück, ein Narr zu sein“ über das Schicksal des jüdischen Volkes in der Erzählung von Moses sagt, das allein würde genügen, den dringenden Wunsch zu unterstützen, daß ein deutscher Verleger dieses Buch ebenso wie sein anderes und die Bücher von Karl Wilczynski dem deutschen Leser zugänglich machte. Sammy Schmitt weiß, daß Gott liebt und geliebt sein will, und daß dies heute ebenso gilt wie von jeher, und daß der Glaube eine Gewißheit ist. Den Einwand, daß es Narrheit sei, sich auf etwas, das nicht auf Verstand gegründet ist, zu stützen, wehrt er mit den Worten ab: „Dann ist Narrheit Glück.“

r. p.

Kopernikus

Das Leben des großen Astronomen, dessen Biographie Hermann Kesten veröffentlicht („Copernicus und seine Welt“, Querido Verlag, Amsterdam), ist arm an äußeren Ereignissen gewesen, ein ruhiges Gelehrtenleben mit ein paar Reisen in der Jugend, der gleichgültigen Verwaltungsarbeit, die ein Domherr zu leisten hatte, mit Alltagskleinkram, Alltagsärger, der Einsamkeit des Forschers, ein paar Feinden, die ihm sein Dasein verbitterten, und ein paar Freunden, die zu ihm hielten. Sensationell war nur seine Entdeckung, die er erst kurz vor seinem Tode veröffentlichte und die ein Jahrhundert brauchte,

um sich auch nur in der gelehrten Welt durchzusetzen. — Hermann Kesten, in den letzten Jahren vor dem Dritten Reich als Satiriker und geistreicher Romancier bekannt geworden, malt die Zeit und die Welt des Frauenburger Domherrn mit einer Vielfalt von Farben, die den geübten Erzähler verrät. Das Jahrhundert der Renaissance und der Reformation wird mit der Fülle seiner Künste, Wissenschaften, Kriege und Intrigen lebendig, mit seinen Königen, Fürsten, Bürgern, Leibeigenen, Gelehrten, Feldherrn, Abenteurern und Spekulanten, ein bunter Hintergrund, von dem sich das einsame und erfüllte Leben des Kopernikus mit plastischer Kraft abhebt, und deutlich gemacht wird nebenher auch das wissenschaftliche Weltbild der Kopernikus, Kepler, Galilei und ihrer Nachfolger bis zur Gegenwart: ein weiteres Verdienst dieser lebendigen und geistreichsten Biographie, die in den letzten Jahren zu uns gekommen ist. Klaus Herrmann

Unter falscher Flagge

Über den Geschmack soll man bekanntlich nicht streiten. Wenn also ein Verleger Vergnügen daran hat, schlechte Bücher zu veröffentlichen, so soll man ihn nicht daran hindern. Ein Buch gewinnt auch dann nicht an Qualität, wenn man um des Verkaufs willen auf den Umschlag schreibt: „Ein Buch, das verboten werden mußte.“ Der Autor Gilbert Merlin ist uns im übrigen unbekannt. Sein Buch „Ein Marsmensch reist

durch unsere Zeit" ist so albern und langweilig, daß man bezweifeln muß, ob alle Leser überhaupt bis zu den zwanzig Seiten pornographischer Phantasien am Ende vordringen werden. So brauchte man sich über die ganze Geschichte nicht aufzuhalten, wenn nicht im Impressum zu lesen wäre: „Verlag der Europäischen Bücherei, H. M. Hieronimi, Bonn“. Was über solchem Signum erscheint, kann dem nicht gleichgültig bleiben, dem Europa mehr bedeutet als eine geographische Bezeichnung. Wir können uns sehr wohl eine Europäische Bücherei vorstellen. Deren Aufgabe wäre etwa, die hervorragendsten Werke der bedeutendsten Geister Europas zusammenzufassen. Hier aber wird der Versuch gemacht, unter falscher Flagge etwas in Verkehr zu bringen, was allenfalls in den Sümpfen Europas seine Heimat hat. Wir protestieren im Namen Europas.

h. l.

Von, über und für Europäer

Die Menschen europäischer Gesinnung sind heute nicht selten. Wo aber findet man noch oder schon wieder Menschen, die echte Träger europäischen Geistes sind? Wenige nur gibt es. Unter den wenigen ist einer der Echtesten und Edelsten der Schweizer Carl J. Burckhardt. Der Verlag Hermann Rinn in München hat zwei kleine Schriften herausgebracht, die zum eiserne Bestand jeder europäischen Bücherei gehören. Die „Erinnerungen an Hofmannsthal und Briefe des Dichters“ zählen zu dem Gültigsten,

was bisher über diesen großen europäischen Dichter unseres Jahrhunderts ausgesagt worden ist. Köstlicher fast noch erscheint uns „Ein Vormittag beim Buchhändler“. Dieses kleine Meisterwerk zu beschreiben, hieße schon, es zu zerstören. Man lese und erkenne, was Europa ist. Wer's hier nicht fühlt, der wird es nie erjagen! — Dem Verlag gebührt Dank für die schöne und würdige Ausstattung der beiden Bändchen. h. l.

Russisches

In Sammelbänden wie in Einzelausgaben liegen wertvolle Übersetzungen von Werken der großen Russen vor. Von Nikolai Lesskow ist, übersetzt von Hans Ruoff, „Der versiegelte Engel“ erschienen (Piper-Bücherei, München); ferner, übersetzt von Mascha Schillskaja, „Der Gaukler Pamphalon“ (Kleine Reihe des Verlages Classen & Würth, Darmstadt) und schließlich „Am Ende der Welt“, übersetzt von Erich Müller und mit einer Einführung von Reinhold Schneider in der „Abendländischen Reihe“ des Herder-Verlages, Freiburg. — Von A. P. Tschchow bringt die Dietrichsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig zwanzig „Meistererzählungen“ in der Übersetzung von Reinhold Trautmann, der auch eine Einleitung dazu geschrieben hat. — Die „Studien-Bücherei“ (Hermann Böhlaus Nachf., Weimar) zeigt je ein Heft Gedichte von Alexander Puschkin und Michael Lermontow im Urtext mit Erläuterungen und Einlei-

tung in deutscher Sprache. — Schließlich verzeichnen wir die Sammlung „Russische Liebesgeschichten“ von neun Klassikern, die Johannes von Guenther im Keppeler-Verlag, Baden-Baden, herausgebracht hat.

D. R.

Antikes

Die Neuauflage der Homerischen Odyssee in der meisterhaften Übersetzung durch R. A. Schröder (Suhrkamp-Verlag, Berlin) bedarf keiner besonderen Empfehlung; Verantwortungsgefühl, Einfühlungsvermögen, Wortgehalt und umfassende Sachkenntnis des Übersetzers werden heute von niemandem übertroffen. — Beachtlich sind neue Verdeutschungen der großen Tragiker. Der Fundament-Verlag, Berlin, bringt die Perser, den Prometheus und den Agamemnon des Aischylos in einem Bande, der von dem sorgfältigen Übersetzer, Wilhelm Leyhausen, mit einem temperamentvollen Vorwort, einem Lebensbild des Dichters und je einer Einleitung gut ausgestattet worden ist. Bei Herder in Freiburg erschien in der „Abendländischen Bücherei“ der „Ödipus auf Kolonos“ des Sophokles in der Übersetzung von J. J. C. Donner und mit einer sehr bemerkenswerten Einführung von Reinhold Schneider. — In eine ganz andere Atmosphäre

führen uns die Komödien des Plautus der Sammlung Dieterich, Leipzig. Die Übertragung Raimund Leanders, der auch die Einführung schrieb, bringt eine gelungene Vereinfachung der Rhythmen. — Ebenfalls in der Sammlung Dieterich ist das unsterbliche Märchen „Amor und Psyche“ des Apuleius erschienen, das schönste Stück aus dem großen Roman „Der goldene Esel“ (Metamorphosen).

D. R.

Deutsches Kunst-Adreßbuch

Der „Deutsche Adreßbuch-Verlag Dr. Walter Koppert GmbH“ in Berlin bereitet gegenwärtig die Herausgabe des ersten deutschen Kunst-Adreßbuches vor. Dieses wird in sechs Abteilungen Auskunft geben über alle Kunstbehörden und -institute, Kunst- und Bildungsanstalten, Sachverständige, den Kunsthandel, Verleger und Sortimenter sowie über Kunstwerkstätten, Kunsthandwerk und -industrie in allen vier Zonen Deutschlands. Angesichts der allgemeinen Verwirrung, die durch den Krieg in öffentlichen und privaten Kunstsammlungen angerichtet worden ist, besteht weithin das dringende Interesse an einer solchen zusammenfassenden Übersicht. Das Unternehmen des Berliner Verlages verdient daher Förderung und Anerkennung.

h. l.

Der Aufsatz „Die Tradition der großen Mächte“ von Eberhard von Vietsch in Nr. 4/1949 war ein Abdruck aus dem gleichnamigen Buch des Verfassers, das im Herbst in der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart erscheinen wird.

In den letzten Heften der DEUTSCHEN RUNDSCHAU lasen Sie u. a.:

Hanns-Erich Haack: Frankreich — Zerstörer oder Begründer Europas?

Carlo Schmid: Deutschland, Frankreich und Europa

Helmut Lindemann: England — Europas Helfer oder Hemmschuh?

Arthur W. Just: Amerika und die Weltrevolution

Lesen Sie im Juni-Heft den Aufsatz:

Karl-Heinz Abshagen: Patriot Canaris.



Der rückenfreie
„Kurz“-Rucksack beglückt!
Herrengröße DM 22,- Damengröße
DM 20,- Kurz-Rucksack-Zweimann-
zelt DM 100,- Nachnahme.
KURZ-GmbH. (14a) Bietigheim

Pierre Lecomte du Noüy

DIE
BESTIMMUNG DES
MENSCHEN

„Ein Buch von so fundamentaler Einsicht
und Tragweite kann man nicht öfter als
ein- oder zweimal in einem Jahrhundert
erwarten“.

Nobelpreisträger Robert A. Millikan

In Halbleinen gebunden Preis DM 8.50

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart

